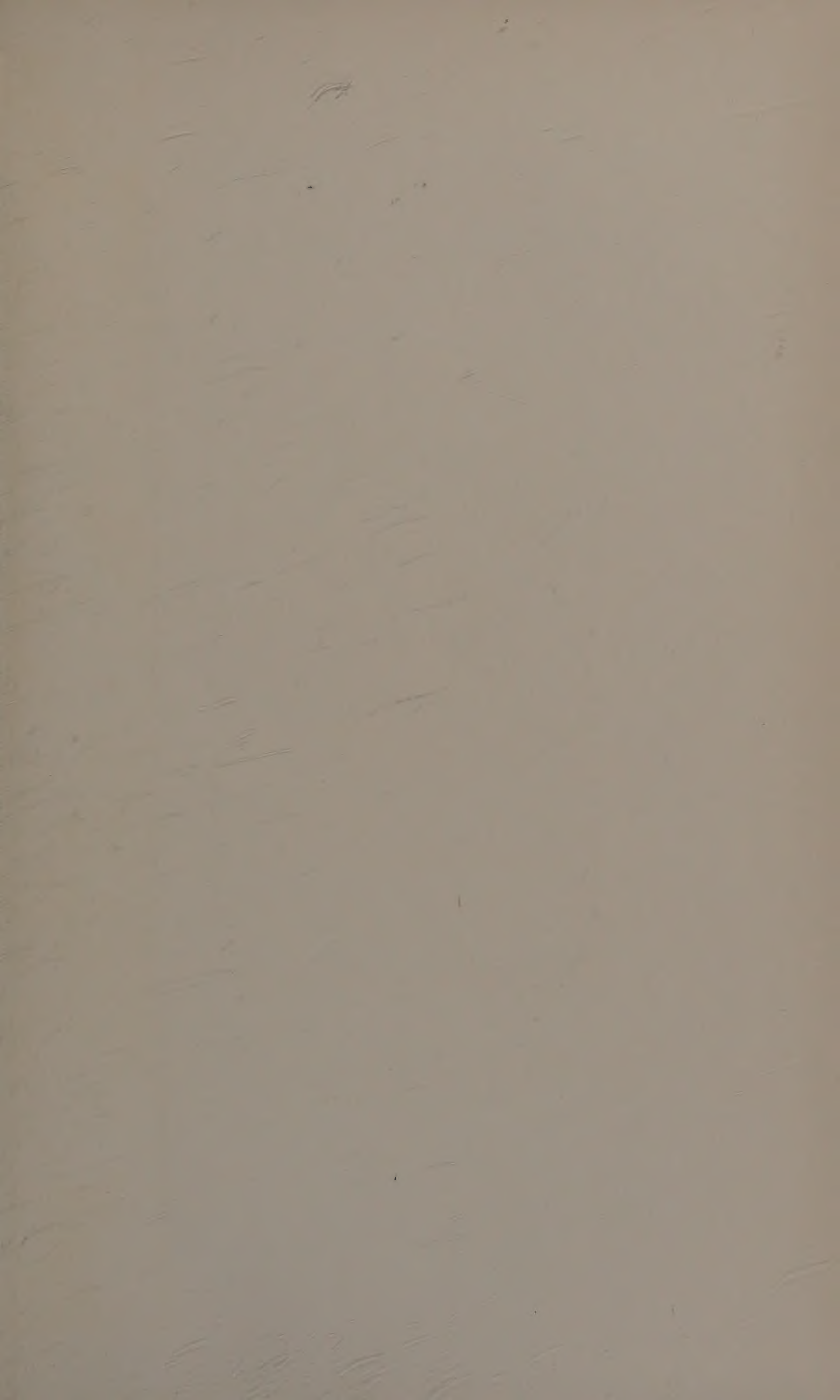
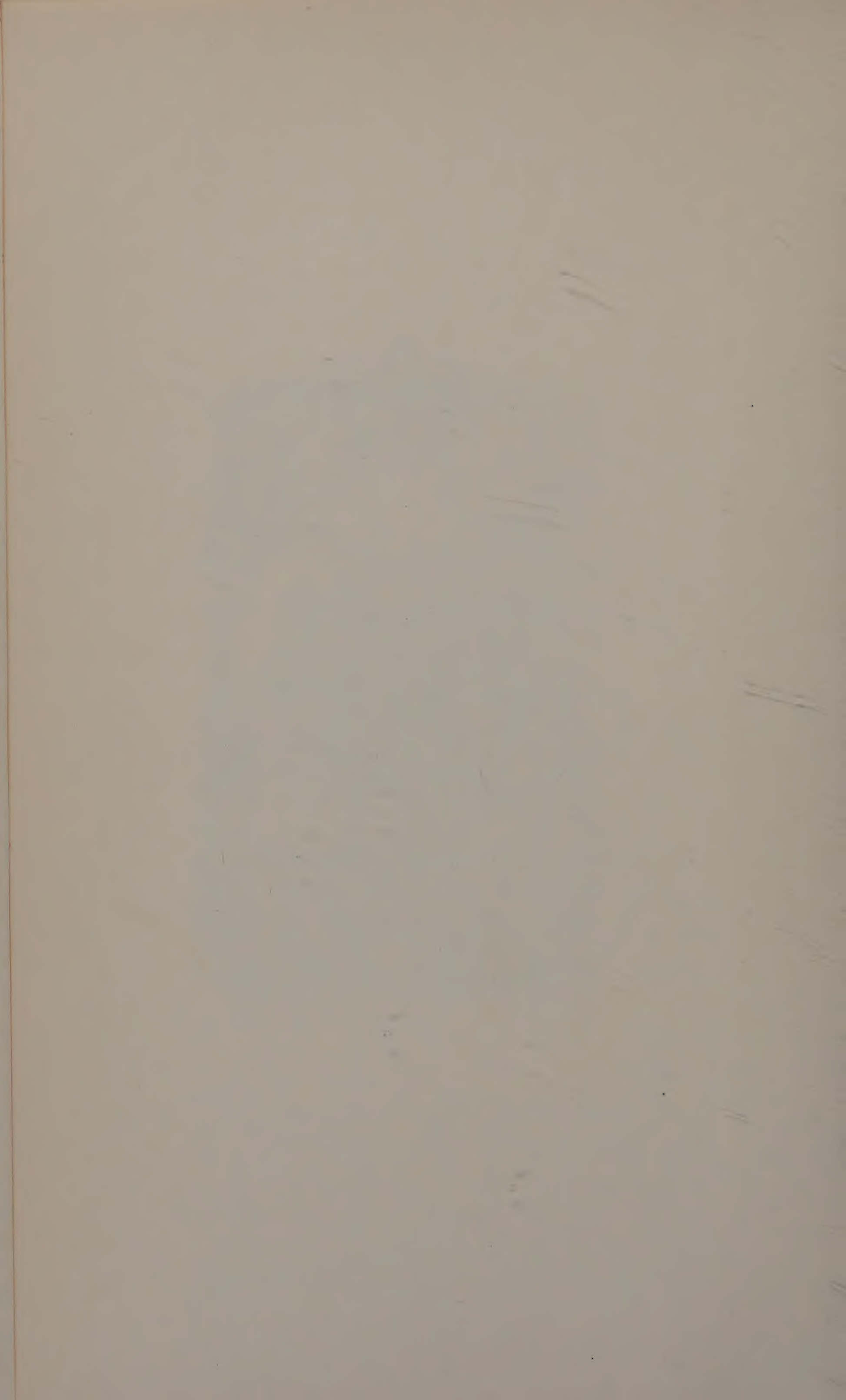
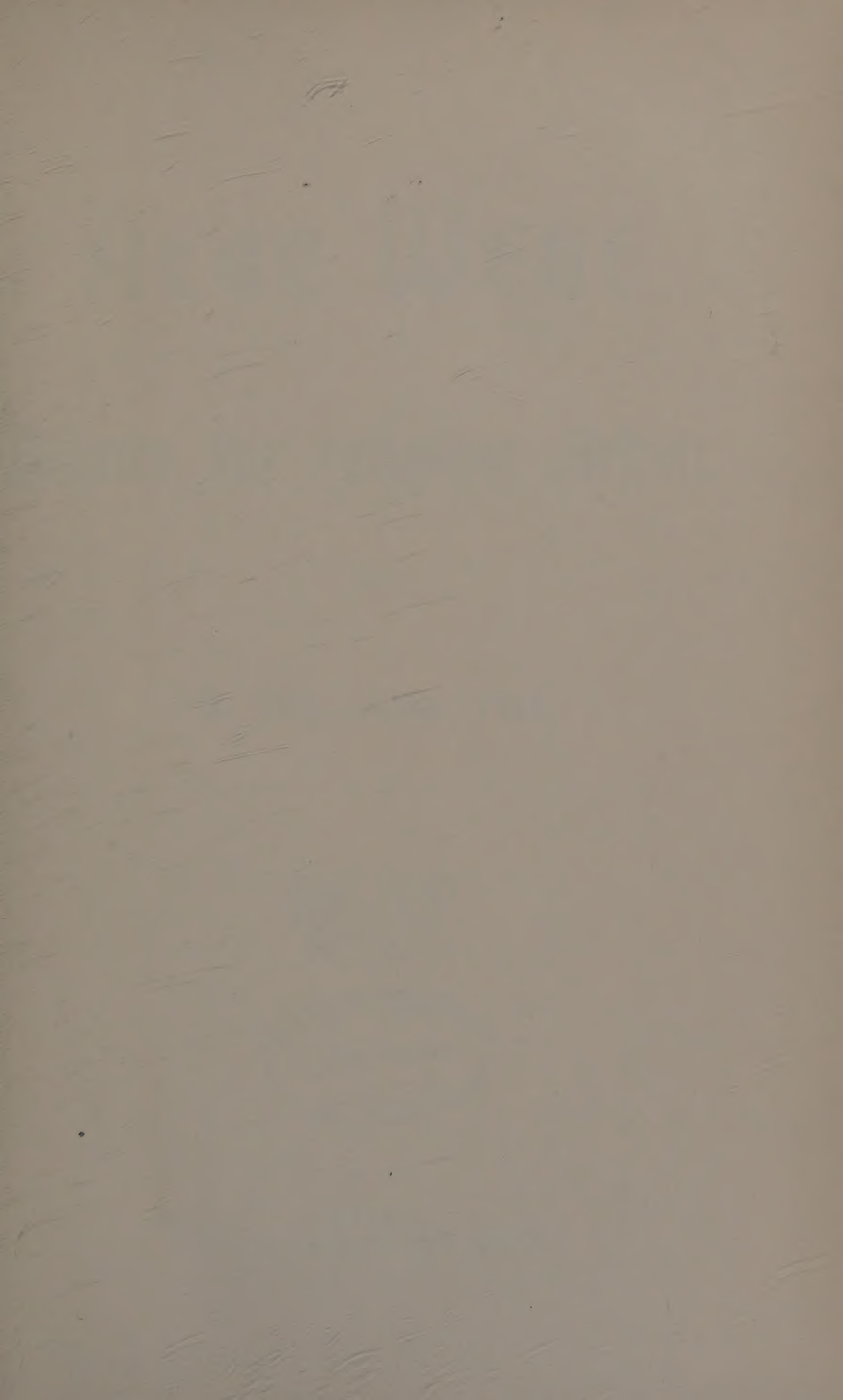
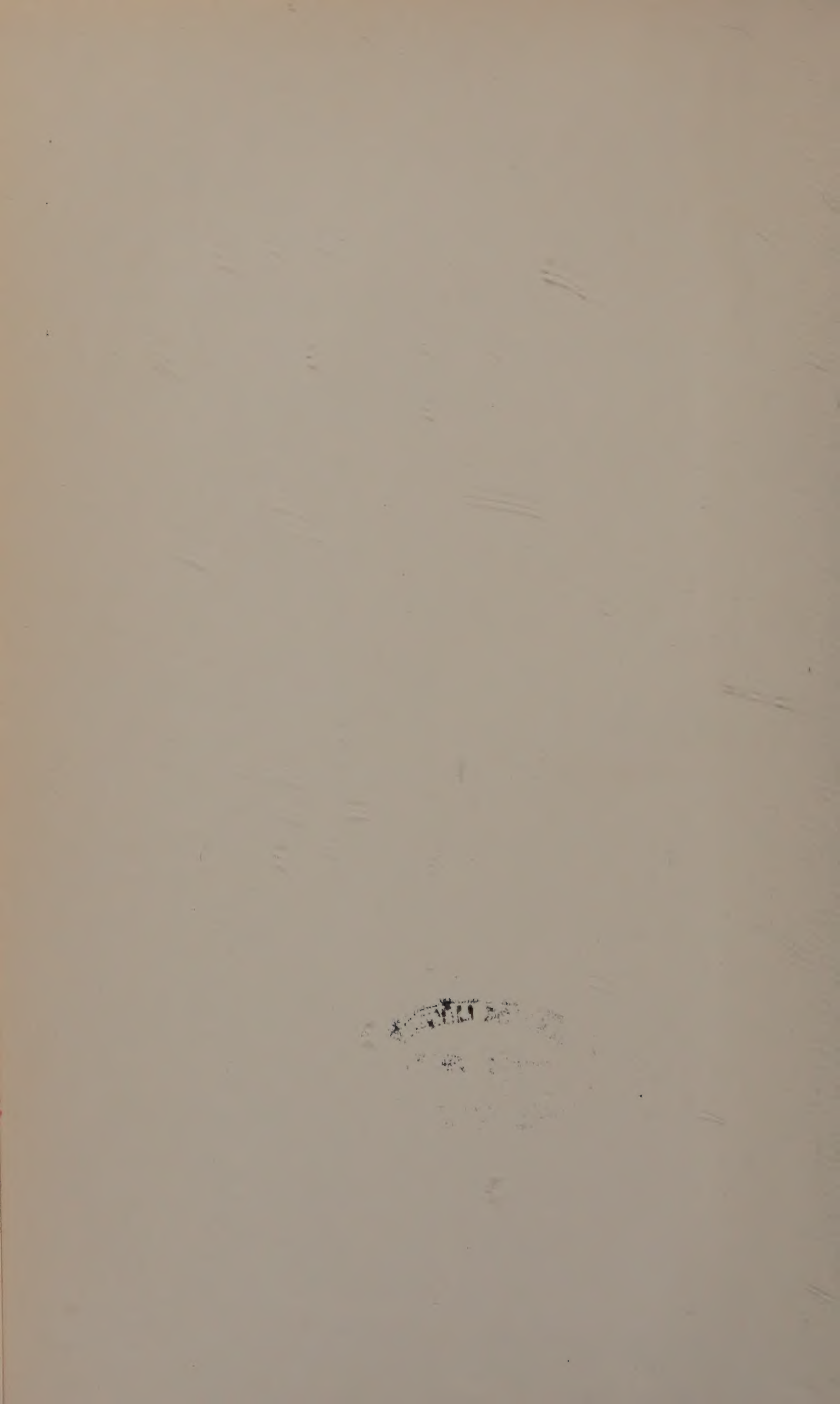



SIGILL SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
COND A.D. 1866
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion





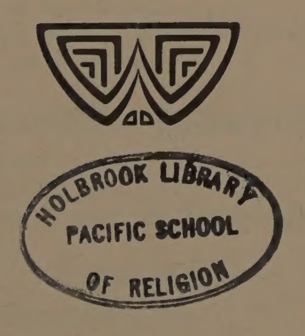




# Neue Wege

## Blätter für religiöse Arbeit.

IV. Jahrgang. 1910.




Basel.
Druck und Expedition R. G. Zbinden.
1910.

# Inhaltsverzeichnis.

## I. Betrachtungen.



## II. Religiöse Probleme.



## III. Ethische Fragen.



## IV. Historisches, Biographisches.



## V. Kirchliches.

## VI. Pädagogisches.



## VII. Soziales.



## VIII. Gedichte.



## IX. Lesefrüchte.



## X. Soziale Rundschau.



## XI. Umschau.

## XII. Büchertisch.










# Altes und Neues.

Wie jedem denkenden Menschen, so ist auch einer Zeitschrift der Eintritt in ein neues Jahr Anlaß, sich über ihren Kurs zu besinnen. Wir möchten, daß die Flucht der Jahre für uns nicht bloß einen Wechsel, sondern ein Vorwärtskommen bedeute. Denn es gibt ein Vorwärts. Allerdings auch ein Rückwärts: das Neue überstürzt sich und ruft der Reaktion, oder es vermag sich nur in abgeschwächter Gestalt durchzusetzen, die quantitative Ausbreitung einer Bewegung bedeutet oft eine qualitative Degeneration. Aber wir glauben, daß es auch über Umwege und Irrwege doch vorwärts geht; das glauben wir, weil wir an Gott glauben; und wir selbst möchten an diesem Vorwärts und Aufwärts teil haben und dazu helfen. Es gibt Reisende, die sich, um ja keinen ihrer Bequemlichkeit dienenden Gegenstand zu missen, mit unglaublich viel Gepäck beladen, und sich so das Vorwärtskommen möglichst unbequem machen. Es gibt andere, um recht schnell vorwärts zu kommen, machen sie ihr Bündel allzu leicht und lassen Unentbehrliches zu Hause. Unter dem, was frühere Generationen erarbeitet haben, ist altes Gerümpel, das uns nur beschweren würde, sind aber auch bleibende Errungenschaften, die wir nicht entbehren können, falls wir nicht Schaden leiden wollen. Es muß unsere Sorge sein, daß wir von dem Erbe der Vergangenheit das Veraltete zurücklassen, das ewig Junge mit uns nehmen in die Zukunft hinein und mit ihm das Neue verbinden, das wir hinzu gewinnen sollen.

Man sagt uns, zu dem Unverlierbaren gehöre die Religion. Einverstanden; es kommt nur darauf an, wie man es versteht. Wir müssen doch die Tatsache beachten, wie oft die Verfechter der Religion sich dem wirklichen Fortschritt entgegengestemmt haben, Priester und Theologen eine Macht des Rückschritts gewesen sind. Den Gottesboten und Propheten setzte die stumpfe Masse den passiven Widerstand der Gleichgültigkeit entgegen, ihre erbittertsten Feinde aber waren die Männer der Religion. Die Religion zeigt immer wieder die Tendenz,

gesetzlich zu werden, fertige Anschauungen — Kirchenlehren oder Parteiansichten — Sitten, Gebräuche, Rechtssätze, bestimmte Feiern, Symbole, Ceremonien, gesellschaftliche Bildungen als allein richtig, heilig, Gott wohlgefällig hinzustellen. Darauf versteifen sich dann die Hüter der Religion, sie meinen, sie hätten Gottes Sache zu verteidigen, sie setzen ihre ganze Kraft dafür ein und merken nicht, wie sie ihr gerade am allermeisten im Wege stehen. Es sind tragische Gestalten; sie würden alle Verehrung genießen, wenn sie nicht das Unglück gehabt hätten, Zeitgenossen von Propheten zu sein. Wir glauben, daß auch ihnen Gottes Gnade zugänglich ist; aber der Weg dahin geht sicher durch ein Meer von Selbstanklagen und bitterer Beschämung hindurch.

Sie haben vergessen, daß Gott ein lebendiger Gott ist, d. h. einer der beständig Neues schafft, der neuen Zeiten neue Aufgaben stellt; sie vergessen, daß er von jeder Zeit wieder auf besondere Weise erkannt und erlebt werden will, daß sich zu jeder Zeit wieder andere Hindernisse zwischen ihn und die Menschen stellen wollen und überwunden werden müssen, daß veränderten Verhältnissen neue Anschauungen, neue Sitten, neue Rechte, neue Pflichten entspringen. Und Religion haben im richtigen Sinn heißt nun eben nicht, die Formulierungen und Gesetze früherer Zeiten treu festhalten, sondern die Wege, die Gott mit unserer Zeit geht, erkennen, diese Wege uns führen lassen und den Andern zeigen. Nun bedarf es gar keines Beweises, daß wir in einer Zeit ungeheurer Umwälzungen unseres Kulturlebens stehen, vor einer neuen gesellschaftlichen Schichtung; neue Beziehungen, Einwirkungen, Abhängigkeiten gehen herüber und hinüber von Ortschaft zu Ortschaft, von Volk zu Volk, von Weltteil zu Weltteil. Liegen möglicherweise die größten Umschichtungen schon hinter uns, so setzen dafür jetzt die Einwirkungen auf das geistige Leben mit ganzer Gewalt ein. Darum ist es klar, daß Gottes Wege für uns nicht einfach die alten sein können; selbst wenn bis dahin Alles recht gemacht worden wäre — und gewiß ist Manches recht gemacht worden — so muß doch nun Vieles anders werden.

Anderseits gibt es wieder eine Sorte von Menschen, die in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Sie meinen, Alles was bisher gegolten hat, müsse nur schon aus diesem Grunde über den Haufen geworfen werden. Sie fallen Allem zu, was sich als neu ausgibt, sie wollen um jeden Preis modern sein (ich brauche das Wort hier im schlechten Sinn, nicht als „den Bedürfnissen der Zeit entsprechend“, sondern als „der Mode entsprechend“). Sie fürchten nichts so sehr wie den Anschein, zurückgeblieben, nicht zeitgemäß zu sein. Sie sind bei jeder Neugründung beteiligt und merken vielleicht bald, daß sie sich an eine Illusion verloren und, statt vorwärts zu kommen, nur Zeit und Kraft verpufft haben. Wenn sie sich einmal an eine gute Sache heranmachen, kompromittieren sie dieselbe und entlocken denen, die wirklich etwas dafür leisten, den Ruf: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Mit meinen Feinden will ich schon selbst fertig werden.“

Nannten wir die Andern tragische Gestalten, so sind diese eher Figuren einer Komödie.

In keinem dieser beiden Lager kann unser Platz sein. Die Besorgnis, der Sache Gottes im Wege zu stehen, soll uns nicht zu den um jeden Preis Modernseinwollenden treiben, aber ebenso wenig soll uns die Abneigung gegen diese ängstlich und allzu bedächtig machen. Es ist immer noch besser, einmal fehlzugehen, als überhaupt stehen zu bleiben. Es soll unsere Losung bleiben, uns nicht von Modetorheiten blenden zu lassen, sondern allein Gottes Wege zu gehen, aber eben vorwärts zu gehen und nicht stille zu stehen. Doch wie sollen wir nun diese vorwärtsführenden Wege Gottes erkennen? Wir wollen nicht den Rat Gamaliels befolgen: „Ist die Sache von den Menschen, so wird sie untergehen; ist sie von Gott, so könnt ihr sie nicht dämpfen." Nicht als ob der Satz falsch wäre. Aber er taugt nicht als Maxime für unser Handeln. Denn es ist eine faule Sache, den Erfolg abzuwarten, ehe man Stellung nimmt. Ist eine Sache von Gott, so genügt es nicht, sie nicht zu dämpfen, denn da heißt es: wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Und ein Erfolg beweist noch nichts. Als Jesus am Kreuz den letzten Schrei ausstieß, glaubten seine Feinde, ihr Erfolg sei vollständig und endgültig und habe ohne Zweifel das Recht ihrer Stellungnahme erwiesen; wir wissen, wie groß die Täuschung war.

Aber wir werden uns prüfen, ob unser Eifer für eine Sache reine Flamme ist, oder ob irgendwelche selbstsüchtigen und ehrgeizigen Motive mit unterlaufen. Wie leicht täuschen wir uns da über unsere eigenen Motive und reden uns ein, die Liebe treibe uns, während in Wirklichkeit die Eitelkeit dahinter steckt! Vielleicht gewinnen wir darüber Klarheit, wenn wir weiter fragen: habe ich diese Bestrebung selbst aufgesucht, um mich auch irgendwie zu betätigen, oder hat sie mich ergriffen mit einer höhern Gewalt, die mich einfach nicht losläßt? Und bin ich bereit, dafür auch Opfer zu bringen, ganz im Stillen, ohne mit meinem Martyrium wichtig zu tun? Lerne und gewinne ich dabei etwas wirklich Wertvolles?

Wir wollen uns nicht durch religiöse Etiketten blenden lassen, dadurch, daß eine Sache im Namen des Christentums und von Menschen, die sich selbst gern Christen nennen, vertreten wird. Wir werden umgekehrt auch das, was sich nicht in einen religiösen Nimbus einhüllt und Nichtchristen zu Befürwortern hat, ernster Prüfung würdigen. Aber insofern gehört das Christentum zu dem, was wir in die Zukunft mit herübernehmen wollen, daß wir fragen: Kann ich bei dem, wofür ich eintrete, ein gutes Gewissen vor meinem Gott bewahren? Kann und muß ich es innerlich mit meinem Glauben verbinden? Kann und muß ich die Wünsche und Sorgen, die mir daraus erwachsen, vor Gott bringen? Sind es die Kräfte, die von Jesus her in die Welt eingeströmt sind, welche mich dabei leiten? Darf ich mich mit Jesus und allen guten Geistern der Menschheit in Einklang wissen?

Wenn wir darüber ins Klare gekommen sind, so können wir den Mut gewinnen, allerlei noch unbekannte und unerprobte Wege zu gehen, und die nötige Ruhe und Sicherheit, uns nicht von allerlei Zeitirrtümern und Modetorheiten mitreißen zu lassen.

Das sind die Grundsätze, die unsern Kurs bestimmen sollen. Wir müssen uns nun noch von den speziellen Aufgaben unserer Zeitschrift Rechenschaft geben.

Wir reden nicht von Allem, was irgendwie interessant, nützlich oder angenehm wäre, sondern von dem, was mit den letzten Fragen nach Sinn uud Ziel des Daseins, nach einem Halt unseres Lebens zusammenhängt, was uns Klarheit, Mut und Kraft für die Wege Gottes und Förderung unserer Lebenswerte zu spenden verspricht. Wir reden darüber zu Laien, nicht zu Theologen, und wo wir zu fachmännisch schreiben, zu sehr Theologenprobleme behandeln, bitten wir unsere Leser, es uns ungeniert zu sagen. Und wir schreiben unser Blatt für Suchende. Man hat uns das schon so ausgelegt, als ob wir den uferlosen Skeptizismus für ein Ideal ansähen und jeden, der über eine Frage zu Klarheit und Frieden gekommen ist, einen satten Philister schälten. Nein, wir bekämpfen bloß die fertigen Lösungen, die man bereit hält, ehe man die Probleme recht angesehen hat, die Universalheilmittel, die Urteile durch die Parteibrille. Wir betrachten die, welche irgendwie abgeschlossen haben, nicht als Menschen minderen Wertes; aber wir suchen allerdings nicht unter ihnen unsere Leser. Wenn wir suchen, so tun wir es als solche, die wissen, wo und was sie zu suchen haben; wenn wir gar nicht wüßten, was uns froh und frei machen kann, so wäre ja das Leben unerträglich und wir fänden nicht den Mut, jemand einzuladen, er möge unsere Wege mit uns gehen. Wir wollen Gott nicht zu einem großen Fragezeichen machen. Gott suchen heißt die Augen auftun, wo wir ihn fühlen und erleben möchten, um dann mit dem empfangenen Licht auch die Stellen aufzuhellen, wo er uns dunkel und verborgen ist. Wir denken an die, welche ihren Glauben in den überkommenen Formen und Vorstellungen nicht mehr festhalten können und doch sehen, daß sie ohne ihn nicht sein können. Wir denken ferner an die, welche von einer Zeit der Skepsis unbefriedigt, nach einem festen Halt, nach sichern Maßstäben ausschauen, aber den Weg zum naiven Kinderglauben zurück nicht gehen können. Endlich an die, auf welche immer neue Fragen und Erkenntnisse einstürmen, die sie mit ihrem Glauben nicht vereinigen können. Ueberhaupt an die, welche von der Frage nach den neuen Wegen Gottes in einer neuen Zeit, die wir Eingangs aufgeworfen, mit uns bewegt sind. Mit ihnen und für sie erörtern wir religiöse, ethische, Weltanschauungsprobleme. Wir hoffen, diese Aufgabe noch mehr in den Vordergrund stellen zu können.

Ein Freund hat uns zwar geraten, wir sollten doch unsere Aufgabe einschränken und nichts Anderes zu sein versuchen, als das Organ zur Vertretung und Verbreitung unserer religiös-sozialen Gedanken,

die ja doch in unsern Spalten dominierten. Nun ist das ja selbstverständlich eine der wichtigsten Aufgaben, das was allgemein als unser besonderes Kennzeichen genommen wird. Diesem Gebiet gehören die Artikel an, die fast nur in den Neuen Wegen stehen könnten. Wir bleiben dabei, daß auf dem sozialen Gebiet die großen Aufgaben liegen, die Gott unserer Generation stellt, und daß er selbst will, es müsse in unserm sozialen Leben anders werden. Es bleibt unsere Ueberzeugung, daß die große Bewegung, die es anders machen will, in seinem Dienste steht, wenn auch unbewußt, und trotz allen Irrtümern und allem Unerfreulichen, das sich daran hängt, in der Richtung vorwärts treibt, die Gott uns gewiesen hat, und daß sie die Christenheit aus einem Schlafe aufwecken soll. Wir halten deshalb die Erörterung dieser Fragen für eine religiöse Aufgabe, wenn auch Gottes Name dabei gar nicht vorkommt, und haben auch im Sinn, damit fortzufahren. Aber wir lassen darum die vorher skizzierte Aufgabe nicht fahren. Denn ohne Klarheit in jenen andern Fragen können wir auch die religiös-soziale Aufgabe nie erfüllen. Und diese wiederum ist doch wieder nur ein Teil der umfassenderen, wichtigsten Frage, wie wir mit Gott und zu Gott vorwärts kommen.

Wir möchten ferner unsere Zeit, alle die Tendenzen und Kräfte, die in ihr mächtig sind, alle die Nöte, die sie ganz besonders drücken, die Hoffnungen, mit denen sie sich trägt, beobachten und verstehen lernen, sonst können wir unserm heutigen Geschlecht nimmermehr dienen. Auch wo wir Verkehrtes finden, möchten wir nicht schelten und richten, sondern zu begreifen suchen, nicht um zu entschuldigen, sondern um besser helfen zu können. Wir wollen schauen, wo hoffnungsvolle Anfänge sind, die es zu stärken gilt, wo bedenkliche Entwicklungen, die wir bekämpfen müssen. Wir möchten auch unsere Leser mit Menschen der Vergangenheit und der Gegenwart bekannt machen, von denen Lebenskräfte ausgehen.

Dazu kommen die Fragen der Menschenbildung, wie der Mensch auf den Menschen einwirken kann und soll, die Fragen der Erziehung, der religiösen Verkündigung und Gemeinschaft, d. h. der Kirche, die Fragen des Rechtes, des Staates, der Kunst und Literatur, soweit sie mit unseren wichtigsten Anliegen zusammenhängen. Die einzelne Nummer möchten wir möglichst vielseitig gestalten; es muß deshalb hin und wieder ein Mitarbeiter etwas länger Geduld haben, bis sein Beitrag erscheinen kann.

Die einschneidendste Veränderung ist die, daß der erste Anreger und eigentliche Begründer unserer Zeitschrift, Herr Pfarrer Hartmann, nicht mehr die nötige Zeit für die Redaktion erübrigen kann und deshalb davon zurücktritt. Wir freuen uns aber, daß er uns als Mitarbeiter erhalten bleibt und danken ihm für Alles, was er zum Zustandekommen und Gedeihen unseres Blattes geleistet hat. Die Uebersiedelung des Unterzeichneten nach Basel hat eine andere Verteilung der Redaktionsgeschäfte wünschenswert gemacht. Zusendungen

sind fortan an Herrn Professor Ragaz, Bolleystraße 48, Zürich, zu richten. Herr Pfarrer Sutermeister bleibt regelmäßiger Mitarbeiter für soziale Rundschau.

Wir danken unsern Lesern für alle bisherige innere und äußere Anteilnahme und bitten sie, es weiter mit uns zu wagen und uns womöglich neue Freunde zu gewinnen. Wir bitten sie, wenn sie einmal mit uns unzufrieden sind, nicht gleich mit uns fertig zu sein; vor allem mögen sie nicht nur schelten, sondern uns auch sagen, was sie auszusetzen haben. Unsere Arbeit wird dankbarer und leichter, wenn wir hie und da ein Echo vernehmen. Auch unsere Mitarbeiter bitten wir, uns treu zu bleiben und nicht zu denken, die Redaktoren machten ihre Sache ja schon. Wo sie finden, daß unsere Leistungen nicht genügen, da sollen sie es selbst besser machen. Wir freuen uns auch von Herzen über jeden neuen Mitarbeiter. Alle, alte und neue Leser und Mitarbeiter heißen wir willkommen zu der gemeinsamen Fahrt mit dem alten Gott in ein neues Jahr und eine unbekannte Zukunft hinein.

R. Liechtenhan.

---

# George Tyrrell.

Der so oft herbeigesehnte Zusammenschluß der christlichen Konfessionen zu gemeinsamem Kampf gegen ihren gemeinsamen Feind — gegen die irreligiösen und selbst antireligiösen Elemente unserer modernen Zivilisation — gewinnt dem Modernismus keine Begeisterung ab. Nicht durch den Kampf ist der Riß, der zwischen dem Christentum und der Welt klafft, zu heilen, sondern nur durch eine tiefgehende und ehrliche Kritik der verschuldeten und unverschuldeten Ursachen des vorhandenen Zwiespaltes und durch festes Vertrauen auf die fundamentalen Prinzipien der Wahrheit und der Sittlichkeit, die allen gesund fühlenden und sittlich denkenden Menschen gemeinsam sind, und aus deren falscher Anwendung und Entstellung all die herrschenden Gegensätze und Mißverständnisse stammen." Diese Worte geben im Wesentlichen Inhalt und Ziel an von der soeben in deutscher Uebersetzung erschienenen Schrift des Engländers Tyrrell, Zwischen Scilla und Charybdis (verlegt bei E. Diedrichs, Jena). George Tyrrell war früher im Jesuitenorden, eine Gemeinschaft, die neben eifrigen ultramontanen Kämpfern von Zeit zu Zeit auch einen heftigen Gegner des Ultramontanismus hervorbringt. Wenn Tyrrell auch ein solcher Gegner ultramontaner Bestrebungen ist, Katholik ist er mit ganzer Seele, wobei allerdings seine Begriffe vom Katholizismus nicht dem Wesen der heutigen katholischen Kirche entsprechen. Der Teil aufgeklärter Katholiken, die sich Modernisten nennen, zerfällt in zwei große Richtungen, eine mystisch-lehrhafte und eine historisch-kritische. Letztere ist radikaler und vorzugsweise von dem Intellekt beherrscht; für die erstere tritt historische

Forschung mit ihren Ergebnissen zurück, sie hält sich an das Mystische in der Religion, d. h. an das, was über den Grenzen des natürlichen Erkennens liegt und ist bestrebt, zu den Quellen des Christentums zurückzukehren. Ein gemeinsames Ziel haben beide Richtungen, nämlich den Kampf gegen eine, die Persönlichkeit zerstörende Autorität. Tyrrell gehört zu den Mystikern unter den Modernisten. Er will nicht das Bestehende stürzen, sondern den kalten Formalismus in der katholischen Religion abschaffen, sie dadurch vertiefen und ihr die ursprüngliche von Christus verliehene Art zurückgeben. Er will „hindurchsteuern zwischen dem Felsen und dem Strudel, zwischen der Scylla eines lähmenden, keine Verbesserung zulassenden Dogmatismus und der Charybdis einer alles verschlingenden Skepsis und Verneinung. Zwischen einer Autorität, die die Persönlichkeit vernichtet, und einem Individualismus, der die Gesellschaft zerstört.“ Es ist unmöglich, hier den reichen Inhalt von dem Werke Tyrrells auch nur annähernd wiederzugeben. Nur einige Gedanken des Verfassers, die von besonderem Interesse sind, mögen kurz erwähnt werden.

Zu allen Zeiten gab es Männer in der katholischen Kirche, welche man Modernisten nennen könnte, insofern als sie bestrebt waren, die sich naturgemäß um jede Religionsgemeinschaft bildende Kruste des Formalismus zu durchbrechen und in ihrer ursprünglichen Frömmigkeit zu wirken. Einer der größten unter ihnen ist der heilige Augustinus. Aber erst Pius X. hat den Modernismus von heute gegründet. Nicht fähig, die Bewegung zu verstehen, hat er sie, die noch in keimhaftem Zustande sich befand, leidenschaftlich, grimmig aber ungeschickt angegriffen, dadurch alle Welt auf sie aufmerksam gemacht und bei vielen Gebildeten Sympathie für sie erzeugt. Bestrebt die ketzerische Bewegung zu vernichten, hat er sie erst zum Bewußtsein ihrer selbst gebracht und ihre riesenhafte Verbreitung bewirkt. Bezeichnend für Tyrrells Anschauungsweise ist der Umstand, daß er den Uebergang der neuen Bewegung auf die „lauten Massen“ bedauert; sie wäre besser auf die wenigen beschränkt geblieben, die sie verstehen.

Wenn nun auch der Papst der Schöpfer des Modernismus ist, so haben doch andere den Stoff vorbereitet. Diese Vorbereitung ging von deutschen Gelehrten und Kritikern aus. Entwickelt hat sich der Modernismus aber nicht in Deutschland, sondern in den romanischen Ländern. Der Deutsche, sagt Tyrrell, ist viel zu sehr an Disziplin gewöhnt, als daß jetzt aus dem fest gefügten deutschen Ultramontanismus eine wirksame Zahl modernistischer Ketzer hervorgehen könnte. Indessen hofft Tyrell, daß diese Grundstimmung, „die den Deutschen zum gefügigsten aller Ultramontanen macht, ihn eines Tages zum hartnäckigsten aller Modernisten machen wird. Die Organisation ist stark, aber die Wahrheit ist noch stärker.“ Daß hier der von edlem Strebem beseelte Tyrrell Recht behalten wird, daran ist kein Zweifel für den, der an die Zukunft der Menschheit glaubt; fraglich ist nur, wie viel Zeit dazu in Deutschland noch nötig ist.

Von besonderem Interesse auch für uns Protestanten ist der Aufsatz: Mysterien, eine Lebensnotwendigkeit. Wer die Behandlung des Geheimnisvollen in der Religion als nutzlose Belastuug ansieht, der kennt nicht die Bedürfnisse der Menschenseele. Das religiöse Dogma dient dazu, einem Mysterium, einen Geheimnisvollen, Ausdruck zu verleihen. „Ein solches Mysterium erhebt den Anspruch, eine Wahrheit aus dem Bereiche der Realität zu sein, die über und jenseits der Wirklichkeit liegt; eine Wahrheit, die, da sie notwendigerweise in einer Sprache, deren Bezeichnungen für die Gegenstände der niedrigeren Wirklichkeitssphäre geprägt sind, dargestellt werden muß, weder mit restloser Bestimmtheit zum Ausdruck gebracht, noch zu vollkommen klarer Einsicht erhoben werden kann." Das moderne Denken ist bestrebt, eine Erkenntnis dieser Art zu verwerfen; und doch ist eine Beschäftigung mit dem, was über der Grenze des mit unsern Sinnen Erkennbaren liegt, ebenso nötig wie die Beschäftigung mit Naturwissenschaften und Geschichte. Gefährlich wird aber die Dogmatik, wenn wir vergessen, daß vermittelst ihrer die übernatürliche Welt dargestellt wird durch Ausdrucksformen, welche nur für die natürliche ausreichen, daß sie mithin ungenau und unzureichend ist. Dann wird die Dogmatik zum starren System, voll von Widersprüchen, unfähig, dem wahren Bedürfnis der menschlichen Seele zu genügen. Dann wird sie zum Gegenteil von dem, was sie eigentlich sein sollte, nämlich zur Feindin der Lehre von dem Göttlichen. Tyrrell schließt seine Abhandlung über Dogmatik mit den Worten: „Die christliche Ethik ist unaufhörlich verknüpft mit den christlichen Mysterien. Werden diese hinweggeräumt, so bleibt nichts übrig als eine Ethik ohne sichere Grundlage, ohne Ziel, ohne Charakter. Und die Liebe, die das tiefste Wesen des innerlichen Lebens der christlichen Seele, im Gegensatz zu dem Leben des äußeren Verhaltens, ausmacht, weicht einer haltlosen, unklaren Liebenswürdigkeit, deren Wurzeln nirgends, deren Zweige überall zu finden sind."

Wie schon erwähnt, richtet sich der Kampf der Modernisten vor allem gegen die Autorität. Kein Wunder, wenn ihnen gerade auf diesem Gebiet die Kirche energisch entgegentritt, denn die Autorität ist so sehr mit dem Wesen der katholischen Kirche verknüpft, daß sie von Grund aus anders gestaltet werden müßte, wenn der Wunsch der Reformer in Erfüllung gehen sollte. Tyrrell schwebt die Idee einer demokratischen Kirche vor. Die höchste Autorität sind ihm nicht irgend welche Personen, sondern das Gewissen der Gesamtheit. Die Priester sollen nur die ausübenden Teile dieser Autorität und ihr als solche Rechenschaft schuldig sein. Gott wirkt nicht außerhalb der Welt stehend auf uns ein, sondern der göttliche Geist ist im menschlichen Geist zu suchen, dort offenbart er sich, da allein spricht er zu uns. Deshalb, sagt Tyrrell, brauchen wir keine Priesterschaft, die zwischen Gott und den Menschen vermittelt. „Die amtliche Hierarchie darf nur ein dienendes Werkzeug jener formlosen Kirche sein, von der sie ihre

Autorität herleitet, der sie verantwortlich ist, von der sie reformiert werden kann."

Wer die modernistische Bewegung nur flüchtig betrachtet, wird sich fragen, warum werden die Reformkatholiken nicht Protestanten. Hauptsächlich aus zwei Gründen: Die Modernisten sind sich darüber klar, daß sie, einmal aus ihrer Kirche ausgetreten, allen Einfluß verloren haben und ihr Bestreben, Reformen einzuführen, dann einfach nutzlos ist. Ausschlaggebend ist der zweite Grund: Sie finden im Protestantismus nicht alles was sie suchen. Wohl ist in den evangelischen Kirchen größere Bewegungsfreiheit und stärkere Verinnerlichung des christlichen Gedankens vorhanden. Aber auch bei uns fordert der Formalismus immer wieder seine Opfer. „Die Religionen sind die Kennzeichen unserer Unvollkommenheit" sagt H. Lhotzky; es ist daher im allgemeinen nicht löblich, aus einer Kirche in eine andere überzutreten, die Pflicht als Mensch wird uns hingegen meistens gebieten, an dem Platz zu wirken, wo wir hingestellt sind, zur Vervollkommnung der Gemeinschaft, der wir angehören. Notwendig und für die ganze Christenheit unentbehrlich war die Reformation; nutzlos und dem Fortschritt der christlichen Kirchen hinderlich würde ein Uebertritt der Reformkatholiken zum Protestantismus sein.

George Tyrrell erlebte nicht mehr die von ihm selbst übersetzte deutsche Ausgabe seines Werkes, das uns ein Bild seines geistigen Lebens gibt Er starb im Sommer 1909. Mit ihm schied einer der Tapferen aus den Reihen der Katholiken, die nach harten inneren Kämpfen sich in offenen Widerspruch zu ihrer Kirche setzen mußten, aber trotzdem mit kindlicher Liebe bis zu ihrem Ende an ihr hingen.

O. Huppert.

---

# Für einen missverstandenen Satz.

1. In der Dezembernummer 1909 (S. 395) führt Sutermeister einen Satz des Theologen Drews an: „Wir müssen alle Kraft daran setzen, . . . dem geistlichen Stand und der Kirche wenigstens die Achtung zurückzuerobern." Dazu sagt Sutermeister: „Ich glaube, daß dies ein ganz schiefer Weg ist." Er führt das weiter aus, und man wird ihm beipflichten.

Allein das Schiefe des Drewsschen Satzes beruht nicht darin, daß er falsch ist, sondern nur darin, daß er mißverständlich ist. Ich darf vielleicht ganz kurz zeigen, wie man den Satz richtig verstehen kann. Dabei rede ich statt von „dem geistlichen Stand" von den Pfarrern. Der „geistliche Stand" ist ein unevangelischer, unrichtiger Begriff.

2. Kirche und Pfarrer erfreuen sich einer Achtung, aber diese Art Achtung ist ein Unglück und eine

Schmach. a) Kirche und Pfarrer sind geachtet als Zierrat. Das Kirchliche und die Beziehung zum Pfarrer machen sich gut, auch heute noch, auch da, wo man in keinem Sinne mehr gläubig ist. Diese Schätzung als Zierrat ist die letzte und unterste Stufe der Wirkung kultureller Größen. So macht sich noch eine Art Höflichkeit gut, die einst, als das Rittertum eine Kulturgröße war, Sinn hatte und jetzt längst grundlos ist. So macht sich eine Art gelehrten Ausdrucks noch gut, die Sinn hatte, als alle gebildete Welt Latein verstand, jetzt aber geradezu unsinnig ist. So gibt es noch eine Reihe von Erscheinungen, die jetzt sich bloß noch gut machen, schön sind, einst aber Kulturgüter waren.

b) Kirche und Pfarrer sind geachtet als hemmende, beschwichtigende Kräfte. Sie halten zerfallende Formen der Sittlichkeit noch zusammen, sie predigen Frieden, Verzicht, Bescheidung, Zufriedenheit; man müßte dies alles aber in Anführungszeichen setzen. Denn es handelt sich nur um die Zerrbilder dieser Begriffe; um unwahre, ungerechte, ungöttliche Afterformen dieser Güter und Werke.

c) Kirche und Pfarrer sind zwar nicht auf dem Laufenden, stehen gegen das Zeugnis der Wissenschaft, sind unmodern, ohne Anteil an der Aufgeklärtheit, aber — hier offenbart sich die ganze jämmerliche Art des geistigen Liberalismus — hinter ihnen ragt gespenstisch ein furchtbares Vielleicht! Vielleicht haben Kirche und Pfarrer recht. Vielleicht gibt es einen Gott, eine vorbehaltlose ewige einzige Sittlichkeit, vielleicht ein Ewiges. Die Wissenschaft — d. h. das was sich der Bildung der Gegenwart als solche darstellt — sagt zwar das Gegenteil. Wahrscheinlich ist die Aussage dieser Wissenschaft richtig. Aber vielleicht ist sie falsch. Ein furchtbares Vielleicht! Wir, ich meine jetzt die Freunde und Leser der Neuen Wege, haben mehr, als dieses Vielleicht. Wir wissen von einem sittlichen Ringen und wieder von einem stillen Hinhören der Seele, das zu innersten Erfahrungen führt, deren Gewißheit unbedingt ist, jeder Wissenschaft offen und jeder Unsicherheit verschlossen. Aber diese ernste, schwere, innerliche Art, das Leben zu führen und seinen Urgrund inne zu werden, kennt die große Masse der Gegenwart nicht, sei sie gebildet oder ungebildet. Diese Masse ist vor das Vielleicht gestellt. Sie verachtet Kirche und Pfarrer als Hort und Quell der Dunkelmännerei und sieht sie doch an als die, die vielleicht Inhaber des entscheidenden Lebenspapieres sind, dessen Kurs jetzt unter pari ist, aber vielleicht doch den Endgewinn davonträgt, plötzlich wider alle Erwartung in die Höhe schnellend.

So ist denn die Achtung, welche Kirche und Pfarrer finden, ein Spekulationsgewinn auf dem häßlichen Markte der Seelen, eine Achtung ohne Grund, ohne Ueberzeugung, eine Achtung, die die tiefste Verachtung bedeutet. Wir wollen nicht verkennen, daß noch heute weite kirchliche Kreise mit dieser Achtung zufrieden sind. Sie wollen Achtung und fragen nicht mehr nach Grund und Ursache der Achtung.

3. Wir aber danken für solche Achtung, da hat Sutermeister ganz recht. Auf unsern Wangen brennt hell die Schamröte, und zornig schwellen unsre Schläfen, wenn wir sehen, aus welchen Gründen Kirche und Pfarrer Achtung haben. O, daß man uns verachtete! O, daß man an die Kirche und an die Pfarrer hell und scharf von allen Seiten den Ruf ergehen ließe: „zeiget, daß ihr etwas schafft, bedeutet seid; dann wollen wir zusehen, ob es soviel ist, daß wir euch deswegen achten müssen."

Das aber scheint mir Drews zu meinen, jene sittliche, begründete, auf der Kulturbedeutung für die Gegenwart und Zukunft beruhende Achtung, welche Kirche und Pfarrer erst wieder erringen müssen.

Es gibt eine solche Achtung. Unsre Aufgabe ist, sie zu erringen. Wo ist das Stück Sittlichkeit, um welches die Gegenwart kämpft, unter dessen Geburtswehen unsre jetzige Menschheit bebt und stöhnt, und für das die Kirche, die Pfarrer einmütig aufstehen? Nirgends. Aber es gibt solche Güter. Da ist die Abstinenz, die Zertrümmerung des Kapitalismus, die Steigerung der Verantwortlichkeit jedes Einzelnen als Gliedes der sozialen Gemeinschaft, die Herausstellung einer reinen geschlechtlichen Sittlichkeit, die Entwicklung des Gedankens, daß es Schmach ist, Geld zu gewinnen und ehrlich erworbenes Geld nur das mit eigener Arbeit verdiente ist, die Zurückführung unsres Volkes von einem flachen, äußerlichen, großmauligen Leben auf die Innenkultur, die Durchführung des Gedankens, daß Menschen Menschen nur unter der Aussicht auf Besserung strafen dürfen. Da ist noch so Vieles, wer könnte alles nennen!

Die Kirche muß nach dem allgemeinen Urteil die geistige Macht sein, welche breit und wuchtig die Menschheit zu allen diesen Gegenwartswerten und Zukunftsgütern zu führen in Anspruch nimmt. Jeder Pfarrer muß in seiner Gegend als der Mann bekannt sein, der ohne alle Furcht und unter allen Umständen, auch ohne jede Bindung an alle bloß vorübergehenden Formen und Gruppierungen, dafür seine Stimme erhebt.

Das scheint mir Drews zu meinen. Er hat sich freilich nicht unmißverständlich ausgedrückt. Er wird auch einiges eben Genannte streichen und dafür andres setzen, woran ich nicht denke. Aber im Ganzen wird so seine Meinung sein, und ich halte sie für richtig.

4. Für richtig halte ich auch, daß er nicht mehr fordert als Achtung. Achtung kann man auch dem Gegner zollen. Mehr als Achtung werden Kirche und Pfarrer so nicht erreichen. Die Macht, welche alles leistet, was sie will, werden sie nicht sein. Aber sie werden die Macht sein, an deren Arbeit sich die Geister scheiden. Das hat einst Jesus sein wollen. Das ist seine Kirche in ihren besten Zeiten gewesen. Wo die Kirche für die menschliche Kultur — das nahende Gottesreich — etwas bedeutete, da entbrannte um ihre Ver=

kündigung laut und heiß der Kampf; denn sie lebte im Morgen. Zurzeit lebt sie und leben die meisten Pfarrer noch im Gestern, ja im Ehegestern. Da ist eine tiefe Schmach. Wenn wir sie ändern, erobern wir, wie Drews sagt, die Achtung zurück. Ludwig Köhler.

Gern schließe ich mich der Erklärung an, die Köhler dem mißverständlichen Satz gibt. Es lag mir ja auch nur daran, scharf zu betonen, daß die Kirche möglichst „unkirchlich" und die „Geistlichen" Laien werden müssen, dem schien der Drewssche Satz zu widersprechen. F. S.

---

# Aus der Werdezeit des Christentums.

## III. War das Christentum eine proletarische Bewegung?

### 1. Kautskys Ursprung des Christentums.

Die Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit erkannten wir als den Wettkampf des Christentums mit andern orientalischen Religionen um die Herrschaft über die griechisch-römische Kulturwelt. Sein Sieg kann nur darauf beruhen, daß es am wirksamsten brachte, was jene Geschlechter ersehnten. Und seine Ueberlegenheit fanden wir in der Botschaft von der menschlichen Persönlichkeit Jesu Christi.

Aber eben diese Anschauung erfuhr in den letzten Jahren mannigfache Angriffe. Die geschichtliche Gestalt Jesu wurde aus der Geschichte gestrichen oder doch für nicht mehr deutlich erkennbar oder für unsere Zeit gänzlich bedeutungslos ausgegeben. Wir teilen die Angriffe in eine geschichtsmaterialistische und eine religionsgeschichtliche Gruppe. Die erste faßt das Christentum als proletarische Bewegung, als Produkt der Masse und nicht als Werk einer einzelnen Persönlichkeit; diese habe höchstens zufällige Bedeutung. Die Vertreter dieser Gruppe sind Kalthoff, der Bremer Pfarrer, und Kautsky, der als Vertreter des reinen Marxismus bekannte sozialdemokratische Schriftsteller. Die zweite Gruppe behauptet, das Christentum sei keine originale Bildung, sondern ein Erzeugnis des damaligen religiösen Synkretismus, des Religionswirrwarrs, aus dem wir im vorigen Aufsatz einige Bilder zeichneten, eine Figur des Mythus und nicht der Geschichte. Als Vertreter sind zu nennen Jensen, W. B. Smith, Arthur Drews. Eine Kombination beider Gesichtspunkte, unter Ablehnung der radikalen Resultate, versucht M. Maurenbrecher. Wir beschäftigen uns zuerst mit der geschichtsmaterialistischen Gruppe.

Kalthoffs mit allzu aufdringlicher Tendenz vorgetragenem Versuch, Jesus als Idealgestalt der römischen Proletarier zu erklären, ist nun Karl Kautsky mit seinem Ursprung des Christentums (Stuttgart 1908, J. H. W. Dietz Nachf., 508 S. Preis Fr. 6. 75) gefolgt. Es ist das Buch eines Dilettanten, eines Politikers, der einen

Streifzug in das Gebiet der Religionsgeschichte unternimmt. Nun tun die Fachleute Unrecht, den Dilettanten alles Mitreden zu verbieten, denn diese sehen oft Manches, wofür jene blind geworden sind; sie stellen allerlei in Frage, was die Fachleute vorschnell als selbstverständliche Voraussetzung behandeln. Wir wollen ihm deshalb gern Gehör schenken. Freilich, allzu selbstbewußt verkündet er in der Vorrede, daß ihn die konsequente Anwendung der ökonomischen Methode allein zur richtigen Behandlung des Stoffes befähige. Aber wir haben ja dieser Methode im einleitenden Artikel schon ihr Recht eingeräumt und behalten uns nur vor, zu prüfen, ob sie wirklich den Tatsachen gerecht werde und sie plausibler erkläre.

Kautsky beginnt mit einer Kritik der Quellen und findet, daß die heidnischen Historiker vom Christentum im ersten Jahrhundert noch nichts wissen und daß die christlichen Quellen höchst unzuverlässig sind, sodaß eine sichere Kunde von den Anfängen des Christentums nicht mehr vorhanden ist. Für seine eigene Darstellung des Sichern oder einigermaßen Wahrscheinlichen greift er weit aus. Die gesellschaftliche Entwicklung der Römer und der Juden wird geschildert, der letztern religiöse Eigentümlichkeit erhält ihre wirtschaftliche Erklärung, wobei die Juden nur viel zu sehr von Anfang an als Handelsvolk betrachtet werden, so daß manche Konstruktionen hinfallen. Darauf geht Kautsky zur Schilderung der jüdischen Zustände zur Zeit des entstehenden Christentums über. Der vornehmen Priesteraristokratie der Sadducäer und den Pharisäern, den Intellektuellen jener Epoche, tritt die Proletarierpartei der Zeloten gegenüber, zusammengesetzt aus dem städtischen Proletariat von Jerusalem und den Ausgebeuteten Galiläas, die zum Räubertum hinuntergestoßen worden waren. Das ist die Partei der revolutionären Elemente, der eigentlichen Träger der messianischen Hoffnung, welche sich in zahlreichen Aufstandsversuchen Luft macht. Ebenfalls proletarisch ist die Gruppe der Essener. Aber statt bloß durch Revolution oder den erwarteten Messias eine Besserung ihrer Lage zu hoffen, suchen sie jetzt schon durch eine kommunistische Organisation zu helfen. Es ist ein Kommunismus des Verbrauchs, beruhend auf landwirtschaftlicher Arbeit und in dieser Form nur auf dem Lande durchführbar. Was über die speziellen Lehren der Essener berichtet wird, ist bloß ideologischer Ueberbau, die Hauptsache ist die kommunistische Lebensweise. Nur ihre Leugnung der Willensfreiheit interessiert noch besonders, denn sie ist ein deutliches Symptom des proletarischen Charakters dieser Kreise. Sind doch allezeit die Herrschenden geneigt, die Willensfreiheit zu behaupten, die Bedrückten und Geknechteten, sie zu leugnen.

Es gab aber noch andere proletarische Elemente, die weder der demokratisch-nationalistische Zelotismus befriedigte noch die kommunistischen ländlichen Essenerkolonien mit ihrer harten Feldarbeit anzogen. Das gilt vor allem von den städtischen Lumpenproletariern, die gewohnt waren, als Parasiten zu leben. Aus ihnen rekrutierte

sich die Messiasgemeinde. Ihr proletarischer Charakter wird schon von Paulus zugegeben und erhellt auch aus spätern Dokumenten, sowie aus dem wilden Klassenhaß, der uns in Lukas und dem Jakobusbrief entgegentritt, ein Haß von einer so fanatischen Form, daß er den des modernen Proletariats weit übertrifft. Die ersten Christengemeinden sind revolutionäre Gemeinschaften. „Wir haben gesehen, wie rebellisch die von der messianischen Erwartung erfüllten Schichten des Judentums waren, namentlich die Proletarier Jerusalems und die Banden Galiläas, dieselben Elemente, denen das Christentum entsprang. Da muß man von vornherein annehmen, daß es in seinen Anfängen einen gewalttätigen Charakter aufwies." „Es wäre ganz unglaublich, wenn gerade eine proletarische Sekte von der allgemeinen, revolutionären Stimmung unberührt geblieben wäre."

Daß der Ursprung dieser Messiasgemeinde auf einen bestimmten Menschen Jesus zurückgeht, will auch Kautsky nicht leugnen. Es schimmert aber durch die Ueberlieferung der Gemeinde noch deutlich durch, daß er ein Rebell gewesen ist, z. B. in den Worten: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert", „Ich bin gekommen, Feuer zu werfen auf Erden", in der Tempelreinigung, vor allem aber in dem Gespräch auf dem Weg nach Gethsemane, das Lukas überliefert: „Jetzt, wer einen Beutel hat, nehme ihn, ebenso eine Tasche, und wer keinen hat, der verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert, denn ich sage euch: jetzt geht an mir in Erfüllung, was geschrieben ist: er wird unter die Gesetzlosen gezählt .... Sie aber sagten: Herr, hier sind zwei Schwerter. Und er sagte ihnen: das genügt." Jesus plante also einen Aufstandsversuch, derselbe wurde aber verraten, Jesus als Rebell gefangen genommen und hingerichtet. „Denn die Hinrichtung Jesu, die wohl begreiflich wird, wenn er ein Rebell war, bleibt andernfalls ein völlig unverständlicher Akt sinnloser Bosheit, die ihren Willen gegen den römischen Statthalter selbst durchsetzt, der Jesus freisprechen will." Die Annahme, daß Jesu Hinrichtung durch seine Rebellion herbeigeführt wurde, entspricht auch einzig dem Charakter der Zeit, wo selbst friedliche Essener in dieses kriegerische Wesen hineingezogen wurden.

Aber wie kam es, daß dieser eine Messias, der doch nur einer unter vielen war und dessen Aufstand besonders kläglich endete, nicht vergessen ward? Warum sollte er tiefern Eindruck gemacht haben als andere, erfolgreichere Messiasse, die doch wenigstens vorübergehende Erfolge gegen die Römer davontrugen? Ursache ist ja nicht etwa der von den Theologen ins Feld geführte persönliche Eindruck. Dieser bleibt doch stets auf den Kreis derer beschränkt, die den Verstorbenen noch gekannt haben, außer wenn er eine Schöpfung hinterläßt, die auch losgelöst von seiner Person Eindruck macht. Jesu Schöpfung war die Organisation einer kommunistischen Körperschaft; sie war das Band, das seine Anhänger nach seinem Tode zusammenhielt. Je mächtiger diese Organisation wuchs, desto mehr mußte ihr Märtyrer

die Phantasie der Mitglieder beschäftigen, desto mehr fühlten sie sich gedrängt, ihn als den richtigen Messias anzuerkennen, desto näher lag es ihnen, an seine Auferstehung zu glauben. Weil aber im Unterschied vom Zelotismus nicht der Rassenhaß, sondern der Klassenhaß die Leidenschaft dieser Vereine war, weil der Gekreuzigte ein sozialer, kein nationaler Heiland war, fanden diese Vereine auch auf heidnischem Boden Eingang. Paulus hat zuerst erkannt, die propagandistische Kraft der neuen Organisation könne durch Abstreifen des Nationalen nur gewinnen. So ist es gekommen, daß in den heidenchristlichen Gemeinden der Judenhaß und die Römerschmeichelei überhand nahmen. In der Friedenszeit von Vespasian bis Kommodus (70—190), als der duldende Gehorsam, die Unterwerfung unter die kaiserliche Macht nicht mehr bloß als Gebot der Klugheit für die Feigen, sondern als sittliche Verpflichtung erkannt wurde, konnte man den revolutionären Messias nicht mehr brauchen, und gewohnt, in dem Jesusgott den Inbegriff aller Tugenden zu verehren, entfernte man aus seinem Bild „immer mehr und mehr“ alles Rebellische und verwandelte den rebellischen Jesus „immer mehr“ in einen leidenden, der nicht wegen eines Aufruhrs, sondern einzig und allein wegen seiner unendlichen Güte und Heiligkeit durch die Schlechtigkeit und Bosheit heimtückischer Neider gemordet wurde. Die Leidensgeschichte wurde übermalt; die absichtliche Fälschung zeigt sich vor allem darin, daß Pilatus, der in Wirklichkeit keinen Grund hatte, den Rebellen Jesus zu schonen, zu seinem Beschützer, die Juden, die keinen Grund hatten, ihm zu zürnen, zu seinen Mördern gemacht werden.

Diese Aenderung des Jesusbildes beobachten wir am besten bei dem schlauen Revisionisten Matthäus, während Lukas das revolutionäre Kolorit besser bewahrte. Bei dem kampfunfähigen und kampfunlustigen Proletariat der heidnischen Städte schwand immer mehr der revolutionäre Enthusiasmus und die messianische Zukunftserwartung, der energische Drang nach Aufhebung des Privateigentums wurde abgeschwächt zu einer Organisation gemeinsamer Mahlzeiten. Weil aber dieser Kommunismus des Tisches den Sklaven wenig bot, wurden sie von den freien Proletariern in den Hintergrund gedrängt; diese wußten die Reichen immer mehr heranzuziehen, von Aufhebung der Sklaverei redete niemand mehr, und zuletzt degenerierte die Organisation des Kommunismus zur Organisierung der Ausbeutung aller Klassen.

Dies in den Hauptzügen das Bild, das Kautsky von der Entstehung des Christentums gewinnt. Es widerspricht völlig demjenigen, das die alten Christengemeinden selbst in ihrem Bewußtsein getragen haben. Sie führen ihre Existenz, ihre ganze religiöse Eigenart auf eine Person Jesus von Nazareth zurück, den sie als den Offenbarer einer religiösen Wahrheit, als religiöse Autorität und nicht als Begründer einer revolutionären wirtschaftlichen Organisation kennen. Es ist doch die nächstliegende, verständlichste Annahme, daß sie über ihren eigenen Ursprung richtige Auskunft zu geben wußten. Darum kann

es uns nicht genügen, wenn derjenige, der eine andere Auffassung vorträgt, uns zeigt, die Entstehung des Christentums lasse sich zur Not auch auf die von ihm behauptete Weise erklären. Wir verlangen den Nachweis, daß die Anschauung der Christengemeinden selbst an Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten leide und daß seine Erklärung den Entstehungsprozeß begreiflicher, einleuchtender mache. Vor dieser Forderung versagt aber Kautsky vollständig. Er vermag es nicht verständlich zu machen, wie aus einer mißglückten Revolution eine neue Religion, aus einem schmählich untergegangenen Rebellen ein Weltheiland geworden ist. Wenn Kautsky an der Darstellung der Fachleute allerlei unglaubhaft findet, so ist die seinige jedenfalls noch viel unglaubhafter.

Kautsky arbeitet mit völlig falschen Voraussetzungen, in erster Linie mit einer verkehrten Milieutheorie. Weil das Milieu, aus dem das Christentum erstand, revolutionär war, muß es selbst auch eine revolutionäre Bewegung gewesen sein. Wir haben weiter oben einige solche Sätze zitiert. Den einzelnen Persönlichkeiten traut er möglichst wenig Einfluß zu. Er arbeitet gelegentlich mit der Analogie der modernen proletarischen Bewegung, um den Einfluß der einzelnen Person gering anschlagen zu können. Er vergißt, daß sich die großen Anreger und Vorwärtsbeweger der Geschichte zuerst immer in Gegensatz zu ihrem Milieu gestellt haben. Sie waren große Einsame, sie wurden von ihren Zeitgenossen verketzert, verfolgt, gekreuzigt und verbrannt. Sie sammelten im Verborgenen wenige Anhänger, bis in folgenden Generationen ihre neuen Erkenntnisse — manchmal erleben sie es noch — zum Gemeingut werden, aber meist in verwässerter Form, so daß es die Massen fassen können. Daß Jesus nicht zu diesen prophetischen Gestalten, denen gegenüber der Geschichtsmaterialismus versagt, zu rechnen sei, ist eben Kautskys Voraussetzung, die er erst zu beweisen hätte. Wenn er sich nur vorstellen kann, daß eine wissenschaftlich tiefer gebildete Persönlichkeit größern Einfluß hätte ausüben können, so wie Marx und Engels Führer des Sozialismus geworden sind, so ist das eben wieder eine falsche Voraussetzung und damit, daß Jesus nicht zu den Gebildeten gehörte, noch gar nichts bewiesen. Wenn wir eine Bestätigung dafür suchen, daß die ökonomische Geschichtsbetrachtung nicht alles erklären kann und deshalb nicht zur Weltanschauung erhoben werden darf, so finden wir sie gerade in dem Mißlingen von Kautskys Versuch, die Entstehung des Christentums mit dieser Methode zureichend zu erklären.

Kautsky fehlt völlig der Sinn für das Religiöse, überhaupt für die Wirkung der Ideen. Daß die Ideen nur Nebenprodukte von ökonomischen Prozessen seien, ist eben wieder die unbewiesene Voraussetzung. Charakteristisch ist schon, wie er die Entstehung des israelitischen Monotheismus aus dem Bestreben der Priesterschaft von Jerusalem ableitet, ihrem Gott durch Erhebung zum „Bundesfetisch" Monopolstellung und dadurch sich selbst eine herrschende Rolle zu ver-

schaffen; dann wieder, wie Engelglaube, religiöse Waschungen und Reinheitsgebote, Verwerfung der Ehe und der blutigen Opfer u. dgl. bei den Essenern als ideologischer Ueberbau, der die Historiker mit Unrecht am meisten beschäftigt habe, bei Seite geschoben und ihre wirtschaftliche Organisation allein als das Wesentliche ausgegeben wird. Was über Jesu Lehre berichtet werde, sei so wenig originell, bestehe so sehr nur aus allgemeinen Sittensprüchlein, die damals in aller Leute Munde waren, sei so vielfach schon in der heidnischen und jüdischen Literatur nachweisbar, daß nichts dazu zwinge, sie auf einen erhabenen Propheten und Uebermenschen zurückzuführen. Der Kitt, der die Christengemeinden zusammengehalten haben, seien lediglich die Unterstützungen und gemeinsamen Mahlzeiten gewesen. Wohl ist es ja richtig, wenn Kautsky einmal bemerkt, der Historiker dürfe bei den geschichtlichen Personen nicht nur die Motive annehmen, die sie selbst angeben. Aber das berechtigt ihn noch nicht, über das, was den Christen an ihrer Gemeinschaft das Wichtigste war, ihr eigenes Bewußtsein gar nicht zu befragen, sondern einfach anders zu dekretieren. So konstruiert er z. B. auch eine starke Abhängigkeit der Christen von den Essenern, von der die Christen selbst doch irgendwie noch ein Bewußtsein haben müßten. Der fehlende Sinn für das Religiöse ist auch daran schuld, wenn Kautsky gemeinsame Mahlzeiten überall als wirtschaftliche Maßregel faßt, während sie in den Christengemeinden symbolische religiöse Feiern sind; hätte er das beachtet, so wäre er vorsichtiger mit der Bezeichnung einer kommunistischen Organisation gewesen. Ich glaube nicht zu hart zu urteilen, wenn ich sage, Kautsky habe etwa dasselbe unternommen, wie wenn ich als völlig Unmusikalischer eine Geschichte der antiken Musik schreiben wollte. Freilich behaupte ich deshalb nicht eine besondere Bosheit und Verstocktheit Kautskys; seine religiöse Verständnislosigkeit will als Symptom verstanden werden, als Reaktion gegen die Unterschätzung des Materiellen durch die Christenheit und als Folge davon, daß sie für ihren Glauben viel zu wenig den „Beweis des Geistes und der Kraft" geführt hat.

Kautsky stützt seine Kritik der christlichen Ueberlieferung auf die Beobachtung, daß die zeitgenössische griechische und lateinische Literatur des 1. Jahrhunderts nichts vom Christentum berichte; zum mindesten müßte doch Josephus, der Historiker des jüdischen Krieges, es erwähnen. Nun findet sich allerdings in seinem jüdischen Krieg eine Stelle über Jesus, aber sie ist unverkennbar eine christliche Fälschung; denn hätte sie Josephus geschrieben, so wäre er Christ gewesen. Die Christen haben sich also aus Quellenfälschung nichts gemacht und es ist ihnen überhaupt nicht zu trauen. Mit derselben Logik ließe sich auf Grund von Kautsky behaupten, alle sozialdemokratische Geschichtsschreibung sei gewaltsame Konstruktion. Die christliche Fälschung des Josephus verdient natürlich keine Entschuldigung. Ließe sich aber nicht denken, daß sie an Stelle einer gehässigen Bemerkung des Josephus eingeschoben worden sei? Es liegt für diese Annahme kein Anhaltspunkt

vor und ich will damit gar nicht argumentieren, sondern mit der Andeutung dieser Möglichkeit nur zeigen, daß eben das Schweigen des Josephus keine absolut sichere Tatsache ist und nicht zu weitergehenden Schlüssen verwendet werden darf. Aber selbst wenn Josephus und alle heidnischen Literaten das Christentum totgeschwiegen haben, so beweist das nichts. Deißmann hat in seinem schönen Buche „Licht vom Osten“ (Tübingen, Mohr, 1909, 2. Aufl.) darauf hingewiesen, daß die klassischen Schriftsteller eine literarische Oberschicht repräsentieren und die Vorgänge in der unliterarischen Unterschicht, der ja auch nach Kautsky die Christen angehören, nicht beachten. Man kann auch nicht daraus, daß moderne Historiker in der Geschichte der Gegenwart die Heilsarmee nicht erwähnen, auf ihr Nichtvorhandensein schließen. Es sei auch daran erinnert, daß Chr. Tischhauser in seiner deutschen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts klagte, die theologische Historie berücksichtige nur die Vorgänge in der offiziellen Kirche und akademischen Theologie, ignoriere aber die Kreise der Stillen im Lande und das nicht literarisch hervortretende religiöse Leben. Sollen wir von den Schriftstellern am Cäsarenhofe mehr Interesse für die Konventikel der Christen erwarten?

Kautsky beruft sich ferner auf die Tatsache, daß die antiken Historiker ihren Helden komponierte Reden in den Mund legen und daß auch die kritischen Theologen von den Reden der Apostelgeschichte und des Johannesevangeliums zugeben, daß sie Kompositionen der Verfasser seien. Warum man nun plötzlich bei den Reden der synoptischen Evangelien etwas anderes annehme? Dagegen können wir wieder auf Deißmanns sorgfältige Untersuchungen hinweisen, welche zu dem Ergebnis kommen, daß die Schriften des Neuen Testamentes keine literarische Kunstprosa, sondern nach Sprache und Form volkstümliches Schrifttum sind. Man kann allerdings einwenden, daß derselbe Lukas, der in der Apostelgeschichte nach der Gepflogenheit der Historiker seine Helden von ihm selbst komponierte Reden halten läßt, auch Verfasser des dritten Evangeliums ist. Aber eine genaue Beobachtung zeigt, daß eben die Reden der Apostelgeschichte rhetorische Kunstwerke sind, die Jesusreden des Evangeliums aber nicht. Die Vergleichung desselben mit Markus und Matthäus zeigt, daß es sich hier um Traditionsgut handelt, das Lukas auf seine Weise gruppiert und verarbeitet, aber selbst schon übernommen hat. Mit dem, der in diesem Gut nur triviale Sittensprüchlein sieht, ist allerdings keine Diskussion möglich. Verstehen lassen sie sich nur als Aeußerung einer lebendigen, geschlossenen, warmen und leidenschaftlich fühlenden Persönlichkeit. Man vergleiche nur einmal die unter dem Namen Salomos gesammelte Spruchliteratur mit der von Jesus hergeleiteten. Hier spricht eine Persönlichkeit voll religiöser Leidenschaft, dort eine unpersönliche, mehr oder weniger geistreiche, oft aber auch ziemlich philisterhafte Lebensweisheit. Es ist kein Zufall, daß die Evangelien geworden sind, was den salomonischen Sprüchen nie beschieden war: ein Lebensbuch.

Es sei hier eine kleine Abschweifung erlaubt. Kautsky behauptet auch, daß die Wendung in einzelnen Paulusbriefen: „das schreibe ich mit eigener Hand“ oder „das ist mein Zeichen in jedem Brief,“ die Fälschung deutlich verrate. Nun hat aber Deißmann am Beispiel mehrerer erhaltener Briefe gezeigt, daß das einfach einer antiken Gepflogenheit entspricht.

Kautsky stößt sich ferner an den vielen Wundererzählungen; sie seien ein Beweis der Leichtgläubigkeit der Erzähler und damit auch ihrer Unzuverlässigkeit. Nun wollen wir hier nicht die ganze Frage der Wunderkritik aufrollen. Nur auf das Eine sei hingewiesen: Wenn sich an einen Menschen Wunderlegenden anheften, so ist das ein Zeichen, daß er tiefen Eindruck gemacht hat und in einer wundergläubigen Zeit einfach unvermeidlich. Dem Durchschnittsphilister werden keine Wunder nachgesagt, auch nicht dem lächerlichen Rebellen, als der Jesus bei Kautsky erscheint. Die Legende spiegelt den Eindruck wieder, den eine Person bei ihrer Umgebung hinterlassen hat. Sie kann daher ein richtiges Bild geben, ohne im strengen Sinn historisch zu sein. So läßt sich z. B. die Buddhalegende sehr wohl für die Erkenntnis des indischen Religionsstifters verwenden. Man vergleiche nur einmal unsere Evangelien mit den apokryphen Erzählungen aus dem Leben Jesu (gesammelt in Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen) und man spürt sofort den gewaltigen Unterschied zwischen der Legende, die sich durch die Tradition eines persönlichen Eindrucks bildet, und der reinen Phantasie- oder dogmatischen Tendenzdichtung. Der Unterschied tritt auch hervor beim Vergleich der Apostelreden des Lukas und derjenigen in den apokryphen Apostelgeschichten. Dort komponiert einer, der Wesen und Wollen der Apostel noch gekannt hat, hier Verfasser, welche ein blutloses Idealbild zusammenphantasieren.

Dann sei noch an den Gesichtspunkt erinnert, den vor Allem Professor Schmiedel in Zürich sehr betont: Die Evangelien sind wohl Schriften von gläubigen Jüngern und nicht von kritischen Historikern. Aber sie bringen doch verschiedene Züge, die in einem reinen Phantasiebild des Glaubens unerklärlich wären: Jesus kann in Nazareth keine Wunder tun, er wird von seinen Angehörigen für gestört gehalten, er lehnt die Bezeichnung „guter Meister“ ab, er kennt nicht Tag und Stunde, wann das Gottesreich anbricht, er hat die Ehrenplätze in seinem Reich nicht zu vergeben, ihm ist bange vor der Taufe, der er sich unterziehen muß, er zittert auf dem Wege nach Gethsemane und ruft am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

Aber gerade solche Stellen würde Kautsky als willkommene Bestätigung seiner Theorie von einer ältern Traditionsschicht begrüßen, hinter welcher der sehr menschliche Rebell Jesus noch durchschimmere. Wie steht es mit dieser These Kautskys? Eine eingehende und sorgfältige Auseinandersetzung mit derselben gibt H. Windisch in einer Schrift: Der messianische Krieg und das Urchristentum.

(Tübingen, Mohr. 1909. Preis Fr. 2. 70). Sie sei jedem, dem Kautskys Darstellung zu schaffen macht, empfohlen. Windisch zeichnet die messianische Erwartung des zeitgenössischen Judentums und konstatiert, daß die große Masse der evangelischen Jesustradition eine deutliche Absage an das kriegerische Messiasideal enthalte. Kautsky erklärt das alles als spätere Uebermalung und beruft sich auf die wenigen kriegerischen Stellen als ursprüngliche Ueberlieferung. Aber lassen sie sich nicht auch anders erklären, im Zusammenhang mit der sonstigen Gesamtüberlieferung? Das Wort, er sei nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert, ist richtig so zu verstehen, daß sich über dem Für oder Wider Jesus die Allernächsten entzweien, Kampf und Zwietracht entstehen werde. Schon die Einleitung: „Ihr sollt nicht erwähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen,“ setzt voraus, daß Jesus für einen friedlichen Gottesgesandten gehalten wurde. Der revolutionäre Jesus Kautskys hätte diese Verwahrung nicht nötig gehabt. Auch das Wort vom Feuer, das Jesus anzünden will, eng verbunden mit dem von der Taufe, vor der ihm bange ist, braucht gar nicht kriegerisch verstanden zu werden. Das Schwertgespräch bei Lukas ist allerdings eines der rätselhaftesten Stücke der evangelischen Ueberlieferung. Windisch erklärt es so, daß Jesus vorübergehend dem Gedanken der Notwehr Raum gegeben, dann aber in dem schweren Gebetskampf von Gethsemane darauf verzichtet habe. Jedenfalls wäre ein Rebellionsversuch mit bloß zwei Schwertern von vornherein dem Fluch der Lächerlichkeit ausgeliefert gewesen. Aber die Hauptfrage ist: Was gab der Gefolgschaft des Rebellen nach seinem Tode den Zusammenhalt? Der Untergang des Anführers ließe ein heftiges Aufflammen der revolutionären Tendenzen begreiflich erscheinen. „Niemals aber hätte sich an den Namen eines längst gefallenen Zelotenhäuptlings eine neu entstandene Gemeinde geheftet, die die entgegengesetzten Ideale vertrat“ (Windisch). Es läßt sich wohl denken, daß sich eine revolutionäre Organisation zum Opportunismus entwickle; aber daß sie ihren als Rebell gefallenen Begründer so „immer mehr und mehr“ zum Idealbild des passiven Dulders umwandle, das müßte uns Kautsky plausibler machen. So läßt sich, um eine Analogie zu brauchen, die Umwandlung der Sozialdemokratie von einer revolutionären zu einer revisionistischen Partei wohl verstehen. Nie aber würde sie dabei Karl Marx aus dem Herold der Revolution so unter der Hand zum praktischen Sozialreformer umgestalten. Zwischen rebellisch und duldend gibt es keinen solchen allmählichen Uebergang; entweder das eine oder das andere. In der Tradition der Anhänger werden die Charakterzüge des Meisters wohl ins Unermeßliche gesteigert, aber nicht sein Bild in das gerade Gegenteil verkehrt. Uebrigens, wenn in der Friedenszeit seit Vespasian die Unterwerfung unter das kaiserliche Regiment als Gebot der Klugheit und sittliche Pflicht empfunden wurde, so war sie eben kein Dulden mehr.

Auch Kautskys ganze Kritik der Passionsgeschichte fällt mit der

Theorie vom Rebellen Jesus völlig dahin. Die Wut der religiösen Führer der Juden, wie die Schonungsversuche des Pilatus, sind nicht mehr unbegreiflich, wenn Jesus eben nicht der Rebell gewesen ist, für den ihn Kautsky ausgibt, sondern der, als den ihn die Evangelien darstellen. Auch die Zuversicht, mit der Kautsky die Parteiverhältnisse der Juden als Klassengegensätze schildert, steht bei der unsichern Kenntnis der damaligen wirtschaftlichen Zustände auf schwachen Füßen. Für die proletarische Herkunft der Essenerkolonien gibt er keine Belege; aus ihrem Kommunismus allein oder ihrem Determinismus kann man unmöglich darauf schließen. Und die vorwiegend proletarische Zusammensetzung der Gemeinde von Korinth beweist noch nichts für die von Jerusalem. Diese war allerdings später verarmt, aber gerade die Erzählung der Apostelgeschichte von ihrem Kommunismus erwähnt, daß verschiedene ihrer Glieder Haus- und Grundbesitzer gewesen waren.

Doch damit ist erst die schiefe Konstruktion Kautskys zurückgewiesen. Aber wie weit ist das Christentum wirklich eine proletarische Bewegung gewesen? Die positive Darstellung ergibt sich am besten durch die Auseinandersetzung mit dem Buch eines andern Sozialdemokraten über den Ursprung des Christentums: Max Maurenbrecher „Von Nazareth nach Golgatha“ (Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe, 1909, 271 S. Preis Fr. 5. 40, geb. Fr. 6. 75). Er ist, wenn ich recht berichtet bin, ursprünglich Theologe. Er weiß auch, daß das Christentum in die Religionsgeschichte gehört. Nach ihm hat Jesus seine Bedeutung mehr durch das, was von ihm geglaubt wurde, als durch das, was er wirklich gewesen ist, erhalten. Maurenbrecher gehört deshalb zum Teil zu der zweiten Kategorie von Angreifern des geschichtlichen Jesus. Aber seine eigene Darstellung desselben gehört in die erste Reihe. Sein Buch ist auch viel ernster zu nehmen und wird der theologischen Forschung mehr Probleme stellen als Kautsky.

R. Liechtenhan.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Anna Theobald,

## eine Sängerin des Proletariats.

Wie viele von unseren Lesern mögen wohl Anna Theobald kennen? Im Jahre 1898 ist von ihr ein bescheidenes Bändchen Gedichte erschienen.*) Sie haben freilich wenig Aufsehen erregt, obschon sie es besser verdient hätten, als mancher Roman, von dem alle Welt redet. Denn sie sind echte Poesie, Zeugnisse einer edlen und tiefen Seele und Früchte vieler Schmerzen.

Denn auch darin ist die Verfasserin eine echte Dichterin, daß sie

*) Bei Manatschal, Ebner & Cie. in Chur.

nicht von dieser Welt ist und darum auch auf dieser Welt nichts ihr eigen nennt, nicht Gut und nicht Glück, außer dem, was in ihrer Seele wächst und der Gabe, zu sagen, was sie leidet. Früh verwaist, ist sie über den Ozean getrieben worden und mehrere der Gedichte stimmen die Klage des Heimwehs an. Dann ist sie wieder zurückgekehrt und lebt nun seit manchem Jahr in einem Dorfe ihrer bündnerischen Heimat. Rauh ist der Pfad, den sie geht, steinig und kahl wie mancher Bergweg des Hochlandes, aber ihre Seele ist ungebeugt und ihr Blick sucht die Weite, wo — trotz allem — doch ein Sieg winkt.

Diese Elemente ihres Lebens kehren, wie sich von selbst versteht, in ihrer Poesie wieder. Die Berge des Bündnerlandes schauen ernst und hell in diese Lieder herein. Wir gehen mit ihr über die herbstliche Bergwiese am Waldrand, schauen hinein in die Pracht des Alpenwinters und teilen mit ihr die Wonne des einziehenden Höhenfrühlings. Schon dieser Umstand gibt den Liedern etwas Großes. Für ihr Volk schlägt ihr immer noch warm das Herz, trotzdem sie von ihm wenig Gutes empfangen. Aber auch der Schmerz ihres Lebens klagt aus ihrer Dichtung, nicht aufdringlich, nur ganz leise, auch nicht sentimental, sondern in männlicher Herbheit. Und der Schmerz behält nicht das letzte Wort, sondern die Hoffnung, eine große, freudige Hoffnung.

Denn ihr ist eine Sonne aufgegangen über ihrem dunklen, sturmvollen und enttäuschungsreichen Leben, eine Sonne, die auch ihre Schmerzen vergoldet und sie trotz allem reich und froh macht: der Sozialismus. Obschon nicht den Kreisen des Proletariats entstammend (ihr Vater war ein Naturforscher, dessen Name noch nicht vergessen ist) ist sie ein Herz und eine Seele mit seinem Wollen und Sehnen. Mit der ganzen Kraft und Glut, deren eine edle Frauennatur fähig ist, nimmt sie das soziale Evangelium auf und als ein leuchtender Springquell kommt es aus ihrem Herzen zurück. Auch mitten in ihren Naturschilderungen taucht fast immer dieses Eine auf, das sie ganz erfüllt. Wie bei anderen Dichtern Leid und Lust der Liebe der Mittelpunkt sind, um den sich Fühlen und Schauen bewegen, so bei ihr die Sehnsucht nach dem Tag der Erlösung der leidenden Brüder. Ob sie dem Brausen des Föhnsturmes lausche oder über die blühende Maienwiese schreite, ob die Neujahrsglocken ihre Stimme erheben oder der Specht im Walde hämmere — immer hört sie die gleiche Botschaft heraus, von der ihre Seele lebt. Man könnte an Anna Theobald lernen, wenn man es nicht sonst wüßte, wie der Sozialismus als ein neues Evangelium auch über Herzen kommen kann, die von ihm direkt nichts zu erwarten haben, um sie zu bewegen in allen Freuden und Schmerzen lebendiger Religion. Daß die soziale Hoffnung auch ihr zu einer Verjüngung des alten Evangeliums geworden ist, beweist u. a. das Gedicht: „Religion". Besonders ergreifend dünkt es mich immer, wie ganz frei von jedem Ton der Verbitterung oder des Neides

die vom Leben so stiefmütterlich Behandelte die Sache des Proletariats darstellt. Sie überstrahlt sie förmlich mit dem Adel einer hochgesinnten Frauenseele. Nicht dem Neid entstammt die „neue Lehre", nicht unreine Hände sollen die heilige Flamme hegen, ein mächtiges „Empor!" ist sie für Alle.

Schon dieser soziale Inhalt ihrer Poesie sollte der Dichterin eine größere Aufmerksamkeit gewinnen. Man sammelt heute so eifrig die Zeugnisse von einem neuen Fühlen und Denken, wie's sich in der Arbeiterbewegung entwickelt. Hier nun ist zwar keine geborene Proletarierin, aber eine Dichterin, die durch des Lebens Not und Sehnsucht zur Sozialdemokratin geworden ist und in der Gedankenwelt des Proletariats lebt. Auch das ist an sich schon ein Dokument — und dazu sind es ja immer die Dichter, die dem, was selbst nicht reden kann, eine Sprache geben.

Es widerstrebt mir eigentlich, noch ein Wort von dem ästhetischen Wert dieser Gedichte zu sagen, die sich ja nicht als „Kunst" geben, sondern als Rufe zum Kampf und als Bekenntnisse schweren Erlebens. Aber ein paar Worte darüber sind gerade darum nötig, damit der Leser, der vielleicht, durch diese Zeilen veranlaßt, zu dem Bändchen greift, nicht durch ästhetische Schwierigkeiten sich abhalten lasse, zu dem Besten vorzudringen, was es ihm geben kann.

Ich halte Anna Theobald für eine wirkliche Dichterin. Alles, was sie sagt, ist erlebt und geschaut; da ist keine Phrase, keine bloße Anempfindung oder Nachempfindung. Da ist alles eigenes Gut. Sie erinnert auffallend an eine andere Dichterin, mit der sie auch sonst einige Verwandtschaft zu haben scheint: Annette Droste-Hülshoff. Wie diese hat sie etwas Herbes, Männliches, Knappes, das oft ins Harte und Dunkle übergeht. Freilich erreicht sie nicht ihre Höhe, vielleicht weil die Rauhigkeit des Lebens den Wuchs ihres Geistes verkümmern ließ. Es finden sich auch in vielen Gedichten, oft auch in den schönsten, Härten und Unbeholfenheiten, die eine feilende Hand beseitigen sollte und auch könnte. Aber keines ist seicht oder leer. Immer ist Lebensblut und Eigenart darin. Ihre Bilder sind oft äußerst anschaulich. Man vergleiche z. B. folgende Strophe aus „Wintersonnenwende":

Im Schatten liegt das weiße Wiesental,
Denn hinter Tannen floh der Sonne Licht,
Hielt zögernd an, Apollos Wagen gleich,
Den festgeknüpft der helle Tag am Fels
Mit goldenen Schnüren an des Waldbaums Ast;
Er zäumt sein Roß, wenn er ein Stündchen weilt.

So schaut nur ein echtes Dichterauge. Naturschilderungen gelingen ihr überhaupt besonders gut. Wie wuchtig erdröhnen die erste und letzte Strophe ihres Liedes vom „Föhn":

Ich komme vom Süden gezogen,
Wo rötlich die Mandel erblüht;
Mein Wort erbraust wie Wogen;
Ich komme vom Süden gezogen,

Auf Schwingen hergeflogen,
Die brennender Purpur umglüht.
Ich komme vom Süden gezogen,
Wo rötlich die Mandel erblüht.

— — — — — — — — — — —

So leg ich in Tausend der Herzen
Das Sehnen nach Freiheit hinein;
Sie glühen hell wie Kerzen;
So leg ich in Tausend der Herzen
Erkenntnis ihrer Schmerzen,
Erwachen und zündenden Schein.
So leg ich in Tausend der Herzen
Das Sehnen nach Freiheit hinein.

Ich will mit diesen Zeilen mich nicht als „Entdecker“ dieser Dichterin rühmen. Dieses Verdienst dürften vielmehr diejenigen Arbeiterblätter in Anspruch nehmen, die ihren Gedichten seit vielen Jahren Aufnahme gewährt haben, besonders der verstorbene einstige Redaktor des „Grütlianers“, Hans Mettier, ihr bündnerischer Landsmann und väterlicher Freund. Ich möchte auch nicht ein zu großes Wesen aus ihr machen, sondern nur, einen längst gehegten Vorsatz ausführend, ein wenig mithelfen, daß ihr Gerechtigkeit werde und etwas von jenem Echo auf ihr Schaffen, das ein Dichterherz so schwer entbehren kann. Ihre Gedichte sollten, gefeilt, vermehrt und anders geordnet, neu herausgegeben werden. Sollte sich dafür nicht eine Buchhandlung finden, vielleicht die des Grütlivereins?

Wer sich durch diese Zeilen bewogen fühlt, das Bändchen zu kaufen, der möge darin nicht in erster Linie einen leichten ästhetischen Genuß suchen. Sie fordern Vertiefung, wiederholtes Lesen. Schließlich freilich kommt auch ein ästhetischer Genuß heraus — aber noch etwas Wertvolleres: die Vertrautheit mit einer starken und tiefen Menschenseele und einem schweren, aber tapfer getragenen Menschenlos.

L. Ragaz.

---

# Soziale Rundschau.

**Die Allgemeine Frauenschule.** Eine der Andachten Naumanns schildert den Besuch der wohlbehüteten, lieben Tochter aus dem reichen Hamburger Alsterquartier bei ihren Sonntagsschulkindern im Hinterhaus der Altstadt. Es ist kein Kilometer Entfernung zwischen beiden Häusern, aber zwei Welten sind es hier und dort. Die junge Tochter möchte den Kindern gern etwas sein; sie wird auch herzlich empfangen — aber sie ist nicht oberflächlich genug, sich an dem guten Eindruck genügen zu lassen, den ihr Erscheinen gemacht hat. Kann man das, was sie eben getan hat, christliche Liebe nennen? Um diese Leute lieben zu können, müßte man mit ihnen leben! „Mutter, kann man eigentlich reich sein und arme Leute lieb haben?“ Endlich findet sie Beruhigung in dem Gedanken: „Ist nicht der Glaube Frieden

mit Gott? Wenn man den nur hat, dann soll man sich nicht mit schweren Gedanken zermartern."

Es ist gut, wenn viele junge Mädchen aus den reichen und gebildeten Ständen von jener Unruhe ergriffen werden und es ist gut, wenn sie sich nicht so leicht beruhigen. Wir glauben, es sind manche, die die kastenmäßige Absonderung ihres Standes von andern sozialen Schichten als etwas empfinden das nicht sein sollte. Wer diese Unruhe vermehrt und diese Absonderung bekämpft, wie kürzlich Dr. Paul Burckhardt gelegentlich in seinen in den „Basler Nachrichten" veröffentlichtenn Artikeln über die Mädchenschulreform oder wie Dominik Müller in seinem satyrischen Poem von Fräulein Merioth, der arbeitet für einen wirklichen Kulturfortschritt.

Es ist doch ein armes Leben, das viele reiche Töchter führen. Die ganze sprachliche, hauswirtschaftliche, ästhetische, litterarische Ausbildung ist doch eigentlich ein Kultus des eigenen Ich. Die Tochter soll alle möglichen Kenntnisse und gute Eigenschaften, auch christliche Tugenden erwerben — für sich und für den Mann, den sie beglücken soll. Auch die Wohltätigkeit, zu der die gebildete Tochter etwa angeleitet wird, ist doch meist etwas ganz gedankenloses, beruht noch auf der mittelalterlichen Auffassung der Armut und ihrer Behandlung und kann sich, weil sie von einer gründlichen Erkenntnis der Quellen des Armseins absieht, nur sporadisch äußern; sie ist für viele Mädchen auch nichts als ein Zeitvertreib, ein Anlaß zur Selbstbespiegelung und zu falscher Gewissensberuhigung. Wer diese Darstellung für unrichtig hält, der lese des Dekans Weitbrecht vielverbreitetes Buch „Maria und Martha", in dem das Ideal der gebildeten christlichen Jungfrau dargestellt ist.

O dieses Ideal von „echter Weiblichkeit!" Dabei muß die Individualität des Mädchens verkümmern. Denn die Frau ist ganz besonders beanlagt zum sozialen Mitempfinden. Daß dieses durch das falsche Bildungsideal und durch die eigene Lebensnot bei vielen Frauen verkümmert ist, ändert daran nichts. Wer die soziale Arbeit von Frauen wie Henriette Arendt, der Stuttgarter Polizeiassistentin, und andern Frauen verfolgt, der erkennt, wie fein und scharf die Frau sozial empfindet nnd wie energisch und geschickt sie eingreifen kann, während Männeraugen vielfach so blöde und Männerhände so tappig sind.

Die Frau, die eingeschlossen in den Vorurteilen ihres Standes weiterlebt, kann aber auch ihrem Mann nicht sein was sie sein sollte. Sie wird die Unmündige bleiben in den großen Fragen der Zeit, muß hierin von ihrem Manne sich gängeln lassen und wird, anstatt durch ihr richtigeres Fühlen seine schroffen Urteile zu korrigieren, durch ein blödes Zustimmen ihn in seiner Ungerechtigkeit bestärken. Wie viel ruhiger würde die soziale Bewegung, wenn die gebildete Frau ihren gewaltigen Einfluß auf den Mann im Sinn gerechten sozialen Empfindens geltend machte. Und welcher Segen ginge auf die Kinder über, auf die kommende Generation!

Deshalb ist der Gedanke der Frau Dr. Hilfiker in Zürich, daß die Mädchen aller Stände, analog der Rekrutenschule, ein Jahr lang Schulter an Schulter praktische soziale Arbeit tun sollen, ausgezeichnet, wenn er heute auch noch nicht realisierbar sein sollte.

Inzwischen ist in Deutschland ein anderer Gedanke zur Ausführung gekommen: Die Allgemeine oder Soziale Frauenschule. Ihr Zweck ist, den Schülerinnen unserer höheren Mädchenschule nach Absolvierung der Schulzeit durch Erweiterung und Vertiefung ihrer Schulbildung eine möglichst zweckmäßige Ausbildung fürs Leben zu vermitteln, für die Pflichten, die in der Familie und auf sozialem Gebiet an sie herantreten. Ihr Ziel ist: Persönlichkeitsbildung, Ausbildung für den Beruf der Hausfrau und Mutter, Ausbildung für eine Tätigkeit auf sozialem Gebiet. Für die Einzelheiten der Organisation dieser Schulen, die ihre Tüchtigkeit zum Teil schon in mehrjähriger Arbeit erwiesen haben, sei auf die betreffenden Schriften, die rasch und gut orientieren, verwiesen.*) Die Art und das Maß, wie das „Soziale“ betont wird ist natürlich verschieden; interessant ist z. B. ein Vergleich der allgemeinen Frauenschule in dem „feinen“ Charlottenburg und der sozialen Frauenschule in Berlin. Am weitesten voran in der Auffassung der sozialen Pflicht der Frau ist die Berliner Schule, die vom Berliner Verein für Volkserziehung ins Leben gerufen worden ist. Drei Erwägungen waren bei der Gründung bestimmend:

1. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit, den Frauen Einsicht in das Gemeinschaftsleben zu vermitteln und sie zu einer klareren und tieferen Auffassung von ihren Pflichten in der eigenen Familie wie im öffentlichen Leben zu führen.

2. Die Voraussetzung, daß eingehende Beschäftigung mit sozialen und pädagogischen Fragen bei richtiger Anleitung in sich den Keim zu persönlicher Fortbildung des Einzelnen trägt. Die Bekanntschaft mit den wirtschaftlichen Zuständen eines Volkes, mit den Lebensanschauungen seiner Führer, mit den Bildungsidealen und sittlichen Wertmessern der verschiedenen Zeiten muß ein tieferes Interesse für das Leben überhaupt, für die menschliche Seele, für die politische wie Geistesgeschichte hervorbringen. Die Beschäftigung mit dem Kinde regt zur psychologischen Beobachtung an, die Lektüre von Dichtwerken und Schriften von Aesthetikern bringt die Frage nach der Bedeutung des Schönen für unser Leben nahe, läßt über die Erziehung des Schönheitssinnes und des Geschmackes nachdenken.

---

*) Frauenschulen. Referate über von Frauen gegründete, in der Praxis bewährte Fortbildungsanstalten für Frauen gesammelt und herausgegeben von der Berliner Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes. Geh. 1. —, geb. 1.35.

Die Allgemeine Frauenschule die Fortsetzung der höhern Mädchenschule von Auguste Sprengel, Leiterin der Frauenschule zu Charlottenburg, geh. 1.60.

Dazu die ausgezeichnete knappe Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Ein Lehrbuch für Frauenschulen von Alice Salomon, geb. 1.90.

Alle drei im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

3. Die Zunahme der sozialen Berufe (Armen- und Waisenpflegerin, Polizeiassistentin, Gewerkschaftsbeamtin, Sekretärin in größeren Genossenschaften, Lehrerin an ähnlichen Frauenschulen 2c.). Frauenarbeit ist gerade da am Platz, wo von Mensch zu Mensch gewirkt werden soll. Es ist nötig, daß Persönlichkeiten da sind, die diese Wirkung ausüben können mit Verständnis für den Einzelnen und seine Lage, die sie im Zusammenhang mit dem Gesamtleben zu betrachten vermögen. Es gehören zur erfolgreichen Armenpflege, Jugendfürsorge, Erziehungshilfe Fachkenntnisse. Mit dem sprichwörtlich gewordenen „guten Herzen" kommt die Frau in unsern komplizierten Verhältnissen nicht aus, am wenigsten in einem sozialen Berufe: Je besser geschult die Frau in einen solchen eintritt, desto mehr Einfluß wird sie auch auf die Gestaltung der sozialen Berufe im allgemeinen haben, desto mehr wird nach weiblicher Hilfe verlangt werden.

Man mag gegen die Art, wie an der Verwirklichung dieser Ziele da und dort gearbeitet wird, mancherlei Bedenken haben, die Idee ist gesund und gut und verdient auch bei uns durchdacht und verwirklicht zu werden. Sollte darob das eine oder andere welsche Pensionat eingehen müssen, so wäre das ein geringer Schade.

Fr. Sutermeister.



# Umschau.

Der 12. Dezember war kein guter Tag für das Zürcher Volk. Das Traurige ist nicht einmal in erster Linie die **Verwerfung der beiden Gesetze,** der Revision des Arbeiterinnenschutzgesetzes nebst seiner Ausdehnung auf die weiblichen Ladenangestellten und des Gesetzes betreffend bedingte Verurteilung. Beides muß ja doch einmal kommen. Ich hatte mit einer noch größeren verwerfenden Mehrheit gerechnet. Das Traurige ist die Gesinnung, die sich geäußert und die niedrigen Instinkte, an die man bei der Agitation gegen die Gesetze mit Erfolg appelliert hat. Da war schon der verächtliche Ton, mit dem von den „Ladentöchterli" die Rede war einfach empörend; als ob das nicht Menschen wären, die auch Rücksicht verdienen und deren Dienste jeder in Anspruch nimmt! Ebenso die Heuchelei, mit der man erklärte, im Prinzip sei man schon für die Gesetze, man sei nur gegen die Art und Weise der Ausführung. Der Verband landwirt-

schaftlicher Genossenschaften entblödete sich nicht, in einem Flugblatt dem Volk die Lüge aufzutischen, das Gesetz fordere den Ladenschluß schon um 6 Uhr, und ich konnte beobachten, wie das wirkte. Oder man rechnete den Bauern vor, wenn es nun die Ladentöchterli so schön hätten, so würden sich die Bauerntöchter noch mehr zu diesen Stellen drängen; also die Andern sollen es schlecht haben, damit ja die Bauerntöchter nicht Lust zu deren Beruf bekämen! Oder man beschwerte sich, daß den Gemeindebehörden ihr ohnehin undankbares Amt noch mit neuen Aufgaben, der Aufsicht über die Geschäfte, belastet werde. Als ob dieselben, die das schrieben, nicht mit Freuden, wenn es ihrem eigenen Profite diente, denselben Behörden neue Aufgaben in Menge aufhalsten! Vor allem wurde das Lied von der persönlichen Freiheit, die man sich nicht rauben lassen wolle, in allen Tonarten gesungen. Von der Freiheit der Betriebsinhaber und der des kaufenden Publikums hörte man viel reden, von derjenigen der Abhängigen, der Angestellten nichts!

Nicht schöner war, was gegen die bedingte Verurteilung ins Feld geführt wurde. Die Selbstgerechtigkeit gegenüber denen, die mit den Gesetzen in Konflikt kommen, feierte wieder einmal ihre Triumphe. Die Rachsucht gegen die Uebertreter des Gesetzes wurde als gesunde Regung des Volksempfindens gepriesen. Der bekannte Bauernpolitiker Bopp in Bülach brachte die Behauptung fertig, das Wort Jesu vom siebenzigmal siebenmal Vergeben gelte nur für das Verhalten des Vaters gegen seine Kinder. Nur bewußte Unwahrheit kann es sein, wenn behauptet wurde, nun könnten die Verbrecher erhobenen Hauptes frei umhergehen, obschon es sich ausdrücklich um erstmalig Verurteilte handelt. Man forderte bessere Einrichtung der Bezirksgefängnisse, damit die Strafe ihre bessernde Wirkung leichter leiste; das wäre schön und gut, aber ob die das sagen für die erforderlichen Kredite zu haben wären, wollen wir lieber nicht fragen. Die richtige Saite haben natürlich die berührt, die gegen das Gesetz ins Feld führten, die bedingte Verurteilung könnte auch für Streikvergehen Verurteilten zu Gute kommen, und wenn diese Neuerung eingeführt sei, habe die Unabhängigkeit des Richters ein Ende; das Zürcher Volk möge sich doch ja nicht um die Errungenschaft seines Streikgesetzes bringen. Ich glaube, daß unter den Neinsagern viele solche waren, die wirklich für den Fortbestand einer gesunden Volksmoral Sorge empfanden. Aber den Ausschlag bei dem Ergebnis haben die oben genannten Motive gegeben. Alle Belehrung der Sachkundigen, der Richter, war fruchtlos.

Bedenklich ist an dem Ergebnis vor allem, daß die ganze Geschichte der beiden Gesetzesvorlagen das Symptom einer tiefen Kluft zwischen Arbeiterschaft und Bauersame ist. Die bloße Tatsache, daß ein Gesetz von der sozialistischen Arbeiterschaft gefordert und unterstützt wird, genügt, um die Landbevölkerung dagegen einzunehmen. Diese Kluft erklärt sich nicht allein aus dem Interessengegensatz von Konsument und Produzent. Es ist auch Verhetzung die Ursache, und jede solche Abstimmungskampagne gibt da neue Nahrung. Es liegt da Schuld auf beiden Seiten. Eine schwere Verantwortung hat jedenfalls die Landpresse, die den Bauern immer wieder den Bären aufbindet, die bösen Sozialisten hätten es darauf abgesehen, die Bauern zu ruinieren und gönnten ihnen den kleinen Lohn ihrer Mühe nicht. Und da liegt nun eine Aufgabe für Lehrer und Pfarrer auf dem Lande, an der Ueberwindung dieser Feindschaft zu arbeiten. Es ist schwer, es braucht Geduld, man sieht keine Erfolge, man macht sich Feinde. Aber es ist dringend nötig und wird schließlich doch nicht umsonst sein. L.

**Zwei Anklagen gegen die Christenheit und unsere ganze Civilisation** von unerhörter Wucht sollten im neuen Jahre, viel mehr als bisher alle beschäftigen, die ein Gewissen haben.

Ueber den **Mädchenhandel**, wie er sich speziell in New-York und von da aus beeinflußt in ganz Amerika gestaltet hat, finden sich in den „Basler Nachrichten" Nr. 30—36 unter dem Titel: „Die politische Korruption in New-York" eine Reihe von Aufsätzen, die auf jeden noch nicht ganz abgestumpften Menschen einen wahrhaft furchtbaren Eindruck machen müssen. Es fehlt uns der Raum, sie im Auszug wiederzugeben. Wer diese Sache für eine wichtige, tiefernste hält, der versäume nicht, sie sich zu verschaffen. Die Neuen

Wege werden dieses Thema vorne auf ihre Traktandenliste setzen und unsere religiös-soziale Bewegung wird ihr hoffentlich eine steigende Aufmerksamkeit schenken, die zur helfenden, rettenden Tat wird, so weit es in unserer Macht steht. Denn es gilt den Kampf gegen eine Sklaverei, gegen die alle bisher in der Welt dagewesene uns fast als harmlos erscheinen will.

Aehnliches ist von den **Kongogreueln** zu sagen. Davon wollten wir schon lange berichten und werden es tun, sobald wir nur können. Vorläufig müssen wir uns darauf beschränken, auf die Schrift von Dr. H. Christ-Socin hinzuweisen, die über die Tatsachen orientiert: „Das Schicksal des Kongo, eine Gewissensfrage an die Menschheit."*) Es ist ein furchtbar drückender und zugleich aufrüttelnder Gedanke, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz in der Nähe der sogenannten Christenheit so Unerhörtes geübt werden durfte und darf. Und eine spezifisch christliche, d. h. katholische Regierung hat dabei zugeschaut! Da muß ein Kreuzzug veranstaltet werden. Zu einem solchen ruft Dr. Christ auf. Wer sich daran beteiligen will, der trete der „Schweiz. Liga zum Schutze der Eingebornen im Kongogebiet" bei. Man wende sich an Herrn Henry Fatio, Rue Petitot 12, Genf. (Minimalbetrag 2 Fr.) Daran meine ich, darf sich keiner ausschließen, der ein Christ sein will und ein paar Franken zur Verfügung hat. Freilich kommt es nicht auf die 2 Franken und die Mitgliedschaft der Schutzliga an. Es gibt im Kampfe gegen das Gottwidrige noch stärkere Waffen, die Allen zur Verfügung stehen, die guten Willens sind und etwas von Gott wissen.

Daß diesen beiden furchtbaren Greueln, Mädchenhandel und Kongosklaverei, noch in diesem Jahre 1910 ein Kampf bis aufs Messer erklärt werde von allen, die ernstlich Gottes Reich wollen und daß sie noch in diesem Jahre schwer getroffen werden von den Waffen des Lichts, auch durch *unsere* Mitwirkung — das scheint mir ein großer, würdiger Wunsch und Vorsatz zum Beginn des neuen Jahres. Ein Gotteslohn jedem, der mitkämpft!

L. R.

*) Basel, Helbling & Lichtenhahn. 80 Cts.

**Prof. Forels neue Kirche** hat in den letzten Wochen viel zu reden gegeben. Er ruft im Verein mit einigen Gesinnungsgenossen Gleichgesinnte zur Gründung einer Gemeinschaft auf, die auf Grundlage einer rein humanen Ethik soziale Arbeit tun wollen. Zu diesem Zwecke wollen sie sich durch regelmäßige Zusammenkünfte stärken, die unseren „Gottesdiensten" analog wären. Sie wollen denen, die von der Kirche nichts mehr erwarten, in ihren „Heimen" Gelegenheit zu geistiger Gemeinschaft bieten, wollen ihnen auch dazu behilflich sein, die kirchlichen Feierlichkeiten, die bisher das Menschenleben umrahmten, Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung, durch „ethische" zu ersetzen.

Wir haben also eine Wiederholung des Unternehmens der „Gesellschaft für ethische Kultur" vor uns, nur daß Forel und seine Freunde ihrem Versuch eine mehr antikirchliche und zugleich — mehr kirchliche Form geben. Denn es ist eine Kirche, die sie gründen wollen, eine ethisch-soziale oder sozial-ethische Kirche!

In kirchlichen Kreisen ist man darob da und dort wieder erschrocken. Man betrachtet einen solchen Plan als ein besonders peinliches Zeichen des zunehmenden „Unglaubens".

Dazu scheint mir aber gar kein Anlaß vorhanden zu sein. Daß es eine Masse von Leuten gibt, die von Kirche und Christentum nichts mehr wissen wollen, ist doch nichts neues mehr. Es scheint mir also eher ein gutes Zeichen zu sein, wenn diese Menschen sich nun auch zusammenschließen. Ist es nicht ein Beweis von der Macht des Guten in der Menschennatur, daß diese Kreise sich so stark gedrängt fühlen, soziale Arbeit zu tun und das Reich des Guten zu mehren? Wenn sie das tun, ohne den mächtigen Antrieb dazu, den wir in unserem Zusammenhang mit Gott besitzen, ist es dann nicht um so erhebender? Bei uns Christen verhält sich die Sache ja sehr oft umgekehrt. Wir wissen viel von religiösem Leben zu reden und begeistern uns für die Lösung theologischer Probleme, haben vielleicht auch Geld und Stimmung für die Mission übrig, aber wo uns die Macht des Bösen in der Nähe und konkret entgegentritt — da wissen wir mit Gewandtheit darum herumzukommen. Darum ist es gut, wenn die „Heiden" uns beschämen.

Aber auch noch in anderer Hinsicht scheint mir der Forelsche Versuch ein gutes Zeichen zu sein. Er beweist uns, wie kräftig das Sehnen nach tieferer geistiger Gemeinschaft in den Herzen lebt. Es ist ein religiöser Zug, der hierin zum Vorschein kommt.

Und schließlich halte ich es überhaupt für gut, wenn solche Experimente gemacht werden. Wie lehrreich ist für uns das Experiment der „Gesellschaft für ethische Kultur“ gewesen, gerade durch das Fiasko, das es gemacht hat. Es hat sicher zur Vertiefung des Denkens beigetragen. Das gleiche kann der neue Versuch leisten. Ob er gelinge (was wir ihm aufrichtig wünschen) oder mißlinge, er kann uns nur Gewinn bringen. Was sollte uns nicht Gewinn bringen, wenn wie hier wirklich „guter Wille“ dahinter steht? Daß Forels Ausfälle gegen Kirche und Religion so oberflächlich sind, wie es einem so bedeutenden Manne nicht erlaubt ist, braucht uns von solchem Urteil nicht abzuhalten, mag uns aber wieder zum Nachdenken veranlassen.

Wir heißen also diese „Konkurrenten“ willkommen. Willkommen in der Konkurrenz im sittlichen Kämpfen und Dienen! „Wenn nur Christus verkündigt wird!“ Wenn wir uns über Gott verständigen wollen, so kann es doch nur vom Guten aus geschehen. Wir, die wir an den Gott glauben, der in Jesus Christus uns entgegentritt, leben ja der Gewißheit, daß alles echte Gute von ihm kommt und daß alle Vertiefung in das Gute in Gedanken und Tat zu ihm führen muß, wenn nicht zu seinem Namen, so doch zu ihm selbst. In seinem Hause sind viele Wohnungen und in seinem Weinberg sehr verschiedenartige Arbeiter! L. R.

Die **Gartenstadtbewegung** gehört jedenfalls zu den bedeutsameren Versuchen, das gewaltige und dringende Problem der städtischen Wohnungsnot zu lösen. Sie hat in England, von wo sie ausgeht, bis jetzt ihre größten Erfolge zu verzeichnen. Wer sich darüber orientieren will, dem bietet dazu die beste Gelegenheit die soziale Studienreise nach England, die der Vorstand der deutschen Gartenstadt-Gesellschaft für nächsten Sommer in Aussicht genommen hat. Er wird dabei noch einen Einblick in allerlei andere soziale interessante englische Verhältnisse und Einrichtungen gewinnen. Die Reise findet in zwei Abteilungen statt, vom 5.—17. Juli und vom 16.—28. August. Sie kostet 300 Mark, gewiß ein billiger Preis, den freilich doch nur wenige von uns für diesen Zweck zur Verfügung haben werden. Wer aber das Geld hat und dazu Zeit und Lust für die Sache, der möge sich an Herrn Architekt R. Zysset in Spiez (Kanton Bern), wenden. L. R.

---

# Büchertisch.

**Patria.** Bücher für Kultur und Freiheit. 10. Band 1910. Herausgegeben von F. Naumann. Buchverlag der „Hilfe“.

Jahrbücher gibt's viele, aber lange nicht jedes rundet sich zum Ganzen, verfügt über ein befriedigendes Ensemble. F. Naumann's große Bedeutung zeigt sich auch darin, daß es ihm gelingt, für sein Wochenblatt „Die Hilfe“ und für sein Jahrbuch stets die Mitarbeiter zu sammeln, deren Stimmen zusammenklingen. Das ist nicht gemeint im Sinne eines gemeinsamen politischen Bekenntnisses, sondern einer allgemein geistigen Richtlinie. Zwei Dinge sind ausgeschlossen: das politische Dogma und die Reaktion. Natürlich hat der Reichstagsabgeordnete Naumann sein politisches Programm, aber mehr als dies bedeutet die Macht seiner Persönlichkeit, die an Deutschlands Zukunft glaubt und an die vorwärtsstrebenden Kräfte der Gegenwart, mögen sie auf politischem, auf technischem oder ästhetischem Gebiet in die Erscheinung treten. In diesem Sinne verstehe ich Naumann's Liberalismus, der ja nicht mit der gleichnamigen historischen Partei der mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu verwechseln ist.

Die Blockepisode mit ihrer Spitze gegen die Sozialdemokratie mochte zwar gerade daran irre machen. Sie bildet denn auch einen wichtigen Verhandlungsgegenstand der Patria 1910. Offen wird

sie als „Umweg“ bezeichnet, der im Drang der Verhältnisse gemacht werden mußte. In seinem Eröffnungswort spricht sich Naumann recht unzweideutig aus: „Das was gesehen werden muß, ist der Gegensatz einer konservativ-klerikalen Gruppe rechts und einer liberal-sozialistischen Gruppe links“.

Leute, die seinerzeit vom „Pfarrer“ Naumann gepackt wurden und mit Spannung seinen religiösen Kundgebungen folgten, haben ihm neuerdings gerne den Vorwurf gemacht, er habe sich gänzlich der Politik in die Arme geworfen. Sie werden gerne erfahren, daß Naumann in seinem neuesten Jahrbuch der religiösen Frage einen sehr breiten Raum gibt, indem er von acht Beiträgen ihr drei zuweist. Unter ihnen steht nicht nur der Reihenfolge nach vorne an seine eigene Abhandlung über Staat und Kirche. Gründlich gescheit, wie alles, was Naumann schreibt. Man ist eigentlich verblüfft, wie vieles hier auf 25 Seiten gesagt wird. Und, was uns besonders freut, nicht endend mit einem Programm. Mit dem Schlagwort „Staatskirche oder Freikirche“ ist das Ringen des Protestantismus nach einer seinem Wesen angemessenen kirchlichen Existenzform bei weitem nicht erschöpft. Wir erfahren hier wieder einmal, welch feiner „Historiker“ Naumann ist. Ich bedaure nur, daß er sich nicht länger aufhalten konnte bei der Auseinandersetzung des Gedankens, wie stark wir in kirchlichen Fragen durch die Existenz der katholischen Kirche bestimmt werden müssen.

Professor Rade, der Redaktor der Christlichen Welt, bietet sodann eine ausgezeichnet präzise Arbeit über Religion und exakte Naturwissenschaft, auf nur 16 Seiten. Professor Jul. Smend spricht als erstklassiger Kenner und Bahnbrecher über Kirchenmusik.

Diesen drei Aufsätzen geht voran eine Besprechung der Blockepisode von C. Haußmann und eine Auseinandersetzung der Machtverhältnisse am stillen Ozean aus der gewandten Feder des Kolonialpolitikers Paul Rohrbach. Daß endlich kein Jahrbuch Naumanns ohne einen Beitrag über bildende Kunst ausgehen kann, ist fast selbstverständlich. So spricht Th. Heuß über die Aesthetik der Karrikatur und P. Schubring über italienische Brunnen. Auch hier nicht historische Aesthetik, sondern Beiträge zur Abklärung der Gegenwart. Eine recht gelungene Beleuchtung des Frauenstudiums in Form einer Novelle von A. Hauschner macht den Schluß.

Das Jahrbuch ist so reich und vielseitig und ungealtert, wie alles, was durch Naumann's Hand gegangen ist. B. H.

**G. Frenssen „Klaus Hinrich Baas“.** Roman. 26. Tausend. Berlin 1909. G. Grote. Geb. Fr. 8.— Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. 99. Band.

Der „neue Frenssen“ ist ein gutes und schönes Buch. Das ist der endgültige Eindruck, den man beim Schließen des an die 600 Seiten starken Bandes mit seiner Fülle von Erlebnissen und frischen Schilderungen hat. Er spielt im Holsteinischen und in Hamburg, und seinen Verlauf bildet der Lebenslauf eines Holsteiners, der sich durch Fleiß, Intelligenz, zähe Energie und eine eigentliche Arbeitsgier vom Bauernjungen heraufarbeitet zum geachteten Hamburger Großkaufmann. Der Weg ist lang und abwechslungsreich; er führt sogar bis nach Hinterindien; er schlängelt sich durch eine in aller bitteren Armut schöne Jugend reich an Abenteuern, und zieht sich langsam durch ernste Mannesschicksale, durch Liebeswirren und Ehekonflikte hinauf zur Mittagshöhe des Lebens. Dort bricht der Faden der Erzählung ab; Klaus Baas, der Held, längst ein gesetzter Charakter, kommt zur Einsicht, daß er über der einseitigen Arbeits- und Gewinnsucht die Schönheit des Lebens und über seinem selfmademan-Hochmut das Glück der Familie zu verlieren im Begriffe ist; da verlangt eine plötzlich eintretende geschäftliche Konstellation seine sofortige Abreise nach China. Er kann also nicht sein Leben neu beginnen, aber man vermutet, daß er, wenn ihm Heimkehr beschieden ist, mit noch größerm Ernst daran gehen wird. Der Schluß ist also sittlich und ästhetisch durchaus gerechtfertigt.

Klaus Hinrich Baas ist in mancher Hinsicht ein altmodisches Buch; im guten Sinne. Es verlangt Geduld vom Leser, denn es geht mit niederdeutscher Bedächtigkeit stark in die Breite; das Episodische ist liebevoll ausgearbeitet; man soll sich Zeit nehmen zu einem solchen Bildungsroman, bei dem ja nicht das Ziel, die Problemlösung, die Hauptsache

ist, sondern der **Weg** zum Ziel; der ist auf allen Stationen interessant. Wer noch so gesund ist, altmodisch behaglich zu lesen; wen es nicht einseitig interessiert, wie's herauskommt, der hat etwas am neuen Frenssen. Darum hat es auch keinen Zweck, eine genaue Inhaltsangabe zu versuchen.

Allerhand Frenssensche Eigentümlichkeiten werden zwar den und jenen stoßen. Vom Helden ist oft nur in der dritten Person die Rede; „er" ist Klaus Baas. Das ist nicht jedermann sofort klar. Das Hamburger und allgemein norddeutsche Kolorit wird durch eine Unmenge nicht allgemein deutscher Wörter bezeichnet und festgehalten. Das ist durchaus in der Ordnung, obschon auch da sonderbare Wörter gewählt sind, wo sie nicht zur Charakteristik dienen. Aber schlimmer scheint mir, daß sich Frenssen sprachlich noch so manche Freiheit gestattet, die ans Saloppe grenzt, den Indikativ in indirekter Rede, „als ob" konstruiert mit dem Indikativ, Schaltsätze, die den Zusammenhang stören oder gar einzelne Satzungeheuer wie das auf Seite 506! Ein Schriftsteller vom Range Frenssens sollte sich seiner nationalen Aufgabe bewußt sein! Soviel von der Form. Am Inhalt wird es die reichliche Erotik sein, die den oder jenen stört: für viele der heikle Punkt bei Frenssen. Es liegt auf der Hand, daß gerade in einem Bildungsroman alle das Erotische streifenden Dinge unmöglich können verschwiegen werden, wenn anders die höhere Menschlichkeit, zu der der Held hinaufgeläutert wird, nicht überraschen soll, und der Dichter wird uns wie ein Gott aus der Vogelschau herab die Welt zeigen und erklären, ohne sich richterlich zu gebärden. So versteht man auch, wenn vollsaftigen Bauern das Bändigen ihrer Natur schwerer fällt als solchen, bei denen von früh an auf einen Ausgleich aller Kräfte durch Erziehung hingearbeitet wurde. Aber auch im Leben der Menschen mit höherer Gesittung wird bei Frenssen das Triebleben etwas mehr als nötig betont; so wenn sich eine Braut, die noch eine zeitlang auf die Vermählung warten muß, nicht binden will an den einen, weil sie sich kennt, und sich ruhig einem andern, der ihr gefällt, — es ist Klaus Baas, — hingibt! —

Man mag in diesen Dingen empfinden wie man will — zu der großen Verschiedenheit in der Bewertung des Romans durch Norddeutsche und Süddeutsche mag das auch beigetragen haben — eines muß man Frenssen lassen: Lüsternheit und gemeine Ausmalung sind seinen erotischen Szenen fern. Und alles, was nicht gefällt, wird weit mehr als wett gemacht durch die Fülle von eigenartigen Menschen, die durch das Buch gehen, die irgendwo und irgendwie der Dichter muß kennen gelernt haben; sie sind lebenswahr und zeugen von der großen Beobachtungsgabe des Dichters. Das Werk enthält eine ganze Galerie origineller Gestalten, denen der Dichter nicht erst durch psychologische Steckbriefe auf die Beine helfen muß, die allein gehen, weil sie in aller Absonderlichkeit echt sind; anzufangen mit Klaus Baas, dem arbeitsamen, zielbewußten, etwas streberigen, grundguten, dabei aber hochmütigen Menschen, der vom Vater die sonnige Gütigkeit, von der Mutter die Härte und Treue und Tapferkeit geerbt hat. Zeigt sich in der Verteilung der Charaktereigenschaften dieses engsten Kreises eine auffallende Aehnlichkeit mit dem in Otto Ernst's Semperbüchern geschilderten Familienmilieu, so sind die Frauengestalten und dann die Freunde des Helden durchweg neu geschaut und von großer Konsequenz der Zeichnung. Und neben der Fülle der Gestalten ist es die Tiefe und der Ernst, mit denen die menschlichen Dinge dargestellt sind, die ans Herz gehen, Krankheit und Tod, und Liebe und Abschied, und neben allem die Arbeit; das Leben des Frenssenschen Helden ist ein hohes Lied der Arbeit; aber damit entläßt der Dichter seine Leser nicht; Arbeit allein kann nicht die Bestimmung des Lebens ausmachen; mit der Wandlung des Helden zeigt Frenssen in seiner Weise: „Und s'sinn no Sachen ehne dra!"

Ernst Jenny.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

(Zürich). — Prof. Dr. A. Meyer, Zürich. — Pfarrer Dr. A. Meyer, Albligen (Bern). — Frl. Mentona Moser, Zürich. — J. Müller-Landolf, Basel. — Pfarrer B. Pfister, Olten. — Lehrer Plüer, Pfyn (Thurgau). — Pfarrer R. Ragaz, Maladers (Graubünden). — Frau Prof. Klara Ragaz, Zürich. — Frl. M. T. Schaffner, Basel. — Pfarrer J. Schneider, Oltingen (Baselland). — J. Schwegler, Wattwil. — Pfarrer A. Staub, Affoltern a. A. — Straehl-Imhoof, Zofingen. — Pfarrer G. Straßer, Grindelwald. — Pfarrer L. Stückelberger, Oerlikon. — Pfarrer Lic. K. Stuckert, Schaffhausen. — Pfarrer F. Sutermeister, Schloßrued (Aargau). — Pfarrer E. Tischhauser, Pratteln. — R. W. Weeks, New-York. — Prof. Dr. J. Wendland, Basel. — Prof. Dr. P. Wernle, Basel.

Aus dem Inhalt der **nächsten Hefte:**

A. Barth: Pädagogische Reformbestrebungen. — Béguin: Eine moderne Kirche. — J. Matthieu: Aus der Tiefe. Psychologie und Ethik des kämpfenden Proletariats. — Dr. H. Müller: Was ist die Genossenschaftsbewegung? — R. Liechtenhan: Aus der Werdezeit des Christentums. Soziales Christentum in Frankreich. — Frl. M. Schaffner: Ueber Frauenstimmrecht. — Frl. A. Schmid: Die Aufgabe der Frau in der Jugendfürsorge. — Frau M. Schloß: Die Herrenhuterkolonie Königsfeld. — E. Etter: Zweierlei Religion. Ferner Aufsätze über Bauer und soziale Bewegung, die Frauenfrage, die Dienstbotenfrage u. s. w.

Aus dem Inhalt der **drei ersten Jahrgänge:**

Zur religiösen Situation der Gegenwart. Zur gegenwärtigen Umgestaltung des Christentums. Geschichtsreligion und Gegenwartsreligion. Das Christentum als Ideal, Symbol und Wirklichkeit. Religiöse Kultur. Religiöser Freisinn. Heidnische Religionen. Aus der Werdezeit des Christentums. Calvin. Vor hundert Jahren. Vom Wert und Unwert der Wissenschaft. Kunst und Religion. Religion und Naturwissenschaft. Gott und die Naturgesetze. Religion und Naturauffassung. Entwicklungslehre. Biblische und natürliche Schöpfungsgeschichte. Darwin. Leib und Seele. Bibelkritik. Jesus. Nachfolge Christi. Weltfreude und Ewigkeitssehnsucht. Gleichnisse und Symbole. Heidenmission. Der dritte schweiz. Katholikentag. Jesus Christus und unsere Arbeit. Was wir von der Kirche halten. Was wir von der Kirche verlangen. Kirche und Staat. Die kirchlichen Parteien. Religion und Liberalismus. Pfarrer und Prophet. Der sozialistische Pfarrer. Pfarrer und Abstinenz. Die Sittlichkeitsfrage. Sind wir verantwortlich? Recht und Sittlichkeit. Sozialismus und persönliche Freiheit. Christentum und Klassenkampf. Weltbürgertum. Die Last des sozialen Gewissens. Der Marxismus und die Krise des Sozialismus. Recht und Unrecht des Kapitalismus. Der Streik. Die Heimarbeit. Bei den Heimarbeiterinnen. Zur Heimarbeitsausstellung. Die Frau und die Versicherungsvorlage. Schutz des Wirtschaftspersonals Innere Mission. Soziale Hilfstätigkeit. Proudhon. Gustav Werner. Nachfolge Pestalozzis. Schule und Demokratie. **Fr. W. Foerster.** u. s. w.




# Nacht am Meere.

Am Strand des Meeres unter Palmenzweigen
Sah ich die Nacht aus grauen Wogen steigen.

Des greisen Tages alte Strahlen schwanden.
Vor finstrer Schwermut ward das Licht zu Schanden.

Und lange Stunden schlichen schleppend hin.
Dumpf ächzt der Wind im Baum und quält den Sinn:

„Sieh her und hin, sieh hin und wieder her —
Nacht ist das Land, und Finsternis das Meer.

Nacht schlägt den Tag, und Dunkel jagt das Licht.
Gib dich gefangen, senk dein Angesicht.

Du Kind der Nacht, du Sohn der Dunkelheit,
Nie wird die Welt von Wahn und Qual befreit.“

— Fern hinter Wolken wohnt der Morgenstern:
„Ja, sage kühnlich, daß der Tag noch fern.

Doch wagst du auch, zu leugnen dieses Licht?
Willst du mir trotzen: Nein, du leuchtest nicht?“

Stark ist der Wahrheit ungesprochnes Wort.
Still ward das Land. Wir harren fort und fort.

Gottfried Bohnenblust.

---

# Aus der Tiefe.

## Ein Beitrag zur Psychologie des Proletariats.*)

Die Tiefe hat für den modernen Menschen etwas Faszinierendes. Die düstern, weiten Gebiete, die sich unter der heutigen Kultur ausbreiten, üben dank ihrer Unheimlichkeit eine starke Anziehungskraft auf uns aus. In diese Welt sich hineinzuwagen, ist ein Zug der heutigen Zeit. Man tut es in Wirklichkeit; man geht zu den Tiefenmenschen hinunter, oft mit ihrer Kleidung angetan, um mit dem Vagabunden, dem Hungerleider, der Prostituierten, dem angehenden oder gewesenen Verbrecher unbefangener reden zu können, ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken, ihr Wesen zu durchschauen. Man tut es in der Phantasie, vom bequemen Sessel im Theater oder im Kinematographen aus, oder am Kamin, die Memoiren des Tiefenforschers, den realistischen Roman in der Hand. Dieser Zug zur Tiefe hat starke Wurzeln im modernen Geiste. Er entspringt zum Teil aus der Lust am Sensationellen, aus dem Bedürfnis, sich durch den Anblick und das Mitempfinden des Außergewöhnlichen für Tage und Wochen eintöniger, flacher Existenz zu entschädigen oder um einmal inmitten der spießbürgerlichen Oede des Lebens den Stachel des Grausigen zu verspüren, — vielleicht allerdings, um sich nachher um so mehr an der Bequemlichkeit des tagtäglichen Einerlei laben zu können.

Doch hieße es allzu gering von unserer Zeit denken, wenn man diesen Zug nach der Tiefe ausschließlich oder auch nur vornehmlich der Sensationslust und der blasierten Sucht nach außergewöhnlichen Reizen zuschriebe. Es äußert sich darin auch die für die moderne Zeit so charakteristische Tendenz, das g a n z e Gebiet der Wirklichkeit zu umfassen, keine auch noch so entlegene Provinz unbetreten zu lassen. Wie die höchsten Gipfel und die Einsamkeiten der Sand- und Eiswüsten sollen auch die düsteren Tiefen der Menschenwelt ihre Geheimnisse enthüllen.

Schon in diesem Streben liegen ernste sittliche Motive, so sehr hier die Ausartung des kühnen, männlichen Vordringens zu rohem Sport nahe liegt. Es gibt heute einen Sport der Tiefe, wie es einen Sport der Höhe gibt, und nicht selten sind in der modernen Literatur, namentlich im französischen und englischen Roman die Gestalten, die den Tiefensport rein als private Liebhaberei treiben, und denen man

---

*) Verschiedene Gründe veranlassen mich, statt der angezeigten Abhandlung über die Psychologie und Ethik des Proletariats einzelne Aufsätze über dieses Thema herauszugeben. Während der Arbeit erwies es sich, daß das Thema zu umfangreich war, um in e i n e m Aufsatz behandelt zu werden. Ferner bemerkte ich, daß meine Kenntnis der einschlägigen Fragen mir noch nicht erlaubt, den Gegenstand in einheitlich geschlossener Form zu erörtern. Ich begnüge mich darum hier und in den folgenden Aufsätzen, einzelne, besonders prägnante Punkte zu berühren.

den Ursprung aus der Wirklichkeit, die hier Modell gestanden, deutlich anmerkt.*)

Es gibt aber, abgesehen von solchen Ausartungen, in diesem kühnen, rücksichtslosen Sehenwollen auch des Widerwärtigsten tief sittliche Momente, auch dann, wenn die Forschungslust nicht im Dienste sozialer Bestrebungen steht und nicht direkt sittlichen oder gar religiösen Motiven ihren Schwung verdankt.

Die Abenteurer und Forschungsreisenden der Tiefengebiete bilden eine eigentümliche Stufe zwischen den Dilettanten und sensationslustigen Liebhabern der Tiefe — etwa den Besuchern der Pariser Apachenkneipen oder der Londoner und Brüsseler Slums — und denjenigen, bei denen der Zug zur Tiefe vollends von sittlichen Impulsen getragen ist, den Kreuzfahrern der Tiefe, die ihr Leben daran setzen, nicht nur die Geheimnisse der Tiefe zu erforschen, sondern auch ihre Konflikte zu lösen, den Leiden der Menschen, die dort hausen, Linderung und Heilung zu bringen.

Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Mannigfaltigkeit der Motive die diesbezügliche Literatur sehr reich sein muß. Es wäre eine hochinteressante, eines feinfühligen Literaten und Psychologen würdige Aufgabe, die bisherige Tiefenliteratur kritisch zu untersuchen und in ihrer Entwicklung darzustellen. Es würde damit nicht nur ein höchst wichtiges Gebiet der heutigen Kultur beleuchtet, sondern ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis des modernen Geistes geliefert werden, dessen Wesen und Entwicklung so charakteristisch und scharf gerade in seinem Verhältnis zur Tiefe zum Ausdruck kommt.

Höchst interessant ist vor allem das gegenwärtige Stadium dieser Art von Literatur. Bei einem sehr regen und lebendigen persönlichen Interesse für die Tiefe und einem stark subjektiven Drang, sie zu erfassen, ihr Wesen zu ergründen, steht man ihr heute viel objektiver gegenüber als früher, ohne fertige Lösungen und ein für alle mal abgeschlossene Ansichten. Realismus und Naturalismus haben, so sehr sie selber in dogmatisch steifen Anschauungen befangen waren und mit ungenügenden Untersuchungsmethoden operierten, einem lebendigeren Erfassen der Tiefe die Bahn gebrochen. Sie waren eine gesunde, notwendige Reaktion gegen die Art von Literatur — halb Oper, halb Melodrama —, die wir als Tiefenromantik bezeichnen könnten, und die im letzten Jahrhundert namentlich Frankreich überflutete.

Die derben, oft brutalen naturalistischen Gestalten verdrängten die theatralischen Tiefenhelden, die reinen Freudenmädchen, die hochherzigen Landstreicher und heldenmütigen Gassenbuben, samt ihren Gegenstücken, all den höllischen Ungeheuern, die in der Tiefe hausen sollten.

---

*) Beispiel: die Prinzessin von Harth in „Paris" von Zola und Frau Aravian in „Les Déracinés" von Barrès. Auch der Held von „No. 5 John street" gehört hierher, obschon bei ihm schon ethische Momente mitspielen.

Nun aber ringt sich die Tiefenliteratur aus der Umklammerung des Naturalismus los, wie seinerzeit der Tiefenrealismus in schwerem Kampf den Bann der Romantik brach. Was wir dem Naturalismus zu verdanken haben — etwa Vertretern desselben wie Hauptmann oder dem größten modernen Darsteller der Tiefe, Zola, — soll dabei keineswegs bestritten werden. Noch weniger wollen wir dabei vergessen, was wir von ihnen zu lernen haben, sofern es uns noch an rücksichtslosem, männlichem Wollen fehlt, dem Grausigen kühn ins Antlitz zu schauen, die herbe, rauhe Realität für ebenso real zu halten wie die heiteren Seiten des Lebens.

Und doch, wer nähert sich heute der düstern Realität der Tiefengebiete unserer Kultur, wie ein Zola es tat, entschlossen alles zu sehen, um nach seinem Motto „Alles sagen und heilen zu können," aber mit einer Ausrüstung an Dogmen, Ansichten, Methoden, Vorurteilen, die es ihm trotz seines genialen Blicks für Massenpsychologie, typische Erscheinungen und große Zusammenhänge des sozialen Lebens auf jeden Fall sehr erschweren mußte, die ganze Wirklichkeit zu sehen, die ganze Wirklichkeit in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, mit der Verwirrung ihrer Konflikte, der Kompliziertheit ihrer Probleme.

Wenn wir mit Tiefenmenschen verkehren, ihre Gedichte, Schilderungen, Autobiographien lesen, wie sie uns nun durch eine emsige, hochverdiente Arbeit in immer steigendem Masse zugänglich gemacht werden, so kommen uns auch die ergreifendsten Gestalten unserer Naturalisten einseitig, zum Teil sogar konstruiert vor. Sie sind typisch, gewiß, aber eben darum oft zu wenig individuell und differenziert; sie tragen zu wenig all den Problemen und Konflikten der Realität Rechnung.

Es ist eine ungeheuer einfache, fast selbstverständliche Tatsache, daß wir nun in den sozialen Buchhandlungen neben dem sozialen Romane, neben den „Drei Monate Fabrikarbeiter" Göhres, dem „Vom Markte der Seelen" der Olive Malvery und anderen ähnlichen Werken nun auch Memoiren, Gedichte, Briefe aus der Tiefe finden. Warum sollte die Ichroman- und Memoirenliteratur nicht aus der Sphäre des vierten Standes wichtige Beiträge erhalten? Einfach, selbstverständlich und doch von großer Bedeutung und Tragweite; denn es liegt darin das Geständnis, daß der moderne Geist zur Seele der Tiefe in ein innigeres Verhältnis zu treten wünscht und dabei vom Bewußtsein geleitet wird, daß die Tiefe ihm diese Seele noch zu erschließen hat. So werden die bisher geleisteten Arbeiten, die zahllosen Notizen der naturalistischen Schriftsteller, die Memoiren der Tiefenforscher als bescheidene Vorarbeiten angesehen. Es ist nicht zufällig, daß einer der verdientesten Pioniere der Tiefe, Paul Göhre, nun Arbeiterautobiographien herausgibt.

Die Tiefe darf nun selber reden, ohne Fürsprech und rhetorischen Vertreter. Sie darf laut oder leise reden, zart oder derb, sofern sie

nur ihre wahre Sprache redet, uns ihre Geheimnisse entschleiert und sagt, was in ihr schlummert, kocht, gährt, was wir von ihr zu erwarten oder zu befürchten haben.

So lernen wir sie im Grunde erst kennen, realer als der Realismus sie uns geschildert hatte, realer und doch viel weniger grob, viel komplizierter, als naturalistische Kategorien sie darstellen konnten, viel weniger sensationell als die Tiefe der Romantik und gerade darum so ergreifend, weil das Eintönige hier so selbstverständlich ist.

Diese Tiefe ist, so seltsam es klingen mag, unsere Erzieherin. Indem wir sie kennen lernen, lehrt sie uns sehen, unbefangen, ohne Vorurteile die Wirklichkeit ins Auge fassen. Sie lehrt es uns besser als die gewollte dogmatische Brutalität des Naturalismus, von den Phantasiegestalten der Tiefenromantik nicht zu reden.

Diese Erziehung durch die Tiefe scheint mir eine der erfreulichsten Seiten unserer vielfach so verworrenen und unzweckmäßigen sozialen Bestrebungen zu sein. Es ist eine rauhe Erziehung zur Wahrheit, eine Erziehung, die uns aus uns selber heraustreten läßt, weil wir uns da auf einem Gebiete befinden, wo viele unserer Kategorien versagen, wo wir gezwungen sind, gehörig umzudenken, umzufühlen, unsere bisherige Ausrüstung gegen eine neue zu vertauschen, wenn wir überhaupt weiter wollen. Es ist eine Erziehung zur Feinfühligkeit, so seltsam dies klingen mag; denn die Tiefe enthüllt ihre Geheimnisse nur dem, der sie mit reinen Händen anfaßt und ein feines Sensorium für all die zarten Schattierungen des seelischen Lebens besitzt.

Es ist hier nicht der Ort, diesen pädagogischen Reflex der sozialen Tiefenforschung auf die moderne Seele weiter zu verfolgen. Ich glaubte ihn hier kurz berühren zu dürfen, weil er mir in kulturhistorischer und psychologischer Hinsicht ein sehr wichtiger Faktor zu sein scheint und als solcher auch in einer noch so bescheidenen Studie über das Verhältnis des modernen Geistes zur Tiefe nicht unerwähnt bleiben darf. Von viel zentralerer Bedeutung für uns ist hier ein anderer Punkt, nämlich das wachsende Verständnis der Bedeutung der Tiefe für unsere Kultur und ihre Zukunft. Auch hier handelt es sich um einen prinzipiellen, nicht bloß um einen Gradunterschied. Was Zola uns in seinem grandiosen „Germinal“ schildert: das Keimen einer neuen Welt in der Tiefe, das gibt uns auch die neuere Literatur aus der Tiefe, weniger wuchtig, weniger genial ästhetisch geschaut, aber auch hier wiederum lebenswahrer, differenzierter, individueller.

Die Tiefenromantik konstruierte eine unnatürliche, falsche Einheit zwischen der oberen Welt und der Tiefe. Letztere war das Gebiet, in welches sie die Laster der oberen Welt in maßloser Vergröberung — das war der Hauptunterschied — versetzte, oder welches sie mit den Phantasiegestalten *ihrer eigenen* Sehnsucht und Sentimentalität bevölkerte. Der Naturalismus dagegen statuierte eine Kluft zwischen der Tiefe und unserer Welt. Die Tiefenmenschen redeten auf einmal ihre Sprache, handelten nach der eigenen Handlungsweise,

fluchten, klagten, tobten, wie sie in Wirklichkeit fluchen, toben und klagen mögen. Dabei wurde aber vielfach übersehen, wie sehr die Bewohner der Tiefe bei aller Originalität und Autonomie der Ansichten und der Gefühlswelt in engem, wenn auch nicht leicht zu entziffernden Zusammenhange mit der Welt stehen, unter der sie hausen.

Dies wird uns nun von Tag zu Tag klarer, und auch das ist zu den besten Resultaten der modernen sozialen Tiefenforschung zu rechnen, daß die eingehende Beschäftigung mit ihren Problemen, gerade wenn sie bestrebt ist, diese Probleme in ihrer ganzen Schärfe und Eigentümlichkeit durchzudenken, uns in stets wachsendem Maß die organische Verbindung zwischen der Tiefe und unseren heutigen Lebensfragen enthüllt.

In der Tiefe wird gar mancher Bund geschlossen, der uns, wenn wir nur seine Wirkungen an der Oberfläche studieren, seltsam, unnatürlich vorkommt; in der Tiefe ist die Quelle mancher Strömung, die uns, wenn sie in die sichtbare Welt tritt, schon vergröbert, unrein, bereits von fremder Zufuhr getrübt erscheint, und deren eigentliche Motive, deren sprudelnde Kraft nur an der Quelle, das heißt in der Tiefe, studiert werden kann.

Es sei mir nun erlaubt, dies an Hand der charakteristischsten Erzeugnisse der letzten Tiefenliteratur etwas genauer auszuführen. Ich beschränke mich dabei auf das Gebiet, das hier in kultureller Hinsicht das Hauptinteresse beanspruchen darf, auf das soziale Gebiet im engeren Sinn, die Arbeiterfrage in ihren Relationen zu den Leiden und Kämpfen derer, die in den Tiefen der modernen Kultur leben.*)

Die modernen Arbeitermemoiren, Autobiographien, Briefe und Gedichte führen uns zunächst recht in die Tiefe hinunter. Die Proletarier erzählen von ihrem düstern Dasein, ohne Licht und Freude, von ihrer Not, ihrer schweren Arbeit. Sie tun es meistens höchst schlicht und einfach; es ist gewöhnlich wenig sensationelles und prickelndes dabei. Mich dünkt, gerade in ihrer Schlichtheit sind diese Schilderungen so ergreifend; Menschen und Dinge reden unmittelbar zu uns,

---

*) Verwertet sind hier vor allem:

„Aus der Tiefe," Arbeiterbriefe, Beiträge zur Seelenanalyse moderner Arbeiter, herausgegeben von Levenstein, Preis M. 1.—.

„Arbeiter-Philosophen und Dichter," herausgegeben von Levenstein, Preis M. 1.—.

„Lebenstragödie eines Tagelöhners," Morgen-Verlag, Preis M. 2.— (Drastische Schilderung der Seelenkämpfe und des Elends eines Proletariers.)

„Jugendgeschichte einer Arbeiterin," Preis M. 1.—.

„Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters," von Wenzel Holek.

„Warum wurde ich Sozialdemokrat?" Von Paul Stähli, Brochure, Buchdruckerei der „Neuen Freien Zeitung", Olten. (Ein interessantes Bild der schweizerischen Verhältnisse.)

„Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters," herausgegeben von Göhre.

und wenn, wie es etwa vorkommt, der Schriftsteller ein Künstler ist, so ist seine Kunst düster und herb, wie das Leben, das er führt.

Sich in diese Memoiren, Briefe und Gedichte vertiefen heißt ein wesentlich anderes Bild der Not des vierten Standes bekommen als das landläufige. Mit einigen bald stereotyp gewordenen Ausdrücken und Wendungen bezeichnet man oft diese Not als Ueberarbeitung, Vernichtung des Familienlebens, kärgliche Lebenshaltung, Fehlen dessen, was dem Leben einen Reiz verleihen kann, z. B. Teilnahme an geistigen Genüssen, wenn man sich zur letzteren Erkenntnis versteigt. Auch geschieht es nicht selten, daß man romantisch-sentimental den Proletarier mit Leiden ausstattet, die ihm fremd sind, und die nicht zu haben, gerade seine Lage so eigentümlich charakterisiert. Die Not des vierten Standes ist noch viel realer, als wir sie uns gewöhnlich vorstellen, und doch sind seine Leiden viel geistigerer Art, als man häufig denkt. Dies klingt paradox; ich muß darum sofort erklären, was ich meine.

Es geht ein Schrei der Entrüstung durch die gebildete Welt, wenn sozialistischerseits die Arbeiterpartei als die Bewegung bezeichnet wird, die rein oder vorwiegend materielle Interessen verfolgt. Wie hat man sich über den Ausdruck eines französischen Sozialisten: „Wir sind die Partei des Bauches“ geärgert, sich bekreuzt und den Himmel angerufen. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie falsch und irreführend solche Ausdrücke sind, vor allem, weil sie ein bitteres Unrecht gegen den Sozialismus selber einschließen. Sie sind aber doch der Ausdruck einer Tatsache, die uns aus der echten Proletarierliteratur mit immer größerer Deutlichkeit klar wird, nämlich, wie sehr äußere Umstände, Hunger, Not, Ueberarbeitung, die Eintönigkeit der Arbeit, die Seele des Proletariers erdrücken und lähmen, so daß die Erlösung von der materiellen Not als das nächstliegende, und damit häufig als *das* Ziel überhaupt betrachtet werden muß.

Auch das sei bekannt, wird man sagen. Gewiß, wenn auch noch nicht genügend und häufig ohne echtes Verständnis für all die zarten, feinen Nüancen, welche dieser Kampf zwischen der Roheit des Aeußeren und einer feinen, tief angelegten Innerlichkeit annehmen kann. Ein Gang durch die Arbeiterliteratur wird bald überzeugen, wie sehr — und dies gerade nach den Aussagen geistig höher stehender Menschen — materielle Not eine Seele verwüsten kann.

Es gibt in einem der von Levenstein herausgegebenen Arbeiterbriefe des Kohlenhauers Max Lotz eine Stelle, die unsäglich viel zu denken geben kann. Der Brief ist an Levenstein selber geschrieben und ist zunächst ein freudiges, warmes Zeugnis dessen, was es für den Kohlenhauer bedeutet, einen teilnahmsvollen Freund gefunden zu haben. „Ist es nicht schon ein Gewinn, eine verständnisvolle Seele gefunden zu haben.“ Und dann erhebt sich aus der Tiefe eine Welle von Schwermut, welche die Freude überflutet und wegschwemmt. „Sie *können* es mir nicht nachempfinden, daß die martervolle Not einen

Menschen vollständig zermürben kann; hier trennt uns eine gewaltige Kluft. Ein solcher (ganz unter dem Druck der ökonomischen Verhältnisse stehender Mensch) geht naturgemäß ganz in dem Kampf um die ordinäre Magenfrage auf; er ist und bleibt von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet das Tier, dem die geistige Persönlichkeit eine Farce ist."

Wir wollen uns hier nicht in erbaulichen Betrachtungen ergehen, ob nicht etwa auch unter solchen Umständen die Behauptung des geistigen Selbst eine Möglichkeit ist. Ich glaube, jeden feinfühligen Menschen wird dies „Sie können nicht" des Kohlenhauers zur Vorsicht mahnen. Ferner, und dies ist ein äußerst wichtiger Punkt für uns, ist diese Fähigkeit, sich zu wehren und im Kampfe um geistige Werte zu behaupten, individuell sehr verschieden und direkt abhängig vom festen Glauben an die Mächte, auf welche sich der Mensch während des tragischen Konfliktes stützen kann. Und es gehört nun zum tragischsten der heutigen sozialen Krise, daß dem Proletarier, gerade zu der Zeit, da er sie im Kampf zwischen der Uebermacht des Materiellen und der sich wehrenden Innerlichkeit am meisten brauchte, jede übernatürliche Macht zu entschwinden scheint, die ihm die Behauptung seines geistigen Selbst sichern könnte. Die Zeit, die ihm Persönlichkeit und Selbständigkeit raubt, gibt ihm dafür ihre materialistische, atheistische Lebensauffassung. So steht er allein einer ungeheuren Uebermacht gegenüber, welcher er unterliegen muß, wenn keine Lösung des tragischen Konfliktes möglich ist.

So ist die sehr reale Not des vierten Standes schon stark mit geistigen Momenten verknüpft, und jeder, der längere Zeit mit Proletariern verkehrt hat, wird in der Arbeiterliteratur die eigenen Erfahrungen bestätigt finden. Es sind oft weniger Not, Elend, Armut, Hunger sogar, die den Proletarier zermalmen als das Bewußtsein: „Hiedurch gehe ich geistig zu Grunde, werde meiner selbst verlustig." Wie Levenstein sehr richtig in seiner Einleitung zu den „Briefen aus der Tiefe" bemerkt: „Denken wird hier Leiden." Selbstbewußtsein, Würde, Hoffnung, Sehnsucht, das geht aus diesen Briefen und Gedichten hervor, sind im Grunde für den Arbeiter im besten Fall höchst überflüssige Dinge, und in der Regel sind sie nicht einmal Luxusgegenstände, sondern schädliche Artikel, die seine Leiden nur vermehren; sie haben keinen Kurswert und dienen nur dazu, die Kluft schroffer, die Not noch qualvoller empfinden zu lassen.

Am ergreifendsten in der mir bekannten einschlägigen Literatur bringt folgendes Gedicht diese Stimmung zum Ausdruck:

**Fluch der Hoffnung.**

Nun ist's genug, an deinem Gängelbande
Will ich nicht länger Sklave sein,
Schon steh' ich an des Grabes Rande,
Was du versprachst, war Trug und Schein.

Nicht einen Wunsch, der sich der Brust entlockte,
Den ich verzweiflungsvoll herbeigesehnt,
Ob krampfhaft mir das Herz im Busen stockte,
Erfüllung hab ich nie gesehn.

Selbst Gut und Blut, ich hab es nicht geachtet,
Ich gab die schönste Zeit dir preis;
Nach Besserung hab ich stets getrachtet,
Als Jüngling schon und noch als Greis.

Im Jugendlenze meiner Jahre
Triebst du dein schnödes Spiel mit mir,
Bald werd' ich kommen auf die Bahre,
Noch ist es Zeit zu fluchen dir.

Wir sehen, wie die reale, materielle Not in das geistige Wesen des Proletariers verheerend einbricht. Er fühlt sich durch das Materielle geistig gebrochen und vernichtet und empfindet dies als ungeheuren Widerspruch, als schreiende Ungerechtigkeit. Wer einmal mit solchen gebrochenen Proletarierexistenzen in Berührung gekommen, wer ferner die abgestumpften Gestalten kennt, bei denen man erst nach mühsamer Entzifferung die Spuren davon finden kann, daß auch sie einmal unter dem schweren Konflikt gelitten, ihn tief empfanden, eine Lösung gesucht, bis sie Betäubung und Abstumpfung dem tragischen Leiden vorzogen, wird in der Arbeiterliteratur eine Bestätigung der eigenen Beobachtungen finden.

Der an sich schon schwere Konflikt wird durch die ganze Zeitlage noch verschärft. Wir kommen vielleicht weiter im Verständnis der sozialen Frage, wenn wir die heutige Krise noch mehr als Widerspruch denn als Notlage empfinden. Not — hier im Sinne von rein materieller Not, — gab es schon früher; darin ist wohl den Nationalökonomen der liberalen Schule recht zu geben, in gewisser Hinsicht mehr als heutzutage. Was es aber früher nicht in diesem Maße gab, das war der tragische Widerspruch zwischen Ideal und Realität. Die Erschließung des Diesseits, die moderne Eroberung der Welt hat für den Menschen eine Fülle von Problemen, Aufgaben, Pflichten sich selber und dem Leben gegenüber mit sich gebracht. Das Schwergewicht hat, auch da, wo der Glaube nicht beiseite geschoben wird, eine Verschiebung erfahren, das Ideal ist viel stärker mit diesseitigen Fragen und Aufgaben in Beziehung gebracht worden.

Ferner geht der Zug der Neuzeit immer mehr dahin, das einzelne Individuum selbständig zu machen. Die Entscheidung, wie man sich zu den Weltproblemen zu stellen habe, wie das Leben aufzufassen und zu leben sei, wird von geschlossenen Dogmen nnd Bekenntnissen immer mehr in die Brust des Einzelnen verlegt. Damit bekommt der Einzelne — auf alle Fälle in der Theorie — einen höheren Wert. Man mutet ihm allerhand Entscheide und Werturteile zu, denen er nur bei starkem geistigen Gehalte gewachsen ist.

Nun ist es einer der seltsamsten Konflikte der Geschichte, daß gerade zur Zeit, da so viel von den Pflichten und Rechten des Lebens

die Rede ist, da das Motto vielfach „Memento vivere“ lautet (wir konstatieren hier bloß die Tatsache, ohne nach der Wahrheit und dem Irrtum zu fragen, die darin liegen), eine große Klasse von diesen Rechten und Pflichten ausgeschlossen ist. So ist es charakteristisch für den Konflikt, der die Brust des Proletariers zerreißt, daß ihm gerade das, was sein modernes Gewissen ihm als Pflicht vorschreibt, Behauptung seiner Menschenwürde, Entwicklung der Persönlichkeit, durch die moderne Welt selber unmöglich gemacht wird. In einer Welt, da so laut das Recht zur Aneignung und Beherrschung der Welt verkündet wird, so nachdrücklich die Pflicht, durch Charakterbildung eine geistige, wertvolle Persönlichkeit zu werden, betont wird, sieht sich der Proletarier dazu verurteilt, — verdammt sagt er selber meistens — reine Arbeitsmaschine zu bleiben. Die Arbeiterliteratur ist reich an Klagen wie Max Lotzens Schmerzensruf: „So wie Tantalus, an den Fels geschmiedet, ewig seine Brust dem Geier zum Fraße beut, ohne sterben zu können, so stöhne auch ich, hoffnungslos gefoltert von der Wucht der stupiden Arbeitsgewalt in der Grube.“ Was Wunder! Die Krise, die unsere Zeit zerreißt, zerfleischt vor allem die Tiefenmenschen. Sie sehen sich geopfert, ohne auch nur das erhebende Gefühl zu haben, für eine große Sache zu fallen; geopfert, zermalmt werden sie nicht im Dienste eines Ideals, sondern im Gegensatz gegen Alles, was die moderne Zeit ihnen als Ideal verkündet, indem sie ihnen wegnimmt, was den in Not und Elend schmachtenden früher Trost und Erhebung war. Es ließe sich unschwer zeigen, wie diesem psychologischen Konflikt eine große kulturelle Bedeutung innewohnt. Wir sahen bereits, wie es recht moderne Ideen und Ideale wie Freiheit, Utilitarismus, diesseitige Kultur sind, die, konsequent durchgeführt, die heutige Krise verursachen, welche in der Tiefe am schärfsten und ergreifendsten zum Ausdruck kommt. Ob sich diese Ideale nicht damit als unfähig erweisen, dauernd die Kultur zu leiten; ob sich nicht in der Krise der Tiefe ein Gericht über viele Ideale und Tendenzen der Zeit vollzieht, ist eine Frage, die wir hier, ohne sie eingehend zu erörtern, wohl streifen dürfen. Auf alle Fälle sehen wir, wie sehr die Notlage in der Tiefe nicht etwa bloß im gewöhnlichen Sinn von Not und Elend gedeutet werden kann, und wie sehr sie mit unserer gesamten Kultur zusammenhängt. Erst diese Erkenntnis kann uns zu einer richtigen Würdigung der Gährung führen, die heute in der Tiefe stattfindet, und von hier aus unsere ganze Kultur erschüttern muß.

Es handelt sich hier um eine der grundlegendsten Tatsachen für das Verständnis der Psychologie des Proletariats und hiemit des Wesens der modernen sozialen Frage überhaupt. Hiefür liefert auch die Arbeiterliteratur ein Zeugnis am andern.

Dieser Widerspruch zwischen heißem Sehnen nach freiem, persönlichem Leben, oft nach r e i n e m Leben und der Brutalität der äußeren Umstände, welche dies Sehnen unterdrücken, der „verfluchten Ordnung,

die es — um Lotzens Ausdruck zu brauchen — nicht erlaubt, frei, rein und hochherzig zu sein," zieht sich durch die Briefe aus der Tiefe, wie durch die Memoiren Georg Meyers und Wenzel Holeks. Manches Gedicht der Sammlung „Arbeiter, Dichter und Philosophen" bringt ihn in ergreifender Form zum Ausdruck; die Verfasserin des „Jugendlebens einer Arbeiterin" hat ihn gekannt und schwer darunter gelitten.

„Hier", schreibt Lotz, „wo Tausende bei der ewig gleichmäßigen, stumpfbleiernen Arbeit hinsiechen, wo die schweißdurchschwängerte, heißschwüle Fabrikatmosphäre sinnlich reizend auf die Nerven wirkt, wo die obszönsten Dialoge, die ordinärsten Redewendungen das Blut erhitzen und die Perversen zu frechen Handgriffen zwingen, hier ist auch das Grab meiner Jugendreinheit. Hier mußte ich sittlich verkommen.*) Geistig ohne Halt, kein regulierendes Fernbild, um bildend zu wirken, blieb ich auch leiblich infolge fortgesetzter Unterernährung zurück."

Man vergleiche hiemit folgendes Gedicht eines 31-jährigen Fabrikarbeiters:

„Ich bin ein schlichter Arbeitsmann;
Frühmorgens fängt mein Tagwerk an.
Dann heißt es: Hurtig angefaßt!
Gefrohndet wird in wilder Hast.
Maschinen rasseln ringsherum
Ihr ohrbetäubendes Gesumm,
Und eine Luft zum Atmen kaum,
Mit Staub geschwängert, füllt den Raum.
Die Arbeit treibt mich hin und her,
Tagaus, Tagein — das Herz bleibt leer.
Und dieses ew'ge Einerlei
Drückt auf den Geist, so schwer wie Blei.
Bin zur Maschine degradiert,
Die ganz mechanisch funktioniert.
Der Abend nur für kurze Zeit,
Bringt mir zurück die Menschlichkeit."

Ich zitiere diese Stellen ausführlich, weil man leicht geneigt sein könnte, gegen die bisherigen Ausführungen den Einwand zu erheben, sie versetzten einen zu abstrakt philosophischen Konflikt in das Gemüt der Tiefenmenschen. Ich glaube, solche Stellen können uns zeigen, daß der Konflikt an und für sich nicht abstrakt philosophisch ist; — höchstens ist es die Sprache, die wir hier brauchen müssen, um ihn in seiner allgemeinen kulturellen Bedeutung zu erfassen. Es ist gerade eine der wertvollsten Seiten der heutigen Arbeiterliteratur, daß sie uns so deutlich zeigt, wie lebendig das Bewußtsein des oben charakterisierten Widerspruchs das Gemüt des Proletariers bewegt.

Ich rede ungern von eigenen Beobachtungen auf diesem Gebiete, weil sie noch viel zu fragmentarisch und lückenhaft sind, und doch könnte ich aus der eigenen Erfahrung bestätigen, wie sehr Stellen wie die soeben zitierten ein richtiges Bild der Stimmung großer Kreise des heutigen Proletariats geben, so weit ich sie an verschiedenen

---

*) Drastische Schilderungen solcher Vorgänge in den Memoiren Holeks.

Orten beobachten konnte. Ohne daß es ihm immer deutlich zum Bewußtsein kommt, oft ohne daß er es in einer andern als sehr unbeholfenen, unförmlichen Weise zum Ausdruck zu bringen vermag, ist dies Gefühl des Sinnlosen, Zwecklosen seines Daseins das Martyrium des Proletariers.*) Man kann dies häufig schon bei Kindern aus dieser Sphäre wahrnehmen. Es läßt sich auch bei näherer Bekanntschaft mit Proletariern feststellen, wie sehr diese wachsende Erkenntnis: „Ich bin nichts, kann nichts sein, werde nichts sein als ein elendes Werkzeug" zu einer gewollten Abstumpfung, zu einer dumpfen Resignation führt. „Denken, menschlich empfinden wird für den Tiefenmenschen Leiden," sagt Levenstein. „Hören wir auf zu denken und menschlich zu empfinden," antwortet oft der Proletarier. Es wäre der Mühe wert, einmal die Frage zu untersuchen, wie viele Arbeiter noch viel mehr hiedurch als durch rein materielle Not Leichtsinn, Verrohung und Alkoholismus in die Arme getrieben werden, sofern sie nicht den Weg zur Arbeiterbewegung finden, die ihnen auf andere Weise, unter Wahrung ihrer Menschenwürde die Lösung des Konflikts verheißt, an dem sie nicht nur physisch zu Grunde gehen, sondern der sie auch geistig bricht und vernichtet.

Ich hoffe, mit den bisherigen Ausführungen einen wenn auch flüchtigen Einblick in die Tiefennot gegeben zu haben. Es bleibt noch davon zu reden, wie der Konflikt, wenn der Proletarier ihm nicht durch Verrohung und Abstumpfung aus dem Wege zu gehen sucht, in der Tiefe mächtige Gährung, Sturm und Drang verursacht.

(Schluß folgt.) J. Matthieu.

---

# Förster über Autorität und Freiheit.

Wie oft noch Förster?" seufzen vielleicht einzelne Leser der Neuen Wege, „die Meinungen für und gegen ihn sind ja gebildet: für die meisten ist er abgetan und fertig." Für mich aber ist er nicht abgetan, nicht weil ich ihn persönlich besonders haßte oder liebte,

*) Ich erlaube mir, in diesem Zusammenhang eine Stelle aus dem Briefe eines Freundes (Holzarbeiter in Paris), der mir für das dargelegte besonders typisch zu sein scheint. „Was ich Ihnen von meiner Person zu sagen habe, ist wenig erfreulich. Mein sehnlichster Wunsch war immer, ein meinen Anschauungen und Fähigkeiten entsprechendes Tätigkeitsfeld zu haben, worin ich meinen ganzen Mann stellen könnte, mit einem Wort, meine Pflicht und meinen Daseinszweck im vollsten Sinn erfüllen. Leider nun geht eine Hoffnung nach der andern dahin und es ist — von allem übrigen nicht zu reden — die größte Qual und Bitterkeit, die unsereinem beschieden ist, und von der Außenstehende keine Ahnung haben.
Für mich steht und fällt damit der Sinn des Lebens. Schließlich bleibt keine andere Lösung als 10, 30 Jahre arbeiten, ohne irgend eine Frucht der Arbeit zu sehen, und, wenn man alt wird, wie ein altes Roß zum Schlachthaus geführt zu werden oder selber hinzugehen. Da habt Ihr den großen Vorzug, den ein religiöser Glaube verleihen kann."

sondern weil er sich um ein Problem müht, mit dem auch ich und manche andere, die nicht seit dem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre so oder so „fertig“ sind, immer wieder zusammenstoßen. Was! „Autorität und Freiheit,“ das sollte heute noch ein Problem sein, und dazu noch in dem Lande Tells und Winkelrieds? Autorität ist einfach ein überwundener Standpunkt. — Man verzeihe, aber das ist auf die Handlungsweise jedes einzelnen Menschen angewendet, nichts als eine ganz gewöhnliche, unwahre Phrase. Wir alle leugnen zwar gern nachdrücklich jede Autorität, handeln aber fast immer auf Autorität respektive Autoritäten hin, seien es nun politische Leithämmel, oder Modeschriftsteller oder ein „Führer“, der sich mit dem Prädikat „wissenschaftlich“ drapiert. Es ist, wenn man nicht absichtlich beide Augen zudrückt, geradezu unglaublich, auf was für erbärmliche Autoritätlein wir gemeinhin hereinzufallen geneigt sind. Ich teile da durchaus Försters Ansicht, daß der Mensch im Ganzen in den wichtigsten Lebensfragen nicht die Alternative hat zwischen Autorität und Freiheit, sondern zwischen großen und kleinen Autoritäten. Darum scheint mir das Problem praktisch durchaus nicht überwunden, freilich auch nicht theoretisch gelöst im Sinne Försters.

Förster benützt für seine Aussprache die vornehme, etwa in der Art des „Kunstwarts“ oder „Türmers“ gehaltene katholische Zeitschrift „Hochland“ (Hefte Oktober bis Dezember 1909). Die Gedankengänge der zwei ersten Nummern bieten für einen, der Förster etwas kennt, nicht viel Neues. Sie enthalten eine Kritik des individualistischen Dilettantismus in der Ethik, wobei jeder sich eine Kompetenz anmaße gegenüber uralten, auf Erfahrung der Besten, Reinsten, und Tiefsten begründeten Traditionen. Gerne wird man Förster zugeben, daß ohne Ehrfurcht eine wahre Lebensentfaltung und eine Kultur im höhern Sinne unmöglich ist. Auch wird man es als einen Zug unserer Zeit anerkennen, der oft unsere besten Kräfte hemmt, daß „der Mensch zuerst verstehen will, ehe er sich hingeben kann.“ Wir sind im großen ganzen Rationalisten, das sitzt uns fast allen unglaublich tief in den Knochen, auch wenn wir uns davon glauben befreit zu haben. Selbst wenn wir theoretisch von den Schranken unserer Erkenntnisfähigkeit überzeugt sind, geht doch der angeborene und anerzogene Rationalismus immer wieder mit uns durch. Auch daß es keine streng wissenschaftliche Ethik geben kann, ist eine alte Position Försters. Und ich muß gestehen, daß mir ebenfalls die wissenschaftliche Grundlage aller Ethiken stets als deren schwächster Punkt vorgekommen ist. Wissenschaftlich im Sinne der Naturwissenschaften kann die Ethik gewiß nicht sein, sei es nun, daß sie sich auf sittliche Ideen, einen consensus gentium*) oder auf eine sozial gedachte Nützlichkeitsforderung stützt. Ueber die Empfindung, „ja das ist ganz hübsch durchgeführt, man könnte aber das alles auch ganz anders sich

* Uebereinstimmung aller Völker und Zeiten.

zurechtlegen," bin ich nie hinausgekommen. Wir werden wohl mit der Zeit doch wieder offen eingestehen müssen, daß wir uns bei diesen Grundfragen der Ethik auf metaphysischem, d. h. unserer Wissenschaft im strengen Sinne nicht zugänglichen Boden befinden. Doch um all dieser Dinge willen hätte ich nicht zur Feder greifen müssen, würde nicht der dritte Artikel klare Antworten auf Fragen bringen, die manche — und ich mit ihnen — Förster gegenüber auf dem Herzen hatten: 1) Förster zieht hier ohne Verschleierung die Konsequenzen seines katholisierenden Standpunktes und 2) er gibt auf das sehr exklusiv gestellte Entweder-Oder die Antwort, die er für die allein richtige hält. Persönlich könnte es mir nun ganz gleichgültig sein, ob Förster katholisch ist oder nicht — er ist es offenbar nicht offiziell — aber daß er uns nur das Entweder-Oder lassen will zwischen Rückkehr zur katholischen Kirche und dem ordinärsten und eitelsten Individualismus, das ist's, was ich nicht ohne Widerspruch kann durchgehen lassen. Ich glaube, wir brauchen und wollen uns nicht in diese Alternative drängen lassen.

Für das persönliche Bekenntnis über seine Stellung gegenüber der katholischen Kirche gebe ich am liebsten Förster selber das Wort. Nach den zwei ersten, mehr kritischen Teilen beginnt er (S. 314): „Aus den Ausführungen des Verfassers zur Kritik der individuellen Vernunft folgt nicht bloß die Autorität Christi und der heiligen Schrift, sondern auch die prinzipielle Notwendigkeit einer autoritativen Institution, die der Einheit des Glaubens dient, die in den Grundfragen der Seele das führende Wort spricht und gegenüber der Einseitigkeit jeder bloß individuellen Interpretation den tiefsten Sinn und den ganzen Inhalt der religiösen Tradition bewahrt und verkündigt." Mit scharfem Blick werden die Konsequenzen der freien Bibelauslegung, wie sie zweifellos sich tatsächlich oft ergeben haben, aufgedeckt (S. 315): „Gibt man Christus der individuellen Interpretation jedes beliebigen Geistlichen frei, so wird das Größte und Tiefste nur zu bald verflüchtigt und verflacht und aus der Kultur verschwunden sein, und es bleibt nur ein orientalischer Sozialist, oder ein bedeutender Ethiker oder ein rührender Menschenfreund." Kirchliche Formen und Institutionen sind conditio sine qua non*) für das Dasein des göttlichen Geistes (pag. 315): „Der religiöse Individualismus ist von dem Bestreben ausgegangen, den Geist vor der Form zu retten. In diesem irdischen Leben aber kann der Geist nur durch die feste Form bewahrt werden; wer die Form preisgibt, der verflüchtigt auch den Geist." Unserer protestantischen Auffassung, daß es sich bei der Religion vor allem und ausschließlich um Gott und die Seele ohne eine Vermittlungsinstitution handle, wird vorgehalten (S. 316): „Zwischen uns und der Persönlichkeit Christi steht dann allerdings keine Institution

---

*) Unerläßliche Grundbedingung.

mehr, aber statt dessen die Mauer unserer eigenen Beschränktheit und unserer eigenen Interessen und Leidenschaften, die uns die volle Beziehung zur ganzen Größe Christi unmöglich macht.“ Daß auch die kirchliche Deutung der Person Christi allerlei Seitensprünge gemacht hat, wird schonend zugegeben, aber dieses Geständnis klingt aus in einen Hymnus auf kirchliche Institutionen (S. 316): „Gewiß unterliegt auch die zeitliche Interpretation Christi durch einzelne kirchliche Richtungen und einzelne Apologeten den Wirkungen menschlicher Unzulänglichkeit: wir sehen hier gewisse süßliche Auffassungen, dort ein allzu starkes Vordringen der gelehrten Betrachtungsweise; das aber sind zeitliche Schwächen, welche die wesentliche Leistung der Kirche nicht berühren, ihre Grundlehre, ihre Messe, ihre ganze Liturgie — wo uns der eherne Ewigkeitsklang der Verkündigung ergreift, der unsterbliche Jubel über den Auferstandenen, wo sich uns immer wieder der Eindruck von dem Christus erneut, der in den Katakomben gefeiert wurde, der die Märtyrer über den Tod triumphieren ließ, das römische Imperium überwand, die wilden Rassen der Völkerwanderung bändigte und die erhabene Kunst der christlichen Jahrhunderte inspirierte.“ Daß unter solchen Voraussetzungen auch über die freie Bibelforschung der Stab gebrochen wird, ist nichts als logisch (S. 319): „Ob also der Anspruch einer bloßen kritischen, philologisch-historischen Bibeldeutung über die Berechtigung von Glaubensvorstellungen zu entscheiden — man denke an den jüngern Delitzsch — nicht auf einer höchst unkritischen Illusion über die Allwissenheit des emanzipierten Intellektes beruhe? Ob hier nicht der innige Kontakt des Deutenden mit einer großen Tradition nötig sei, in welcher ein consensus der Interpretation aufbewahrt ist, der von Persönlichkeiten stammt, deren Seelenzustände in besonders starker innerer Verwandtschaft zu dem geheimnisvollen geistigen Leben stehen, das hinter den Buchstaben der heiligen Schrift waltet? Wird nicht Leben nur durch Leben erkannt? Reicht etwa ein bloßer Philologenverstand aus, scheinbare Widersprüche in richtigem Lichte zu sehen und alles einzelne im Lichte des Ganzen zu interpretieren?“ Man braucht das Berechtigte auch dieser Sätze nicht zu verkennen: es gibt ja Leute, die meinen, religiöse Urkunden könnten am besten von solchen ausgelegt werden, die von Religion keine Ahnung haben; aber von diesem Zugeständnis bis zur offiziell katholischen Bibelauslegung ist noch ein weiter Weg. Förster ist doch zu sehr durch protestantische Luft gewandert, um nicht zugeben zu müssen, daß es in den meisten Fällen die Ehrlichkeit — oder nach Försters Bezeichnung „intellektuelle Redlichkeit“ ist, die zur Kritik treibt. Aber „die Modernen leiden an einer falschen Auslegung des intellektuellen Gewissens, sie sind befangen in einer sehr unkritischen Illusion des bloßen isolierten Intellekts.“ . . . „Wenn die Kirche dem freien Denken gewisse Grenzen setzt, so sind dies Grenzen, die nicht künstlich gezogen sind, sondern aus der Natur der betreffenden Objekte notwendig folgen; wer diese Grenzen nicht beachtet, der ist alles andere, nur nicht wissen-

schaftlich, es fehlt ihm die konsequente Gewissensstrenge und Verantwortlichkeit in der Prüfung seiner Erkenntnismittel; er entbehrt gerade jener Vorsicht des Urteils, die den echten Wahrheitsforscher auszeichnet."

Doch genug des Zitierens. Für einen Außenstehenden ist es nicht ohne eine gewisse Komik, daß Förster durch eine Anmerkung vor und hinter seinem Aufsatz von der katholischen Redaktion seine Zensur erhält. Am Schluß wird ihm quittiert, daß er „seiner Ehrerbietung gegenüber dem unvergänglichen Kulturwerke der Kirche sowohl in der vorliegenden Arbeit wie bei mehrfachen andern Anlässen unzweideutigen Ausdruck gegeben habe." „Gewisse abweichende Ansichten in Bezug auf die neuere Entwicklung des kirchlichen Lebens" werde er in einer besondern Broschüre und nicht als Gast in der katholischen Zeitschrift veröffentlichen. Am Anfang dagegen belehrt uns die Redaktion: „Schon die Ausgangspunkte des folgenden Aufsatzes werden zeigen, daß der Verfasser damit nicht die Absicht hat, sich in theologische Streitfragen einzumischen." Damit salviert sie sich und Förster gegen eventuelle Abweichungen von der geltenden Kirchenlehre. Also: Fleiß gut, Leistungen noch etwas unsicher. Der Kandidat muß noch etwas zulernen punkto geistiger Einordnung, bevor er aus den Vorhöfen ins Heiligtum eingelassen wird.

Die Wege führen direkt nach Rom, daran ist kein Zweifel. Ob Förster persönlich katholisch wird oder nicht, das ist seine Privatsache, in der er sich mit Recht jedes Hineinschnüffeln verbitten kann. Erfreulich dagegen ist, daß Förster jetzt frei und offen zu seinen katholischen Anschauungen steht. Dafür werden nur ganz enge Seelen ihm die Achtung versagen können. Auch glaube ich durchaus nicht, daß man mit dieser Konstatierung Förster als quantité négligeable wird behandeln dürfen. Einer geistigen Auseinandersetzung mit dem innersten Wesen der katholischen Kirche werden wir doch mit der Zeit nicht entgehen können. Förster hat unbestritten das Verdienst, ihre besten und eigentlichsten Kräfte mit großer Liebe und Deutlichkeit auch nichtkatholischen Kreisen wieder einmal aufgedeckt zu haben. Denn daß die jetzige große Macht des Katholizismus, z. B. in Deutschland, rein auf einer politischen Organisation und nicht auch auf einer richtigern Wertung der tiefsten menschlichen Bedürfnisse ruhe, das wird schwer zu leugnen sein. Besser freilich hätte sich Förster zu dieser Aufklärung nicht einer katholischen Zeitschrift bedient, denn für die Katholiken ist doch alles das nur eine Anzahlung auf volle Unterwerfung, und den Ruhm ihrer Kirche können sie selber preisen; den protestantischen Individualisten, denen doch der Aufsatz und sein Angriff galt, wäre besser gedient gewesen, wenn er an einer ihnen zugänglichen Stelle gedruckt worden wäre. Förster muß sich nicht wundern, wenn ihm gerade diese Tatsache mißdeutet wird. Sie ist auch mir nur schwer verständlich bei einem Manne, der für feinere sittliche Werte sonst ein so gutes Organ besitzt.

Eins ist dabei im Auge zu behalten: Försters Auffassung vom

Wert und Wesen des Katholizismus läßt die ganze protestantische Entwicklung von der Reformationszeit an als einen Irrweg erscheinen. Denn dort liegen ganz zweifellos die Ansätze zu dem Individualismus, als dessen Höhepunkt Förster Nietzsche bezeichnet, und den er als den Inbegriff alles Uebels brandmarkt. Luthers „Hier steh ich, ich kann nicht anders“ verfällt genau so der Verdammung wie das Freidenkertum des famosen Ingenieurs Richter.

Wenn wir Försters Fragestellung, sein Entweder-Oder als richtig anerkennen, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als entweder völlige sittliche Haltlosigkeit und Auflösung oder Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Mir ist nicht zweifelhaft, was dann schließlich geschehen wird. Die Geschichte der römischen Kaiserzeit, die gewiß unsern Tagen an grob-naturalistischer Weltanschauung, an Skeptizismus, an praktischem Materialismus nicht nachgestanden hat, gibt uns da eine deutliche Lehre. Uns ist es auch unverständlich, daß jenes hochgebildete Zeitalter, das durch den Mund eines Celsus, Lucian und Libanius schon alle Einwendungen der Vernunft gegen das Christentum ausgesprochen hat, und das auch in Menschen wie Epiktet, Kaiser Mark Aurel oder Julianus Apostata schönste Beispiele rein menschlicher Tugenden besaß, zu dem so wenig vernunftgemäßen Christentum übergehen konnte. Und doch geschah es damals und ähnliches wird heute gegenüber dem Katholizismus geschehen, wenn nicht unter der nichtkatholischen Menschheit bessere sittliche Kräfte von dauerndem Wert vorhanden sind, als sie ein bloß selbstsicherer, besserwissender Individualismus bietet.

Was sind nach Förster die Gegensätze? Hier souveräner, rein rationaler Einzelmensch — dort eine autoritative Organisation der Menschheit in der Kirche; hier prinzipieller Dilettantismus in sittlichen Dingen — dort die Moraltradition der katholischen Kirche; hier ein unausstehlicher Besserwisser in Fragen der Bibelkritik — dort eine geheiligte, feste Lehrtradition; hier ein religiöser Nihilismus — dort die Autorität des Christus in der Auffassung der katholischen Kirche; hier völlige Inkompetenz in sittlichen Dingen — dort die stolze Reihe der Bekenner, Märtyrer, Heiligen, Apostel bis hinauf zum „höchsten Ueberwinder“.

Man wird dem gegenüber wieder mit allem Nachdruck betonen müssen, daß die Vergleichsglieder stets sind: einerseits das katholische Idealbild, wie es die katholische Tradition spiegelt, anderseits der Protestantismus und seine zweifellos individualistischen Tendenzen, sowie unsere heutige Zeit in krassester Wirklichkeit. Das ist eine prinzipielle Ungerechtigkeit, die mich freilich nachgerade bei Förster nicht mehr wundert. Die Bahnen, auf denen er geht, führen konsequenterweise auch dahin. Eine Vergleichung der Früchte katholischer mit protestantischer Volkserziehung, des sittlichen Ernstes eines Fichte und der jesuitischen Moralisten, die Bedeutung sittlicher Autonomie in protestantisch-kantischem Sinne neben der Anerkennung absoluter sittlicher

Gesetze, würde wohl andere, billigere Resultate ergeben. Doch dazu scheint Förster der protestantisch-individualistischen Seite schon zu fremd geworden zu sein, um ihr gerecht zu werden.

Daß dieser Individualismus, diese Auflösung der festen Normen auf religiösem und sittlichem Gebiet schwere Gefahren in sich birgt und uns in eine innerlich kritische Situation gebracht hat, wer wollte das ableugnen? Ich bin mit Förster überzeugt, daß wir wieder zu festern, klarern sittlichen Traditionen kommen werden, als die jetzige Zeit des Ueberganges uns bieten kann; ebenso daß wir die Ethik niemals wie die Geometrie werden konstruieren können, sondern daß sie stets in der Metaphysik wurzeln wird; daß hier hervorragende Menschen, Autoritäten mehr bedeuten werden als die kahle Vernunft, daß wir überhaupt Dinge erleben könnten in dieser Beziehung, die allen unsern Berechnungen und unserer rationalistischen Philisterhaftigkeit ins Gesicht schlagen. Aber so wenig ich sagen kann: so oder so wird es gehen, ich glaube, daß trotz allem gegenteiligen Schein in unserer Zeit noch genug lebendige idealistische Kräfte vorhanden sind, die sich auch ihre sichtbaren Formen schaffen werden, so daß wir nicht nötig haben zu diesem in Formeln und Institutionen versteinerten Idealismus zurückzukehren, der katholische Kirche heißt. Diese Kräfte zu voller Wirkung zu bringen, dazu müssen wir vielleicht wieder einmal durch harte Zeiten hindurchgehen. Ich erwarte mehr von der Erziehung, die der Lenker der Menschengeschicke unserm Geschlechte zumuten wird, als von einer Rückkehr unter die Vormundschaft der katholischen Kirche. Die Geschichte ist noch nie rückwärts gegangen.

A. Barth.

---

# Aus der Werdezeit des Christentums.

## III. War das Christentum eine proletarische Bewegung?

### 2. Maurenbrecher, Von Nazareth nach Golgatha.*)

Maurenbrecher arbeitet viel methodischer, seine Kritik ist weniger grobgeschnitzt und radikal. Er läßt die Quellen selbst reden und bläst ihnen nicht ein, was sie sagen sollen. Er urteilt, wir seien über den Anfang keiner religionsgeschichtlichen Erscheinung so gut unterrichtet wie über den des Christentums. Er glaubt, hinter den Quellen, welche den Glauben der Christen aussprechen, den wirklichen Sachverhalt noch herausfinden zu können. Freilich, seine Voraussetzung, wenn man erkläre, warum das Christentum unter den gegebenen Verhältnissen mit Notwendigkeit aus dem Gemüte damals lebender Menschen hervorbrechen mußte, dann könne man es

*) Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe. 1909. 271 S. Preis Fr. 5. 40, geb. Fr. 6. 75.

nicht zugleich für eine göttliche Neuschöpfung halten, diese Voraussetzung teilen wir nicht; es ist der alte Irrtum, daß eine natürliche Erklärung und eine religiöse Betrachtung einander ausschließen, entsprungen aus der Annahme, Gott wirke neben und nicht in den natürlichen Ursachen, und eine Erscheinung auf die Faktoren ihrer Entstehung zurückführen, heiße sie erklären. Und wenn Maurenbrecher zu dem Resultate kommt, die zentrale Bedeutung des geschichtlichen Jesus für unsere Zeit sei nicht mehr zu retten, da er nun einmal nicht der sei, für den ihn die christliche Gemeinde von jeher hielt, der himmlische Messias, so kommt das in seiner Wirkung für unser religiöses Leben einer Streichung des geschichtlichen Jesus gleich.

Maurenbrecher beobachtet, daß Paulus die Christuswürde Jesu nie auf Grund seiner geschichtlichen Erscheinung, sondern nur seiner Auferstehung und Erhöhung behauptet. Markus wolle allerdings Jesu göttliche Würde schon in seinem Leben aufzeigen; aber die Darstellung, daß Jesus seine Messianität sorgfältig verborgen habe und die Jünger ihn nicht verstanden hätten, die Tatsache, daß sie von der Auferstehung überrascht wurden, nebst anderen Stellen lasse durchschimmern, daß Jesus nur ein Prophet sein wollte, der das Nahen des Königtums Gottes ankündigt, nicht aber der Messias, der es selbst bringt.

Der Kern von Jesu Botschaft lautete nach Maurenbrecher: Heil den Armen! Die Erlösung kommt zu den Armen, allein schon deshalb, weil sie arm sind. Die alte Welt der Arbeit und Mühe ist vergangen, es kommt die Welt der Freude und des unerarbeiteten Genießens. Jesus und seine Jünger leben schon so, als wäre die große soziale Umwälzung bereits da. Das Aufgeben des Besitzes ist für die Menschen die Probe darauf, ob sie den Mut haben, das Hereinbrechen der kommenden Welt als unmittelbare Wirklichkeit zu erwarten. Diese Stellung zum Reichtum war nicht weltflüchtige Askese oder grämlicher Haß gegen die sinnlichen Freuden, sondern Ausfluß einer proletarischen Stimmung, welche eine Umkehrung der sozialen Zustände, Entschädigung und Genuß für die Enterbten als Gottesreich erwartet. Jesus gehörte diesen Kreisen an, war nach Paulus (Phil. 2, 7: die Knechtsgestalt) Sklave. Von seiner proletarischen Herkunft war der Maßstab hergeholt, nach dem er den Wert und die Taten der Menschen maß. Sein proletarischer Instinkt machte ihn zum Gegner der Schriftgelehrten und Pharisäer, öffnete ihm die Augen für den schreienden Gegensatz zwischen ihrer zur Schau getragenen Frömmigkeit und ihrer Vergewaltigung der Armen. Weil für ihn nur Wert hatte, was den Instinkten des armen Mannes entsprach, so hatten in seinen Augen die äußern Ceremonien, die für das Verhältnis von Mensch zu Mensch gleichgültig waren, ihre Bedeutung verloren, so verwarf er den kultischen Reinheitsbegriff, die priesterliche Auffassung des Sabbats. Der proletarische Instinkt trieb ihn vom Judentum zum israelitischen Prophetismus zurück, war die Quelle alles Großen und Tiefen, was er zur Kritik der überlieferten Religion gesagt hat, war das Motiv, dem die ungeheure Verinner-

lichung der Religion entsprang. Seine Kenntnis der Not der Armen ward ihm nicht zum Antrieb, eine Aenderung ihrer sozialen Lage anzustreben oder eine Schar Rebellen zu einem bewaffneten Aufstand zu sammeln, sondern zum Stachel der Sehnsucht, bis sich der Himmel endlich auftue und Gottes Königtum komme. Er wollte die Menschen zu Besitzlosen machen, welche die Hände in den Schoß legen und darauf warten, daß ihnen schon irgendwo ein Tischlein gedeckt werde. Und weil zu den Erwartungen der Endzeit auch gehörte, daß Gott den Menschen ein Vater werde und ihnen die Sünde vergebe, so schloß die Aufforderung, jetzt schon in der absoluten Gewißheit des unmittelbar bevorstehenden Königtums Gottes zu leben, auch den Glauben ein, daß Gott jetzt schon die Sünde vergebe. Jesus hat damit das beständige drückende Sündengefühl aus der Religion beseitigt.

Jesus hat wohl die realistische Auffassung des Gottesreiches geteilt. Aber man darf diese Tatsache auch nicht übertreiben. Er hat doch aus dem Komplex der überlieferten Vorstellungen das herausgegriffen, was sittlich und religiös orientiert war. Seine neue religiöse Stimmung, die suggestive Kraft seiner persönlichen Frömmigkeit und hinreißenden Leidenschaftlichkeit ist *einer* der Faktoren, die das Christentum geschaffen haben. Aber es konnte nur entstehen, als dazu als weiterer Faktor das mythische Motiv des Christusglaubens hinzukam.

Auf diese Skizzierung der Verkündigung Jesu folgt eine kurze Darstellung seines Lebensganges. Die Nachricht vom Tode des Täufers muß in ihm eine gewaltige Erschütterung hervorgerufen haben. Eine Vision zeigte ihm, daß der Satan wie ein Blitz vom Himmel gefallen, die neue große Periode der Erfüllung angebrochen sei, und trieb ihn zur Propaganda gerade nach Kapernaum, in die unmittelbare Nachbarschaft des Fürsten, der den Täufer gemordet hatte. Aufregend, leidenschaftlich war diese Verkündigung, Jesu Angehörige hielten sie für einen Ausbruch des Wahnsinns; der Konflikt mit den religiösen Führern des Volkes ließ nicht auf sich warten, er spitzte sich von Sabbat zu Sabbat zu, nach etwa vier Wochen war es so weit, daß ihn die Gegner bei Herodes denunzierten. Doch Jesus erfuhr von ihrem Anschlag und floh, um bald darauf in seiner Vaterstadt Nazareth aufzutauchen. Doch der dortige Versuch mißlang; beschämt, verwirrt und hilflos stand Jesus inmitten seiner Mitbürger. Jetzt beginnt eine Zeit der gehetzten Flucht in Begleitung weniger Anhänger. Jesus mag sich damit getröstet haben, daß jetzt die Zeit der größten Drangsal sei, die der Heilszeit unmittelbar vorangehe. Eine neue Vision, deren Spuren sich in der Erzählung von der Verklärung erhalten haben, zeitigte den Entschluß der Reise nach Jerusalem. Nicht um zu sterben machte sich Jesus dahin auf, sondern in der festen Hoffnung, dort werde sich das Königtum Gottes enthüllen. Er fand es ratsam, gleich mit einer Tat, der Tempelreinigung zu beginnen. Das rief einen neuen, sich von Tag zu Tag zuspitzenden Konflikt mit den Gegnern

hervor. Das Ergebnis war für ihn die Erkenntnis, daß er für die Arbeit an seinem Volk die Hoffnung auf Erfolg aufgeben müsse, und beim Verlassen des Tempels sprach er im Unmut, kein Stein dieses Prachtbaus werde auf dem andern bleiben. Dieses Wort, das nur für die Jünger bestimmt war, wurde von Judas den Feinden verraten und gab diesen willkommenen Anlaß, wegen Gotteslästerung gegen ihn vorzugehen. Jesus hatte den Tempel schon endgültig verlassen, sei es, weil er die Erfolglosigkeit seiner Arbeit einsah, sei es, daß er schon am Recht seines Glaubens zu zweifeln begann. Das Wort, er werde fortan keinen Wein mehr trinken, bis er ihn neu trinke im Reiche Gottes, ist schon ein Wort der Enttäuschung, da die frohe Stimmung der sichern Erwartung von ihm gewichen war. In Gethsemane hatte er sich drein ergeben, daß Gott die Erfüllung noch nicht eintreten lasse, als er durch die Gefangennahme und die Anklage auf Gotteslästerung überrascht wurde. Düster und hoffnungslos war seine Stimmung während des ganzen Prozesses und der Exekution. Nicht einmal die Stimmung von Gethsemane vermochte er festzuhalten, in voller Verzweiflung (Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?) ist er gestorben. Freilich, mit seiner Lebensarbeit und seinem Lebensmute wäre es auch ohne diese Katastrophe zu Ende gewesen; im Grund war sein Tod eine Erlösung, weil er ihn vor dem unerträglichen Schicksal bewahrte, den völligen Zusammenbruch seiner Hoffnung zu überleben. Die Jünger haben sich zuerst enttäuscht von ihm abgewendet, bis die Ueberzeugung in ihnen aufkam, er sei der erwartete Menschensohn. Diese erzeugte dann die Auferstehungsvisionen und diese wiederum brachten den zweiten, entscheidenden Faktor der Entstehung des Christentums herbei: das mythische Motiv, den Christusglauben.

Maurenbrecher hat sein Bild Jesu nicht ohne Sympathie mit seinem Helden gezeichnet und ohne weiteres ist ihm zuzugeben, daß Jesus nicht der sanfte Madonnenjüngling der „christlichen" Kunst, sondern ein Mann voll Kraft und Leidenschaft gewesen ist. Aber doch, wenn das Gesamtbild richtig wäre, so müßten wir dem Urteil Maurenbrechers zustimmen, daß dieser Jesus unserer Zeit nichts mehr zu sagen habe. Wer von den Propheten Israels her zu diesem Maurenbrecher'schen Jesus kommt, muß ihn als Epigonen, als Schwärmer und Phantast beurteilen. Und wenn wir von einem neuen Versuch, die Entstehung des Christentums zu erklären, verlangen mußten, daß er uns die Entwicklung begreiflicher mache als bisher, so kann Maurenbrecher nicht befriedigen. Wohl ruft er zur Erklärung das mythische Motiv, den Messiasglauben herbei. Aber wie die Jünger dazu kamen, diesen enttäuschten Schwärmer für den kommenden himmlischen Menschensohn zu halten, hat er nicht verständlich gemacht. Denn die Behauptung, daß die Gewohnheit, aus dem furchtbarsten Zusammenbruch sich zu desto jubelnderer Hoffnung wieder zu erheben, ein Produkt der Geschichte dieses Volkes und einer fortwährenden

Züchtung der Instinkte gewesen sei, ist doch allzu sehr Konstruktion. Diese Gewohnheit hätte die Jünger dazu führen können, kurz nachher einem andern Schwärmer zuzufallen. Wie es aber gekommen sei, daß sie den Mythus vom sterbenden und auferstehenden Menschensohn gerade auf Jesus anwandten, sucht Maurenbrecher nicht ohne Geschick psychologisch zu erklären. Gewiß waren die Jünger von Jesu Tod enttäuscht und hatten die Auferstehungsvisionen nicht erwartet, und der psychologischen Vermutung können wir zur Erklärung der siegesfreudigen Erholung von der Katastrophe nicht entraten. Aber viel weniger künstliche Konstruktionen und unkontrollierbare Vermutungen müssen wir herbeiziehen, wenn Jesus eben doch etwas mehr gewesen ist als was er bei Maurenbrecher erscheint, sodaß sich die Jünger einfach nicht denken konnten, er könne etwas anderes als ein Gottgesandter gewesen sein und der Tod sei ein wirkliches Ende gewesen. Viel begreiflicher ist Alles, wenn die Ueberlieferung doch recht hat, die seinen Tod nicht als diesen trostlosen Zusammenbruch darstellt.

Doch mit diesen allgemeinen Erwägungen ist noch nichts bewiesen. Wir fragen nach den Fehlern der Darstellung Maurenbrechers, und einen solchen finden wir in erster Linie in seiner Wiedergabe der Hoffnung Jesu. Es war sicher ein Fortschritt, als vor etwa fünfzehn Jahren die kritische Forschung die ungeheure Bedeutung der Hoffnung in der Frömmigkeit Jesu sozusagen neu entdeckte. Aber Maurenbrecher übertreibt diese Erkenntnis. Es scheint mir allerdings festzustehen, daß Jesus das Neue in nächster Zeit erwartet und nicht auf eine jahrhundertelange Entwicklung hinausgeblickt hat. Maurenbrecher hat ferner gegen Kautsky recht, wenn er betont, daß Jesus das Neue nicht mit bewaffneter Hand herbeiführen wollte, sondern wartete, bis Gott selbst es hereinbrechen lasse. Aber darin kann nicht Jesu Eigenart und Bedeutung beruhen, diese Erwartung teilt er mit dem Großteil seines Volkes.

Das freudige Warten auf das Königtum Gottes und das Leben als wäre es schon da, ist doch bei Jesus lange nicht so die einzige Hauptsache, und die soziale Umwälzung ist nicht in diesem Maße Hauptinhalt des kommenden Gottesreiches. Wohl ist es ihm etwas Großes und Herrliches, die Menschen dürfen und sollen sich drauf freuen, Jesu Verkündigung ist Evangelium, Freudenbotschaft. Zu den Dingen, die in diesem Reiche nicht mehr sein werden, gehören Armut, Ausbeutung, Ungerechtigkeit, Hunger, Tränen, Krankheit. Den Armen, Unterdrückten, Verachteten und Verstoßenen bringt Jesus frohe Verheißung. Er redet ganz unbefangen vom zu Tische liegen, vom Essen und Trinken und Sattwerden in der schönen Zukunft. Aber man darf darauf nicht den Accent legen, nicht in diesen Schilderungen lebt Jesu Seele. Wir finden keine lüsterne Ausmalung, nichts von dem Schwelgen in Bildern von befriedigter Rache an den jetzigen Feinden. Vor dem Reiche steht das Gericht. Das Evangelium ist verbunden mit dem Bußruf. Deshalb ist auch die Behauptung Maurenbrechers falsch,

Jesus verheiße den Armen das Reich, bloß weil sie arm seien. Er hat nicht pedantisch der Verheißung, die wir uns voller Begeisterung verkündigt denken müssen, immer gleich die Einschränkung beigefügt: das gilt aber nur, wenn ihr . . . Aber er hat auch die Buße mit einem Ernste gefordert, der keinen Gedanken an Klauseln aufkommen ließ; die Reichen hatten sie nach seiner Erfahrung nötiger, aber daß er auch die Armen nicht ausnahm, war doch selbstverständlich. Jesus hat allerdings von einer Umkehr der gegenwärtigen Verhältnisse gesprochen, die Ersten werden die Letzten sein, die jetzt lachen, werden weinen; aber man darf nicht, wie es zwar nicht Maurenbrecher, aber Kautsky tut, solche Aeußerungen als Klassenhaß bezeichnen; wir dürfen bei ihrer Deutung nicht vergessen, daß sie von dem gesprochen sind, der das Auge um Auge, Zahn um Zahn verboten und die Feindesliebe geboten hat; sie sind als Warnung an die sorglosen und selbstgerechten Ausbeuter zu verstehen. Und daß der selige Ausgleich der Geschicke nicht im Mittelpunkt der Gedanken Jesu steht, zeigt sich auch daran, daß er den Eintritt in die bessere Zukunft an die Bedingung der willigen Unterwerfung unter den gegenwärtigen schweren Gotteswillen knüpft. Leidensbereitschaft hat er gefordert und mit dem Hinweis auf die schwere Leidenstaufe den Ehrgeiz der Zebedaiden gedämpft, die sich schon die Ehrenplätze sichern wollten.

Zu dem Gottwidrigen in der gegenwärtigen Welt gehört für Jesus allerdings Not und Sorge, Armut und Krankheit, aber nicht nur das, sondern auch Hochmut und Lüge, Unversöhnlichkeit und Heuchelei, der gehässige Gedanke, der lüsterne Blick, das lieblose Wort. Habsucht und Herrschsucht, Ehrgeiz und Gewalttat verdammt er nicht nur, weil sie ihren Opfern wehe tun, sondern weil sie wider Gott sind. Nicht daß die Zurückgesetzten entschädigt werden, sondern daß Gottes Ehre anerkannt und Gottes Wille verwirklicht werde, ist ihm die Hauptsache am Gottesreich; nicht daß die Menschen ihre Wünsche befriedigen, sondern daß Gott wirklich König sei; er macht damit Ernst, daß es ein Reich G o t t e s sein soll; allerdings, weil Gott den Menschen ein Vater ist, so ist sein Königtum auch Seligkeit seiner Kinder. Und weil es Jesus um Gott zu tun ist, ist es ihm auch nicht nur um die Zukunft, sondern schon um die Gegenwart zu tun. Es gibt keinen andern Weg in die Zukunft Gottes, als daß man jetzt schon Gott über sich König sein läßt, das Leid lindert, das Unrecht bekämpft, den Nächsten als Bruder achtet, auf Gott vertraut und sich seiner freut. Hingabe an Gott mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele und bis zum letzten Rest, sei es auch noch so schwer, und nicht ein „proletarischer Instinkt“ ist das innerste Wesen Jesu. Dem entspringt auch sein Kampf gegen die kultisch-gesetzliche Frömmigkeit; sie ist Heuchelei, ein zum Narren halten Gottes, ein Vorgeben, ihm zu dienen ohne Hingabe an ihn, ein bloßes Erkaufenwollen seiner Freundschaft zum eigenen Nutzen, während ihm das Herz ferne ist. Der „proletarische Instinkt“, die Kenntnis der Armleutenot aus eigener Erfahrung, hat gewiß

Jesus den Blick geschärft für den Zwiespalt zwischen der Frömmigkeit und dem tatsächlichen ausbeuterischen Verhalten seiner Gegner, soweit dürfte Maurenbrecher recht haben; aber weit entfernt, daß er damit Jesu Gegensatz gegen das jüdische Religionswesen „natürlich erklärt“ hätte; warum kann nicht die Jugend Jesu in einem Proletariermilieu eine providentielle Fügung sein? Aber tausend Andere sind im gleichen Milieu aufgewachsen und nicht geworden was Jesus. Uebrigens kommt Maurenbrecher selbst schließlich mit dem „proletarischen Instinkt“ nicht aus und muß auch den Instinkt für das Echte und Innerliche in der Religion und die instinktive Ablehnung der Schmetterlingssinnlichkeit (warum eigentlich überall nur Instinkte?) zu Hilfe rufen. Maurenbrecher betont auch selbst immer wieder die hinreißende Leidenschaftlichkeit Jesu, aber er sieht zu wenig, daß es Leidenschaft für Gott ist. Er fällt immer wieder in den Fehler, Schöpferisches an Jesus dann zu leugnen, wenn er gezeigt hat, daß Jesu Gedanken früher auch schon ausgesprochen worden waren, während das Schöpferische gerade in dem ungeheuren Vereinfachen, in dem Herausgreifen des Großen, Starken, Echten aus dem wirren Wust des Ueberlieferten, in dem Hervorbrechen und Ausströmen neuer Kraft und Leidenschaft der Hingabe an Gott zu suchen ist. Ueberhaupt nur dem kann das Königtum Gottes als verlockendes Ziel erscheinen, der jetzt schon sich seines Gottes begeistert freut. Diese Freude und Begeisterung ist es, was Jesus auf seine Jünger übertrug, so daß sie auch nach seinem äußern Untergang innerlich nicht von ihm loskamen; das war sein großes Geschenk, das sie innerlich stark und froh, zu neuen Geschöpfen machte; das ist es auch, was Paulus mit Jesus verbindet und ihn als echten Jünger kennzeichnet.

Jetzt ist für Jesus noch eine Zeit des Kampfes, aber Gott bleibt Meister, ihm gehört der Sieg. Die Erwartung des Gottesreiches in allernächster Zukunft ist einfach zu verstehen als Aeußerung der absoluten Festigkeit seiner Zuversicht auf den Sieg Gottes. Diese Zuversicht gehört mit zu dem Großen, Hinreißenden, Ewigen an Jesus. Etwas Richtiges ist an der Beobachtung Maurenbrechers, daß Jesus und seine Jünger leben, als ob das Königtum Gottes schon da wäre: die feste Zuversicht, daß Gott siegt, gibt ihnen Mut, mit seinem Willen vollen Ernst zu machen und alle sichtbaren Stützen der Existenz abzubrechen in einer Welt, in der jetzt noch das Böse triumphiert und gottfeindliche Mächte am Ruder sind. Aber dieses Bauen auf die große Zukunft gilt nicht nur für das wirtschaftliche, sondern vor Allem für das sittliche Leben. Ich denke, diesen Kern der Hoffnung kann unsere Zeit wohl festhalten, wenn sie auch ihre Form nicht mehr nachahmen kann.

Den Eindruck des Schwärmers empfängt man vor Allem aus Maurenbrechers Darstellung des Todes Jesu. Es ist nicht das erste Mal, daß derselbe als Zusammenbruch dargestellt wird; schon die „Handschrift“, das Leben Jesu in Frenssens Hilligenlei beschrieb ihn ungefähr gleich; der Ursprung dieser Auffassung dürfte in Wredes

Untersuchung über das Messiasgeheimnis zu suchen sein; schon Wrede bezweifelte nicht bloß, daß sich Jesus für den Messias gehalten (wir übergehen diese von Maurenbrechers ebenfalls verneinte Frage), sondern auch, daß er seinen Tod erwartet habe. Aber die Worte, die diese Erwartung aussprechen, scheinen mir in der evangelischen Tradition einfach zu zahlreich und zu originell, als daß man sie nur für nach eingetretenem Ereignis vordatiert erklären dürfte. Ich berufe mich dabei nicht auf die dreimalige schematische und allzu detaillierte Leidensweissagung bei Markus, die in der Tat preisgegeben werden muß. Jesus spricht aber zweimal (Luk. 12, 50 und Mark. 10, 39) von der Taufe, der er sich unterziehen, von dem Kelch, den er trinken müsse (Mark. 10, 38), vom Dienen bis zur Hingabe des Lebens (Mark. 10, 45), er antwortet denen, die ihm von einem Anschlag des Herodes auf sein Leben berichten: „Saget diesem Fuchs: siehe, heute und morgen treibe ich Dämonen aus und übermorgen bin ich am Ende. Doch ich muß heute und morgen und übermorgen wandern, denn es geht nicht an, daß ein Prophet außerhalb Jerusalem umkomme," er zitiert ein Wort aus einer verlorenen Schrift „Weisheit Gottes" über Jerusalem die Prophetenmörderin, er fordert von seinen Jüngern Nachfolge in Leiden und Tod (diese Worte tragen gar nicht, wie Maurenbrecher behauptet, den Stempel späterer Abfassung an sich, man denke nur an die Gleichnisse vom Turmbau und der Kriegsrüstung), er deutet die Salbung in Bethanien als vorweggenommene Einbalsamierung. Die ursprüngliche Bedeutung des Abendmahls ist so umstritten, daß ich damit nicht argumentieren will, obschon es mir am wahrscheinlichsten ist, Jesus habe den Jüngern vom Abschied geredet; und die Worte, er trinke nicht mehr vom Gewächs des Weinstockes, sind als Abschiedsworte viel leichter verständlich als in Maurenbrechers Deutung (siehe oben). Auch gegen die Szene mit Petrus, der ihm von der Reise nach Jerusalem abrät, scheint mir nichts Durchschlagendes vorgebracht zu sein; die detaillierte Schilderung des Todes ist spätere Eintragung, aber das beweist nichts gegen das Ganze.

Man sagt, die Gethsemaneszene schließe es aus, daß Jesus seinen Tod vorausgewußt habe. Aber sie schließt bloß die dogmatische Gewißheit aus, die man ihm später untergeschoben hat. Es geht daraus hervor, daß die Todeserwartung und -Bereitschaft und das Anklammern an die Hoffnung, verschont zu werden, bis zuletzt in seiner Seele miteinander gerungen haben. Was ist begreiflicher, als daß in diesem Augenblick, wo das Verhängnis in unmittelbarer Furchtbarkeit vor ihm steht, seine Seele mit ganzer Kraft nach jedem Hoffnungsstrahl sich ausstreckt? Daß Jesus auch damals noch nicht an den Tod gedacht habe, ist Konstruktion. Daß die Jünger seinen Tod nicht erwarteten und nicht fassen konnten, ist bei Annahme dieses Schwankens zwischen Befürchtung und Hoffnung, wobei sie die Optimisten waren, nicht verwunderlich. Daß Jesu Schweigen während des Prozesses nicht ruhige Ueberlegenheit, sondern niedergeschlagene Stimmung ver-

rate, ist mit nichts bewiesen, und daß das Wort: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? in völliger Verzweiflung gesprochen sei, ist zu schnell geschlossen. Es schließt aus, daß Jesus eine Theorie der Notwendigkeit und Heilsbedeutung seines Todes nach Art des spätern Dogmas in Händen gehabt habe; es zeigt, daß Jesu dieses Uebermaß des Schrecklichen unbegreiflich war und ein qualvolles Warum? von seiner Seele sich losrang, ohne daß ihm eine Antwort zu teil wurde. Erfunden hat die gläubige Gemeinde es sicher nicht, aber sie hat es gewiß auch nicht als Beweis des verzweifelten Zusammenbruchs angesehen. Es kam Jesus vor, als habe Gott von seiner Person die Hand abgezogen. Aber daß er an Gott selbst und seinem Siege verzweifelt sei, zwingt uns nichts anzunehmen.

Die Jünger sind durch das, was sie an Ostern erlebten, wieder zur Gewißheit von der göttlichen Sendung des Meisters und zu der Ueberzeugung gelangt, daß sein Tod kein Untergang, sondern Erhöhung gewesen sei. Sie kleidete sich sofort in den Satz, Jesus sei der Messias; ob bereits Jesus selbst das von sich gesagt hat, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls war diese Ueberzeugung und nicht irgend eine wirtschaftliche Eigentümlichkeit das Verbindende in der Gemeinde. Die Gütergemeinschaft war Aeußerung der Bruderschaft aller Christusjünger; genaueres über ihre Organisation und über die soziale Schichtung der judenchristlichen Gemeinde wissen wir nicht. Daß die heidenchristlichen Schöpfungen des Paulus überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich aus den proletarischen Schichten sich rekrutierten, sagt er selbst ausdrücklich (1. Kor. 1, 26 ff.), und so ist es noch längere Zeit geblieben. Deißmann hat in seinem schon mehrfach erwähnten Buche „Licht von Osten“ gezeigt, daß das neue Testament nicht ein Produkt der literarischen Schicht ist, sondern ein Volksbuch, geschrieben in der damaligen Umgangssprache der kleinen Leute, deren Dokumente, zahlreiche beschriebene Papyrusfetzen und Tonscherben, erst in jüngster Zeit die Forscher beschäftigen; die Meinung, es gebe ein besonderes „biblisches Griechisch“ hat Deißmann entgültig abgetan. Er zeigt, wie die Bildersprache des neuen Testaments dem Milieu dieser kleinen Leute entstammt und aus der neuen Kenntnis ihrer Anschauungen und Gebräuche manche neue Beleuchtung erfährt. Er weist nach, wie nahe die Sprache der Christen mit der Kultsprache der Kaiserverehrung verwandt ist, wie stark die Verehrung Jesu Christi als des „Herrn“ als Gegensatz gegen den Kaiserkult empfunden werden mußte. Er betont, daß wenn wir das neue Testament mit den Augen dieser neuentdeckten Volksschichten betrachten, wir lebhaft empfinden, daß es ein Buch der starken und schlichten volkstümlichen Religion ist. Deißmann unterstreicht Religion im Gegensatz zu Theologie; aber es ist damit auch gesagt, daß es kein Buch der Volkswirtschaft ist.

Das Christentum war eine proletarische Bewegung, insofern es in den Schichten der Sklaven und kleinen Leute vorwiegend Anhänger fand. Wodurch hat es sie denn so besonders angezogen? Nicht nur

durch die Hoffnung auf eine Erlösung von ihrem gegenwärtigen Elend, denn die verhießen ihnen Attis, Serapis, Mithra und die syrischen Baale auch. Oder war die Unterstützung, welche die bedürftigen Brüder und Schwestern von der Gemeinde empfingen, der Anziehungspunkt? Zum Teil gewiß, und Harnack überschreibt in seiner Missionsgeschichte der drei ersten Jahrhunderte, wo er die Gesichtspunkte darstellt, unter denen das Christentum den Heiden empfohlen wurde, ein Kapitel: „Das Evangelium der Liebe und Hilfleistung." Aber das Verlangen nach wirtschaftlichem Wohlbefinden kann nicht das entscheidende Motiv gewesen sein, da mit der Verheißung der Unterstützung die Verpflichtung zum Geben untrennbar verbunden war und Geben seliger gepriesen wurde als Nehmen. Die Christengemeinden waren mehr als Unterstützungsvereine auf Gegenseitigkeit. Von Kommunismus kann man schon darum nicht reden, weil die Wohltätigkeit freiwillig war. Die Hilfleistung war nicht Zweck, sondern Folge der Gemeindebildung, es äußerte sich darin die in der Gotteskindschaft begründete Bruderschaft, die Liebesübung sollte ein Weitergeben und eine Botschaft der empfangenen Gottesliebe sein.

Das Anziehende war nicht allein die Wohltat, die man empfing, wenn sie auch den und jenen lockte, sondern die Tatsache der Bruderliebe, der engen Gemeinschaft. Die Wohltaten waren wertvoll als Aeußerung der Bruderliebe, ein Zeichen, daß sie nicht nur eine kosmopolitische Idee, sondern Kraft und Wirklichkeit war. Die gemeinsamen Mahlzeiten waren nicht wichtig, weil man seinen Hunger stillen konnte, sondern weil man dabei die Gemeinschaft der Herzen spürte. In der Gemeinde wurden die Personen einander näher gebracht, über der Liebe konnte man die trennenden sozialen oder nationalen Schranken vergessen. Da war der Sklave dem Senator gleichgeachtet, nicht nur in der Theorie, wie bei den stoischen Philosophen, sondern in Tat und Wahrheit. So eng war die Gemeinschaft bei keinem andern religiösen Verband.

Gab schon die Bruderliebe dem Einzelnen das Gefühl erhöhten Wertes, so noch mehr die Gottesliebe, die sie widerspiegeln sollte. Das Gefühl, verachtet, bedrängt, nur als halber Mensch behandelt zu sein, alle Not der sozialen Geringschätzung und Gedrücktheit konnte man vergessen in der Gewißheit, die Liebe des einen, großen, herrlichen Gottes zu besitzen. Mochte der Sklave dem Latifundienbesitzer oder großstädtischen Schlemmer und übrigen Ausbeutern bloß als Sache und Ware erscheinen (das Wort für Sklave, mancipium, ist in der lateinischen Sprache sächlichen Geschlechts), die Bruderliebe seiner Mitchristen und die Gottesliebe, deren er in ihrem Kreise gewiß ward, erlaubte ihm aufzuatmen, den Kopf höher zu heben und seines Menschenwertes, seiner unsterblichen Seele froh zu werden. Diese Gottesliebe war nicht nur Inhalt einer Lehre, sie war verbürgt durch den Gottessohn, der unter die Menschen gekommen und für sie gestorben war. Durch ihn war die Gottesliebe ausgegossen in die Herzen der

Menschen und war eine Macht geworden. Witwen und Waisen, Kranke, Schwache und Arbeitsunfähige, Gefangene und Zwangsarbeiter in den Bergwerken wurden unterstützt, gepflegt und besucht, Sklaven losgekauft, Arbeitslosen Verdienst verschafft, zugereiste Brüder gastfreundlich aufgenommen, Verstorbene ehrlich begraben und in Fällen großer Kalamitäten ward besonders großartige Hilfe geleistet. Und weil die Gottesliebe so in der Liebe Jesu und der Christen spürbar geworden war, war auch leichter für die Zukunft auf sie zu hoffen über den Tod hinaus.

Was ist begreiflicher, als daß diese Gemeinden vor allem die Glieder des Proletariates anzogen! Aber nicht das Lumpenproletariat, die Lazzaroni, aus denen sich Kautsky die Christengemeinden zusammengesetzt denkt. Es war doch nicht nur Befriedigung des Begehrens, was da winkte, es standen auch sittliche Anforderungen bereit, Buße, Bruch mit der Vergangenheit war das Eingangstor, Zerwürfnis mit den Angehörigen, Spott der Mitsklaven, wo nicht Verfolgung und Märtyrertod war das Schicksal, das man gewärtigte. Diese Tatsachen schließen es einfach aus, daß das Verlangen nach wirtschaftlichem Vorteil, wie es nach Kautsky scheint, treibendes Motiv war. In diesem Sinne war das Christentum keine proletarische, d. h. keine auf bloße Klassenvorteile gerichtete Bewegung. Mochte auch nach der Zeit der ersten Liebe die sittliche Qualität im umgekehrten Verhältnis zum Wachstum der Gemeinden abnehmen, es blieb doch Tatsache, daß die von den Christen getragene Bewegung sittliche Erhöhung möglichst Aller wenigstens erstreben *wollte*.

Jesus hat kein soziales Programm entworfen, und das ist gut. Er war weder ein kriegerischer Rebell, noch ein phantastischer Schwärmer, auch kein sozialer Reformator, er war ein Offenbarer Gottes und Erlöser der Menschen. Nur so kann er auch unserer Zeit und ihrer sozialen Not etwas sein. Das Große ist die Gottesliebe, die er durch Wort und Tat verkündet, und die Bruderliebe, die er entzündet hat. Wenn sie auch in den alten Christengemeinden kein soziales Programm, etwa die Aufhebung der Sklaverei, aufgestellt hat, so hat sie doch Unzähligen die Sehnsucht gestillt, die Schmerzen gelindert, die Herzen verbunden. Sie soll das auch heute tun. Aber damit ist nicht gesagt, daß sie sich auch heute darauf beschränken müsse. Sie kann sich der Einsicht gar nicht entziehen, daß sie nicht bloß heilen, sondern schon vorbeugen müsse. Das treibt uns heute zur sozialen Forderung. Aber auch dann sind wir nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, wenn nicht die von Jesus entzündete Liebe als Macht dahinter steht.

R. Liechtenhan.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein religiös-soziales Bekenntnis.

Elie Gounelle, einer der Führer des „christianisme social" in Frankreich, hat eine Schrift verfaßt: „Pourquoi sommes-nous chrétiens sociaux?" (Saint-Blaise et Roubaix, foyer solidariste). Ein Abschnitt (S. 29) trägt den Titel: „Comment on devient chrétien social." Gounelle gibt auf diese Frage folgende Antwort:

„Man wird ein sozialer Christ, wenn man wie Fallot (der eigentliche Begründer der französischen Bewegung des christianisme social) die Bauern von Steintal oder die Arbeiter der Vorstädte von Paris besucht und sich bemüht, in ihnen wirklich und völlig Brüder, Kinder unseres himmlischen Vaters zu schauen; in dem man wie Price Hughes im Westende Londons evangelisiert, in dem man wie Göhre drei Monate in einer Fabrik von Chemnitz zubringt und das Proletarierleben teilt. Die Ursache des Sozialismus ist nicht das Elend an sich, sondern der Kontrast zwischen Ideal und Wirklichkeit. Diejenigen, die nur das Elend sehen oder schon zu lange davon bedrückt sind, verlieren das Bewußtsein ihrer unglücklichen Lage; sie werden weder Sozialisten noch soziale Christen. Es ist bekannt, daß ganze Quartiere, ganze Bevölkerungen ökonomisch und geistig auf einer zu tiefen Stufe stehen, als daß die Idee der sozialen Gerechtigkeit und tiefen Umgestaltung sich da ausbreiten könnten. Ebenso vergessen diejenigen, die nur träumen, die nur im Ideal oder nur in der Studierstube leben, das Elend der Massen oder vermögen es gar nicht zu sehen. Man haßt den Pöbel nicht; viel schlimmer: man weiß nichts von ihm. Um Christ im Sinne Jesu zu sein, müssen einem zwei Dinge anfgegangen sein: das Reich Gottes und das Elend der Massen. Eine heilige, furchtbare Erregung entspringt dem Schauen dieses scharfen Kontrastes; sie enthält in sich ein unendliches Mitleid und eine unendliche Entrüstung. Das „ihn jammerte des Volkes" zieht immer früher oder später das „Wehe euch, ihr Pharisäer!" nach sich. Ein sprechendes Beispiel für diese Entrüstung und dieses Mitleid, die den sozialen Christen ausmachen, gibt uns Joniah Strong, der Verfasser des berühmten Buches „The new Era", der die evangelische Allianz aus folgenden Gründen verließ: ich ging in eine Versammlung; ein Redner trat auf und sprach: „ich kümmere mich nicht um die schmutzigen Hände eines Menschen, sondern nur um sein schmutziges Herz", ein zweiter: „ich kümmere mich nicht um den nackten Leib eines Menschen, sondern nur um seine nackte Seele," ein dritter: „ich kümmere mich nicht um den leeren Magen eines Menschen; mich interessiert es nur, daß sein Herz und seine Seele leer sind." Strong schließt kurz und klar: „da hatte ich genug."

Wenn ich so gewichtigen Zeugnissen meine bescheidene Erfahrung beifügen darf, so bekenne ich, daß ich nie so sehr als Mensch gegen die Gesellschaft, als Christ gegen die Kirche, die mir ganz des

geistigen und sozialen Weitblicks zu entbehren schien, daß ich nie so gegen das starre Dogma des offiziellen Christentums aufgebracht war, wie als ich die schmutzigen und armseligen, aber sanften und resignierten Bewohner der engen Gäßlein von Alais besuchte oder in Roubaix meine Erhebungen über das Geistesleben, das materielle, geistige und sittliche Niveau des Proletariates anstellte.

Was man aus Büchern schöpft, sind noch keine wirklichen Kenntnisse; um solche zu gewinnen, muß man selbst sehen, spüren, erleben. Als ich vom Besuche bei gewissen Arbeitern zurückkam, wie oft war ich wie vom Fieber gepackt und habe ich die Faust geballt! Das Mitleid weckt das Gerechtigkeitsgefühl und macht zum Revolutionär. Alle Fragen der praktischen Theologie, der Exegese, der Dogmatik, die an den theologischen Fakultäten akademisch gelöst worden waren, erhoben sich aufs Neue und schwirrten vor meinem erschütterten Herzen in wildem Wirbeltanz. Die Ohnmacht aller auswendig gelernten Formeln, die Erfolglosigkeit unserer theoretischen Heilmittel und unserer fließenden Rede, die Lächerlichkeit unserer Wohlfahrtseinrichtungen und Almosen drängten sich mir auf, als das Riesengespenst des volkswirtschaftlichen Problems vor mir stand. Wie klar sah ich die soziale Unzulänglichkeit der Kirche! Und wie wuchs diese Klarheit in den zwanzig Jahren meiner Amtstätigkeit zu immer blendenderer Helle!

Dieselbe Frage, die Henry Georges Seele quälte, das gleichzeitige Wachstum des ökonomischen Fortschritts und des Elends, verfolgte mich in seiner ganzen Unlösbarkeit bis in meine Gebete hinein. Je mehr ich meine Bibel las, je mehr ich die Arbeiter, die Armen besuchte, um so größer die Entrüstung meiner Seele, nicht über die Unternehmer oder die Reichen — Ausnahmen natürlich abgerechnet — die ich ebenso liebte wie die übrigen, auch nicht gegen die herrschenden Klassen, in der Voraussetzung, daß ihre Verantwortung beschränkter und unbestimmter ist als man gewöhnlich annimmt; aber gegen diese Kollektivmacht des Bösen, von der jeder Einzelne zugleich Mitschuldiger und Opfer ist, gegen dieses teuflische System, in dem die ökonomische Freiheit die Sklaverei des Proletariates mit einschließt.

Nun wird es verständlich, welche religiöse und zugleich soziale Revolution nötig ist, um den Paria unserer Industriezentren zu einem Bürger des Himmelreiches umzuwandeln. Ich spreche es aus mit aller Energie, deren ich fähig bin: die besten, die frömmsten Stunden meiner Amtsführung waren diejenigen, da diese Entrüstung meiner Seele am heftigsten war! Eine der Stunden, wo ich mit dem Geist Christi am engsten eins war, war damals, als ich, der erste meiner Generation, nachdem ich all das gesehen hatte, im Volksheim der „Solidarité“ zu Roubaix, öffentlich meine Uebereinstimmung erklärte, zwar nicht mit irgend einer politischen Organisation oder wirtschaftlichen Partei, aber mit dem sozialistischen Ideal der Arbeiterschaft. Man hat mir oft und von allen Seiten Vorwürfe gemacht, daß ich als

Christ diesen Schritt den dem Christentum entfremdeten sozialistischen Massen entgegengekommen sei. Ich weiß wohl, daß ich dabei auf einem schmalen Grat wandere, Abgründe zu beiden Seiten; aber mögen es auch Abgründe sein, für einen Christen ist es sicher besser, für die Vielen Partei zu nehmen. Uebrigens, der Führung Jesu folgend, der mit dem Elenden, dem Unterdrückten, den Kleinen eins ist, zum Volke gehen, heißt das fallen? Heißt es nicht vielmehr den Weg gehen, der empor führt und dessen Ziel ein Kreuz ist?"

(Uebersetzt von R. Liechtenhan.)



# Büchertisch.

**Die Schriften des Alten Testamentes** in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. Hugo Greßmann-Berlin, Prof. Herm. Gunkel-Gießen, Privat-Docent Pastor Hans Schmidt-Breslau, Prof. W. Staerk-Jena. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1. Lieferung. Preis Fr. 1. 10.

Es wurde in unsern Spalten schon mehrmals empfehlend hingewiesen auf die populär-wissenschaftliche Uebersetzung und Erklärung des Neuen Testamentes, herausgegeben von Prof. Johannes Weiß in Heidelberg, die sog. Gegenwartsbibel. Der große Erfolg hat den Verleger ermutigt, ein alttestamentliches Gegenstück zu publizieren. Wir haben hier die erste Lieferung vor uns. Das ganze Werk soll ca. 28 Lieferungen (140 Bogen in 7 Bänden) umfassen und im Lauf des Jahres 1911 fertig vorliegen. Für die Teilnehmer der 1. Subskription, die in allen Buchhandlungen aufliegt, beläuft sich somit der Gesamtpreis auf etwas über 30 Fr.

Die Verfasser möchten ein geschichtliches Verständnis der Bibel, wie wir es der Forschung des letzten Menschenalters verdanken, weitern Kreisen zugänglich machen. Die Leser sollen Anleitung empfangen, die Bibel nicht als ein Orakelbuch anzusehen, dessen Wert völlig zusammenbricht, wenn die Unfehlbarkeit an einem Ort zerstört ist; nicht als ein Lehrbuch, das uns vorschreibt, was wir zu „glauben" haben, sondern als ein aus seiner Zeit heraus zu verstehendes Dokument menschlichen tastenden Suchens und seligen Findens Gottes, bunten, reichen Erlebens, wachsenden und reifenden Erkennens Gottes, selbstbewußten und selbstsüchtigen Widerstrebens gegen ihn und demütiger und selbstloser Hingabe an ihn; und gerade durch diese Auffassung als menschliches Dokument soll sie besser denn durch die Geltung als Lehrautorität zu einem unerschöpflichen Quell der Gottesoffenbarung werden. Für weite Kreise wird es von der Gewinnung solchen geschichtlichen

Verständnisses abhängen, ob ihnen die Bibel überhaupt noch etwas sein kann. Sicher hätten sie viele nicht als törichtes Märchenbuch weggeworfen, wenn ihnen der Weg zum geschichtlichen Verständnis eröffnet worden wäre. Diejenigen, die durch eine solche kritische Behandlung „beunruhigt" werden, brauchen es ja nicht zu lesen. Und denjenigen, die ein Geschrei erheben, wenn andere als „gesicherte Resultate der Kritik" einem weitern Publikum vorgetragen werden, muß immer wieder mit der Frage geantwortet werden, ob denn die traditionellen Anschauungen eine Spur „gesicherter" sind als die kritischen. Allerdings, auf verständige Leser wird gerechnet, welche wissen, daß ihr Glaube etwas anderes ist als ein Fürwahrhalten historischer Berichte, also auf Leute, welche nicht in Angst und Schrecken geraten, wenn sie erfahren, daß diese Erzählung unhistorisch und jene Stelle „unecht" sei.

Sowohl die Namen der Mitarbeiter als die vorliegende Lieferung lassen Gutes erwarten. Wir bekommen hier von Prof. Greßmann eine feine Analyse der Samuel- und Saulgeschichten und der Bileamsepisode im 4. Buch Mose. Man sieht sich einem Führer überlassen, der mit wohlüberlegter Methode sicher arbeitet; besonders fällt auf, welches brauchbare Werkzeug der Kritik die namentlich von Gunkel in die Forschung eingeführte Beachtung der Stilgattung liefert. Die Abschnitte werden aber nicht einseitig darauf hin untersucht, wie zuverlässig sie über den Gang der Ereignisse Auskunft geben; auch wo sie nicht als Geschichtsquellen im engern Sinn verwendet werden, wird ihre kultur- und religionsgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben. Man kann nun allerdings fragen, was uns heute die Religions- und Kulturgeschichte von Altisrael angehe und wir sind auch weit entfernt davon, das Interesse dafür als Christenpflicht zu erklären. Aber die Bibel ist nun einmal das einflußreichste Buch der Welt und verdient schon darum das Interesse auch unserer Generation. Und es bleibt dabei, daß auch das Alte Testament Schätze für unser inneres Leben in sich birgt, die wir nur zu unserm eigenen Schaden unbeachtet und ungehoben lassen. Da man aber die Höhepunkte nicht isoliert betrachten kann, muß sich der Blick auf das Ganze richten. Uebrigens ist das für uns Bedeutungslose in dem Werk weggelassen. L.

**Vom Erleben Gottes.** Auszüge aus H. Lhotzkys Schriften. Verlag von K. R. Langewiesche, Leipzig. Preis Mk. 1. 80.

Mit großem Geschick ist die Zusammenstellung von Teilen aus den Werken des bedeutenden Schriftstellers vorgenommen. Wenn das Buch auch kein Ersatz für die vollständigen Werke Lhotzkys ist, so ist es doch ein vorzüglicher Wegweiser zu ihnen und nur das soll es nach der Absicht des Verlegers sein. Jeder denkende Mensch wird sich an Lhotzkys Werken erbauen. Huppert.

---

### Zur Besprechung eingegangene Schriften.

Die Redaktion verpflichtet sich nicht zur Besprechung aller eingegangenen Schriften. Die mit * bezeichneten sind schon vergeben; die übrigen werden denjenigen zur Rezension übergeben, die sich dafür bei Herrn Pfarrer Liechtenhan melden.

**Ralph Waldo Trine,** Auf dem Wege zur Wahrheit. Uebersetzt von Dr. Max Christlieb. Stuttgart, Engelhorn, 1909. Preis Fr. 1. 35.

**F. Kattenbusch,** Die Kirchen und Sekten des Christentums in der Gegenwart. Tübingen, Mohr, 1909. (Religiös geschriebene Volksbücher IV. Reihe, 11./12. Heft.) Preis Fr. 1. 35.

***P. W. Schmidt,** Die Geschichte Jesu. Volksausgabe, Ebenda, 1909. Preis Fr. 1. 35, kart. Fr. 2. —

***A. Heussner,** Die philosophischen Weltanschauungen und ihre Hauptvertreter. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1910. Preis Fr. 4. 70.

**M. Schian,** Unser Christenglaube. Ebenda, 1910. Preis Fr. 2. 70.

***W. Bornemann,** Jesus als Problem. Vortrag, zugleich eine Kritik der „Christenmythe", des Herrn Prof. Dr. Arthur Drews. Frankfurt, Diesterweg, 1909, Preis. 55 Cts.

**Bernard Lucas,** Gespräche Christi. Aus dem Englischen von F. Siegmund-Schultze, mit Geleitwort von D. Dryander. Berlin, Mittler, 1910. Preis Fr. 4. 05, geb. Fr. 5. 40.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Aus der Tiefe.

## Ein Beitrag zur Psychologie des Proletariats.

(Schluß.)

In seiner Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie hat Marx in einer philosophisch abstrakten, schwerfälligen Sprache von der Notlage und der Kulturrolle des Proletariats in der Geschichte der Menschheit geredet. Hat man einmal die harte Form überwunden, so wird man finden, daß Marx hier in einer an Weite des Gesichtspunktes und Tiefe der Betrachtungsweise, so weit ich es beurteilen kann, noch unübertroffenen Weise das Wesen und die Aufgabe des Proletariats gekennzeichnet hat. Er führt aus, wie sich die Mängel der Gesellschaft in dieser Klasse konzentrieren. Das Proletariat ist nichts, und doch müßte es alles sein. „Es ist ein Stand, welcher die Auflösung aller Stände ist, eine Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt, eine Sphäre, welche mit einem Worte der völlige Verlust des Menschen ist, also nur durch die völlige Wiedergewinnung des Menschen sich selbst gewinnen kann."

Es liegt hier auf der Hand — und ließe sich übrigens leicht aus anderen Stellen nachweisen — wie sehr Marx von der Anschauung durchdrungen ist, daß die Lage des heutigen Proletariats einen ungeheuren Widerspruch in sich schließt, der nur durch die mächtigste Bewegung gelöst werden kann. Dieser Widerspruch mußte seinen sämtlichen ökonomischen und philosophischen Ansichten gemäß für ihn einen wesentlich anderen Charakter tragen, als es für uns heute der Fall ist, die wir von einer anderen, weniger grandios einheitlichen und wichtigen aber realistischeren und differenzierteren Geschichtsauffassung ausgehen. Was für uns hier indessen die Hauptsache ist, ist der Grundgedanke der marxschen Auffassung, der Gedanke, dessen Wahrheit wir heute noch so lebendig zu empfinden vermögen, daß der Verlust des Menschen im Proletariat durch die Wiedergewinnung des Menschen überwunden werden soll. Wir sind Zeugen eines mächtigen Aufschwungs aus der Tiefe zur Höhe empor. Von oben gesehen ist

die ganze Arbeiterbewegung, sofern sie ideal gerichtet ist, ihrem tiefsten Wesen nach nichts anderes, als was ihr größter Theoretiker wünschte und verhieß, Wiedergewinnung des Menschen durch sich selbst.

Vorbedingung dazu ist noch viel mehr, als Marx es glaubte und in seinen großen ökonomischen Werken darlegte, das Bewußtsein dieses Widerspruches und die Sehnsucht nach der Erlösung davon.

Naumann, ein unverdächtiger Zeuge der modernen Stimmung und, so sehr man auch seinen sozialen Ansichten widersprechen mag, ein sehr scharfer Beobachter der Mängel und Schwächen des heutigen Zeitalters, sehnt sich nach Menschen, die den Fluch des Maschinenzeitalters brechen, indem sie sich nicht mehr als Maschinen fühlen und gebärden. In dieser Hinsicht ist nichts charakteristischer für unsere Zeit, als daß gerade bei denen die Reaktion gegen die starre, öde Maschinenphilosophie am lebendigsten ist, welche am meisten unter ihrem Bann leiden. Zum Ergreifendsten in der Arbeiterliteratur der letzten Jahre gehört dieser Protest der Seele gegen den Druck der Umgebung, gegen die Brutalität des Lebens, die Gegenwehr gegen die Zermalmung durch das Aeußere. Wenn die Klagen und Seufzer der Tiefenmenschen wie einen mit Blut und Tränen geschriebenen Kommentar zu Marx lapidarem Ausdruck „Völliger Verlust des Menschen" bilden, so sind ihre Sehnsucht, ihr Aufschwung aus der Tiefe das beredte Zeugnis dafür, daß zu der „Wiedergewinnung des Menschen" die Vorbedingungen vorhanden sind.

„Was bin ich, was bedeute ich? Nichts, gar nichts, eine Null. Aber warum soll ich eine Null sein, wenn ich keine sein will; und sein will ich keine, absolut keine, ich will empor, hoch empor . . . ." ruft Max Lotz aus.

Es ist eine der fesselndsten Aufgaben der heutigen Sozialpsychologie; diese Sehnsucht der Tiefenmenschen zu studieren; aber wenn irgendwo reine Hände und reiner, zarter Sinn unumgängliche Bedingungen sind, so ist es hier. Sie ist etwas so Grundverschiedenes von unserer Sehnsucht, diese Proletariersehnsucht, sie weiß so selten sich eine ganz entsprechende Form zu schaffen, sie ringt nach Wesensgestaltung und Ausdruck, und häufig gilt es hier, hinter dem komischen, naiven oder übertriebenen Ausdruck*) das bange Sehnen des Leidenden zu spüren. Häufig sehnt sich der Proletarier nach Dingen, aus denen wir uns wieder hinaussehnen, und gibt gerade damit ein sehr wertvolles Zeugnis für die Eigentümlichkeit seiner Lage. Seine Sehnsucht ist nicht gemessen wie unsere Sehnsucht, sondern wild, unbändig; nicht raffiniert, sondern naiv und bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Formen, die sie annimmt, ein gewaltiges Zeugnis für die Gährung, die in den Tiefen unserer Kultur stattfindet.

Bezeichnend hiefür ist der Schluß des Gedichtes, dessen Anfang bereits pag. 43 zitiert wurde „Mein Tagewerk." Bleischwer drückt

---

*) Dies gilt namentlich von den Gedichten Max Lotz'.

das ewige Einerlei, die Qual der rein maschinenmäßig verrichteten Arbeit auf Herz und Gemüt des Dichters; fast fürchten wir, der Verfasser werde bald eine Nummer mehr bilden in der großen Schar der Nummermenschen ohne persönliches Leben, „mit leerem Herzen“, wie er selber sagt. Und da schießt auf einmal mitten aus Elend und Not der Drang zur Höhe empor.

„Ich fröhne täglich; aber doch
Mein Geist, er regt sich immer noch!
Das harte Schicksal beugt ihn nicht!
Er strebt empor zum Sonnenlicht!“

Die gleiche Stimmung spricht aus Briefen und Gedichten des Kohlenhauers Lotz.

„Ich der Hungernde
Hungernd mit Zunge und Geist.

Empor zu den Wolken
Ueber die Wolken
Empor zum Licht
Zur Sonne.“

Ist die Sehnsucht hier ein wilder, stürmischer Drang, der bald eine sozialrevolutionäre Form annehmen wird, so ist sie an anderen Stellen weich und zart, von unsäglicher Wehmut wie in den Gedichten „Proletariers Sehnsucht“ und „Nach Feierabend“.

„Am grünen Waldessaum entlang,
Wie friedlich grast das Wild,
O, glich doch nur ein einzig Mal
Mein Leben diesem Bild.

Ich steh am Bach, der rauschend fließt,
Die Ufer umsäumt mit Moos,
Ich denk' und sinn', ich ruf ihm zu —
Nimm mit mein hartes Los . .

— — — — — — — — —

. . Ach die müden Glieder
Sie sagen bald genug!
Die Seele sinkt ins Elend
Zurück nach kurzem Flug.

Was soll, was soll das Sehnen?
Gib, Seele, Dich zur Ruh!
Sieh hin ins Alltagsleben
Und sag kein Wort dazu!

Doch meine Seele weinet still
Und hebt die schwachen Schwingen:
O laß mich nur, ich muß, ich will
Empor zum Lichte dringen.“

Diese Sehnsucht aus der Tiefe heraus ist es, welche den meisten Arbeitermemoiren ihr besonderes Gepräge verleiht. Sie treibt den Tagelöhner Georg Meyer umher; sie ist die Qual und der Trost der

Max Lotz und Wenzel Holek; sie ist die Macht, welche der Verfasserin der Jugendgeschichte keine Ruhe läßt, und sie fortwährend anspornt.

Es ist bereits angedeutet worden, daß die Sehnsucht des Tiefenmenschen nach Luft und Licht bei aller Zartheit und Innigkeit, die sie oft kennzeichnen, greifbare Gestalt annimmt und sich zu einem festen, bestimmten Wollen verdichtet. Sie müßte nicht in so viel Not und physischem Elend wurzeln, um nicht mit Naturnotwendigkeit zu einer Kampfstimmung zu werden gegen die feindliche Uebermacht, von der man sich erdrückt fühlt, und sich nicht in ein heißes Sehnen umzuwandeln nach einer Macht, die den Triumph garantiert.*)

Es ist dies ein Punkt, der sehr häufig heute noch nicht in seiner zentralen Bedeutung erkannt wird, und bei dem man sich zu leicht mit nur halbrichtigen Urteilen und oberflächlichen Ansichten begnügt. Die Zahl derer, die nicht zugeben wollen, daß auch ein radikaler Sozialismus zum guten Teil in tatsächlicher, großer Not wurzelt, vermindert sich von Tag zu Tag. Was aber noch vielfach übersehen wird, ist, wie diese Not, die recht brutale Tiefennot in Verbindung mit den psychologischen Konflikten, von denen oben die Rede war, dem modernen Sozialismus ein besonderes Gepräge verleiht, und wie diese Gestalt weniger nach landläufigen Kategorien und moralischen Ansichten zu beurteilen wäre, als aus der Tiefe heraus. Es wird noch zu wenig beachtet, wie der Bund zwischen den Emanzipationsbestrebungen des vierten Standes und dem Sozialismus in der Tiefe geschlossen wird, nicht nur in der Tiefe der materiellen Not, sondern in der Tiefe der durch tragische Konflikte zerrissenen Seele des Proletariers. Dieser Ursprung aus dem mächtigsten Ferment der modernen Zeit, der Arbeiterseele, erklärt uns manche Eigentümlichkeit, ja das Wesen des Arbeitersozialismus, für welche wir verständnislos blieben, wenn wir unterließen — was doch allgemein für eine Vorbedingung wissenschaftlichen Denkens gilt — den besonderen Entstehungsverhältnissen Rechnung zu tragen.

Die Arbeiterschriftsteller und Dichter, welche ihren Anschluß an die soziale Bewegung schildern, tun dies in einer Sprache, die einzig mit der der religiösen Bekehrung zu vergleichen ist. Als die Verfasserin der Jugendgeschichte einer Arbeiterin zum ersten Mal den Verkaufsraum des sozialistischen Blattes betrat „war ihr zu Mute, als betrete sie ein Heiligtum“. Sobald sie begreift, daß der Sozialismus den schweren Bann brechen will, unter dem auch sie so lange gelitten, „erscheint ihr jeder Sozialdemokrat wie ein Gott“.

---

*) Vergleiche das Gedicht „Arbeit“, das typisch diesen Vorgang beschreibt.

„Will die finstre Arbeitsfurche
Sonne haben, Licht genießen,
Muß sie schon den Sonnball selber,
Himmelshöh' und Aetherräume
Siegend zu *erobern* wissen.“

Bei Wenzel Holek bedeutet der Anschluß an die Sozialdemokratie eine eigentliche Wiedergeburt; er fühlt sich in eine neue Sphäre versetzt, umgewandelt, mit neuer Kraft, neuem Wollen, neuem Mut, zu wagen und zu leiden versehen, wie es die Neubekehrten zu empfinden pflegen.

Auch Max Lotz läßt deutlich durchblicken, wie sehr der Anschluß an den Sozialismus für ihn die entscheidende Wendung war, und aus seinem wilden, feurigen Bekehrungseifer ist leicht zu ersehen, wie hoch ihm die Erlösung steht, die er anderen vermitteln möchte. Es ist der Fanatismus des Konvertiten, seine heilige Entrüstung beim Anblick der Gleichgültigkeit.

Nach dem bisher Gesagten ist es nicht allzu schwer, die Erklärung dafür zu finden, daß der Sozialismus, wenn er dem Tiefenmenschen durch irgend eine Art der Propaganda nahe gebracht wird, mit der Lebendigkeit eines neuen Glaubens*) in seiner Seele zündet. Ich glaube zwar nicht, daß unsere Ausdrücke Diesseitsglaube, Religion der Erde ganz den Kern der Sache treffen; man gerät dabei zu leicht zur Anschauung, daß der menschliche Trieb nach Glück, des Jenseitsglaubens verlustig gegangen, oder unfähig, sich zu demselben aufzuschwingen, sich nun auf einen Glauben stürzt, der ihm die volle, wenn auch rohe Befriedigung schon im Diesseits verheißt. Das wäre die Stimmung der berühmten, so oft dem sozialistischen Proletariat als Ausdruck seines Sehnens in den Mund gelegten Heineschen Strophen:

„Ein neues Lied, ein besseres Lied
O Freunde, will ich euch dichten.
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.
— — — — — — — — —
Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben.
— — — — — — — — —
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.“

Die Proletarierliteratur ist nicht geeignet, eine solche Ansicht zu stützen; auf alle Fälle ersehen wir daraus, daß es bei tiefer angelegten Vertretern und Vorkämpfern des vierten Standes ganz andere Motive sind, die sie zum Sozialismus treiben. Dies schon darum — übrigens auch hier eine Analogie mit religiösen Vorgängen in kritischen Zeiten — weil die Bekehrung zunächst und oft längere Zeit hindurch mit Drangsal und schweren Entbehrungen verbunden ist.

Hiefür sind sowohl Wenzel Holek, wie Max Lotz und die Verfasserin der Jugendgeschichte charakteristisch. Sie zeigen uns alle, wie diese „Religion der Erde“, wenn man den Sozialismus nun einmal

*) oder des Glaubens überhaupt; denn mit einem andern sind sie vielfach nur flüchtig in Berührung gekommen oder haben ihn nur in einer Gestalt kennen gelernt, die ihnen — mit Recht — gänzlich unzureichend erschien.

so nennen will, in einer viel tieferen Weise mit dem innersten Wesen des Menschen verbunden ist, als dies durch die bloße Sehnsucht nach materiellem Glück geschehen könnte. Die Triebkraft des sozialistischen Glaubens einzig oder auch nur vorwiegend im Streben nach sinnlichem Genuß und müheloser Existenz zu erblicken, ist gerade so einseitig wie die Anklage, das Christentum schöpfe seine beste oder einzige Kraft aus der Sehnsucht nach seliger, genußreicher Ruhe im Jenseits.

Jedermann, der sich mit Religionspsychologie abgegeben hat, weiß, daß die Religion noch aus anderen Motiven entspringt und eine anders geartete Stimmung im Menschen fördert. Es handelt sich da um eine Wiedergewinnung des im Kampf mit einer überlegenen feindlichen Macht zu grunde gehenden Menschen; der Gläubige will sich behaupten, zu einer tiefen, unerschütterlichen Fundamentierung seines geistigen Wesens gelangen, persönlichen Wert erlangen und bewahren können, auch wenn er äußerlich im großen Welttriebwerk zermalmt wird.

Der Gläubige fühlt sich ferner durch die religiöse Macht in eine Sphäre gehoben, da der Bann, der seine Kräfte lähmte, gebrochen ist, und eine Welt reiner Tätigkeit sich vor ihm ausbreitet.

Dies sind die Punkte, an denen die tiefste Verwandtschaft zwischen dem sozialistischen Glauben und dem religiösen Leben vorhanden ist. Wir sahen, wie im Zeitalter der vorwiegend diesseitig orientierten Kultur der Tiefenmensch am Ideal der eigenen Zeit zu Grunde geht. Kein Gott steigt zu ihm herunter; der Himmel ist leer, die Welt, die ihn zu einer Maschine werden ließ, hat ihm auch den Glauben geraubt. Daß sie ihm dafür ihr halbes Wissen, ihre antireligiöse Weltanschauung zum Ersatz bietet, bedeutet nur eine Verschlimmerung seiner Lage. Mit den Vertretern des religiösen Glaubens ist er meistens nur flüchtig in Kontakt gekommen. Auch wo er ihre Treue und Opferwilligkeit anerkennt, denkt er nicht hoch von ihrem Verständnis für seine Lage. Die Mittel, die sie ihm anbieten, sind, meint er, unfähig, die Not zu lindern, die riesige Macht zu brechen, die ihn zermalmt. Dazu braucht es mehr als Predigt und Liebe; es braucht Macht und Kampf. Und da hört er nun, daß es eine neue Kirche gibt; auch sie wurde von Propheten ins Leben gerufen; auch sie zählt bereits ihre Märtyrer, sie verfügt über aufopferungsfreudige Apostel. Da dämmert's in der Seele des Tiefenmenschen; ein Sonnenstrahl fällt in das Grau in Grau seines Daseins und weist ihn den Weg zur Erlösung vom schweren Konflikt, an dem er geistig zu Grunde geht.

Nun ist eine freie Bahn geöffnet der unbändigen Sehnsucht, etwas zu sein, zu bedeuten, etwas wie das Gefühl der Persönlichkeit zu spüren, durch Leiden, Kämpfen, Hingabe für eine Sache, die etwas anderes sei als das tägliche, widerwärtige Einerlei der erdrückenden, feindlichen, Arbeit, die in keiner Beziehung zu Gemüt und Seele steht. Das Selbstbewußtsein erwacht, wo es schlief; öfter wird es bloß vom schweren Bann befreit, der auf ihm lastete.

Klassisch schildert uns ein Brief des Kohlenhauers Lotz diesen Vorgang: „Was bin ich“, hat er soeben geseufzt, „nichts, eine Null, aber ich will keine sein; ich will empor.“ Und nun fährt er fort: „Um es zu erzwingen, um zu dem Höhenflug mir den Weg zu bahnen, wurde ich Sozialdemokrat, und mußte es werden, weil deren Bestrebungen mir Ziele geben. Deßhalb hänge ich mit allen Fasern des Mutes und des Idealismus am Sozialismus.“

Solche Aeußerungen (man vergleiche auch diejenigen der Verfasserin der Jugendgeschichte Seite 68) mögen uns übertrieben vorkommen. Doch sollte man, bevor man sie beurteilt, sich genauer vergegenwärtigen, auf welchem Boden eine solche Stimmung erwächst. Diese Freude, doch noch für etwas Großes leben zu können, kämpfen, ja leiden und sterben zu dürfen, — aber für etwas Großes, dem man sich mit Leib und Seele hingeben darf, etwas, das in die Kleinlichkeit und abstumpfende Flachheit des Lebens groß und rein hineinleuchtet, wie der Glaube in die sündige Welt, gehört zum ergreifendsten an diesem Aufschwung des Proletariats aus der Tiefe.

In dieser Beziehung ist ein Vergleich der Memoiren Holeks mit den Erinnerungen Fischers außerordentlich lehrreich. Er zeigt uns den ganzen Unterschied zwischen einem Menschen, der, ganz von schwerer Arbeit niedergedrückt, die Befreiung und Belebung der Persönlichkeit durch den kämpfenden Sozialismus nicht erfahren hat*) und einem klassenbewußten Proletarier, der durch den Kampf und die von ihm geforderten Eigenschaften, Treue, Hingabe, Aufopferung und Mut sich selbst wieder gewonnen hat.

Wie sehr die Wiedergewinnung des Selbst durch den Anschluß an den Sozialismus in solchen Seelen eine entscheidende Wendung bedeutet, dafür ist, wie oben schon kurz bemerkt wurde, der Propagandaeifer der beredteste Zeuge. Was bei ihnen die Bahn gebrochen, den Konflikt gelöst, das soll andern leidenden, schmachtenden Seelen vermittelt werden. Auch sie kennen das: „Wehe mir, wenn ich nicht das Evangelium verkünde.“ Der Neubekehrte wird zum enthusiastischen Apostel. Dankbarkeit gegen die Macht, die ihn erlöst, tiefe Teilnahme für die Leidensgenossen gießt Feuereifer in sein Herz.

„Ich will nicht allein hinauf“, schreibt Max Lotz, „ich will sie alle dort sehen, im lichten Zirkel menschlichen Bewußtseinsglückes, alle, die noch so schmachvoll mit mir darben. Darum ergreift mich auch ihr Schicksal so bitter . . .“

Und zum Eifer gesellt sich die Empörung, wenn der Appell wirkungslos verhallt und die Elendsgenossen stumpf und gleichgültig ihren Weg weiterwandeln, ohne den Kampf um die Wiedergewinnung des Menschen ausfechten zu wollen.

---

*) Einseitig, aber nicht mit Unrecht redet Sombart hier von einem Stammeln aus einer dumpfen, halb animalischen Sphäre.

„Ihr Sehnsuchtssäumige Elendsgenossen,
Mitzertretene! Vom Schicksal Verfluchte!
Schlaft ihr? Ihr Millionenmenschen! Schlaft ihr?
Verlernten eure Augen, den Blitzschein
Der Unterdrückten zu leuchten?
Ach! Flitterhaschende. Gar zu oftmals sah ich sie leuchten
So zufrieden, so behaglich, so allesgenug.

Schlaft ihr? Millionenseelen! Schlaft ihr?
Verlernten eure Flammen die Sehnsuchtsglut
Nach Eigenwürde, Menschenhöhe emporzulodern?
Ach Geister erfrostet . . ."*)

Es wird die Aufgabe späterer Ausführungen sein, darzulegen, wie die Notlage und die psychischen Konflikte des Proletariats im einzelnen seine Weltanschauung beeinflußen und die eigentümliche Ethik der proletarischen Emanzipationsbewegung bestimmen. Was ich mit dieser Skizze bezwecke, ist einfach und bald gesagt. Man wird meiner Ansicht nach nur dann zu einem tieferen Verständnis und zu einer rechten Würdigung der heutigen sozialen Kämpfe und ihrer Berechtigung gelangen, wenn man noch viel mehr als früher die psychologischen Konflikte und Tiefenprobleme berücksichtigt, die hier zu Grunde liegen. Hiezu ist die genaue Kenntnis der Tiefenliteratur eine der ersten Bedingungen. Darum habe ich hier auf ihre prinzipielle Bedeutung hingewiesen. Daß Hand in Hand mit dem Einzelstudium der Arbeiterseele in all ihren Schattierungen die Berücksichtigung der großen Kultur- und Weltanschauungsfragen gehen muß, wenn man zum tiefsten Wesen der heutigen sozialen Probleme vordringen will, habe ich in meiner Skizze andeuten wollen. Daß ich mir klar bewußt bin, durch diese Skizze nicht mehr als einige Anregung geben zu können, ist wohl selbstverständlich.

J. Matthieu.

---

# Aus der Werdezeit des Christentums.

## IV. Die religionsgeschichtliche Ableitung des Christentums.

Die Erklärung des Christentums als eines bloßen Produktes sozialer Strömungen in der römischen Kaiserzeit dürfen wir als gescheitert betrachten. Nun wird aber immer wieder versucht, es in die religionsgeschichtliche Entwicklung hineinzustellen und aus den übrigen religiösen Gebilden jener Zeit abzuleiten; damit meint man es dann ganz natürlich erklärt zu haben. Das führt bei den Einen zur Auf-

*) Denselben Aposteleifer finden wir vielfach in den Arbeitermemoiren, so bei Paul Stähli: „Ich kann nicht anders als wirken unter dem armen Proletariat. Ich kann nicht anders als solchen Leuten helfen."

lösung des geschichtlichen Jesus in eine mythische Figur oder ein bloßes Idealbild; bei den Andern verliert er seine Originalität und wird aus dem Urheber einer neuen Religion zum bloßen unfreiwilligen und zufälligen Objekt mythologischer Spekulationen. Diese Hypothesen sind weniger abenteuerlich, als es dem Laien auf den ersten Blick scheinen muß. Denn einmal versetzen uns die Anfänge des Christentums in die Zeit gewaltiger Wanderung religiöser Ideen und der wunderbarsten Mischbildungen aus religiösen Vorstellungen und Gedanken verschiedenster Herkunft; das sind die Erscheinungen, die man mit dem Namen „Synkretismus“ zu bezeichnen pflegt (vergl. den zweiten Aufsatz unserer Serie). Sodann läßt sich die Entwicklung von der Verkündigung Jesu bis zu dem, was 100 Jahre später als Christentum galt, in der Tat nicht ohne Einflüsse aus der heidnischen Umgebung erklären. Die Bedeutung Jesu ist wirklich mit Hilfe mythischer Begriffe erfaßt worden, sodaß der Gedanke nicht gar so fern liegt, er sei überhaupt nur eine mythische Figur. Freilich ist damit über die Richtigkeit dieses Gedankens noch nichts ausgemacht.

Mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit hat der Assyriologe Jensen*) versucht, die gesamte Geschichtserzählung von Jesus als bloßen Abklatsch der uralten babylonischen Gilgamesch-Sage zu erklären. Er freute sich, Jesus damit endgültig den Todesstoß versetzt zu haben, und als er nicht genügend Beachtung fand, unternahm er eine Flucht in die Oeffentlichkeit und gab in der „Frankfurter Zeitung“ einem weitern Publikum von seinen Funden Kenntnis. Ueberall sollen in der Erzählung von Jesus Motive aus der alten Sage wiederkehren. Nur schade, daß dieselbe Person der Evangelien bald diese, bald jene Figur der Sage repräsentieren soll, und daß die oberflächlichsten Aehnlichkeiten, wie, daß jemand über ein Wasser fährt, mit einer Frau zusammentrifft, mit einem Feinde kämpft, als Abhängigkeit vom Sagenmotiv gelten müssen. Die Entstehung der Religion des neuen Testamentes bleibt dabei unaufgeklärt. Wir brauchen uns deshalb nicht länger bei diesem Angriff aufzuhalten.

Viel geschickter hat der Philosoph Arthur Drews**) den Angriffspunkt gewählt. Es galt den Forschern bisher als eine Be-

---

*) Das Gilgameschepos in der Weltliteratur, I. Band, Straßburg, Trübner 1906. 1030 S. Preis 40 Mark.

**) Die Christusmythe. Jena, Diederichs 1909. 190 S. Preis Fr. 2.70. Der Verfasser darf nicht mit dem in unsern Spalten auch schon erwähnten Theologen Paul Drews in Halle verwechselt werden. Auch Drews zeigt einen starken Missionstrieb und hat in Frankfurt, Jena, Berlin durch Vorträge seine Resultate bekannt zu machen versucht. Verschiedene Theologen sind ihm entgegen getreten, in Berlin veranstaltete der Monistenbund ein großes „Religionsgespräch“; an einem ersten Tage trug Drews seine Hypothesen (für ihn sind es Thesen) vor, am folgenden Abend wurde bis in den Morgen hinein diskutiert. Solche wissenschaftliche Diskussion in öffentlicher Volksversammlung vor einem Publikum, das die Behauptungen nicht im geringsten zu kontrollieren vermag, hat ihr Bedenkliches; natürlich schreibt sich jede Partei den Sieg zu; die Hauptsache ist aber, daß die

stätigung der Kunde, die uns die Evangelien von Jesus vermitteln, daß wir in den Paulusbriefen noch weitere Dokumente besitzen, welche ebenfalls auf die Person Jesu zurückweisen. Diese Briefe tragen so sehr persönliches Gepräge, sie sind so sehr wirkliche Briefe mit allen Merkmalen des antiken Briefes, der bei bestimmter Gelegenheit an bestimmte Personen geschrieben ist (im Unterschied von dem fingierten, für die Oeffentlichkeit verfaßten Literaturbrief, der Epistel; vergleiche Deißmann, Licht von Osten), daß die Bestreitung der Echtheit nur mit der größten Gewaltsamkeit durchführbar ist. Die Fiktion dieser ganzen Korrespondenz, die auch schon früher behauptet worden ist, wäre ein viel größeres Rätsel als die Echtheit. Wenn die kritische Forschung einzelne Briefe als unecht erklärt, so tut sie es gerade deshalb, weil die ausgesprochene Eigenart, der persönliche Ton der andern Briefe fehlt.

Drews ist zwar geneigt, den neuesten Bestreitungen der Echtheit, die von dem amerikanischen Mathematiker B. W. Smith ausgehen, Glauben entgegen zu bringen. Aber er fügt bei, daß auch bei Annahme der Echtheit diese Briefe kein Zeugnis für den geschichtlichen Jesus ablegen. Schon längst hatte man gesehen, daß Paulus für das irdische Leben, für den sittlichen Charakter und die religiöse Eigenart des geschichtlichen Jesus kein Interesse zeigt und alles Gewicht auf die Tatsachen der Menschwerdung, des Todes und der Auferstehung legt. Zwar muß beachtet werden, daß das für Erörterungen vor schon gewonnenen Christen gilt und die Missionspredigt mehr vom Leben und der Verkündigung Jesu kann mitgeteilt haben. Doch ist es Tatsache, daß für Paulus Jesus „der Christus“ ist, d. h. ein himmlisches Wesen, das Mensch geworden, gestorben und erst durch die Auferstehung wieder in seine himmlische Würde zurückversetzt worden ist. Maurenbrecher benutzt diese Gleichgültigkeit des Paulus gegen die religiöse Persönlichkeit Christi gerade als Argument für Jesu uneingeschränkte, gewöhnliches Maß nicht überragende Menschlichkeit. Da überrascht uns die Behauptung von Drews, Paulus wisse überhaupt nichts von einem Menschen Jesus. Jesus sei für ihn nur der Christus, ein göttliches Wesen, der eigentliche Kultgott der Christen.

Man ist versucht einzuwenden, Paulus rede ja von dem Sterben und Auferstehen des Christus Jesus. Das ist aber für Drews nur der Beweis, daß dieser in die Reihen der sterbenden und auferstehenden Götter gehört. Ganz Westasien war von dem Glauben an solche Götter erfüllt; wir haben ja schon Attis und Osiris, das Fest

---

Verteidiger sich ohne Furcht dem Angreifer stellen. Von Gegenschriften sind uns zugegangen: W. Bornemann, Jesus als Problem (Frankfurt, Diesterweg, 55 Cts.) und H. v. Soden, Hat Jesus gelebt? (Berlin-Schöneberg, Protestant. Schriftenvertrieb, 65 Cts.) Namentlich letztere Schrift sei warm empfohlen; v. Soden trifft zu einem großen Teil mit meinen Erwägungen zusammen; die Zurückweisung der Drews'schen Kritik der Evangelien ist aber viel eingehender als ich sie im Folgenden gebe.

ihres Todes und ihrer Auferstehung kennen gelernt. Für Paulus kommt in erster Linie Adonis in Betracht, der syrische Repräsentant dieser Götterklasse. Der Tod des Gottes, behauptet Drews, war ursprünglich sein Selbstopfer zum Heil der Menschen; er nahm das Schicksal der Menschen auf sich, um sie von demselben zu erlösen. Diese Tat des Gottes wurde an seinem jährlichen Fest symbolisch dargestellt durch Opfer eines Menschen, der mancherorts am Marterholz, dem Kreuz (das aber bloß ein Pfahl gewesen sei) aufgehängt wurde und den ins Menschenschicksal und den Menschentod eingegangenen Gott repräsentieren sollte. Zum Teil sei dieses Opfer durch ein Tieropfer oder das einer Puppe ersetzt, zum Teil aber noch zu des Paulus Zeiten wirklich ausgeführt worden. Ursprünglich hatte sich ein Gerechter freiwillig für dieses Opfer zum Heil des Volkes hergegeben, später wurde ein zum Tod verurteilter Verbrecher dazu verwendet; so soll es auch in Jerusalem am Purimfest gehalten worden sein; die Darstellung der Kreuzigung Jesu sei diejenige des jährlichen Menschenopfers an diesem Feste. Nur schade, daß das Bestehen dieser Sitte sich gar nicht belegen läßt und höchst unwahrscheinlich, ja ganz undenkbar ist.

Nun kamen laut der Apostelgeschichte (11, 19 ff.) Männer aus Cyrene und Cypern nach Antiochia und verkündeten, der Christus sei der Herr, das heißt nach Drews' Erklärung Adonis (Adonis heißt Herr); sie kombinierten, so deutet Drews diese Notiz, den jüdischen Messiasglauben mit dem syrischen Adonisglauben. Zuerst erschien das dem Paulus gotteslästerlich; da ging es ihm plötzlich auf: warum sollte nicht der Messias selbst der leidende Gottesknecht sein, der durch sein freiwilliges Selbstopfer das Heil der Menschen schon geschaffen hat und nicht erst für die Zukunft erwartet werden muß? Was die Syrer von Adonis, die Phrygier von Attis aussagten u. s. w., das sagte er nun vom Messias aus. Der Messias ist Mensch geworden und freiwillig mit der Menschheit gestorben, damit sie auch an seiner Auferstehung teil habe. Die zufällige Persönlichkeit des den Gott repräsentierenden, am Kreuz geopferten Menschen kommt aber für Paulus gar nicht in Betracht. Der Christus ist für ihn nur der als Persönlichkeit aufgefaßte menschliche Gattungsbegriff, der Idealmensch als metaphysische Wesenheit, sein Tod und seine Auferstehung keine geschichtliche Tatsache, sondern etwas Uebergeschichtliches, ein Vorgang der übersinnlichen Welt; es kommt ihm an auf die Idee der Menschwerdung und Selbstopferung Gottes zur Erlösung der Menschheit. Das Christentum ist eine synkretistische Religion: aus der apokalyptischen Stimmung und Messiashoffnung der jüdischen Sekten hervorgegangen, hat es seine Centralidee der Naturmystik der umliegenden Völkerschaften entlehnt.

Es kann sich für uns nicht um einen Streit über einzelne Kombinationen handeln, in denen Drews ungeheuer kühn ist. Die Skepsis, mit der er den evangelischen Berichten gegenübersteht, verläßt ihn voll-

kommen seinen eigenen Phantasien gegenüber, und jeder geistreiche Einfall wird ohne weiteres als Tatsache behandelt. Manchmal freilich hat man Mühe, nicht bloß schlechte Witze anzunehmen, z. B. wenn die Bezeichnung Jesu als agnus dei (Lamm Gottes) einfach eine Umstellung von deus Agni, d. h. der Gott Agni sein soll. In dieser altindischen Gottheit des Opferfeuers will nämlich Drews das Urbild dieser sterbenden und auferstehenden Gottheiten gefunden haben. Direkt wie ein Hohn auf die vergleichende Mythologie klingt das, was Drews über die Petruslegende sagt: Petrus, nach Drews nur eine mythische Figur, soll als Himmelspförtner gleichbedeutend sein mit dem ähnlich klingenden griechischen Proteus; dieser ist zugleich Träger des Himmelsgewölbes, man redet von den Säulen des Proteus; deshalb heißt Petrus im Galaterbrief eine der „Säulen" der Gemeinde in Jerusalem. Proteus ist auch bei Homer ungeheuer wandelbar, sein römisches Pendant Janus zweiköpfig, daher der wankelmütige Charakter des Petrus der Evangelienlegende. Daß er Fischer ist und einmal auf dem Meer wandelt, ist eine weitere Aehnlichkeit mit dem Meergott Proteus. Aber Petrus, der Felsenmann, ist auch ein Absenker des Felsgottes Mithra. Das sind nur besonders krasse Beispiele für den grundlegenden methodischen Fehler: wo an zwei verschiedenen Orten verwandte Gedanken begegnen, da wird flugs Abhängigkeit konstatiert, und natürlich immer zu Ungunsten des Christentums. Ob sich direkte Beziehungen feststellen lassen, wird nicht gefragt; denn daß der bloße Aufenthalt in Centren des Adoniskults wie Cypern oder Antiochia darüber noch nichts beweist, ist ja klar. Oder wenn Jesus von den Christen als „Herr" (Kyrios) angerufen wird, so weist das keineswegs auf Adonis, denn „Herr" wurden auch viele andere Götter, namentlich auch die göttlich verehrten Kaiser angeredet, und ob man an die ursprüngliche Bedeutung des zum Eigennamen gewordenen Wortes Adonis noch dachte, ist sehr zweifelhaft. Es ist gut, für diese ganze Religionsvergleichung den Grundsatz von Deißmann zu befolgen: „Wo es sich um innerreligiöse Stimmungen und Erlebnisse handelt und um den naiven Ausdruck dieser Stimmungen und Erlebnisse durch Wort, Zeichen und Tat, da würde ich zuerst immer versuchen, die ermittelte Einzelheit als Analogie (d. h. Aehnlichkeit ohne Abhängigkeit) zu begreifen. Wo es sich um die kultische Formel, den kunstgerechten liturgischen Brauch und die doktrinäre Formulierung handelt, da würde ich zuerst immer versuchen, die ermittelte Einzelheit als Genealogie (d. h. Abhängigkeit) zu begreifen." Hätte Drews diese Regel befolgt, so wäre er sicher ein gutes Stück kleinlauter geworden.

Immerhin dispensieren uns diese methodischen Fehler von Drews nicht von der Prüfung seiner Behauptung, Jesus sei bei Paulus keine historische Person. Daß er für ihn der Christus, ein himmliches Wesen sei, haben wir schon zugegeben. Aber bisher hatte man den Satz des Paulus: „Jesus der Christus (= der Messias)" so ver-

standen: die geschichtliche Person Jesus ist identisch mit dem himmlischen Wesen Christus; dieses hat sich seiner himmlischen Herrlichkeit „entleert“, ist Mensch gewesen, geboren von einem Weibe, hat als solcher Jesus geheißen und dem jüdischen Volk angehört, ist gekreuzigt worden und auferstanden, seinen Jüngern und zuletzt dem Paulus erschienen; seine menschliche Existenz ist also zeitlich (jüngst, als die Zeit erfüllet war) und örtlich ganz bestimmt umschrieben.

Diese Auffassung wird von Drews für grundverkehrt erklärt. Doch wir fragen verwundert: Wie kommt denn Paulus dazu, diesen Gott Jesus zu nennen? Wieder überrascht uns Drews mit der Behauptung, Jesus sei schon vorher der Kultgott einiger jüdischer Sekten gewesen. Er stützt sich dabei auf die Forschungen des schon genannten Amerikaners W. B. Smith über den „vorchristlichen Jesus“ (Gießen, Töpelmaun 1906); der Glaube, den er dessen Aufstellungen entgegenbringt, ist ebenso unbedingt wie das Mißtrauen, mit dem er die wissenschaftliche Theologie behandelt. Aber gegen die Argumentation von Smith ist wie auch gegen diejenige von Drews einzuwenden, daß eine Kette von Vermutungen keine Gewißheit, die Addition einer Reihe von Möglichkeiten keine Wirklichkeit ergibt. Wenn uns auf die Einwendung, die Spuren dieses vorchristlichen jüdischen Kultgottes Jesus seien doch allzu dürftig, um darauf weitergehende Schlüsse zu bauen, bemerkt wird, dieser Glaube sei eben Mysterium, Geheimtradition gewesen, so müssen wir sagen, daß man auf diesem Wege so ziemlich Alles beweisen kann. Sehr charakteristisch ist z. B., wie die Notizen der Apostelgeschichte als sichere Quelle benutzt werden, wo man sie zu seinen Zwecken gebrauchen kann, während die entgegengesetzten Aussagen verdächtigt werden; für den Beweis, daß die „Nazaräer“ eine vorchristliche Sekte gewesen seien, muß plötzlich eine Notiz des Epiphanius, der um 400 gelebt hat, herhalten.

Was Smith für den vorchristlichen Kultgott Jesus vorbringt, sind lauter indirekte unsichere Schlüsse, nirgends Dokumente. Da aber Jesus (gleich Josua) damals auch ein gebräuchlicher jüdischer Eigenname gewesen ist, bliebe auch nach Auffindung von solchen Dokumenten die Frage offen, ob Paulus den Kultgott oder einen Menschen namens Jesus meine. Denn war der Gott Jesus Gegenstand der geheimen Mysterienweisheit, so ist fraglich, ob Paulus in diese Mysterien eingeweiht war und von ihm wußte. War aber dieses Mysterium so verbreitet, daß wir solche Unkenntnis ausschließen müßten, so müßte uns das erst nachgewiesen werden und nachweisbar sein. Wir müssen also Paulus selbst befragen, ob Jesus wirklich ein Gott ist und bei ihm dieselbe Stellung einnimmt wie Attis, Adonis, Mithra u. s. w. bei ihren Verehrern.

Da müssen wir nun gegenüber Drews mit aller Entschiedenheit betonen, daß des Paulus ganzer Glaube steht und fällt mit der Tatsächlichkeit des menschlichen Lebens und Sterbens seines Christus. Wir müssen nur fragen: was hat er schon geglaubt, ehe er Christ

wurde, als er noch Pharisäer war? Was ist die neue Erkenntnis, die ihn eben zum Jesusjünger macht? Da konstatieren wir nun: er hat schon vorher an die Existenz eines himmlischen Wesens, des Christus geglaubt, der am Ende der Zeiten kommen werde, das Heil der Menschen zu schaffen. Die neue Erkenntnis ist aber eben, daß dieser Christus identisch sei mit dem gekreuzigten Menschen Jesus, daß der Messias schon gekommen sei und das Heil schon begründet habe in der Person des Menschen Jesus. Der Kreuzestod ist ihm eben nicht die längst vertraute Idee des sich selbst opfernden Gottesknechts gewesen, sondern das große Aergernis, das was er sich mit seinem bisherigen Christusbegriff nicht reimen konnte, und er ist ihm zeitlebens das große Problem geblieben, um das sich sein ganzes Denken drehte; die konkrete, örtlich und zeitlich fixierbare Menschlichkeit und Niedrigkeit des Messias Jesus war das Neue, das er seinem überkommenen Christusbilde einfügen mußte. Daß in dem vermeintlichen Aergernis gerade das große Geheimnis des Heils liege, war die jubelnde Erkenntnis, die ihn zu einem frohen Menschen machte, die göttliche Torheit, vor der alle menschliche Weisheit zu Schanden wird; aber sie ist eben „göttliche Torheit“, d. h. in unserer Sprache Paradoxie und ist es für den Christen Paulus geblieben. Kurz, Drews will aus der Anschauung des Paulus gerade das streichen, was dem Denken des Apostels am meisten Mühe bereitet hat.

Später sind dann Leute gekommen, die das Christentum in den antiken Synkretismus aufgelöst und Christus zur spekulativen Idee verflüchtigt haben, die sogenannten Gnostiker. Aber auch bei ihnen beobachten wir, daß etwas da war, das sich diesen Spekulationen widersetzte und nicht recht damit in Einklang bringen ließ: die geschichtliche Tatsache der menschlichen Person Jesus. Sie ersannen eine eigene Theorie, um dieser Schwierigkeiten Herr zu werden: sie erklärten das Leiden Christi für bloßen Schein, ließen die Verbindung zwischen dem Himmelswesen Christus und dem Menschen Jesus nur ganz locker, bei der Taufe geschlossen und vor der Passion wieder gelöst sein. Der Mensch Jesus ist ihnen eine große Verlegenheit.

Rätselhaft müßte uns, wenn Drews Recht hätte, auch bleiben, daß nicht nur das falsche Verständnis der paulinischen Anschauung so früh herrschend werden, sondern auch das Bewußtsein des wahren Sachverhaltes so völlig verloren gehen konnte. Mindestens die eben genannten Gnostiker hätten die Kunde, daß das Jesusleben der Evangelien Fiktion sei, höchst willkommen geheißen. Umso rätselhafter müßte uns dieser völlige Sieg des Mißverständnisses sein, wenn wirklich der Glaube an den Kultgott Jesus so verbreitet war, wie Drews annimmt. Die Partie seines Buches, in der er uns die Entstehung des Jesusbildes der Evangelien aus dem Jesusgott des Paulus glaubhaft machen will, ist voll der willkürlichsten und von aller historischen Dokumentierung verlassenen Konstruktionen: die einzelnen Züge seien schon gegeben: der Kreuzestod von dem Menschenopfer am Purimfeste, der

Zimmermannssohn von dem indischen Gotte Agni, dessen Vater als Schmied „oder Zimmermann“ vorgestellt wurde, die wunderbare Geburt, die Versuchungsgeschichte, der Lieblingsjünger und der Verräter nebst dem Lehren durch Gleichnisse von der Buddhalegende, das Felsengrab mit den klagenden Weibern aus dem Mithrakult, das zweifelhafte Gefolge von Leuten aus der Hefe des Volkes von dem babylonischen Narrenkönig, der nach einigen Tagen toller Lust geopfert wurde u. s. w. Es hat keinen Sinn, alle diese Behauptungen anzuführen; nur die schönste kann ich mir wiederzugeben nicht versagen: die Lokalisation der Jesuslegende nach Palästina soll darin ihren Grund haben, daß das Christentum um der äußern Existenz willen darauf angewiesen war, die Verbindung mit der erlaubten jüdischen Religion festzuhalten, während es als selbständige Religion dem Verbot neuer Religionen und Geheimsekten verfallen wäre. Es scheint hier Herrn Professor Drews gänzlich entfallen zu sein, daß die Christen diesem Verbot tatsächlich verfielen. Die Apostelgeschichte, die nach Drews mit einer verdächtigen Geflissentlichkeit Jerusalem als Ausgangspunkt der Bewegung darstellen soll, hat, wenn überhaupt irgend eine Tendenz, dann sicher die, die Juden als Feinde, die römischen Magistratspersonen als Schützer der Christen hinzustellen. Dieses Beispiel soll zeigen, wie schlimm es mit der Festigkeit der Drewsschen Konstruktionen bestellt ist. Jedenfalls ist die Bekleidung des geschichtlichen Jesus mit allen Attributen des himmlischen Messias, besonders auch in der Zeit blühenden Heroen- und Kaiserkults, viel begreiflicher als das Heruntersinken eines Gottes zum Menschen. Wenn sich Drews auf die Vermenschlichung ursprünglicher Götter in der Heldensage (z. B. Herakles, Siegfried) beruft, so beweist das nichts: die in graue Vorzeit verlegte Heldensage und die in jüngste Vergangenheit datierte Geschichtslegende sind eben nicht dasselbe.

Wir müssen noch auf zwei weitere Punkte hinweisen. Wir lernten schon früher die große Weitherzigkeit des Synkretismus kennen: er findet überall Wahrheitskeime und verbindet Elemente aus den verschiedensten Religionen. Wenn aber das Christentum dieses synkretistische Produkt war, als das es Drews darstellt, woher ist dann seine hartnäckige Exklusivität zu erklären? Wenn Paulus sich einfach fragte, warum das, was die Syrer von Adonis, die Phrygier von Attis aussagten, nicht für den Messias gelten könne, wenn es ihm nur um die *Idee* zu tun war, warum hat er dann das Heil *ausschließlich* an den Kultgott Jesus gebunden? Und wenn das Christentum im Grunde dasselbe wollte, wie die andern Religionen der sterbenden und auferstehenden Götter, wodurch hat es dann gesiegt? Die plausibelste Erklärung seiner Ueberlegenheit dürfte doch immer noch die sein, daß es sich auf eine *Tatsache* berief, wo die andern Religionen nur *Ideen* hatten, und daß ihm diese Tatsache das *verbürgte*, was die andern Religionen nur in der Gestalt des Mythus *behaupten* und symbolisch darstellen konnten.

Die Hauptschwäche dieser ganzen Theorie ist aber, daß sie sich wohl religionsgeschichtlich nennt, jedoch gar nicht die wirkliche Religion ins Auge faßt, sondern einzelne Vorstellungen und Ideen. Wenn es auch wirklich gelänge, deren Entstehungsgeschichte bis zum indischen Gott Agni sicher festzustellen, so wäre damit die Hauptfrage noch nicht gelöst: Wie ist diese ganze Frömmigkeit, die in der Tradition der Evangelien über Jesus zum Ausdruck kommt, diese ganze Art, Gott zu dienen, Gott zu vertrauen, sich an Gott hinzugeben, auf Gott zu hoffen, diese bestimmte Stellung zu Menschen, Welt und ihren Gütern, dieses Lieben und Hassen, dieses Fürchten und Hoffen, dieses Frohlocken und Trauern, dieses Danken und Bitten, wie ist das alles zu erklären? Läßt es sich ableiten aus einer bloßen Vergeschichtlichung der Idee des sich selbst opfernden Gottes? Wie kam man dazu, diesem vermenschlichten Kultgott Jesus gerade diese Religiosität unterzuschieben? Darauf müßte uns eine befriedigende Antwort gegeben werden, ehe wir diesen Erklärungsversuch für plausibler anerkennen können als den, welchen wir bisher für richtig gehalten hatten. Denn daran müssen wir festhalten: diese neuen Versuche, die alle bisherigen Anschauungen auf den Kopf stellen, dürfen sich nicht nur als zur Not möglich, sondern müssen sich auch als besser dokumentiert erweisen und die ganze Entwicklung verständlicher machen.

Werturteile vermag man einem Andern nicht aufzuzwingen. Aber wer ohne Voreingenommenheit vor dieses Leben in Gott hintritt, das aus dem Jesus der Evangelien uns entgegenleuchtet, und es vergleicht mit den synkretistischen Bildungen jener Zeit, der muß die überlegene Einfachheit, Gesundheit und Kraft dieser Erscheinung empfinden. Selbst wenn sich von jedem einzelnen Gedanken nachweisen ließe, daß er vorher auch schon gedacht worden sei — womit nicht gesagt wäre, daß Jesus ihn nicht selbständig gebildet habe — wir müßten doch urteilen, daß wir vor einer Neuschöpfung stehen. Aus all dem Abstrusen und Phantastischen, aus dem Aeußerlichen und Gesetzlichen, aus dem Gekünstelten und Gequälten, aus dem Suchenden und Tastenden ist das Große und Wahre, das Lebenskräftige und Ewige mit einer ganz wunderbaren Sicherheit herausgegriffen und zur geschlossenen Einheit gefügt. Von allen Einflüssen der vorangehenden Zeit ist das Wertvolle festgehalten und mit hinreißender Kraft vertreten, das Wertlose abgestoßen und dem Vergehen preisgegeben. Selbst wenn dieses Jesusbild Phantasie, Dichtung, bloßes Ideal wäre, wir müßten es als den größten Fortschritt der Religionsgeschichte beurteilen, als eine Neubildung, welche die Menschen über sich selbst emporgehoben und Ströme von Kraft und Segen um sich verbreitet hat. Es müßte ein großer religiöser Genius gewesen sein, der ein Idealbild von dieser Kraft und Reinheit, von dieser religiösen Glut und Hingebung geschaffen hätte. Wer nur ein wenig vom religiösen Leben versteht, der muß erkennen, daß dieses neue Leben in Gott auf eine überragende religiöse Persönlichkeit zurückgeht. Wenn

wir den persönlichen Urheber und Kraftquell nicht kennten, so müßten wir seine Existenz doch für die beste Hypothese erklären. Nun aber weisen doch zwei gewichtige Tatsachen, die Existenz einer Evangelienliteratur und die Existenz einer Korrespondenz des Paulus auf diese geschichtliche Persönlichkeit zurück und finden in ihr die plausibelste Erklärung ihres Daseins; nun ist dieser Jesus gar nicht der einzige religiöse Genius dieses Volkes, sondern wir finden schon vorher eine ganze Reihe, deren Krönung er bildet und nach deren Analogie er am leichtesten verstanden wird; nun sehen wir von diesem Quellpunkt einen ganzen Strom kräftigsten, frohsten und freisten religiösen Lebens ausgehen, das sich seiner Ueberlegenheit über den religiösen Wirrwarr der Umgebung freudig bewußt ist und lieber Alles leidet als sich selbst untreu zu werden — was sollen wir uns da durch die Suggestionen dieser Ueberkritik verleiten lassen, die einfachste, nächstliegende, verständlichste Erklärung dieser Tatsachen um weit hergeholter Bedenken willen auszuschließen und ihren gewaltsamen Konstruktionen Glauben zu schenken?

All die scharfe Kritik an den Evangelien als Geschichtsquellen, wie sie Drews mit beständiger Verhöhnung der wissenschaftlichen theologischen Forschung übt, kann nun einmal die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß in dem Jesus dieser Schriften eine Religion, oder sagen wir besser ein Leben aus, mit und für Gott pulsiert, das allem übrigen Religionswesen der Zeit schlechthin überlegen ist. Es kann immer nur gelingen, einzelne Elemente dieses neuen Gebildes, einzelne Gefühle, Stimmungen, Gedanken und Grundsätze religionsgeschichtlich abzuleiten. Die Wissenschaft m u ß das versuchen, nur sehe der, welcher diese Arbeit leistet, wohl zu, daß nicht der Goethe'sche Spruch auf ihn zutreffe:

> Er hält die Teile in seiner Hand;
> Fehlt ihm leider nur das geistige Band.

Der Historiker wird zum bloßen Antiquar, wenn er tut, als ob diese Gedanken und Gefühle frei in der Luft herumschwebten und vergißt, daß sie nur in lebendigen Personen existieren. Dieses neue Leben in seiner überragenden Kräftigkeit und schöpferischen Wirksamkeit fordert notwendig die Tatsache der lebendigen Person, in der es gewohnt und von der es seinen Ausgang genommen hat. Dieses neuerwachte religiöse Leben tritt uns auch aus den Briefen des Paulus entgegen, es durchflutet sie und steht auch hinter den Spekulationen vom himmlischen Christus; und die Tatsache dieses Lebens ist wieder da und wird gar nicht berührt von der Frage, ob wirklich der Apostel Paulus diese Briefe geschrieben hat; sicher hat sie einer geschrieben, der neues, starkes, frohes, religiöses Leben in sich trug, habe er nun Paulus oder anders geheißen. Freilich auch hier haben wir keinen Grund, diese lebensvollen Briefe dem abzusprechen, als dessen Werk sie sich selbst geben. Kurz, das neue Testament ist das Dokument eines neuen religiösen Lebens, das von hier aus in die Menschheit ausströmt

und ihr immer noch nicht erschöpfte neue Lebenswerte mitteilt. An der Tatsache dieses Lebens wird, wie der Geschichtsmaterialismus, so auch diese religionsgeschichtliche Auflösung zu Schanden. Diese Tatsache kann uns aber auch ruhig machen gegenüber allen den neuen Angriffen auf den geschichtlichen Jesus.

Wir dürfen den Versuch der Ableitung des Menschen Jesus aus dem mythischen Christus als gescheitert betrachten. Es bleibt uns nun noch übrig, in einer letzten abschließenden Betrachtung den Weg vom geschichtlichen Jesus zu dem Christus der Spekulation zu gehen und verständlich zu machen. R. Liechtenhan.

(Schluß folgt.)

---

# Das Frauenstimmrecht.

Die Forderung des Frauenstimmrechts, die besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts immer lauter und immer lauter von stets wachsenden Massen von Frauen erhoben wird, ist nicht eine akute, vom freiheitlichen Zeitgeist geborene; mit gesunden, starken Wurzeln fußt sie in der großen wirtschaftlichen Umwälzung, durch welche die neue Zeit das Leben der Frauen aus den alten Geleisen in neue Bahnen gelenkt hat. Bot früher der enge Kreis des Hauses den Frauen ausreichende Gelegenheit ihre Kräfte zu entfalten und zum Wohle der Familie unermüdlich tätig zu sein, so zwingt jetzt, viel mehr noch als der ungestüme Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, die schwere Not der Zeit die meisten jungen Mädchen und eine Großzahl von Frauen und Müttern aus den schützenden Mauern des Hauses hinaus in eine Erwerbstätigkeit. Der Einzug der Frau in die Fabriksäle, ihr Eindringen in eine große Zahl von Berufen, die von den Männern als ihr eigenes Privilegium angesehen wurden, hat ihre soziale Stellung total geändert; war sie früher nur Gehilfin des Mannes, so ist sie jetzt vielfach seine Konkurrentin geworden.

Alle Versuche der Frauen, ihren Wirkungskreis zu erweitern und sich Geltung zu verschaffen, werden mit dem Sammelnamen Frauenemanzipation bezeichnet. Die Forderung des Frauenstimmrechtes in ihrer jetzigen Form ist die logische Folgerung dieser Emanzipation, ist eine ihrer letzten Konsequenzen.

Jede neue Volks- oder Gewerbezählung, die im In- oder im Auslande vorgenommen wird, zeigt stets auf's Neue das rasche Wachstum der Armee erwerbstätiger Frauen. Laut der letzten Zählung gibt es in Deutschland jetzt 9½ Millionen von Frauen, die in irgend einem Berufe tätig sind. Für die Schweiz hat die Betriebszählung von 1905 ermittelt, daß auf 1,128,601 erwerbstätige Männer 722,998

in Berufen arbeitende Frauen kommen; 20 % der Gesamtbevölkerung von ungefähr 3½ Millionen und 42 % aller Schweizerfrauen besteht aus erwerbstätigen Frauen. In anderen Ländern sind die Verhältniszahlen ungefähr mit den angegebenen übereinstimmend.

Aber auch unter den Frauen und Töchtern, die durch die Gunst der Verhältnisse dem Kampf um das tägliche Brot enthoben sind, wächst die Zahl derer, die sich ihrer sozialen Pflichten bewußt werden; sie wollen sich nicht mehr damit begnügen, mit mildtätiger Hand aus ihrem Ueberfluß zu schöpfen und Almosen und Wohltaten zu streuen, sondern tatkräftig und zielbewußt suchen sie mitzuraten und mitzutaten an der Verbesserung des Notstandes weiter Volkskreise. Mit dieser gewaltigen Veränderung des Frauenlebens hat die Gesetzgebung nicht Schritt gehalten. Nicht nur die erwerbstätige Frau wird sich der Ketten bewußt, welche die gute alte Zeit ihr vererbt hat, auch die unabhängige und wohlhabende reibt sich wund an den Fesseln, die ihre Tätigkeit noch vielfach einschränken. Die Arbeiterin fühlt es wohl tagtäglich, daß an ihrer Ausbildung gespart worden ist, weil Eltern und Staat für die Mädchenbildung nicht so viel ausgeben dürfen, wie für diejenige der Knaben. Als Berufsarbeiterin steht sie zwar meist unter dem Schutz der Gesetze, trotzdem dauert bei geringerem Lohne ihre Arbeitszeit länger, als diejenige der Arbeiter, die sich mit Hilfe ihrer gewerkschaftlichen Organisationen bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen erringen können, als der gesetzliche Schutz sie der Arbeiterin zu geben vermag. Auch die gebildeten Frauen, die in den höheren Berufen tätig sind, werden überall gehemmt und gehindert, weil der Aufstieg zu den besseren Stellen der Frau noch versagt bleibt. In der Armen- und Waisenpflege wird die freiwillige Mitarbeit der Frauen, die doch auf diesem Gebiete Großes zu leisten berufen sind, vielerorts durch gesetzliche Schranken verwehrt oder durch die ablehnende Haltung der ehrenamtlich oder berufsmäßig tätigen Männern verunmöglicht.

Viele Verbesserungen sind zwar schon erreicht worden durch Frauenvereine, die sich mit Bittgesuchen und Petitionen an die gesetzgebenden Behörden gewendet haben; manche Veränderung ist auch dem persönlichen Einfluß zu verdanken, den einzelne hervorragende Frauen auf ihre Kreise und auf ihre Zeit ausgeübt haben. Vieles bleibt aber immer noch zu wünschen und zu tun übrig, und wird erst dann erfüllt werden, wenn der Frau das Stimmrecht erteilt ist, wenn sie als vollwertige Bürgerin ihren Platz neben dem Manne behaupten kann.

Die gleiche Stellung, welche in einer guten Ehe die Frau neben ihrem Manne einnimmt, soll ihr auch im Staate, im öffentlichen Leben zukommen; miteinander nicht gegeneinander sollen beide Geschlechter arbeiten, sich gegenseitig stützend, gegenseitig helfend, gegenseitig ergänzend. Die Frauen sollen und wollen nicht dem Manne gleich werden, sondern nur ihm ebenbürtig. Gerade aus der physischen und

psychischen Verschiedenheit der beiden Geschlechter wird, bei richtigem Zusammenarbeiten für das Wohl der Gesamtheit, ein harmonischer Einklang, eine gerechte Vertretung der allgemeinen Interessen hervorgehen. In den Frauen schlummern noch so viele ungehobene Kräfte, die nur geweckt zu werden brauchen, um der Allgemeinheit dienstbar und nützlich zu sein.

Wer die Vertreterinnen der Frauenrechte nur aus den Witzblättern kennt, ist leicht geneigt, sie als Männerfeindinnen zu betrachten, deren ganzes Streben dahin zielt, so unweiblich als möglich zu sein und zu scheinen. Das ist eine falsche Ansicht, denn die Frauenrechtlerin ist weder dem Manne, noch dem Eheglück feindlich gesinnt, sie steht nur beiden unbefangener und urteilsfreier gegenüber.

Allerdings wird dadurch, daß die weibliche Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkte zu einem gesuchten Artikel geworden ist, der Heiratsmarkt einigermaßen entlastet, denn ein Mädchen, das auf irgend eine Art sein Brot redlich verdienen kann oder verdient, ist nicht mehr dazu verdammt, um jeden Preis eine Versorgung in der Ehe zu suchen. Das wird aber nur dazu führen, die Zahl der unglücklichen Ehen zu vermindern; nach wie vor werden die glücklichen Ehen sich ganz von selbst schließen.

Nicht statt der Pflichten, die ihr obliegen, sucht die moderne Frau sich Rechte zu erwerben, sie verlangt nur die Rechte, die ihren Pflichten entsprechen. So wenig der Mann durch seine Bürgerpflichten an der Ausübung seines Berufes verhindert ist, ebenso wenig wird die Bürgerin ihren häuslichen oder Berufspflichten untreu werden. Wenn auch der Hausfrau die Rechte einer Vollbürgerin eingeräumt werden, die Löcher in den Strümpfen bleiben deshalb nicht ungestopft und das Essen kommt nach wie vor zu rechter Zeit auf den Tisch; ebenso treulich werden die Berufsfrauen ihren Pflichten nachkommen.

Das volle Bürgerrecht der Frau ist übrigens nicht eine moderne Idee, denn schon im wilden Tumult der großen französischen Revolution wurden Stimmen zu seinen Gunsten laut. Der Déclaration des droits de l'homme wurde von Olympe de Gouges die Déclaration des droits de la femme entgegengeschleudert. Ihren Mut, sich in die Wogen der Revolution zu wagen, hat diese kühne leidenschaftliche Frau mit dem Tode auf dem Schaffot büßen müssen. Wie wenig frauenfreundlich (im guten Sinne des Wortes) das nachrevolutionäre Frankreich war, zeigt uns der Code Napoléon, der die gefallenen Frauen wehrlos machte.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts sind dann große Männer und Denker, sowohl in Frankreich als auch in England, auf ganz verschiedenen Wegen dazu gekommen, mit Schrift und Wort einzutreten für gleiche Rechte für Mann und Frau; ihre Stimmen fanden aber bei den Zeitgenossen keinen oder wenig Wiederhall.

Zu allen Zeiten hat es in den meisten Ländern Frauen gegeben, die das Stimmrecht ausüben oder auf andere übertragen konnten.

Das war und ist aber kein persönliches Recht, sondern ein Recht, das an den Grundbesitz gebunden ist, den eben auch eine Frau besitzen oder erwerben kann. Mit der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes der Aktivbürger fällt jeweilen dieses Privilegienrecht dahin.

Aber auch das moderne Frauenstimmrecht ist längst keine Utopie mehr, gibt es doch schon zahlreiche Länder, die ihren Frauen das volle Bürgerrecht verleihen. Den Kolonien Englands war es vorbehalten, damit den Anfang zu machen; im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts haben sowohl die nordamerikanischen als auch die australischen Kolonien den Frauen ein mehr oder weniger ausgedehntes Stimmrecht verliehen. In Australien besitzen jetzt die Frauen das volle Bürgerrecht. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas wurde ebenfalls von verschiedenen Staaten teilweise noch im letzten Jahrhundert das Frauenstimmrecht eingeführt.

Viel langsamer ist der Entwicklungsgang der Frauenrechte im alten Europa; erst in den letzten Jahren hat ein rascheres Tempo eingesetzt. Im Jahre 1906 hat Finnland als erstes Land Europas das aktive und passive Wahlrecht eingeführt und auf die Frauen ausgedehnt. Der finnische Reichstag von 200 Mitgliedern zählt zur Zeit zwölf Frauen, drei davon sitzen einträchtig neben ihren Ehemännern, die ebenfalls dem Reichstag angehören. 1907 trat in Norwegen ein Gesetz in Kraft, das den Frauen ein beschränktes politisches Wahlrecht verlieh. 1908 folgte Dänemark mit dem aktiven und passiven Gemeindewahlrecht; zur Zeit sitzen drei Frauen im Kopenhagener Stadtrat.

Schweden hat schon seit 1862 ein aktives Censuswahlrecht, das die Frauen umfaßt, die Steuer bezahlen; im letzten Jahre ist auch das passive Wahlrecht angenommen worden, das aber ebenfalls an den Census gebunden ist, so daß von 550,000 stimmfähigen Frauen nur 300,000 stimm- und wahlberechtigt sind. Deutschland besitzt noch in vielen Gegenden alte Privilegienrechte, welche den Frauen, die Grundbesitz haben, das Gemeindestimmrecht gewähren; im Uebrigen ist auch für die Männer das Wahlrecht kein allgemeines, wenigstens das politische nicht. In Frankreich haben die Frauen das aktive und passive Wahlrecht für die gewerblichen Schiedsgerichte.

Wie steht es nun bei uns in der Schweiz, im Lande der Freiheit? Verschiedene Kantone, als erster soviel ich weiß Baselstadt, haben das passive Wahlrecht der Frau in Schulkommissionen. Mehrere kantonale Kirchensynoden haben die Wünschbarkeit des Frauenstimmrechtes auf kirchlichem Gebiet ventiliert; Genf wird voraussichtlich der erste Kanton sein, dieses kirchliche Frauenstimmrecht einzuführen. Vom kommunalen und politischen Stimmrecht sind wir Schweizerinnen noch weit entfernt.

Das Frauenstimmrecht ist aber eine jener geschichtlichen Notwendigkeiten, die kommen werden und kommen müssen, mag auch ihr Entwicklungsgang ein langsamer und scheinbar latenter sein. Auch den Schweizerfrauen wird das volle Bürgerrecht einmal beschieden

werden, vielleicht etwas später als ihren Schwestern in den andern Ländern.

So lange der Gang zur Urne den Frauen noch verwehrt ist, sollte es ihre heilige Aufgabe sein, dafür zu sorgen, daß die Männer als Vollbürger ihre Pflichten besser erfüllen. Wo immer bei einer Wahl oder bei einer Abstimmung nur die Hälfte der Stimmberechtigten, oder gar noch weniger, ihre Stimmkarten abgeben, da sind an der Pflichtvergessenheit der Männer auch die Frauen mitschuldig, denn sie haben als Mütter, als Frauen, als Schwestern oder wie die Verwandtschafts- und Freundschaftsgrade alle heißen, ihre Pflicht nicht getan, haben den großen Einfluß, den sie in aller Stille und ohne geschriebenes Recht ausüben können, nicht ausgenützt.

Und nun zu den Gegnern, welche das Frauenstimmrecht in seinem Siegeszug aufhalten! Im eigenen Lager sitzt sein mächtigster Feind, es ist die große Armee der gleichgültigen Frauen, die sich ihren sozialen Pflichten und Aufgaben entziehen, die einen, weil ihr oberflächlicher Sinn sie nur an Mode und Tand Interesse finden läßt, die andern weil ein Uebermaß von Arbeitspflichten sie stumpf und apathisch macht. Mit großem Erfolge ist schon versucht worden, die ersteren aus ihrer Oberflächlichkeit herauszureißen, viel schwerer hält es, die arbeitsüberladenen Lastträgerinnen zu befreien, damit auch sie Zeit und Mut finden, um sich mit allgemeinen Frauenfragen zu beschäftigen. Auf einen Feind in den eigenen Reihen der Verfechterinnen des Frauenstimmrechtes ist noch hinzuweisen, auf jene englischen Frauen, die sich einen Sport daraus machen, durch ihr affektiert unsinniges Benehmen die Stimmrechtsfrage lächerlich zu machen. Diese enragierten Stimmrechtlerinnen, die nach unsern Zeitungsberichten gewöhnlich als ganz revolutionäre Elemente beurteilt werden, sind nichts weniger als fortschrittlich oder gar revolutionär gesinnt. Mit all' ihrem Lärmen und Treiben verlangen sie nicht etwa ein allgemeines Wahlrecht, das alle Bürger und Bürgerinnen umfaßt, sondern nur die Ausdehnung des Censuswahlrechtes auf die Frauen. Viele unter ihnen wären sogar die Ersten, bei einer eventuellen Abstimmung über ein allgemeines und gleiches Wahlrecht ein Nein in die Urne zu werfen. Es ist unendlich zu bedauern, daß die Dummjungenstreiche dieser englischen Sportweiber die ganze Stimmrechtsfrage, die doch einen so ernsten Hintergrund hat, der Lächerlichkeit preisgeben und sie in ein total falsches Licht stellen.

Gegner, zahllose Gegner findet das Frauenstimmrecht natürlich in der Männerwelt, und es ist sehr erbaulich, alle die Gründe und Einwände anzuhören, die dagegen erhoben werden, daß den Frauen, die doch in vielen Ländern die Majorität bilden, das Recht zugebilligt werde, in öffentlichen Fragen mitzureden und mitzuentscheiden.

Natürlich wird bei diesem Anlaß auch das verhältnismäßig kleinere Frauengehirn wieder aufgewärmt, obschon die Männer wegen Mangel an geistigen Fähigkeiten erst dann vom Stimmrecht ausge-

schlossen sind, wenn sie wegen gänzlicher Unzurechnungsfähigkeit bevogtet werden müssen.

Unter den Gegnern des Frauenstimmrechts befinden sich viele sonst sehr fortschrittliche und weitsichtige Männer, die aus parteipolitischen Gründen dagegen streiten. Sie glauben, die Frauen seien in ihren Ansichten noch so rückständig, daß durch das Frauenstimmrecht die freisinnigen Parteien großen Schaden erleiden würden. Von ähnlichen Gesichtspunkten gehen die Freunde des Frauenstimmrechtes aus, die im konservativen und klerikalen Lager sitzen, sie erhoffen durch dessen Einführung eine Stärkung ihrer Partei. Konsequenter sind die Sozialdemokraten, welche das Frauenstimmrecht in ihr Programm aufnehmen, weil es eben hineingehört; sie, die für die Rechte Aller eintreten, die Gerechtigkeit verlangen in allen bürgerlichen Einrichtungen, sie müssen auch die Frauenrechte zu ihren Postulaten machen. Daß die Sozialdemokratie aber ihre übrigen Programmpunkte mit viel mehr Eifer und Begeisterung verficht, hat wohl auch seinen Grund in der Furcht vor den vielen reaktionären Elementen, die durch das Frauenstimmrecht den feindlichen Parteien zugeführt werden könnten. In allen politischen Lagern besitzt aber das Frauenstimmrecht bereits eine große Zahl aufrichtiger Freunde, die aus Gerechtigkeit dafür eintreten, daß den Frauen die ihnen gebührende Stellung im öffentlichen Leben nicht länger vorenthalten bleibe.

Mag auch die Mitwelt den modernen Forderungen der Neuzeit teilweise ablehnend oder verständnislos gegenüberstehen, mögen die heutigen Frauen noch nicht so weit sein, in allen öffentlichen Fragen sich zurechtzufinden und sich darüber ein selbständiges Urteil zu bilden, eine neue Generation wächst heran; ihr wird es vorbehalten sein zu ernten, was wir gesät, zu erleben, was wir ersehnt, zu erfüllen, was wir erstrebt haben.

Erst dann, wenn Mann und Frau als gleichberechtigte Bürger, mit gleichen Rechten und mit gleichen Pflichten ausgerüstet, nebeneinander und miteinander arbeiten für das allgemeine Wohl, erst dann wird es möglich sein, das höchste Ziel zu erreichen:

Eine gleiche Moral für Mann und Frau.

M. T. Schaffner.

---

# Soziale Rundschau.

**Neue Wege zur Bekämpfung des Verbrechens.** Der klägliche Ausfall der Abstimmung über die bedingte Verurteilung im Kanton Zürich ist eine Mahnung auch an alle Nichtjuristen, sich mit den Fragen des Strafrechts und des Strafvollzugs eingehender zu beschäftigen. Denn sollte das böse Beispiel der Volksmehrheit im Kanton

Zürich im Land Nachahmung finden, so dürfte dem kommenden schweizerischen Strafrecht, das den bedingten Straferlaß bringt, eine übermächtige Gegnerschaft erwachsen. Wenn nicht Schlagwörter und niedere Instinkte in diesen Fragen, die das geistige und materielle Wohl von Tausenden angehen, schließlich die Oberhand behalten sollen, so wird es noch vieler Aufklärung bedürfen.

Wenn das Strafrecht zur Diskussion steht, so wird gewöhnlich zuerst die Frage erhoben: Wozu soll die Strafe dienen? Je nach Weltanschauung und Temperament wird sie verschieden beantwortet (Sühne, Abschreckung, Sicherung der Gesellschaft, Besserung des Schuldigen). Viel wichtiger aber ist die Frage: Was muß geschehen, daß überhaupt nicht gestraft oder daß so wenig als möglich gestraft werden muß? Es ist die Frage nach der Prophylaxe, die wichtigste Frage im Strafrecht, wie in der Medizin. Die nächstwichtige Frage lautet: Welche Strafe ist in jedem Fall die gerechte? Denn davon hängt im Strafvollzug alles ab. Ist die Strafe gerecht, so werden alle oben genannten guten Absichten irgendwie verwirklicht; ist sie ungerecht, so tötet sie die bessern Gefühle im Schuldigen, erweckt den Zorn und alle bösen Leidenschaften. Das scheinen selbstverständliche Forderungen. Aber die meisten Selbstverständlichkeiten warten eben tatsächlich noch auf ihre allgemeine Anerkennung und Verwirklichung.

So wenig die Theologen allein die religiösen, so wenig werden die Juristen allein diese Fragen lösen können. Sie wollen es auch nicht. Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft melden sich in der Diskussion zum Wort und werden gehört. Daß die Ethiker auch gehört werden, ist sehr zu wünschen; es hängt davon ab, ob sie sich mit den Resultaten dieser Wissenschaften genügend vertraut gemacht haben.

Wir lassen die Frage nach Freiheit oder Unfreiheit des Menschen, über die man sich schwerlich einigen wird, beiseite und halten uns an das, was die genannten Wissenschaften lehren. Sie und die Statistik*) in ihrem Dienst lassen nun keinen Zweifel, daß die Schuld des Einzelnen im allgemeinen weniger groß, die der Gesamtheit größer ist, als man gewöhnlich annimmt. Hier wird gewöhnlich Lombroso genannt. Er ist ja der Mann, „der den Verbrecher von der persönlichen Schuld freispricht.“ Seine strengsten Kritiker, d. h. die, welche imstande waren, seine Aufstellungen nachzuprüfen, geben zu, „daß jedenfalls so viel feststeht, daß der Durchschnitt der Gewohnheitsverbrecher unter dem mittleren geistigen Niveau der Menschheit im allgemeinen steht und daß die sozialen Mißstände, Elend und Armut, Trunksucht und Krankheit eine Generation von Menschen erzeugen, die den Stürmen des Lebens nur unvollkommen gewachsen sind; sie sind sozial unbrauch-

*) Da eine schweizerische Kriminalstatistik noch aussteht, sind wir auf die vorzügliche deutsche angewiesen. Doch werden, wie mir ein erfahrener Praktiker schreibt, die Verhältnisse in Deutschland und bei uns im großen und ganzen die gleichen sein.

bar. Da, wo der kräftige Schwimmer siegreich den Anprall der Brandung überwindet, geht der Schwache zugrunde" (Kirn, Dubois, Aschaffenburg u. a.). Und wer von uns hat nicht auch schon bei sich Neigungen, „Schwächen" entdeckt, die in schlimmer Umgebung und bei mangelndem sittlichem Gegendruck sich leicht zu Verbrechen entwickeln konnten? Hierher gehört auch die Tatsache, daß, wie die preußische Amtsstatistik verzeichnet, 42,9 % der in der staatlichen Fürsorge-Erziehung stehenden jugendlichen Verbrecher von gerichtlich bestraften Eltern abstammen. Den degenerierenden Einfluß trunksüchtiger Eltern auf ihre Nachkommenschaft haben Demme und andere genügend nachgewiesen.

Und weiter die sozialen Einflüsse. Die Kurve der Getreidepreise und die der Diebstähle deckt sich in allen Ländern, in denen dieses Verhältnis statistisch nachgewiesen wurde, fast vollkommen. Erhöhte Getreidepreise bewirken eine Vermehrung der Diebstähle und umgekehrt. Nach der deutschen Statistik (entgegen der Aufstellung Bebels) fallen die meisten Sittlichkeitsvergehen, nämlich 43 %, der Industriearbeiterschaft zur Last, bei einem Anteil von 17 % dieser Volksklasse an der deutschen Bevölkerung; es sind die Menschen, die gewöhnlich sehr eng und schlecht wohnen. Die erschreckende Zunahme der Vergehen und Verbrechen Jugendlicher hängt ohne Frage zusammen mit der mangelhaften Erziehung und allzufrühen Selbständigkeit einer wachsenden Anzahl junger Industriearbeiter. Die Klage über „Leichtsinn" und „Genußsucht" erklärt natürlich garnichts und dient auch zu nichts. Jener ist der Jugend natürlich und das Leben irgendwie genießen will auch jeder Mensch. Die meisten greifen zu dem Genuß, der sich ihnen am nächsten bietet. Das ist aber heute der Alkohol; er bietet sich am billigsten, leichtesten und lockendsten dar. „Der unheilvolle Einfluß, den der Alkohol ausübt, gehört zu den bestbekannten und durchsichtigsten Ursachen des Verbrechens" (Aschaffenburg). Die umfassendste Statistik auf diesem Gebiet, die von Baer, verzeichnet unter 30,041 männlichen Insassen preußischer Zuchthäuser und Gefängnisse 43 % und unter 2796 weiblichen 18 % als dem Trunk ergeben. — Welch' furchtbare Versuchung eine staatliche Organisation der Prostitution für fast jeden jungen Mann ist, sei nur angedeutet. Bei uns ist gegenwärtig noch verhängnisvoller die Tatsache, daß sehr viele Männer sehr spät oder gar nicht zur Gründung einer Familie kommen. Das Heiratsalter beträgt zur Zeit in Westeuropa im Durchschnitt 28—31 Jahre für Männer und 23 bis 28 Jahre für Frauen. „Es ist erwiesen, daß in den Städten Europas die Prostitution in dem Maß zunimmt, in welchem die Zahl der Ehen sinkt" (Westermark und Oettingen).

Für Jeden, dem die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen" mehr als unfrommes Lippenwerk ist, müssen diese Tatsachen eine Unruhe wecken, die zum Denken und Handeln treibt. Wir dürfen gegenüber den

Versuchungen, denen Hunderttausende täglich ausgesetzt sind, nicht tatenlos bleiben. Wenn, wie bekannt, die meisten Gefängnis- und Zuchthausinsassen ihre Unschuld beteuern — wie wollen wir sie vom Gegenteil überzeugen, in ihnen das Schuldgefühl wecken, das zur Umkehr unentbehrlich ist? Es muß das Menschenmögliche geschehen, daß dem Verbrecher die Entschuldigung abgeschnitten werde — nein, es muß das Menschenmögliche geschehen, daß aus den sozialen Verhältnissen nicht so massenhaft und vielgestaltig Versuchungen ihre Arme nach schwachen Menschen ausstrecken und sie herniederziehen können — denn wer will zu den bestraften Verbrechern, von denen uns die Statistik sagt, die unbestraften zählen, von denen keine Statistik weiß?

Am konsequentesten, energischsten und praktischsten unternimmt ohne Zweifel der Sozialismus den Kampf wider die versuchlichen Mächte unserer Zeit. Der Kampf gegen die Bodenrente für die Vergesellschaftung von Grund und Boden ist ein Kampf für die Sittlichkeit, für die Würde und Reinheit der Familie und für geistige und körperliche Gesundheit. Der Kampf um ausreichenden Lohn, um freie Zeit, um Ferien und Sonntagsruhe ist ein Kampf um die Grundbedingungen des Menschseins, um die Befreiung vom Druck der materiellen Mächte. Damit muß sich unmittelbar verbinden der Kampf gegen den Alkohol, der, soweit sich der Sozialismus an ihm beteiligt, von ihm konsequenter geführt wird, als von den christlichen Vereinen; denn es ist eine Illusion, daß die Menge je zum „mäßigen Genuß" dieses für die Menschheit völlig unnötigen Betäubungsmittels erzogen werden könnte. Auch der Kampf gegen das arbeitslose Einkommen ist ein Kampf um eine höhere Sittlichkeit; der berufslose Rentner darf, wie Herrmann in seiner Ethik kräftig hervorhebt, nicht höher gewertet werden als der Vagabund. Der Kampf um eine gerechte Verteilung der Steuerlasten ist ein Kampf gegen die Versuchung zum Diebstahl; denn Steuerunterschlagung ist Diebstahl und was auf diesem Gebiet von den Reichen unter uns gesündigt wird, richtet im Volk eine unheilvolle sittliche Verwirrung an.

Der Sozialismus wird das Verbrechen nicht ausrotten, aber er wird manchen Sumpf austrocknen, aus dem jetzt der giftige Hauch der Versuchung aufsteigt und er wird manche guten Kräfte sammeln und bewahren, die heute im Ueberfluß oder im Mangel verderben. So ist er ein mächtiger Bundesgenosse lebendigen evangelischen Christentums.

Das sind Arbeiten für Generationen. — Was kann zur Bekämpfung der Verbrechen und ihrer Ursachen und Folgen heute schon wirksam geschehen? Eine Antwort gibt der Vorentwurf zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch vom April 1908 in Artikel 61: „Wird jemand, der bisher weder in der Schweiz noch im Auslande eine Freiheitsstrafe wegen eines Verbrechens erlitten hat, zu Freiheitsstrafe von weniger als einem Jahr verurteilt, so kann das Gericht den Strafvollzug aufschieben und dem Verurteilten unter folgenden Vor-

aussetzungen eine Probezeit von zwei bis fünf Jahren auferlegen: wenn das Vorleben und der Charakter des Verurteilten erwarten lassen, er werde dadurch von weitern Verbrechen abgehalten, und weder die Beweggründe des Täters noch die Umstände des Verbrechens dieser Annahme gegenüberstehen.“ Das ist der sehr vorsichtig eingeführte „Bedingte Straferlaß.“

Er ist notwendig, weil der bisherige Strafvollzug der unbedingten Einsperrung ein völliges Fiasko erlitten hat, insofern er die Besserung des Täters und die Sicherung der Gesellschaft beabsichtigt. Hiefür ein Beispiel: Auf je eine Million strafmündiger Personen in Preußen entfielen 11,961 Verbrecher; von diesen waren noch nicht vorbestraft 6905 Personen, bereits vorbestraft 5056 Personen! Die unbedingte Einsperrung nach vorgeschriebenem Strafenkatalog auch ist einfach roh. Ein paar Tage Gefängnis bedeuten für einen Beamten den Verlust von Brot und Ehre, für einen Gewohnheitsverbrecher sind sie vielleicht keine unangenehme Abwechslung. Für feinere Naturen, die in einem schwachen Augenblick oder aus ehrenwerten Gründen (Diebstahl für die hungernden und frierenden Kinder ꝛc.) der Versuchung erlegen sind, ist jeder Tag Gefängnis oder Zuchthaus eine Tortur, während die gröbern und verkommeneren Naturen diese Zeit physisch und psychisch meist gut ertragen. Man wende nicht ein, die bedingte Verurteilung schwäche das Schuldmoment. Es wird ja eben ausgesprochen, daß der Angeklagte schuldig ist, aber dann, das ist das eigentlich Wertvolle, werden alle guten Kräfte in ihm zur Tätigkeit aufgeweckt, indem Bestrafung und Erlösung von der Strafe ganz allein von seinem zukünftigen Verhalten abhängig gemacht werden. Die statistisch nachgewiesenen Erfolge dieses Verfahrens können nur den eigensinnigen Theoretiker nicht überzeugen.

Die Schuld ist etwas äußerst Persönliches. Daher die Forderung der Aufhebung des Strafmaßes und der Anpassung der Strafe an die Individualität des Verbrechers. Ein solches Verfahren erfordert freilich einen sittlich und intellektuell sehr hochstehenden Richter- und Geschworenenstand — aber bedürfen wir dessen etwa nicht heute schon? Sittlich wertvoll ist auch die Forderung, daß der Verurteilte den etwa verursachten materiellen Schaden durch seine Arbeit im Gefängnis oder Zuchthaus nach Möglichkeit wieder gut mache (also nicht wie jetzt, für den Fiskus arbeite), und daß jedenfalls seine Arbeit irgend einem gemeinnützigen oder wohltätigen Zweck dienen müsse. So erhält er das Bewußtsein, daß er den Schaden, den er Einzelnen oder der Gesamtheit verursacht hat, wenigstens teilweise wieder gut machen kann. Endlich sollen drei Fortschritte im Strafvollzug erwähnt werden, die der schweizerische Strafgesetzentwurf bringt: Die Verwahrung von Gewohnheitsverbrechern in besondern Anstalten, von Arbeitsscheuen und Liederlichen in Arbeitserziehungshäusern und von Trinkern in Trinkerheilanstalten.

Es ist sehr zu bedauern, daß die Diskussion über die Jugendlichengerichte bei uns noch nicht bis zur Einführung dieser not-

wendigen Einrichtung in den Vorentwurf gediehen ist. Und doch wird sie notwendig in dem Maß als die Zahl der jugendlichen Verbrecher, wie es scheint, mit dem Vordringen des kapitalistischen Industrialismus, zunimmt.*) Hier, bei diesen Schuldigen kann doch nur eine psychologisch sorgfältige Behandlung zum Erfolg führen. Gegen eine „Zwangserziehung" — eine psychologische Ungeheuerlichkeit! — empört sich das Gefühl jedes schuldigen oder unschuldigen Jugendlichen. Der junge Mensch dürstet nach Freiheit und ihn frei zu wahrer Freiheit erziehen muß das Leitmotiv in seiner Behandlung sein. Es gibt doch zu denken, daß Hagenbeck selbst bei seinen Raubtieren wahre Erfolge nur erzielt hat, wenn er ihre edlen Instinkte aufweckte und pflegte. — Es ist doch etwas Großes, wenn der Richter Lindsay seine Jungens nur durch freundliche Zusprache dazu bringt, daß sie sich allein und freiwillig mitten durch eine Stadt voll Verlockungen zur Ungebundenheit in die Besserungsanstalt begeben. Grundsatz muß auch bei uns in der Behandlung Jugendlicher werden, was Goethe fordert: „Den Jüngling strafe, daß der Mann dir dankt." Und ein Größerer als Goethe hat so mit den „Sündern" gehandelt.

Fr. Sutermeister.



# Umschau.

**Zur Abstimmung über die Basler Kirchenvorlage.** Zur Abstimmung über die Basler Kirchenvorlage hat sich in Nummer 46 des „Basler Anzeigers" eine gegnerische Stimme aus protestantischem Lager geäußert; sie beanstandet, daß die Bekenntnislosigkeit, die schon in der bisherigen Staatskirche bestand, aber als Notstand empfunden worden sei, nun feierlich auch für die unabhängigere Volkskirche sanktioniert werden solle. Mit aller Entschiedenheit ist diesen Aus-

*) Wie unwirksam die bisherige Strafweise ist, beweist die Statistik der Hauptstelle für Jugendfürsorge in Nürnberg 1909: Darnach waren von 31,000 Zuchthausinsassen zum erstenmal vorbestraft: 2000 im Alter von 12—14, 8800 im Alter von 14—18 Jahren — also über ein Drittel Jugendliche!

führungen in Nummer 47 ein positiver Pfarrer entgegengetreten. Er zeigt nicht nur, daß der Einsender mit seinem Nein das, was er wünscht, doch nicht erreichen würde, sondern er spricht es auch in aller Klarheit aus, daß diese Bekenntniskirche gar nicht wünschenswert ist, daß das formulierte Glaubensbekenntnis gar keine Garantie für Lebendigkeit des religiösen Lebens bietet und daß die Kirche, um ihren Dienst zu leisten, ihre Töre weit öffnen muß. Es spricht aus diesem Artikel der ehrliche Wille zum Zusammenarbeiten, und das mag diejenigen beruhigen, die hinter dem Eintreten der Positiven für die Vorlage immer noch herrschsüchtige Hintergedanken wittern.

L.

Eine Bestätigung dessen, was Pfarrer Pfister am Schlusse seines Aufsatzes in unserer Dezembernummer über **Kunst und Religion** gesagt hat, liefert ein Theaterbericht aus Zürich in der Berner Rundschau vom 15. Februar. Wir lesen dort:

„Eins hat er (der Schauspieler) uns in diesem Dubedat (seine Rolle in Shaws „Arzt am Scheidewege“) zu zeigen: einen alle Welt bezaubernden, sonnige Liebenswürdigkeit ausstrahlenden Menschen, der auch dem Tod seine Schrecken weglächelt und bis ans Ende ein feiner Genießer des Daseins und seiner selbst bleibt; einen Sieger über die Moralisten; einen Lebenskünstler, der weiß, daß die Nachwelt mehr nach dem frägt, was einer geleistet hat, als was er gewesen ist . .“ Von der Aufführung rühmt der Rezensent: „Ein Sterben in Schönheit, als ob die Muse ihn in den Schlaf geküßt hätte. Und eine Ahnung geht durch den Zuschauer, den Hörer dieser letzten wie verklärten Worte, eine Ahnung von dem Prinzipat der Schönheit, der Kunst. Oder wer denkt vor Raphaels oder Giorgiones Werken an ihr lustgefülltes Leben? Wer beim Lesen unsäglich schöner Lieder Heines oder Verlaines an die Flecken, die ihr Irdisches verdunkeln?“

Es fällt uns natürlich nicht ein, von einem puritanischen Standpunkt aus der Kunst die Daseinsberechtigung abzusprechen oder sie nur als Magd der Moral und Religion im Sinne einer falschberühmten „christlichen Kunst“ anzuerkennen. Aber dieser ästhetischen Lebenswertung, welche den Prinzipat der Schönheit über das Gute und Wahre proklamiert und den Sieg des „ethischen Lumps und souveränen Künstlers“ als „etwas Weihevolles, Hohes“ erlebt, „für das man ergriffen dankt,“ stehen wir als entschlossene Feinde gegenüber. L.

Eine Frucht des letzten evangelisch-sozialen Kongresses ist ein Aufruf zur Gründung einer **„volkskirchlich-sozialen Vereinigung für Preussen“**, der vor einiger Zeit in deutschen Blättern erschien. Die Neugründung soll offenbar ein Seitenstück zu der äußerst rührigen sächsischen evang.-sozialen Vereinigung werden. Hochkirchlichkeit und Gemeinschaftsbewegung, aber auch die Entwicklung der christlichen Gewerkschaften und evangelischen Arbeitervereine zu einem „parteimäßigen Gegensatz zur volkstümlichen Sozialdemokratie“ werden dafür verantwortlich gemacht, daß die evangelische Kirche so wenig V o l k s k i r c h e ist und bei den Massen so starkem Mißtrauen begegnet. Das Programm, auf Grund dessen die Gründung erfolgen soll, lautet:

1. Wir wollen energisch allen Klassengeist innerhalb der Kirche bekämpfen und offen für das sittliche Recht der Sozialreform und der Arbeiterbewegung eintreten, ohne uns in Parteipolitik einzumischen.

2. Wir vertreten Neutralität der Kirche gegenüber der politischen und wirtschaftlichen Sozialdemokratie.

3. Wir wollen der Volkskirche das Vertrauen der großen Massen, auch der sozialdemokratischen, wiedergewinnen, indem wir, neben der eifrigsten individuellen und sozialen Gemeindearbeit, sozialgesinntem Jugendunterricht und Jugendpflege, besonders auch durch öffentliche Diskussion über religiöse und sittliche Fragen Gelegenheit suchen, uns mit Gegnern des Christentums und der Kirche sachlich und achtungsvoll auszusprechen und dabei unsere Religion freimütig zu vertreten.

4. Wir glauben an eine Zukunft der Volkskirche, wenn sie freudig und gerecht das Vertrauen des Volkes zu gewinnen sucht, weil wir an die Macht des Evangeliums und an die unverlierbaren religiösen Bedürfnisse der Menschenbrust glauben.

5. Wir schließen uns dem evangelisch-sozialen Kongreß an.

Wenn sich nun die rechten Leute für dieses Programm finden, welche mit

warmer Liebe und sozialem Verständnis den rechten Ernst, den festen Mut und die frohe Hoffnung verbinden, so darf man von dieser Vereinigung erwarten, sie werde etwas dafür leisten können, daß es tagt und die Sache eines sozialen Christentums von dem noch allzu akademischen Boden des evangelisch-sozialen Kongresses aus weiter schreite und an volkstümlicher Kraft zunehme. Daß es die Vereinigung nicht für ihre Aufgabe erklärt, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, ist ein großer Fortschritt. Wir hoffen in einer der nächsten Nummern von Gründung und gedeihlichem Fortschritt der Bewegung berichten zu können.
L.

# Büchertisch.

**Hermann Kutter,** Wahres Christentum. Predigt zum Jahresanfang. Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins. Preis 30 Cts.

Wir empfehlen diese Predigt vor Allem denen, die sich in die Stellung der „Religiös-Sozialen" zur Sozialdemokratie nicht finden können. Die Mißverständnisse, die z. B. auf der letzten Zürcher Kirchensynode wieder zum Vorschein gekommen sind, werden klar und entschieden zurückgewiesen: es besteht gar nicht dieses Entweder-Oder; entweder die Menschen bessern, das Innere pflegen, wodurch das Aeußere von selbst anders werde, oder die Verhältnisse bessern, weil vorher die Menschen nicht besser werden könnten. Kutter zeigt, wie die Unfruchtbarkeit unserer „religiösen" Innerlichkeitspflege für die äußern Zustände den großen Mangel und die unbegreifliche Inkonsequenz unseres Christentums ausmacht. Er zeigt aber auch, wie ein bloß auf wirtschaftliche Vorteile gerichteter Sozialismus ebenfalls nicht genügen kann. R. L.

**L. Köhler,** Ueber das Lesen zur Unterhaltung und Erbauung. Volksbücherei Affoltern a. A. Preis 25 Cts.

Es war ein guter Gedanke, das Lesen zum Gegenstand einer Ansprache an einem kirchlichen Bezirksfest zu machen und unser Mitarbeiter Prof. Koehler hat sich seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise entledigt. Was er sagt, ist nirgends langweilig oder pedantisch, weder eng noch gleichgültig gegen das Schlechte. Die Leute zum Lesen zu ermutigen und ihnen gediegene Lektüre darzubieten ist ein wichtiges Stück Volkserziehung. Wir empfehlen das Schriftchen namentlich Vorstehern von Gemeindebibliotheken oder denen, die eine solche gründen möchten, zur Verbreitung. R. L.

Das **Calvinjubiläum** ist auch an den meisten deutschen Universitäten begangen worden. Eine ganze Reihe der dabei gehaltenen Festreden ist nun im Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen und sowohl einzeln (Fr. 1. 10) als in einem Sammelband zu haben. Am nächsten steht unserm Interesse die Festrede Wernles, die von der Schilderung der Beziehungen Calvins zu Basel zu seinen Verdiensten für den Gesamtprotestantismus und die Wissenschaft übergeht. Es redet auch in dieser akademischen Kundgebung der Forscher, der es ganz besonders zu seiner Aufgabe gemacht hat, unsere Generation trotz der offensten Anerkennung der trennenden Schranken zur bewundernden Ehrfurcht vor dem Genfer Reformator und damit auch zur eigenen Stärkung durch seine Frömmigkeit zu führen. — Für die deutschen Universitäten ist die Ehrung Calvins weniger selbstverständlich als für die schweizerischen; sie bedarf dort mehr oder weniger der Entschuldigung gegenüber der konfessionellen Engherzigkeit, die neben Luther keine andere Größe will gelten lassen. Deshalb wird auch die Charakteristik des Franzosen Calvin von selbst zu einer Vergleichung mit dem deutschen Nationalhelden Luther. In besonders feinsinniger und gerechter Weise unterzieht sich dieser Aufgabe S. Eck in der Festrede der Calvinfeier von Gießen — diese Universität ist eine Stiftung der engherzigsten und anticalvinischsten lutherischen Orthodoxie des 17. Jahrhunderts. Wunderbar abgerundet und formvollendet ist diese Würdigung Calvins; der Verfasser beherrscht in hohem Maße die Kunst, mit ein paar Strichen zu charakterisieren.

Im Gegensatz zu Gießen war Heidelberg, die Universität der Pfälzer Kurfürsten, der Stützpunkt des Calvinismus in Deutschland. Der Redner an der Heidelberger Feier, H. v. Schubert, hat sich schon durch seine „Grundzüge

der Kirchengeschichte“ als glänzender Darsteller der großen Zusammenhänge, der treibenden Kräfte und charakteristischen Erscheinungen erwiesen und diese Gabe bewährt er auch hier. Von Calvin aus werden die Verbindungslinien mit Meisterschaft nach rückwärts und vorwärts gezogen. — Wieder mehr den Charakter der Apologie Calvins hat die Rede von K. Holl in Berlin. Sowohl die religiöse Größe Calvins als seine ungeheure Bedeutung für die Geschichte der ganzen protestantischen Welt wird hervorgehoben, auch das uns Fremdartige und Unsympatische aus der ganzen Zeit und besondern Situation heraus begreiflich gemacht. — Einzelne Seiten werden besonders hervorgehoben in der Rede von E. Simons in Berlin, gehalten an der Hauptversammlung der Lutherstiftung. Es ist der calvinische Gemeindegedanke, den Simons als Vermächtnis Calvins an die deutsch-evangelischen Kirchen hervorhebt. Und G. Reichel behandelt in der Feier des Seminars der Brüdergemeine zu Gnadenfeld Calvin als Unionsmann; die Union der Protestanten gegenüber der konfessionellen Unverträglichkeit war ja ein heiliges Anliegen Calvins wie des Grafen Zinsendorf, des Stifters der Brüdergemeine. — Es hat einen eigenen Reiz, zu sehen, wie sich der Reformator im Geiste der verschiedenen Forscher wiederspiegelt. Jeder redet von ihm auf seine Weise, der eine hebt das, der andere jenes hervor. Aber sie treffen doch alle wieder darin zusammen, daß sie als das Größte und auch für unsere Zeit Wichtigste hervorheben: „er gab der neuen Zeit das, was sie brauchte: den Willen in der Religion“ (v. Schubert). Möge das als Frucht des Calvinjubiläums bleiben, daß diese Seite des Calvinischen Christentums auch heute wieder lebendiger wird! L.

**Haller als religiöse Persönlichkeit.** Ein Vortrag von Lic. Max Haller, Bern, Verlag von A. Franke, 1909. 27 S. Preis 80 Cts.

Die vorliegende Schrift konstatiert eine Verschiebung in der Beurteilung der religiösen Persönlichkeit Hallers, wie sie im Jahre 1908 zutage getreten sei gegenüber dem Jubiläum von 1877. Inzwischen ist nämlich die Frage aufgeworfen worden: War Haller wirklich der gläubige Christ, als der er in der Erinnerung der Nachwelt fortlebt? Verfasser legt der Studie zu Grunde die 2 apologetischen Hauptschriften: Briefe über die Offenbarung, 1772, und Briefe wider die Freygeiste, 1775; dann Briefe und Tagebücher, deren Echtheit allerdings nicht über jeden Zweifel erhaben ist, da die Geschichte ihres in die Oeffentlichkeit dringens nicht aufgeklärt ist. Der Protestantismus Haller's kann nicht bezweifelt werden, es zeigt sich eine stark antikatholische Stimmung, Abneigung gegen jede Form des Priestertums. Wichtiger noch ist seine Stellung zu den französischen Aufklärern, Voltaire besonders, der die Gleichung: Katholizismus-Religion zog und alle Religion anfeindet. Haller will ihn gerade als Naturforscher widerlegen; dazu war er auch durch die Kenntnis der Ursprachen der Bibel befähigt ein Urteil abzugeben. Dabei zeigt sich aber immer ein Schwanken zwischen modern anmutenden Anläufen und „Aussagen eines von einer bestimmten religiösen Tradition beeinflußten religiösen Gefühles.“ In den spätern Jahren zeigt sich die flache supranaturalistische Theologie mehr und mehr überwunden durch „ungleich tieferes religiöses Erleben.“ Das wichtigste Dokument endlich sind seine Tagebücher, ihre Authentie ist noch nicht bezweifelt worden. Hier offenbart sich die innerste Herzensfrömmigkeit Hallers und hier tritt uns auch eine schrankenlose Aufrichtigkeit entgegen: „Gott fast nur als der strenge Richter.“ Der Protestant vermißt am schmerzlichsten das Moment der Heilsgewißheit. Ausschlaggebend in seiner Frömmigkeit ist der Wille. Haller ist für uns ein männlich herber, ethisch gerichteter, gegen sich selbst strenger Christ.

Der Vortrag ist faßlich und klar orientiert. Der wissenschaftliche Apparat ist weggelassen. Zu einem abschließenden Urteil ist jedoch vermehrte Durcharbeitung des großen Materials notwendig. Auch ist die Frage nach der Authentie der Tagebücher gründlicher noch zu untersuchen, bevor man auf sie sich am meisten stützen kann! E. Pletscher.

**„Der Landstörtzer“**, Roman von Paul Ilg. Berlin bei Wiegand & Grieben (G. H. Sarasin.)

Zu den starken Talenten unter den jungen Schweizer Dichtern gehört ohne Zweifel Paul Ilg. Wem das nicht schon

das schmale, im Jahre 1907 erschienene Bändchen Lyrik klar gemacht hat, das gerade unter den Fachgenossen die lebhafteste Bewunderung hervorrief, dem will das vielleicht bei dem neuen Roman noch weniger eingehen, denn Paul Ilgs „Landstörtzer“ kommt keinen Familientischneigungen entgegen; es ist ein düsteres, trostloses Seelengemälde aus dem heutigen Literatenleben, kein erfreuliches Buch, denn es ist voll von jenem modernen sich stark dünkenden Ausleben in erotischen Dingen, aber ein aufrichtiges Buch, voll tiefer Einblicke in die Gefahren des willensschwachen, nie über das empfindsame Herz Herr werdenden Aesthetendaseins, ein ergreifendes Buch, das anmutet wie ein Stück einer Beichte; man weiß, wo der Dichter steht; er zeigt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, wohin es mit dem kommt, der „leicht begeistert — schnell verzagt“, über lauter Bescheidwissen in Empfindungen den standhaften Willen, sein Leben zu deichseln, verloren hat. — „Landstörtzer“ nennt Ilg nach spätmittelalterlicher Art den poetisch hochbegabten, breitweichen „Helden“, seiner Geschichte, der, ein rückgratloser Mensch „ohne Rast, ohne Ruh, ohne bleibende Statt“ auf seinem kurzen Lebenswege die seltene Liebeskraft von drei Frauen erfährt und am letzten Verhältnis sein Talent und sich zu Grunde richtet.

Jost Vonwyler ist aus dem verachteten Sproß des halbverkommenen Tobelvolks ein hoffnungsvoller Literat geworden. Heimgekehrt und mit der schönen, guten Adlerwirtstochter verlobt, verfällt er dem Zauber der schwarzen Marei im Tobel, führt mit ihr eine wilde Ehe, verliert darob natürlich das erträumte erste Glück, löst sich ohne allzu große Gewissensbisse — Marei hat sich dem Heißblütigen geradezu an den Hals geworfen — von der Heimat und stürzt sich nach Mareis Tode in den Strudel des großstädtischen Literatentreibens. Dort läuft er einer unglücklich verheirateten, lebens- und liebesdurstigen Gräfin ins Garn — Familienkrach, Flucht, freies Leben auf Reisen, allmähliches Schwinden der reichen Subsistenzmittel, vergebliches Harren auf schöpferische Stunden und große Einnahmen, langsames Erkalten und Entzweien und Unmöglichkeit für beide Liebenden, sich selber zu entfliehen. In München muß Jost einige Zeit allein wohnen, um arbeiten zu können. Indessen gerät seine Wera in die alten Lebekreise; sie kann ihre Herkunft und deren noble Passionen nicht abschütteln, verschafft sich die Mittel durch hochstaplerische Machenschaften, wird gefaßt und, da bald Irrsinn bei ihr ausbricht, interniert. Jost ist unterdessen literarisch durchgedrungen und hochgekommen; er bezieht mit der Schwerkranken und einer Pflegerin einen Herrensitz in der Heimat; dort lebt noch sein erster Schatz unvermählt. Er fühlt, was er verscherzt hat, und fühlt, wenn ihm Berta jetzt noch gewogen wäre, so bedeutete das für sein Leben das endgültige Einbiegen in gesunde, edle Bahnen. Und so weit ist sein sittliches Empfinden schon verwirrt, daß er mit kindlicher Naivität nochmals anzuklopfen wagt. Auf das entrüstete „Nein“ erfolgt der längst erwartete tragische Schluß mit Selbstmord. Das Goethesche Stella-Motiv des Tiefsinnig-Empfindsamen in einer eigenen Variation! Wie gesagt stofflich unangenehm, drückend, aber mit staunenswerter Kunst durchgeführt! Ja, was die Einkleidung der Fabel anbetrifft, mit etwas zu viel Kunst! Das ganze traurige Geschick erfahren wir durch einen mit Jost befreundeten Erzähler, der in Berlin und in der Heimat mit Jost zasammentrifft; aus Erinnerungen, Briefen, Tagebuchblättern, einer eingelegten Erzählung, die Josts Jugend behandelt, Zeitungsnotizen und zufälligen Aufzeichnungen setzt sich der Roman zusammen, und diese Bruchstücke sind dann wieder, und das erhöht den Spannungsreiz, zur chronologischen Ordnung dem Leser überlassen: eine Kunst der Technik, die beinahe den Verdacht aufkommen läßt, als seien verschiedene Romanvorwürfe zu einem Ganzen zusammengeschweißt worden, ein Verdacht freilich, der durch keine inhaltliche Inkonsequenz gestützt wird. Reich an einzelnen Schönheiten und prächtig in seiner poetischen Sprache, ruft Ilgs neuer Roman den Wunsch wach, einmal dem Schriftsteller mit so ausgesprochenen Qualitäten auf anmutigerem Felde zu begegnen.

Ernst Jenny.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Der Kampf um Jesus Christus.

Der Kampf um Jesus, der durch unsere Zeit geht, konzentriert sich gegenwärtig auf die durch Drews vollends akut gewordene Frage: hat Jesus gelebt? Eine seltsame Frage — neunzehnhundert Jahre nachdem die ersten Menschen für Jesus in den Tod gegangen sind! Es ist wohl der Mühe wert, daß wir diese Bewegung, die momentan vor allem durch Drews Namen markiert ist, zum Ausgangspunkt reiflichen Nachdenkens machen. Sie bedeutet eine Krise für das Christentum, weist uns auf neue Aufgaben hin und bedeutet doch wohl auch eine Kritik für das vorhandene christliche Wesen.

Die Aufgabe, die uns durch die ganze Bewegung gestellt wird, ist zunächst *historischer* Art. Es gilt, ehrlich und gründlich zu prüfen, was gegen Jesu historische Existenz und zentrale geschichtliche Bedeutung vorgebracht wird. Diese Aufgabe hat in unserer Zeitschrift Liechtenhan gelöst und wir dürfen wohl sagen: auf treffliche Weise. Aber es versteht sich von selbst, daß das Problem nicht rein historischer Art ist. Daher fordert die historische Arbeit eine *prinzipielle* Fortsetzung und dazu möchten meine Ausführungen einen Anfang machen, nur einen Anfang — denn ich hoffe sehr, daß diese Arbeit in den Neuen Wegen auch von Andern aufgenommen wird.

Es ist klar, daß die Sache für die Masse des Christenvolkes noch nicht erledigt ist, wenn Kalthoff, Jensen, Kautsky, Drews wissenschaftlich widerlegt sind. Es bleibt für sie auch dann noch ein Aergernis und eine tiefe Beunruhigung übrig. Wenn sie noch so geneigt wären, diesen Widerlegungen zu glauben, so sagt ihnen doch ein deutliches Gefühl, daß es eine schlimme Sache sei, wenn ihr Glaube an Jesus davon abhängig werde, ob der oder jener Gelehrte recht habe. *Was sie erregt, ist nicht die mehr oder weniger große Richtigkeit der gegnerischen Argumente, sondern die Tatsache, daß überhaupt Jesu Existenz geleugnet werden kann.* Denn damit scheint etwas angetastet zu werden, was ewig fest zu sein

schien. Es ist eine wahrhaft furchtbare Erschütterung, die ein Mensch erfährt, der zum ersten Mal davon vernimmt. Ihm ist, als ob der Boden, der seine geistige Existenz trug, unter seinen Füßen weggezogen würde und er ins Nichts stürzen müßte. Ich erinnere mich noch gut genug daran, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich in der Studentenzeit zum ersten Mal von diesen Versuchen erfuhr.

Und das nun ist die Tatsache, mit der wir vor allem rechnen müssen: nicht der wissenschaftliche Wert oder Unwert der Argumente eines Kalthoff oder Drews, sondern diese religiöse Erschütterung der Christenheit, die bleiben wird, auch wenn Kalthoff und Drews zehnmal, hundertmal widerlegt sind. Die Stimmung der Christenheit wird dadurch verändert; sie ist im zentralsten Punkt ihres Glaubens unsicher geworden. Und zwar bedeutet die Leugnung der Existenz Jesu eine tiefere Erschütterung als die Bestreitung des Daseins Gottes. Dieses zu behaupten, war stets eine Sache des Glaubens. Gott ist der Unsichtbare; ihn zu erkennen bedarf es bestimmter seelischer Voraussetzungen; man braucht sich darum nicht zu wundern, wenn manche behaupten, ihn nicht zu sehen: es fehlt ihnen eben das Auge dafür. Andererseits läßt sich Gott wieder unmittelbar erleben, ja schauen. Aber Jesus schien einerseits eine feste, unbezweifelte Tatsache zu sein, eine Tatsache, auf die man gerade den wankenden Gottesglauben stützen konnte und anderseits: wenn diese Tatsache unsicher geworden ist, wie soll man ihrer wieder sicher werden? Es kann doch nicht jeder weitläufige historische Untersuchungen anstellen. Und wenn jeder es könnte — wäre uns damit geholfen? Vermögen wissenschaftliche Untersuchungen jene feste Gewißheit zu geben, deren der Glaube bedarf? Ist nicht die Wissenschaft immer vom Zweifel bedroht? Vielmehr: muß sie nicht den Zweifel ihre Grundstimmung sein lassen? Muß sie nicht immer zur Revision bereit sein? Können dann aber nicht neue Entdeckungen oder neue Argumente uns doch Jesus nehmen? So würde er uns ein sehr unsicherer Besitz — ein Besitz, der uns nur beunruhigte, statt uns zu befestigen, der eine Qual wäre und nicht eine selige Freude.

Das ist, wie mir scheint, das gewaltige Problem, das durch die ganze Situation der neuen Zeit uns gestellt ist. Das muß uns angesichts der neuesten Stimmen wieder mehr als je beschäftigen. Ich für meine Person nun gehöre zu denen, die die Leugnung der Existenz Jesu, wissenschaftlich betrachtet, für ein ganz aussichtsloses Unternehmen, eine Torheit, ja eine Kinderei halten. Ich meine, man könne eher das Felsgestell der Alpen einrennen als Jesus aus der Geschichte streichen. Ich bin überzeugt, daß diese Bestreitungen zerfließen werden wie Nebel an einem Berggipfel und daß künftige Generationen über sie lächeln werden. Aber damit ist die Sache eben nicht erledigt. Hinter dem wissenschaftlichen taucht das religiöse Problem auf. Ihm sollen die folgenden Ausführungen gewidmet sein.

Ich gedenke dabei so vorzugehen, daß ich zuerst zu zeigen ver-

suche, welches Licht der heutige Streit auf unsere ganze religiöse Situation wirft, um dann erst die prinzipielle Frage nach dem Verhältnis zwischen der christlichen Wahrheit und den geschichtlichen Tatsachen, mit denen sie notwendig verbunden zu sein scheint, aufzuwerfen und so gut als möglich zu beantworten.

I.

1. Mich bewegt angesichts des heutigen Jesusstreites zunächst die Frage: Woher kommt es, daß große Massen sogenannter Christen vor der Behauptung, Jesus habe nicht gelebt, sofort umfallen?

Man könnte sich die Antwort leicht machen und sagen, das erkläre sich aus dem kindischen Autoritätsglauben, den unser Geschlecht, das in religiösen Dingen so kritiksüchtige, allen Behauptungen wirklicher oder scheinbarer Wissenschaft entgegenbringe. Sicher spielt auch dieser Faktor mit. Aber eine gründliche Erklärung ist dies noch nicht. Sie setzt doch voraus, daß die Ueberzeugung von Jesu Realität sehr schwach gewesen sei. Und damit stoßen wir, wie mir scheint, auf den wahren Grund.

Die letzte Ursache dieser schmerzlichen Erscheinung ist die Tatsache, daß Jesus der Mehrzahl der Christen wenig bedeutet. Wäre Jesus ihnen eine Realität, gegründet in religiösem Erleben, stünde sein Bild in lebendigen, konkreten Umrissen vor ihnen, dann müßten diese Bestreitungen sehr, sehr viel von ihrer Macht verlieren, ja, wer weiß, dann wären sie vielleicht gar nicht aufgetreten. Die Behauptung, daß Jesus nicht gelebt habe, ist ein Beweis dafür, daß Jesus in der Christenheit nicht lebt.

Daß dem so ist, läßt sich leider auf mannigfache Weise zeigen. Es ist eine der merkwürdigsten Tatsachen der christlichen Geschichte, daß der Jesus, der heute den lebendigen Christen vor Augen steht, in ihr nur eine ganz kleine Bedeutung gehabt hat. Die Christenheit hat nicht an Jesus von Nazareth, sondern an den Christus geglaubt, d. h. an die in Jesus, dem Christus, verkörperte Idee des Gottmenschen. Sie hat dabei aber weniger an das gottmenschliche Leben gedacht, das uns in der ganzen Erscheinung Jesu entgegentritt, als an das Dogma vom Gottmenschen, wie es die Kirche formuliert hatte und die Orthodoxie als Gesetz behauptete. Die konkrete Gestalt Jesu, seine Persönlichkeit, sein Lehren und Helfen, sein Leiden, besonders sein Kreuz, stand dabei freilich im Hintergrund und gab dem Dogma vom Gottmenschen Kraft, Leben und Farbe, auch gewann Jesus in seiner irdischen Gestalt immer wieder Gewalt über verwandte Seelen, wie etwa Bernhard von Clairvaux, Franziskus von Assissi, oder ganze religiöse Bewegungen, wie die Waldenser oder Täufer, aber im Großen und Ganzen trat doch der geschichtliche Jesus hinter dem dogmatischen Christus zurück. Auch der Reformation und den aus ihr entstandenen Gemeinschaften kam es mehr darauf an, ihren

Anhängern die Zentrallehre vom Heil „aus dem Glauben allein" einzuprägen, als ihnen das Bild des Lebens und der Persönlichkeit Jesu vor die Augen zu malen. Noch heute hält es ein großer Teil der Christenheit nicht anders. Wenn ein anderer Teil seit einigen Jahrzehnten diese letzte Aufgabe mit großer Energie an die Hand genommen hat — was bedeuten Jahrzehnte gegen Jahrtausende? Die Wirkung dieser neuen Art hat die Massen noch nicht genügend erreicht. Sie kennen nur einen Jesus, der ein personifiziertes Dogma ist und auch den nur unbestimmt; Jesus ist ihnen ein Schema, nicht eine konkrete Erscheinung und so verfallen sie leicht genug der Behauptung, sein Bild sei bloß Poesie, Mythus, Legende.

Damit will ich nicht etwa den tiefen und mächtigen Sinn des Dogmas von Christus, dem Gottmenschen, geleugnet haben — niemand kann ihn stärker empfinden als ich —, ich will nur zeigen, warum das Bild des geschichtlichen Jesus der Bestreitung so wenig Widerstand leistet. Denn das ist ja klar: auch die gewaltigste und wahrste Idee kann den Eindruck einer konkreten Gestalt von Fleisch und Blut nicht ersetzen. Jesus ist bis jetzt für die Menschen zu sehr auf den Wolken des Himmels geblieben — was Wunder, wenn er ihnen in den Wolken zu entschwinden droht?

Aber ein anderer Umstand fällt wohl noch entscheidender ins Gewicht. Jesus bedeutet in der Christenheit auch praktisch zu wenig. Wenn die Menschen spürten, daß Jesus unter uns eine Macht sei, wenn sie da und dort Menschen sähen, die durch ihn verwandelt wären, würden sie dann glauben können, daß solche Wirkung von einem Mythus ausgehe? Wenn im Besonderen die sozialistische Arbeiterschaft Jesus als den betrachtete, der mehr als irgend ein anderer, auch mehr als Marx und Bebel, ihre Sache führe, wenn er ihrem Herzen teuer wäre als der größte Freund und Helfer aller derer, die an den Tag des Menschen glauben, hätte sie dann Freude daran, daß er geleugnet wird? Würden die Arbeiter einen solchen Redner nicht von der Tribüne herunterholen, wie sie jetzt vielleicht seinen Verteidiger zum Schweigen bringen würden? Wie würde wohl in Lehrerkreisen Einer aufgenommen, der Pestalozzi zu einem Mythus machen möchte? Es ist der Jesus der Kirchen, der volksfremden, ja volksfeindlichen, dessen Leugnung der sozialistische Arbeiter mit Freude begrüßt — also der Jesus, der wirklich nicht existiert hat. Wenn aber Jesus, der wirkliche Jesus, unter uns erschiene, in Gestalt von Menschen, die ihm glichen, als Richter des Unrechts und Helfer der Bedrängten, als Gegner der offiziellen Gesellschaft, auch der christlichen, als Freund aller in materieller und seelischer Not Verzagenden, in Gott- und Menschenverlassenheit Verschmachtenden, von Kirche und Christentum Ungetrösteten, ja Geächteten — was könnten dann einige Stimmen aus der Studierstube gegen ihn? Diese mächtige und wunderbare Realität bewiese sich selbst so deutlich, wie die Sonne sich beweist — dadurch daß sie leuchtet.

Die Tatsache der Leugnung der Existenz Jesu und der Anklang,

den sie findet, ist ein Vorwurf gegen die Christenheit; daß Jesus gelebt hat, kann mit solchem Erfolg nur geleugnet werden, weil er unter uns nicht lebt.

Das ist auf der andern Seite doch auch ein Trost für uns. Wir dürfen uns sagen, daß diese Bewegung den Menschen nicht so viel nimmt, wie es scheint. Der Jesus, der ihnen so leicht genommen wird (oder genommen zu werden scheint), bedeutete für sie wenig genug. Es war ein toter Jesus oder doch ein halb lebendiger, vielleicht, wie gezeigt wurde, gar nicht der wirkliche Jesus. Ob aber nicht dieser Sturm ihn lebendig machen könnte? Das ist wirklich meine Hoffnung und Erwartung. Die Leugnung Jesu muß dazu helfen, daß er für die Christenheit wieder eine lebendige Macht wird. Schon jetzt hat sich etwas von dieser Wirkung gezeigt. Mehr als je bewegen sich die Gedanken der Menschen um Jesus; sie fangen auch Kreise zu erregen an, die vorher sich wenig darum bekümmerten. Mir scheint sie nur eine der Formen zu sein, wie sich die Auferstehung Jesu unter uns vollzieht. Diese ist schon eine Zeitlang im Werke: in den Versuchen, das Leben Jesu den Menschen näher zu bringen; in dem Aufleuchten der Gedanken Jesu in unserem religiösen, sittlichen und sozialen Leben; auch in der Arbeit der sogenannten Bibelkritik, die, oft ohne es zu wollen, Jesus aus dem Grab hat befreien helfen — nun vollzieht sie sich im Sturm! Gott braucht mannigfache Mittel im Dienste seiner Wahrheit, er braucht auch scheinbare Zerstörer zum Bauen. Er arbeitet mit zwei Händen: die eine heißt Ja, die andere Nein — aber auch das Nein dient dem Ja.

So höre ich auch aus diesem Sturm eine Verheißung. Freilich verwandelt sie sich, wie jede solche, sofort in eine Forderung. Wir müssen selbst mithelfen, daß Jesus lebendig werde. Das Bild des Jesus der Bergpredigt, des Jesus der Armen und Kranken, der „Zöllner und Sünder", des kämpfenden Jesus, des Jesus, der gegen Pharisäer und Priester steht, des Jesus in Gethsemane — kurz das Bild des wirklichen Menschen Jesus, in dessen menschlichem Tun und Wesen Gottes Tun und Wesen uns anschaulich und verständlich wird, muß unverdrossen herausgearbeitet und gezeigt werden. Vor allem aber: Jesus muß unter uns praktisch lebendig werden. Das wird unendlich mehr wirken als alle wissenschaftlichen Beweise. Jesus muß von den Wolken des Himmels herabsteigen und als Mensch unter Menschen gehen, daß er die Sonne der Menschenwelt werde, die zu leugnen niemand Lust hat; er muß eine ungleich mächtigere Realität werden, als er jetzt ist. Er muß Gestalt gewinnen in einer Menschenwelt, die seinen Geist und Willen verkörpert. Daran mahnt der Sturm, der uns jetzt umbraust — es ist Frühlingssturm!

2. Die zweite Frage, die mir der heutige Jesusstreit aufgibt, ist die: Warum empfinden Zahllose eine Freude darüber, wenn ihnen das genommen werden soll, was uns doch das Schönste und Beste ist und was ihnen selbst und ihren Vätern und Vorvätern ebenfalls

als das Schönste und Beste gezeigt worden war? Die Frage ist, wie man sofort sieht, allgemeiner Art: sie bezieht sich auch auf den Atheismus und allerlei analoge Erscheinungen. — Woher die Freude an der Zerstörung des Heiligen?

Die Antwort führt uns vor eine der fundamentalsten Tatsachen unserer geistigen Kultur.

Man könnte zunächst sagen, diese Freude sei kindischer Zerstörungstrieb, sei eine Aeußerung jenes Vandalismns, der nun einmal in der Menschennatur liege. Aber dann müßte mir dieser Zerstörungstrieb selbst wieder erklärt werden. Daß er in der Menschennatur liege, kann ich nicht als genügende Erklärung gelten lassen. In der Menschennatur liegt auch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, besonders vor dem durch lange Ueberlieferung als solches bestätigten, und wir gewahren denn auch nirgend anders eine solche Leidenschaft radikaler Negation in religiösen Dingen, wie auf dem Boden unserer christlichen Welt. Sie muß also in einer Tatsache der christlichen Geschichte ihre Erklärung finden und es scheint mir, diese Tatsache sei leicht aufzuweisen: Es ist die furchtbare Belastung unseres religiösen Wesens durch Unfreiheit.

Es ist zunächst die Belastung durch Angst und Zwang. Jedermann weiß, wie es sich damit verhält. Aus dem Evangelium Jesu vom Vater, dem Kind, dem Bruder, von der Freiheit und der Liebe ist ein Staatsgesetz geworden (das war der Sinn des Dogmas als solchen) das von einer heiligen Staatsordnung (der Kirche) gehütet wurde und dessen Uebertretung zeitliches und ewiges Verderben bedeutete. Durch Bannflüche, Kerker und Scheiterhaufen, in neueren, weniger robusten Zeiten durch allerlei religiösen, moralischen, sozialen Druck wurde es den Menschen aufgenötigt. Die Kirche legte sich auf eine bestimmte Form religiöser Erkenntnis fest und betrachtete jeden Versuch einer Umbildung als Frevel. So wurde neue Erkenntnis und freies Denken eine verbotene Frucht, die die Menschen erst recht reizte. So sammelte sich allmählich jener Geist der Erbitterung und Auflehnung gegen das ganze christlich-religiöse Wesen an, der nun, seitdem die Macht des Kirchentums und Religionszwanges dahin ist, in vulkanischen Ausbrüchen zu Tage tritt und „will sich nimmer erschöpfen und leeren." Wir müssen bedenken: fast anderthalb Jahrtausende hat die Zwangsreligion gedauert, darum muß auch die Reaktion dagegen Zeit haben und wir darum Geduld mit ihr. Sie ist ein Gesundungsprozeß. In diesen vulkanischen Ausbrüchen des Kirchenhassens und scheinbaren Religionshasses, ja Antichristentums, muß Angst, Zorn, Gift und Fluch, die in der langen Zeit der Mußreligion sich angesammelt haben, herausgeschafft werden. Dann wird eine Zeit kommen, wo die Menschen in der Atmosphäre vollkommener Freiheit sich wieder dem Heiligen zuwenden werden, wo sie sich freuen werden an Gott, weil er ihnen nicht mehr Druck und Qual ist, nicht mehr Belastung des Wahrheitssinnes und Hemmung

des Denkens, sondern das Aufatmen der Seele in Höhenfreiheit und die Rettung des Geistes vor der Vernichtung, womit die Natur ihn bedroht. Dann wird die kindische Freude an der radikalen Negation aufhören. Der Trieb nach Negation wird sich ersättigt haben. Er wird namentlich dann aufhören — ich meine, als Leidenschaft und Krankheit aufhören — wenn Religion und vollkommen freies Denken einmal endgültig verbündet sind und das Christentum seine vorwärtsgekehrte Haltung gefunden hat, um sie nicht mehr zu verlieren. Freies Denken und neue Erkenntnis sind dann keine verbotene Frucht mehr; sie werden von der Frömmigkeit selbst angeboten, gefördert, als Gottesgabe gegrüßt. Darum werden die Menschen auch nicht mehr aus dem Hang zum Verbotenen gierig nach allen Torheiten greifen, wenn sie nur radikal und negativ erscheinen, sondern im Denken männlicher werden.

Die Anwendung auf unseren speziellen Fall ergibt sich von selbst. Auch Jesus, die wunderbarste Gabe Gottes, ist den Menschen eine Last geworden. Das Christusdogma wurde ein Druck für ihr Wahrheitsgewissen. Auch was dauernde Wahrheit seines Wesens und Wollens ist, konnte doch die Herzen nicht in Freiheit gewinnen, sondern wurde den Menschen aufgedrängt: es wurde ihnen endlos vorgepredigt und schon den Kindern, willigen und unwilligen, eingepreßt. Zugleich wurde dieser Jesus zu einem Verbündeten alles Unrechts, aller Engigkeit und Gesetzlichkeit gemacht. So verbanden sich mit seinem Namen und Bild allerlei Vorstellungen von Unfreiheit, Kleinlichkeit und Ekel. So wurde er eine Last. Man ist froh, sie abschütteln zu dürfen.

Aber zu der dogmatischen, gesetzlichen, kirchlichen kommt die historische Belastung. Das Christentum war zu einer Vergangenheitsreligion geworden. Es hatte den Blick rückwärts gewendet; es war fertig: fertig seine Lehre, seine Offenbarungen, fertig sein Kultus, fertig seine Praxis. So stellt es sich noch heute allen denen dar, welche die inzwischen wenigstens da und dort eingetretene Wendung nach vorwärts noch nicht kennen. Gegen dieses Fertige, Starre, bloß Vergangene, bloß Historische, wendet sich der Zerstörungstrieb, von dem wir geredet haben und wir müssen in diesem Fall sagen, daß es einfach das Leben, das vorwärtsdrängende, ist, das sich gegen die Erstarrung wehrt. Der Glaube an Jesus nun erscheint ganz besonders als Verkörperung alles Kultus der Vergangenheit. Jesus scheint dazustehen als die Mauer, die alle geistige Vorwärtsbewegung hindern will — darum wird er abermals als Druck empfunden und seine Beseitigung als Befreiung.

Wenn sich das alles so verhält, was lehrt uns dann der heutige Jesusstreit? Er lehrt uns offenbar, daß wir daran arbeiten müssen, diese Belastung unseres religiösen Wesens zu beseitigen. Er selbst wird sie beseitigen. Das Ergebnis wird wieder sein eine Auferstehung Jesu. Denn das ist uns doch klar,

daß der wirkliche Jesus, das wirkliche Evangelium vom Gottesreiche zwar wohl auch eine Forderung bedeuten, aber keine Belastung des Wahrheitssinnes, keine Unfreiheit, sondern daß sie vielmehr der Ruf zur vollkommenen Freiheit sind, der höchste, den die Menschheit vernommen hat und vernehmen kann. Hier ist nichts von Dogma und Kirchentum, nichts von Muß- und Zwangsreligion, nichts von Aufdrängen, Anpredigen, Anlehren, sondern das sonnige Aufleuchten der Gabe Gottes, Gottes selbst, für die Menschenherzen. — Und es ist uns ja auch klar, daß das Reich Gottes, das Jesus verkündigt und das in ihm da ist, nicht einen Kultus der Vergangenheit bedeutet, sondern den Dienst des lebendigen Gottes, der heute so gut schafft wie vor zweitausend Jahren und daß dieses Reich zwar seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit mit starken Klammern festhält, aber doch von diesem Blick nach rückwärts bloß Kraft holt, vorwärts zu schauen und zu schaffen dem großen Ziel entgegen: daß Gottes Wille geschehe auf Erden wie im Himmel und Er alles in allem sei. Daß diese Wahrheit erwache, noch völliger erwache als bis anhin, und die christliche, ja auch die übrige Welt erhelle mit dem Glanz der Freiheit und des Lebens, das ist's, nach meinem Gefühl, was der heutige Sturm will. Es ist Ostersturm. Jesus soll auferstehen, soll wieder auferstehen, wie er so oft schon in der Geschichte auferstanden ist, und verjüngt, in neuer Herrlichkeit, über eine aufgrünende Erde schreiten.

3. Ich habe damit schon ein weiteres Moment gestreift, das ich nun noch etwas mehr hervorheben möchte. Unser Christentum, hab' ich gesagt, sei zu sehr historisch geworden. Ich möchte hinzufügen, daß auch dieses Historischwerden seine Ursache hatte. Sie bestand einfach darin, daß es in der Gegenwart eben unlebendig geworden war. Damit lenke ich zunächst zu einem früheren Gedankengang zurück. Ich habe zu zeigen versucht, daß die Behauptung, Jesus habe nicht gelebt, nur darum so leicht Glauben finden könne, weil er in der Gegenwart so wenig bedeute. Diesen Gedanken möchte ich nun noch ein wenig erweitern und anders wenden.

Wir sind so tief in die Vergangenheitsreligion hinein geraten, weil wir religiös zu schwach waren, um eine lebendige Gegenwartsreligion zu haben. Wir mußten in der Geschichte Kraft suchen, weil es uns an gegenwärtigem Gotterleben fehlte. Unsere Quellen waren vertrocknet, daher flüchteten wir uns zu den alten Brunnen, die noch immer in herrlicher Fülle strömten. Wir haben das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur auf dem Gebiete der Religion, sondern auch auf allen andern getan. Weil wir keine lebendige Philosophie hatten, trieben wir mit großem Eifer Philosophiegeschichte, weil wir keine aus der Gegenwart erwachsene Kunst besaßen, suchten wir Stile und Kunstformen aus allen Zeiten und Zonen zusammen. Wir verfielen dem Historismus d. h. dem Kultus der Geschichte, der Autorität des Vergangenen als solchen.

So bekamen wir auch ein historisches Christentum und einen historischen Christus. Alle christliche Wahrheit wurde aus der geschichtlichen Erscheinung Jesu abgeleitet. Das Dogma wurde aufgegeben, aber auch alle religiöse Spekulation abgelehnt und einzig auf den Jesus der Evangelien, wie die neuere Theologie ihn verstand, als auf die Quelle aller Wahrheit Gottes verwiesen. Dabei wurde das Uebernatürliche in der alten Form immer mehr bestritten oder doch auf der Seite gelassen und einfach auf die Botschaft Jesu und den Eindruck seines Lebens und Sterbens und seiner „Persönlichkeit“ abgestellt. Dieser „historische Jesus“ trat an Stelle des Christus der christlichen Geschichte. Auch das war zunächst ein Fortschritt. Jesus wurde dadurch lebendiger, menschlicher und den Menschen näher gerückt. Wir alle haben davon viel gewonnen. Das muß kräftig festgehalten werden, auch wenn wir nun von dieser ganzen Art wieder etwas abkommen sollten.

Das wird aber, wie mir scheint, immer mehr geschehen. Der Historismus ist den Menschen zuwider geworden. Nachdem schon in den siebziger Jahren Nietzsche dagegen seinen Kampfruf erhoben*), ist gegen Ende des Jahrhunderts und nachher immer stärker die Sehnsucht nach Gegenwartsleben erwacht. Wir wollen Gegenwartskunst, Gegenwartsbildung, Gegenwartsphilosophie, Gegenwartsethik und Gegenwartsreligion. Eine Mißachtung der Geschichte braucht darin nicht eingeschlossen zu sein, aber sie soll nicht mehr herrschen, sondern dienen, nicht mehr Last, sondern Anregung, nicht mehr Hemmung, sondern Ermutigung, nicht mehr Dämpfung des Geistes, sondern Quelle des Enthusiasmus sein.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Reaktion gegen den Historismus des Christentums und im besondern den „historischen Christus“. Kalthoff und Drews sprechen es beide offen aus und lassen es auch sonst deutlich erkennen, daß dies das innerste Motiv ihres Auftretens sei. Und ich meine, daß dieses Motiv sein gutes Recht habe. Wir können nicht bloß vom Historischen leben, am wenigsten in der Religion. Wir wollen aus frischen Quellen trinken, wenn unsere Seele nach Gott dürstet, dem lebendigen Gott. Wir bedürfen des Gottes, der heute schafft und heute spricht. Und so bedürfen wir auch eines lebendigen Christus, eines Christus, der auf den heutigen Wegen mit uns geht, der mit uns durch die heutige Welt wandert, der uns Licht ist für die heutigen Dunkelheiten; wir bedürfen eines Christus, der uns aus der Zukunft entgegenkommt als Verkörperung aller großen Gedanken Gottes und aller Verheißung des Menschentums.

Das war uns der Jesus der neueren Theologie nicht. Er war zu sehr eine Größe der Vergangenheit. Wohl wurde uns gesagt, daß

*) Vgl. „Nutzen und Nachteil der Historie“ (in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“).

seine Botschaft auch für uns noch Wahrheit sei und daß aus seiner Erscheinung auch uns noch Gottes Licht entgegenstrahle, aber diese Botschaft bedurfte einer mühsamen Uebersetzung in die Sprache unserer Zeit und diese Offenbarung Gottes in Jesus machte uns Gott in unserer Welt wenig offenbar. Ging doch gerade die sogenannte moderne Theologie darauf aus, diesen „historischen Jesus" uns als recht *fremdartig* hinzustellen, sein Denken als von dem unsrigen himmelweit verschieden. Wie konnte er uns denn ein Christus für die Gegenwart und Zukunft sein? Es war ein mühsames und künstliches Unternehmen, diesen Jesus doch als unseren gegenwärtigen Führer und Helfer festzuhalten.

Darum sind wir von diesem „historischen Jesus" abgekommen. Das bloß Historische genügt uns nicht mehr, es stößt uns eher ab. Aus diesem Gefühl heraus sind Kalthoff und Drews nun so weit gegangen, Jesus aus der Geschichte zu streichen oder doch seine zentrale Bedeutung für das vergangene und gegenwärtige religiöse Leben zu leugnen. Sie wollen Gegenwartsreligion, einen Christus aus unserer Zeit und für sie. Sie sind eine Reaktion auf den „historischen Jesus" der modernen Theologie. Aber so sehr sie mit ihrem Motiv recht haben, so sehr irren sie in der Form, worin sie ihm Ausdruck geben. Es ist ein anderer Weg, den wir zu gehen haben. Was wir nötig haben ist, daß der historische Jesus uns zugleich ein gegenwärtiger wird.

Welches ist wohl der Weg dazu?

Bevor wir diesen zu zeigen versuchen, müssen wir aber noch nachdrücklich darauf hinweisen, daß eben der Historismus eine Ursache der Leugnung der Existenz Jesu ist. Ich meine das nicht nur in dem Sinne, daß Gegensätze ja leicht ineinander umschlagen, also auf den Geschichtskultus eine Welle der Geschichtsverachtung folgen mußte; der Zusammenhang ist vielmehr noch einfacher: Weil man sich gewöhnt hatte, bloß in der Geschichte Gott zu sehen und für sein gegenwärtiges Leben und Schaffen die Augen zu schließen, so verstand man ihn zuletzt auch in der Geschichte nicht mehr. Denn das muß allem Historismus scharf ins Gesicht gesagt werden: Die Geschichte wird nur von der Gegenwart aus verstanden; fehlt es der Gegenwart an Leben, so ist auch die Geschichte tot. Da wir nun verlernt hatten, Gott in der Gegenwart zu sehen, so sahen wir ihn auch in der Geschichte, also auch in der Geschichte Jesu, nicht mehr recht. Und so erblaßte für viele das Licht Christi, das aus dem Evangelium leuchtet und es fiel ihnen leicht, diese größte und konkreteste Realität der Geschichte als Mythus zu erklären.

Damit ist uns nun der Weg gezeigt; auf dem wir zu dem lebendigen und gegenwärtigen Jesus gelangen können: *Wir müssen besser lernen, Gott in der Gegenwart zu verstehen.* Wir müssen die Gegenwart ins Licht Gottes rücken, in ihr Licht Gottes *suchen*. In ihren Entwicklungen, Katastrophen, Kämpfen, Hoffnungen, Nöten und dazu in unserem eigenen Herzen und Leben müssen wir

das Schaffen Gottes zu erkennen suchen, anders ausgedrückt: wir müssen den gegenwärtigen und kommenden Christus zu erkennen suchen. Dann müssen wir uns mit dem so gewonnenen Lichte der Vergangenheit zuwenden und damit den Christus zu erkennen suchen, der uns in Jesus erschienen ist. Dann erst wird er uns lebendig. Dann aber ist er auch nicht mehr ein vergangener, ein „historischer", sondern ein gegenwärtiger und künftiger Christus, der Christus der heute mit uns geht, der heute uns hilft, heute uns Gottes Gedanken klar macht, heute uns Offenbarung ist und uns weiteren Offenbarungen entgegenführt. Das ist dann das lebendige Verhältnis, worin Geschichte und Gegenwart zusammenwirken: Gerade weil wir einen gegenwärtigen Christus brauchen, wenden wir uns dem Christus der Geschichte zu, um von ihm Licht zu holen, und je mehr wir ihn verstehen, desto mehr wird er uns ein lebendiger und gegenwärtiger.

Damit ist freilich auch gesagt, daß dieser Christus für uns kein „fertiger" ist, sondern ein werdender. Ich meine: die Erkenntnis Jesu ist noch nicht abgeschlossen, vielmehr wissen gerade die jetzigen Stürme in uns die Ahnung erwecken, daß wir in eine neue Phase des Verständnisses Jesu eingetreten sind, daß wir eine Stufe höher hinauf müssen zu ihm, daß auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet eine Auferstehung Jesu sich vollzieht.

Doch damit sind wir auch schon zu einem weiteren Punkt gelangt, dem letzten in diesem Zusammenhang.

4. Das Letzte, was mir die heutige Bewegung klar macht, scheint mir das Allergrößte zu sein. Ich möchte nur darauf hinweisen, ohne es weitläufig auszuführen.

In dem Kampf gegen die Existenz oder doch gegen die entscheidende geschichtliche Bedeutung Jesu taucht immer wieder ein Argument auf, das mir sehr wichtig erscheint und das die Theologen noch zu wenig würdigen. Man behauptet, es sei unmöglich, dem „historischen Jesus", wie ihn die moderne Theologie darstelle, eine so große geschichtliche Wirkung zuzuschreiben, wie doch diese Theologie es tue. Das wäre ein unbegreifliches Wunder. Es wäre z. B. nicht zu verstehen, daß Paulus so von ihm reden könne wie er tue, nämlich als von einem himmlischen Wesen von völlig übernatürlicher Art, nicht als von einem Menschen von Fleisch und Blut, der vor einigen Jahren noch über Palästinas Boden gegangen.

Ich halte diesen Einwand für völlig richtig. Auch mir erscheint die ganze Geschichte des Christentums je länger je mehr unbegreiflich, wenn Jesus der gewesen ist, als den die moderne Durchschnittstheologie ihn uns hinstellt. Aber ich ziehe auch hier nicht den Schluß, daß Jesus gar nicht gelebt oder doch keine entscheidende Rolle für die Entwicklung des Christentums gespielt habe, vielmehr sage ich umgekehrt: Die ganze christliche Geschichte, auch Paulus, Johannes, die

Synoptiker,*) Jesus selbst, d. h. sein, Leben, seine Person, sein Los, seine Wirkung auf die Jünger, ist nur zu verstehen, wenn Jesus viel, viel mehr gewesen ist, als wir heute anzunehmen geneigt und zu verstehen fähig sind. Ich glaube, daß das alte Dogma in dieser Beziehung viel wahrer ist als unsere modernen Vorstellungen, daß die Orthodoxie einen Schatz hütet, den der Liberalismus nicht kennt. Freilich kennt sie selbst ihn auch nicht mehr recht. Sie hütet ihn bloß, aber sie benutzt ihn nicht, prägt ihn nicht aus. Darum mag der Liberalismus, der weniger tiefe Wahrheit besitzt, aber dafür lebendigere, verständlichere, heute noch im Recht sein. Es ist auch nicht meine Ansicht, daß das alte Dogma als solches sich je wieder auf die Dauer erneuern lasse. Wohl aber die Wahrheit, die in ihm verschlossen liegt. Sie wird in neue Formen gefaßt werden müssen und diese mögen viel einfacher, menschlicher und gleichsam natürlicher sein als die alten, aber es wird in dem schlichteren Gefäß die alte große Wahrheit Jesu Christi wieder besser zur Erscheinung kommen. Das ist aber die volle Wahrheit Gottes und des Menschen, die sich vollendet in der Vereinigung von Gott und Mensch zum Gottesmenschen und zu einer gottesmenschlichen Welt.

Wir werden diesen größeren Jesus suchen müssen, diesen Jesus, der das unbegreiflich hohe Wunder der christlichen Geschichte und im Grunde der Menschengeschichte überhaupt, erklärt, weil er selbst ein unbegreiflich hohes Wunder ist, und dabei doch so selbstverständlich, wie alle höchsten Wunder Gottes sind, wie Gott selbst ist. Diesen Jesus müssen wir entdecken, Stück für Stück, Klarheit für Klarheit, Wunder für Wunder. Darum müssen wir aber wissen, daß er uns noch nicht ein Fertiger, sondern ein Werdender ist, daß wir um ihn zu ringen haben und daß wir ihn immer nur in dem Maße finden, als wir höher hinaufsteigen und doch zugleich einfacher, kindlicher werden. Jesus Christus ist das große Geheimnis der Geschichte. Wir arbeiten unter Schmerzen und Freuden daran, es zu enthüllen. Die Geschichte, Gott in der Geschichte, arbeitet selbst daran. Am Ende der Geschichte wird es strahlen wie die Sonne. Aber er ist doch auch schon jetzt nicht nur Geheimnis, sondern zugleich klares Licht, Licht des Gottes, der uns als verborgener ebenso offenbar ist wie als offenbarer verborgen, der im Suchen sich schon gibt und im Sichgeben sich immer noch suchen läßt. So werden wir mitten im Ringen mit diesem Geheimnis doch mit Licht überströmt und wir rängen gar nicht mit ihm, wenn wir nicht schon Licht hätten.

Und so mischen sich auch im gegenwärtigen Ringen um Christus in unserer Seele Dunkel und Licht, Schmerz und Freude, banges Suchen und frohmachendes Besitzen. Aber daß wir tiefer in sein Licht hineinkommen werden, daran brauchen wir nicht zu zweifeln. Ich wiederhole es: Der Sturm, der durch die Christenheit geht, ist mir

---

*) d. h. die drei ersten Evangelien.

ein Ostersturm, der eine neue Auferstehung Jesu für unseren Verstand und unser Gemüt, für unser Herz und für die Welt ankündigt und begleitet.

L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

---

# Eine moderne Kirche.

Von Chs. Béguin.

(Aus dem Französischen übersetzt von R. P.)

Bei uns und anderwärts ist seiner Zeit viel über die Erweckung in Wales geschrieben worden; weniger hört man von einem andern religiösen Erwachen, das sich gegenwärtig in den englischen Freikirchen, namentlich in der „Congregational Church" kundtut. Zwar handelt es sich hier nicht, wie damals in Wales, um ein mehr oder weniger kurzes Auflodern von Mystizismus, sondern eher um eine langsame stetige Erneuerung der Arbeitsmethoden, um eine Anpassung der kirchlichen Organisation an die Bedürfnisse der Menschen von heute, um eine Reihe von neuen Versuchen und Anstrengungen in dem Bestreben, die Lebendigkeit und soziale Kraft der christlichen Gemeinschaften zu erhöhen; man könnte auch sagen: um eine sich anbahnende Revolution in der Auffassung, welche die autonomen Kirchen Englands bisher von sich selbst gehabt haben.

Die Kirche, die den Namen „Whitefield's Central Mission" trägt (in Erinnerung an Whitefield, der darin vom Jahre 1756 an predigte), im Centrum von London, an der Tottenhamcourt Road gelegen, mit Sylvester Horne als Pfarrer, verdient wegen der Kühnheit ihrer Methoden und ihrer ganzen Geistesrichtung als Führerin dieser Bewegung bezeichnet zu werden. Noch vor wenigen Jahren, bis 1902, zählte diese Kirche, die sich, ein roter Backsteinbau von origineller Architektur, in einem der bevölkerungsreichsten Quartiere West-Londons hart an einer der Tag und Nacht vom Lärm des Großstadtlebens erfüllten Hauptstraßen des Westens erhebt und Raum für 1600 Menschen hat, kaum 150—200 Kirchgänger. Sie war, wie viele andere Kirchen Londons, am Aussterben. Im Norden und Süden, Osten und Westen des Gebäudes erhoben sich, sagt ein kürzlich erschienener Bericht, Theater, die jeden Abend voll waren, zweifelhafte Cafes, denen es nie an Gästen mangelte, „poublichouses" und „bars", wo die Gewohnheitstrinker sich regelmäßig zusammenfanden. Die Kirche hatte alles, was eine Kirche nur wünschen kann, aber — sie war leer. Unter all den guten und schlechten Einflüssen, die sich in diesem belebten Stadtteil geltend machten, zählte allein der ihre nicht. Ihr Geistlicher und seine Gemeinde beteten und sangen mit Eifer,

und doch war ihre Arbeit nur mittelmäßig und eintönig. Ihr Ideal und ihr Werben machten keinen Eindruck auf das Volk um sie herum. Der Fehler lag an niemand und doch an allen. Zu dieser Zeit, im Jahre 1902, trat die „Congregational Union" London's mit der kleinen schlafenden Gemeinde in Unterhandlung behufs Rückkauf ihrer so vorzüglich gelegenen Gebäulichkeiten, und gelangte an einen Pfarrer namens Sylvester Horne mit dem Gesuch, ein neues Evangelisationswerk darin zu beginnen. Sylvester Horne war in den christlichen Kreisen Englands ein bekannter Mann. Noch jung, kaum aus der Universität entlassen, war er in eine der reichen Vorstadtkirchen Londons berufen worden. Von da aus war er im ganzen Land umher gereist und hatte sich bald einen Namen gemacht durch seine agressive Beredsamkeit, die er in den Dienst eines evangelischen, sozialen, bewußten und volkstümlichen Christentums stellte. Mit einem ausgeprägt mystischen Zug eine gründliche geschichtliche und wissenschaftliche Bildung verbindend, ward er schnell als einer der Führer des streitenden Nonconformismus anerkannt. In „Unsere Vorfahren" schrieb er eine packende Geschichte des Puritanismus, deren begeisterter Anhänger er geblieben ist. Einige Jahre später gab er eine „populäre Geschichte der englischen Freikirchen" heraus, bald darauf „Der Nonconformismus im 19. Jahrhundert". Mehrere Bände Predigten und Vorträge erschienen nach und nach, ferner vor nicht langem „Die Instituts-Kirche" und „Das geistliche Amt der modernen Kirche", die beide Aufsehen erregt haben.

Im Jahre 1903 zog also Sylvester Horne in die neu hergerichtete und vergrößerte Kirche von Whitefield's ein. Eine Anzahl Laien-Mitarbeiter, darunter P. W. Wilson, Mitglied des Parlaments, Journalisten und Advokaten, die für die christlichen und sozialen Ideen Sylvester Horne's gewonnen worden waren, fingen an, sich um ihn zu sammeln. Nach ein paar Monaten der Versuche und der Propaganda kehrte Leben in die verlassene Kirche zurück. Bald wurde das Gebäude zu klein und seit 1903 hat der sittliche und äußere Erfolg der Mission und der Andrang der Zuhörer derart zugenommen, daß man heute an einem Sonntag Abend eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes an Ort und Stelle sein muß, wenn man einen Sitzplatz bekommen will. Der Saal, in dem die Gottesdienste stattfinden, wird wörtlich im Sturm genommen, von einer Menge, die sich aus Vertretern aller Klassen und Bildungsstufen zusammensetzt. Und derselbe Zufluß, dasselbe Ein- und Ausgehen von Besuchern, Freunden und Neugierigen wiederholt sich an jedem Tag der Woche in dieser geräumigen Kirche, die mit ihren Lese-, Unterhaltungs-, Konzert- und Restaurationssälen zugleich ein großes Volkshaus ist. Ihr Einfluß ist heute der vorwiegende in jenem Quartier. Woher dieser Umschwung?

Das möchte ich nun versuchen, zu zeigen.

Andere „Volksheim-Kirchen", ähnlich derjenigen von Whitefield's, gibt es in vielen Städten Englands und Amerikas. In London selbst

existieren etwa zehn solcher christlich-sozialer Unternehmungen seit einer Reihe von Jahren, darunter die „Leysian Mission“, eine gewaltige Arbeitsorganisation in den Proletarierquartieren von City Road, die besonders durch ihre zahlreichen Arbeitszweige, die Ausdehnung ihrer Gebäulichkeiten und den Missionseifer ihrer Laienarbeiter auffällt. Bekannt sind auch die Kirche von Bloomsbury mit Thomas Philipp an der Spitze, und „Clarmont Hall“ unter der Leitung von Mr. Newland. In Birmingham hat kürzlich Mr. Jowett ein neues „Institute“ in Carr's Lane eröffnet, in Manchester leitet Mr. Collier ein ähnliches . . . .

Dennoch hat keines dieser jungen Unternehmungen in England den gleichen Ruf der Frische, der Originalität, der reformatorischen Kraft erlangt, dessen sich die Kirche Sylvester Horne's erfreut. Keine der andern übt auf die gesamten freikirchlichen Gemeinschaften des Landes einen so spürbaren Einfluß aus, in keiner andern wirkt der fortschrittliche Geist — in religiöser wie sozialer Hinsicht — so ansteckend in ihren verschiedenartigen Kundgebungen, auch gibt keine der religiösen und politischen Presse zu so verschiedenartigen Urteilen und Diskussionen Anlaß wie Whitefield's.

Wer dieses ausgedehnte Werk besucht, seine Atmosphäre des Fortschrittes und der Freiheit eingeatmet und etwas von dem Einfluß gespürt hat, den es sowohl auf die Masse des Volkes als auf die Gebildeten, die zu ihm gehören, ausübt, wird sich unwillkürlich fragen: Sind in dem Unternehmen Sylvester Horne's und seiner Mitarbeiter neue Prinzipien des kirchlichen Lebens wirksam, enthält dasselbe Formeln einer erweiterten Tätigkeit, welche die bleibenden Prinzipien und Formeln der gegenwärtigen protestantischen Kirche werden können, in all' den Ländern, wo sie frei handeln kann und wo sie das Volk zurückgewinnen will, um es an den Quellen des Evangeliums zu erneuern und mit ihm die Menschheitsgemeinschaft zu schaffen, die dem Ideal des Christentums entspricht?

Wenn ja, dann ist es wichtig, diese Formeln und Prinzipien zu kennen und sie zu verwerten; wenn nicht, dann erklärt sich eben der Erfolg dieser Kirche durch ein zufälliges Zusammenwirken von besonders günstigen Umständen, die im Temperament der Bewohner jenes Landes und in dem lokalen Milieu begründet liegen. Entweder ist sie eine Treibhauspflanze, die, in künstlich erwärmter Luft gediehen, in der Freiheit dünn aufschießen und verkümmern würde, oder aber sie ist ein kräftiger, gesunder Stock, dem auch wechselnde Lüfte nichts anhaben können.

Um hierüber Klarheit zu bekommen, müssen wir uns zunächst mit der leitenden Persönlichkeit der Kirche bekannt machen, hernach mit ihrer Organisation.

Bei Sylvester Horne trifft nicht zu, was von den Leitern der Leysian Mission gesagt worden ist: „Daß sie keine Redner seien, daß ihre Ansprachen nichts besonderes an sich haben.“ Sylvester Horne

ist ein „public man“. Er ist ein Jünger von Hugh Price Hughes, des ersten Führers des sozialen Christentums in London, der vor etwa zehn Jahren gestorben ist. Dessen rednerische Wucht, mystische Inspiration, Kühnheit des Denkens, sein brennendes Interesse für alle nationalen und sozialen Fragen, seine ungeschminkte Offenheit, kennzeichnen auch Sylvester Horne. Fortwährend ist er auf der Fahrt zwischen dem Norden und Süden Großbrittaniens, Vorträge haltend, predigend, werbend für seine Prinzipien einer erneuten Kirche. Wo es sich in der Politik um Fragen des sozialen Friedens handelt, um die Besserstellung der Arbeiter, den Kampf gegen die Staatsabhängigkeit, gegen die anglikanische Kirche, für die Sekularisierung der Schule, da findet man ihn unermüdlich am Ruder. Mit Dr. Clifford war er einer der Führer der „passive resistance“ Bewegung, deren Anhänger die Bezahlung der Schulsteuern verweigern, um dadurch gegen die Vorrechte zu protestieren, welche das Gesetz Balfour den Anglikanern in der Volksschule gewährt. Er ist Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften der Congregational Church und gibt selbst ein Blatt heraus, das „London Signal“ mit religiös und sozial sehr weitgehender Tendenz.

„Die Freikirchen — schreibt er in seinem neuesten Buch über das geistliche Amt der modernen Kirche — haben sich viel zu sehr isoliert. Ich weiß wohl, daß das anglikanische Staatskirchentum sie in den Schatten gedrängt hat. Aber sie haben Unrecht gehabt, sich daran zu gewöhnen und sogar an dieser Demütigung Gefallen zu finden. Noch vor wenigen Jahren schienen sie mehr darum besorgt zu sein, einigen wenigen Gestrandeten ein Rettungsboot zu bringen, als das Schiff selbst mit allem was darauf ist, zu retten. Sie glichen darin dem Helden Victor Hugo's, der nur einen kleinen Garten besaß, in dem er spazieren gehen konnte, aber sich damit tröstete, daß er, wenn schon wenig Blumen, doch alle Sterne des Himmels darin habe. Das mag ja eine ganz schöne Auffassung sein. Es ist die Philosophie derer, die dem Täufer in die Wüste folgen, nicht aber Jesus in die Welt. Vergessen wir nicht die scharfe Kritik des Italieners Mazzini. Er hatte den katholischen Glauben aufgegeben, aber fühlte sich doch nicht daheim im Glauben der Protestanten. Im fehlte darin der Ehrgeiz und die Weite. „Es gibt keine Religion, rief er aus, ohne den Glauben an die Solidarität der Menschheit. Wir haben nichts zu schaffen, sagt ihr Protestanten Italiens, mit den sozialen und politischen Fragen; und indem ihr so die Menschen in den Händen ihrer Bedrücker läßt, gebt ihr vor, ihre Seelen zu erziehen und zu befreien!“

Etwas weiter, wo er sich an junge Theologiestudenten wendet, sagt er:

„Um den christlichen Tatsachen und der religiösen Sehnsucht des modernen Gewissens Ausdruck zu geben, um die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bewegungen der Gemeinde, in der wir leben, christlich zu beeinflußen, sind wir Geistliche der Freikirche in einer überaus günstigen Stellung. Demütig aber furchtlos müssen wir alle die Pflichten und Verantwortlichkeiten auf uns nehmen, die das vielseitige Leben der Oertlichkeit in der wir wohnen, berühren.. Wir dürfen uns nicht mehr damit begnügen, die Geistlichen einer auserwählten Schar von Gläubigen zu sein, die sich des Sonntags in einem bestimmten Lokal aus doktrinären oder andern Sympathien zusammenfinden. Wir sind in unserm Amt, um Jesus und dem Volk zu dienen. Sollten wir in uns einen Zug zum Mönchtum entdecken, eine Neigung, den öffentlichen Platz und Kampf zu fliehen — nun, dann sind wir eben für das moderne Pfarramt nicht geschaffen, und je bälder wir einsehen, daß es über unsere Kraft geht, desto besser. Sind wir zum Philosophen oder Theologen

im akademischen Sinn des Wortes veranlagt, so werden wir als solche ohne Zweifel wertvolle Dienste zu leisten imstande sein; aber die Masse des Volkes wird sich in ihrem schmerzlichen sittlichen und sozialen Ringen Andern zuwenden, um von ihnen Worte der Hoffnung zu hören. Erstaunt nicht, wenn ich dafür eintrete, daß in eurem Leben ein wenig Heldentum sein möchte. Das Zeitalter des Rittertums muß wiederkommen, um unter uns Mut und Opferfreudigkeit zu schaffen, wenn durch solches Opfer Unterdrückte aus sittlicher und ökonomischer Knechtschaft erlöst werden können. Die Geschichte der Freikirchen steht mit feurigen Buchstaben in den Annalen Europas geschrieben; sie, unsere Vorfahren, sind es gewesen, die die weltlichen und geistlichen Kronen gedemütigt, die der ganzen Menschheit bewiesen haben, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht. Sie sind es gewesen, die mit vollen Händen Demokratie und Freiheit in der Welt gesät haben. Heut' brechen neue günstige Zeiten für uns an. Schon hat die Stunde zum Handeln geschlagen."

Die Theologie Sylvester Horne's ist die Theologie eines Mannes der Tat: Der Kantismus der praktischen Vernunft, durchdrungen von messianischer Glut und evangelischer Lebendigkeit. Sie entbehrt einer strengen Orthodoxie. Die Auseinandersetzungen der modernen theologischen Wissenschaft haben seine Anschauungen erweitert. In ihm schlägt das Herz des Menschen von heute mit all seinen Gewißheiten und Ungewißheiten, seiner Müdigkeit und seiner jugendlichen Hoffnung.

Nach dem Dafürhalten Sylvester Horne's hat die Wissenschaft und die wissenschaftliche Methode dem christlichen Glauben nichts weggenommen; sie haben ihn im Gegenteil erweitert und in seinem eigenen Gebiete bereichert. Die frühere Vorstellung Gottes beschränkte sein Wirken auf die Schöpfung und auf wenige kurze Eingriffe der Vorsehung. Diese Augenblicke, in denen seine Fürsorge sich kundtat, waren wie Oasen in der menschlichen Wüste. Ein solcher Glaube war eng und ungenügend. Wie viel lebendiger als die alte Doctrin ist doch die Vorstellung eines immanenten Gottes, zu der uns die Wissenschaft berechtigt, verbunden mit dem übernatürlichen Gottesbegriff, den uns die moderne kantische Philosophie gegeben hat. Der Glaube ist nicht durch Verarmung, sondern durch Bereicherung gerettet worden. Auch die moderne Auffassung der Person Jesu ist inhaltsvoller und reicher als die frühere. Die metaphysische Gottheit Christi, durch die Modernen wieder in den genauen historischen Wirkungskreis eingesetzt, in dem er gelebt hat, hat sich aufgelöst, und an ihre Stelle ist die Menschheit Christi getreten, höher, göttlicher und geheimnisvoller als alle Geheimnisse des alten Dogmas. Dasselbe gilt von der Lehre von der Sünde. Heute kennen wir neben den individuellen die erblichen und sozialen Folgen der Sünde. Und das gibt uns eine noch tragischere Idee von ihr und ihrer unheilvollen Macht. Das alte Dogma gewinnt dadurch an wissenschaftlicher Autorität und sittlicher Eindrücklichkeit. Und so lebt der christliche Glaube Kraft seiner wachsenden Kühnheit und Erhabenheit. „Wenn unsere Gerechtigkeit nicht größer ist, als die der modernen Schriftgelehrten, so werden wir das Reich der Himmel nicht sehen." Der Glaube nimmt zu an Kraft und Größe mit den auf- und niedersteigenden Jahrhunderten; jede Generation muß und wird den Schatz christlichen Glaubens reicher und reiner dem kommenden Geschlecht übergeben.

Das ist der Hauptinhalt der religiösen Predigt S. Horne's. Seine Originalität liegt in der lebendigen, bald zarten, bald derb anfassenden, eindringlichen und flehenden oder strengen und herben, oft auf die Geschichte und die Konflikte der Gegenwart anspielenden Art, mit der er für sein Ideal eintritt. Einige Stellen aus seinen populären Sonntag-Abend-Predigten mögen dies illustrieren.

Ueber 2. Moses, 4, 31: „Und das Volk glaubte. Und da sie hörten, daß der Herr die Kinder Israels heimgesucht und ihr Elend angesehen hatte, neigten sie sich und beteten an."

„Die Geschichte meines Textes, hub er an, ist eine Geschichte in zwei Teilen. Der erste Teil erzählt, wie das Volk den Glauben verlor, der zweite, wie es den verlorenen Glauben wieder gewann. Ich will heute Abend nicht über antike Geschichte zu euch reden, sondern über modernes Leben, auch werde ich mich nicht lange bei den Einzelheiten meines Textes aufhalten. Aber ihr wißt, daß die Geschichte sich zu wiederholen pflegt, und das Geschick der Israeliten hat sich in der Geschichte der Menschheit oft wiederholt. Also der erste Teil erzählt, wie die Juden ihren Glauben verloren. Das ist sehr einfach. Ihr Glaube wurde zerstört, weil sie eine Beute des genußsüchtigen Despotismus der Egypter geworden waren. Jeden Tag trug der Israelite seine Backsteine herbei, wohl wissend, daß er am Schluß des Jahres seiner Befreiung und seiner Unabhängigkeit nicht näher sein werde als zu Beginn desselben. Es lebte keine Hoffnung mehr in seinem Herzen; und unter solchen Umständen denkt ein Mensch nicht logisch. Welche Philosophie könnt ihr von einem Menschen erwarten, der unter Sklaverei leidet? Der nächste Schluß, den er aus seinem Zustand ziehen wird, wird sein, daß seine Religion Bankrott gemacht habe. Sein Gott ist für die Knechtschaft aller verantwortlich. Von schlechten sozialen Verhältnissen rührte also dieser Kleinglaube her. Der zweite Teil unserer Erzählung zeigt, wie das Volk den verlorenen Glauben wiederfand. Eine Tatsache zerstörte seinen lähmenden Skeptizismus. Das war das Auftreten eines Befreiers, eines Mannes Gottes, der ein Leben des Reichtums aufgab, um die Armut der Unterdrückten auf sich zu nehmen, um in ihre Wohnstätten einzutreten, ihre Leiden zu tragen, mit ihnen zu arbeiten, damit er sie so nach und nach zu einem bessern und höhern Leben führen könne. Moses war ein Mann des Glaubens ... Seine Botschaft war die: Indem ihr aufgehört habt zu glauben und in Gottes Gemeinschaft zu leben, habt ihr auch alle Hoffnung auf soziale Befreiung verloren. Ich glaube, daß Moses recht gehabt hat, und daß jeder recht hat, der in unserer Zeit von diesem Geist durchdrungen ist. Ein Politiker sagte mir kürzlich: „Sie wünschen eine soziale Reform in London. Sie werden sie erst nach einer religiösen und sittlichen Reform durchführen können." Dieser Politiker hat recht. Soziale Reform durch eine religiöse Erweckung. Das Gewissen der Nation müssen wir aufwecken, um ihre Zustimmung zu den Reformen zu erhalten und sie dann durchzuführen. In der Tat: glaubt ihr, daß der sogenannte wissenschaftliche Materialismus oder der phlegmatische Agnostizismus das Feuer der Liebe, den Durst nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit den Menschen ins Herz geben werden? Werft doch einen Blick auf die Geschichte eures 18. Jahrhunderts ...

Und so fährt die Predigt fort mit häufigen Anspielungen auf die Geschichte, und endet in einem einfachen, herzlichen Appell.

Ein ander Mal wählte er als Text: „Ich will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes, und den Namen der Stadt meines Gottes." (Offenb. 3, 12.)

„Ich habe diesen Text ausgelesen, weil darin das enthalten ist, was viele Christen unserer Zeit wünschen: Die praktische Aussöhnung zwischen christlichem Individualismus und christlichem Sozialismus. Der christliche Bürger von Philadelphia trug auf seiner Stirne zwei Namen lesbar geschrieben, den Namen Gottes und den Namen der Stadt Gottes. Der Name Gottes bedeutet, daß er Gott ange-

hörte durch die ganz und gar individuelle Tat seines Lebens, die kein anderer Mensch und kein Staatserlaß für ihn tun konnte, und die den Mittelpunkt des religiösen Lebens ist. Der Name der Stadt Gottes bedeutet, daß er seinen menschlichen Mitbürgern angehörte durch dieselbe Hingabe seines Lebens, daß er mit ihnen in der Liebe und Gerechtigkeit des Gottesreiches verbunden war. Er war somit ein Individualist wegen seinen persönlichen Beziehungen zu Gott; und ein Sozialist (ich gebrauche das Wort in keinem doktrinären oder parteipolitischen Sinn) weil ihm das Verständnis für das Gemeinsame der Interessen der Menschheit geöffnet worden war. Das ist das Ideal, das uns in unserm Text gezeigt wird. Es ist kaum nötig, daß ich den ersten dieser beiden Punkte besonders betone. Wir alle wissen, daß die Reihenfolge in unserm Text die unvermeidliche ist. Damit ein Mensch ein tüchtiger Diener der Gerechtigkeit, die in der Stadt Gottes herrscht, sei, muß zuvor in seiner Seele deutlich der Name Gottes geschrieben stehen. Er muß die Wirklichkeit Gottes kennen. Warum? Weil die Aufgaben, die in der Menschheit auf ihn warten, solcher Art sind; wenn er ohne die Mithilfe seines Gottes an sie heran tritt, so ist sein Tun zum voraus der Erfolglosigkeit geweiht . . .“

Nachdem er diese erste Idee entwickelt, geht er zur zweiten über: der Pflicht des Christen, das Ideal der sozialen Brüderlichkeit zu verwirklichen.

„Ja, wird man mir sagen, es ist ja schön und gut, uns dieses Ideal zu zeigen, aber wir sind noch so weit davon entfernt.“ Zugegeben! Aber soll ich euch einige der Ursachen nennen, warum dies Ideal noch in so weiter Ferne liegt, warum die soziale Wirklichkeit, wie sie uns heute entgegentritt, so beschämend ist? Die Ursache davon ist nichts anderes als die Trägheit und Gleichgültigkeit der frommen Leute, die verdrießliche Untätigkeit derer, die zwar auf ihrer Stirne in goldenen Lettern den Namen Gottes tragen möchten, nicht aber den Namen der Stadt Gottes. In ihrem Eifer nach einem andächtigen Leben haben sie sich von ihren Mitmenschen abgeschlossen, derweil das Uebel sich organisierte und ihren Mangel an Wachsamkeit benützte, um zu Macht und Einfluß zu gelangen. Von dem Bekehrten wurde keine soziale Pflicht erwartet, nur des Himmels mußte er gewiß sein. Nein, nein! Euer und mein Ideal ist das des großen Schotten John Knox, der auf seinem Totbett seine Freunde zusammenrief und mit ihnen das 17. Kapitel des Johannesevangelium las. In dem Augenblick, da einer der Freunde las: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel,“ erhob sich der alte Prophet und rief: „Da habe ich meinen Anker geworfen.“ — „Wirf deinen Anker da, junger Mann, junge Frau, die du mir zuhörst!“

„Glaubt ihr, daß auf unserm Land ein solcher Fluch des Alkohols lasten würde, wenn die Christen ihre soziale Pflicht getan hätten? Jede Ecke unseres nationalen Lebens zeugt von Vernachlässigung. Als Jesus das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählte, wollte er nicht sagen, daß die Kirchen durch ihre Vertreter den Reisenden plünderten und mißhandelten. Nein, sie gingen bloß auf die andere Seite. Während die frommen Leute im Gebet versammelt waren, schliefen die Diener Mammons nicht, sondern eigneten sich die politische Maschinerie an, und jetzt plötzlich wachen die Christen auf und sehen sich in den Maschen eines weitläufigen Netzes gefangen, aus dem es schwer hält, sich loszumachen. Und da klagen die Kirchen, daß die Welt böse sei, daß man nur noch sterben könne, um in eine bessere Welt einzugehen, und weinen über die Schlechtigkeit der Menschen. Ueber sich selbst sollten sie weinen. Es ist ihr Fehler. Als kürzlich zwölf Wirtschaften um die Erlaubnis einkamen, in der kleinen, allgemein als verseucht bekannten Straße hinter unserer Kirche ihre Lokale aufzutun, glaubt ihr, daß die Kirchen des Quartiers sich dieser Patenterteilung widersetzt haben? O nein; sie haben darauf verzichtet. Sie beteten wohl: „Dein Wille geschehe auf Erden“. Aber sie waren zu bequem, sich selbst in das Handgemenge zu werfen.“

Diese paar Auszüge sind charakteristisch für die Art Sylvester Horne's. Von Herzen evangelisch, verbindet er in einem Geist der

Freiheit die soziale mit der religiösen Botschaft Jesu. Immerhin nicht so, daß nun das eine mit dem andern in allen seinen Predigten vermischt würde. In den Sonntag-Morgen Gottesdiensten beschränkt er sich fast ausschließlich auf religiöse und sittliche Betrachtungen. In den Abend-Gottesdiensten, die einen mehr populären Anstrich haben und nicht wie am Morgen nur für die eingeschriebenen Mitglieder der Kirche berechnet sind, sondern zugleich für die Menge von Freunden und von Neugierigen, die vorübergehen, sind seine Appelle vorwiegend apologetisch und sozial in dem Sinn der oben zitierten Stellen.

(Schluß folgt.)

---

# Die Aufgaben der Frau in der Jugendfürsorge.

Das neue schweizerische Zivilgesetz bringt der Frau das Recht, Vormundschaften zu übernehmen. Zugleich bietet es die Grundlage zu einem systematischen Ausbau der Fürsorgeerziehung. — Wahrhaft prophylaktische Fürsorge liegt schon darin, daß der Gesetzgeber der Auflösung der Familie, dieser schwerwiegendsten Ursache der Kinderverwahrlosung, zu steuern sucht, soweit dies einem so großen, verwickelten Problem gegenüber möglich ist.

Dieselbe Fürsorge tut sich kund in der Verschiebung der Ehemündigkeit bis zum vollendeten 18. Jahre beim weiblichen, bis zum vollendeten 20. Jahre beim männlichen Geschlecht.

Weittragende erzieherische Bedeutung kommt dem Artikel 171 zu, welcher bestimmt, daß der Richter, wenn der Ehemann die Sorge für Weib und Kind vernachlässigt, die Schuldner der Ehegatten ohne Rücksicht auf den Güterstand anweisen kann, ihre Zahlungen ganz oder zum Teil der Ehefrau zu leisten. Wir denken dabei an die zahlreichen Frauen, welche mit Aufopferung aller Kräfte ihre Kinder mühsam vor Hunger und Blöße schützen, während der Mann den Wochenlohn vertrinkt. Hier ist der Schwäche des Mannes gesteuert und dem Elend von Frau und Kind abgeholfen.

Vor allem leuchtet uns aber aus den Bestimmungen über die außerehelichen Mütter und ihre Kinder jene warmherzige Menschenliebe entgegen, welche die trockenen Gesetzesartikel umschafft in ein hohes Lied der Menschlichkeit.

Das Kind kann auf Vaterschaft klagen wie die Mutter und wie sie bis ein Jahr nach der Geburt. (307 und 308.) Ja, es kann klagen, auch wenn die Mutter sich mit einem Vergleich abgefunden oder Verzicht geleistet hat, falls es dadurch in seinen Ansprüchen beeinträchtigt wird. (319.)

In allen Fällen wird dem Kinde ein Beistand ernannt, der dessen Interessen zu wahren hat und der später durch einen Vormund ersetzt wird. (311.)

Der Richter hat, wenn die Klage begründet ist, dem Kinde ein Unterhaltsgeld zuzusprechen, das der Lebensstellung der Mutter und des Vaters entspricht, in jedem Falle aber in einem angemessenen Beitrag an die Kosten des Unterhaltes und der Erziehung des Kindes bestehen soll.

Das Unterhaltsgeld ist bis zum vollendeten 18. Jahre des Kindes zu entrichten und zwar mit Vorausbezahlung auf die Termine, die der Richter festsetzt. (319.)

Die Mutter erhält Ersatz für die Entbindungskosten, für den Unterhalt während mindestens vier Wochen vor und nach der Geburt und für andere, infolge der Schwangerschaft oder Entbindung notwendig gewordene Auslagen. (317.)

„Mit Standesfolge wird auf Begehren des Klägers das Kind dem Beklagten zugesprochen, wenn dieser der Mutter die Ehe versprochen, oder sich mit der Beiwohnung eines Verbrechens an ihr schuldig gemacht, oder die ihm über sie zustehende Gewalt mißbraucht hat."

Das eigentliche „Fürsorgeerziehungsgesetz" liegt aber in den Artikeln 283 und 284. „Bei pflichtwidrigem Verhalten der Eltern haben die vormundschaftlichen Behörden die zum Schutze des Kindes geeigneten Vorkehrungen zu treffen." „Ist ein Kind in seinem geistigen oder leiblichen Wohle dauernd gefährdet oder ist es verwahrlost, so soll die Vormundschaftsbehörde es den Eltern wegnehmen und in angemessener Weise in einer Familie oder Anstalt unterbringen."

Schon diese wenigen, aus dem Zusammenhang herausgegriffenen Artikel lassen erkennen, in welch weitschauender Weise hier die Möglichkeiten zu einer systematischen Fürsorge gegeben sind. Noch sind es nur Möglichkeiten, und es wird hauptsächlich von den Ausführungsbestimmungen der Kantone abhangen, ob die Segenstat dieses Gesetzbuches zu ihrer vollen Wirkung gelangen wird. Möge es ihm nirgends gehen wie dem preußischen Fürsorgeerziehungsgesetz, von welchem v. Rohden in seiner Schrift über jugendliche Verbrecher sagt: „Leider ist diese ausdrücklich vorbeugende Tendenz (des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes vom 2. Juli 1900) durch die kammergerichtlichen Entscheidungen mit ihrer scharfen Betonung des subsidiären Charakters des Gesetzes und der Konstruktion des Unterschiedes von subjektiver und objektiver Verwahrlosung und der Anwendbarkeit des Gesetzes nur bei auch subjektiver Verwahrlosung, wieder in Frage gestellt, und so das Gesetz in Gefahr, auf die alte, repressive Bahn des Zwangserziehungsgesetzes von 1878, welches erst strafbare Handlungen sehen wollte, zurückgeführt zu werden."

Um das Kinderrecht des schweizerischen Zivilgesetzes vor ähn-

lichem Schicksal zu bewahren, stellte Prof. Egger am ersten Informationskurs für Jugendfürsorge in Zürich folgende Postulate auf:

1. „Das Verfahren der Vormundschaftsbehörde soll genau geregelt werden. Zum Einschreiten bedarf sie keines Antrages. Sie muß einschreiten, sobald sie Kenntnis hat von pflichtwidrigem Verhalten der Eltern oder einer dauernden Gefährdung des Kindes. Zur Anzeige berechtigt ist jedermann, vor allem auch die Kinderschutzvereine. Bestimmten Personen muß eine Pflicht zur Anzeige auferlegt werden, so allen Behörden: Polizei, Baupolizei, Gewerbeinspektoren, Armenbehörden, aber auch Lehrern, Geistlichen, Bezirksärzten rc., vor allem auch der Staatsanwaltschaft und dem Strafgericht. Geregelt werden muß auch die Beschwerde. Sie muß jedem zustehen, der ein Interesse hat an dem Fall. Sie muß eine Popularbeschwerde sein. Es muß ausgesprochen werden, daß sie dem Pfarrer, dem Lehrer, den Aerzten, den Kinderschutzvereinen zusteht. Auch gegen Verschleppung muß es eine Beschwerde geben.

2. Dringend wünschenswert ist die Einführung von Generalvormundschaften für das Gebiet ganzer Kantone oder innerhalb eines Kantons für die Bezirke."

Wenn nun auf diese Weise die Ausführungsbestimmungen sich auf der klaren Höhe halten, welche ihnen das Gesetzbuch erobert hat, und die Allgemeinheit dadurch die Macht erhält, die gefährdeten Kinder als ihre Pfleglinge zu schützen, so wird sich in jedem einzelnen Falle zunächst die Frage erheben, wo das betreffende Kind nun erzogen werden soll, ob in einer Familie oder in einer Anstalt. Das Ideal bleibt gewiß immer, vor allem für jüngere Kinder, die Familienerziehung, wenn die Pflegeeltern sorgfältig ausgewählt und unter gute Kontrolle gestellt werden können. Um dies zu ermöglichen, wäre eine Bestimmung notwendig, welche für jedes in einer Familie untergebrachte Fürsorgekind einen Vormund oder Pfleger verlangen würde. Das preußische Gesetz weist z. B. eine solche Bestimmung auf, und sie gilt bei vielen als die segensreichste des ganzen Gesetzes, segensreich für das Kind, wie für seine Familie und von großem Vorteil für die Pflegeeltern. Die gleiche Erfahrung hat man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gemacht, wo die verwahrlosten und verlassenen Kinder als „wards of the state" betrachtet und unter Schutz und Schirm der „probation officers" gestellt werden. (Letzteres sind Fürsorgebeamte, welche vom Staat oder privaten Vereinigungen, meist von den „boards of charity" besoldet werden, oder auch in freier Liebestätigkeit arbeiten).*)

Für unser kleines Land mit seinem starken Einschlag von landwirtschafttreibender Bevölkerung und den wenigen großen Industriezentren sollte ein gut geordnetes Pflegersystem genügen, das sich zum

---

*) Baernreither: Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

großen Teil aus Frauen zusammensetzen könnte. Diese Pfleger hätten die Aufgabe, Familien auszuwählen, die sich zur Erziehung solcher Kinder eignen würden. Sie würden die Kinder an ihren neuen Bestimmungsort bringen und jederzeit bereit sein, Eltern und Kind mit Rat und Tat beizustehen. Man könnte einer einzigen tüchtigen Frau etwa 5—10 solcher Pfleglinge anvertrauen, die mit ihr im gleichen Orte wohnen müßten. Sie würde die Kinder und ihre Pflegfamilie regelmäßig besuchen, die erstern zu sich einladen zu Spiel und Spaziergängen und so in steter, enger Fühlung mit ihnen bleiben. Mit feinem Takt müßte sie den Pflegeeltern in der oft schweren Erziehungsarbeit beistehen. Um Zersplitterung zu verhüten, wäre es aber notwendig, daß eine Zentralstelle geschaffen würde, die gerade in dem Amts- oder Generalvormund bestehen könnte. Diesem müßten die Pfleger regelmäßig Bericht erstatten, und er hätte außerdem die Zöglinge zwei- bis dreimal im Jahre zu besuchen. An ihnen hätten wiederum die Pfleger einen festen Rückhalt.

Diese Frauenarbeit würde noch erweitert durch die Einführung von Jugendgerichtshöfen und bedingter Bestrafung der Jugendlichen, wie sie im Entwurf zum schweizerischen Strafgesetzbuch vorgesehen sind. Immer mehr dringt die Erkenntnis durch, daß jugendliche Rechtsbrecher vor dem Gefängnis, ja schon vor der Gerichtsverhandlung geschützt werden müssen. Die Erfahrungen, die man in Amerika mit den „juvenile courts“ und der „probation“ gemacht hat, haben auch in Europa die Jugendfreunde mit froher Hoffnung erfüllt. Freilich bedeutet „probation“ nicht nur bedingte Bestrafung, sondern bedingte Verurteilung, d. h. der Rechtsbrecher wird nur verhört und ihm dann mitgeteilt, daß die Verurteilung aufgeschoben sei und überhaupt nicht stattfinde, wenn er innert einer bestimmten Zeit beweise, daß er ein besserer Mensch werden wolle. Damit wird der Jugendliche dem probation officer übergeben, der ihn in einer Familie oder Anstalt unterbringt und mit ihm in Fühlung bleibt. Also nicht mehr die Idee der Strafe und Vergeltung, sondern die echt christliche Idee der Buße, der Umkehr des Willens kommt hier zur Geltung. Selbst bei einem Rückfall gibt der Richter oftmals „another chance“; findet aber eine Verurteilung statt, so wird sie, gestützt auf die Beobachtungen des „probation officers“ viel gerechter und individueller ausfallen, als wenn der Betreffende nach dem ersten Verhör verurteilt worden wäre. Möge diese wohltätige Einrichtung auch bald bei uns eingeführt werden!

Dann würde wiederum das Pflegersystem in Funktion treten, denn auch die jugendlichen Rechtsbrecher werden so zu Pfleglingen der Allgemeinheit. Freilich werden sich nicht leicht Pflegeeltern für sie finden lassen, so daß man die meisten von ihnen in Anstalten verweisen müßte. — Also doch Anstaltserziehung? Es wird so oft darüber gescholten, aber gewiß nicht von Leuten, die je einen Blick getan haben in die großen Schwierigkeiten, mit denen die Leiter und Lehrer dort zu kämpfen haben, und die nur durch große Liebe und bewunderns-

werte Selbstverleugnung überwunden werden können. Der größte Nachteil, den die Anstalten aufweisen, die Massenerziehung, könnte durch Einführung des Cottagesystems vermieden werden. Darnach besteht die Anstalt aus drei Pavillons. Die neu eintretenden Zöglinge werden zunächst in den mittleren aufgenommen, wo sie längere Zeit beobachtet und dann je nach Charakter und Fehlern dem untern oder obern Pavillon zugeteilt werden. Jedes kann sich durch gute Führung Freiheiten erwerben. Diejenigen Kinder, welche sich gut halten, sollten durch Verkehr mit sorgfältig ausgewählten Familien wieder an das Leben außerhalb der Anstalt gewöhnt werden. Wenn sie dann schließlich wieder ins Familienleben eintreten, sei es als Lehrlinge oder als Dienstboten, so sollen sie doch immer noch unter der Obhut der Pfleger stehen, der sie in die Anstalt zurückbringen kann, falls sie noch nicht genügend gefestigt sind. Die Anstalt ist nur da, um aufs Leben vorzubereiten. Wenn in jedem Pavillon nur 10—15 Zöglinge aufgenommen werden, sodaß individuelle Erziehung leicht möglich ist, wenn dafür gesorgt wird, daß neben landwirtschaftlicher und beruflicher Betätigung ein guter, an die praktische Arbeit anschließender Unterricht nicht zu kurz kommt, wenn außerdem tüchtige Pädagogen als Leiter gewonnen werden, so kann die Anstaltserziehung mit ihrer geschlossenen Einheitlichkeit und strengen Regelmäßigkeit gewiß nur Segen wirken.

Hier, wo es sich um ältere Kinder handelt, würde die Pflegearbeit der Frau hauptsächlich von Mädchen in Anspruch genommen. Gewiß ist sie auch notwendig bei den in Anstalten lebenden Kindern. Das Gefühl, daß da draußen im „Leben“ jemand für sie sorgt und an ihnen teilnimmt, ist so wohltätig beruhigend für diese armen Kinderherzen, daß man ihnen allen dieses Bewußtsein verschaffen sollte.

Dieses Pflegeramt eröffnet den Frauen ein reiches Feld sozialer Tätigkeit. Sie haben nicht nur ihre Mündel zu überwachen, sondern auch ihren Familien aufzuhelfen, namentlich den Müttern in Erziehung und Haushalt beizustehen, damit sie nicht noch andere Kinder verwahrlosen lassen. Denn oft geschieht dies ja nicht aus bösem Willen, sondern aus Unvermögen, aus Mangel an Erkenntnis und an Energie. Die Pfleglinge werden zum großen Teil aus Industriezentren stammen und auf das Land hinaus gebracht werden. Die „Pflegerinnen“ in der Stadt hätten es also mehr mit „Familienpflege“ zu tun, und ihre Aufgabe wäre eher wichtiger und zugleich schwieriger als die eigentliche „Mündelpflege“. Wir könnten dadurch erlöst werden von dem Fluch des Almosengebens, von dem Dilettantismus, der sich immer noch breit macht im Kränzchenwesen und der Blüte des ganzen Unfugs, den Wohltätigkeitsbazaren.

Werden sich aber diese Frauen finden lassen? Es würde sich zum großen Teil um unverheiratete und kinderlose verheiratete Frauen handeln. Man wirft ihnen so oft vor, daß sie ihre Kräfte brach liegen lassen. Und sie selber sind unglückselige Menschen im Gefühl, daß edle Kräfte in ihnen ersterben, weil sie nie gebraucht werden. Davon sind

diejenigen Unverheirateten, welche einen Beruf haben, nicht ausgeschlossen; denn der Beruf wird sie nur soweit befriedigen, als er ihre höchste Kraft, die Mütterlichkeit, in Anspruch nimmt. Die weibliche Psyche verlangt nach Sorgen für andere, wenn sie gesund bleiben soll. Ein echtes Weib wird immer stark und ruhig eigene Schmerzen ertragen, hat sie als Gegengewicht Schmerzen anderer zu lindern. Widmen die Frauen also ihre freie Zeit der Jugendfürsorge, so ist zugleich für ihre eigene Seele gesorgt. Sind sie überall Dilettanten, ausgenommen in der Liebe, so ist den vielen Tausenden, die vom Liebesleben ausgeschlossen sind, nicht anders zu helfen, als wenn sie ihre Liebe zum Mann sublimieren in allgemeine Menschenliebe. Hier haben sie eine Welt zu erobern. Und sie werden es tun zum Segen für sie selbst und für die Menschheit.

A. Schmid.

---

# Zur Abstimmung über die Basler Kirchenvorlage.

Am 5. und 6. März hat das Basler Volk mit Siebenachtelsmehrheit die Revision des Verhältnisses von Kirche und Staat beschlossen. Damit hat die weit herum bemerkbare Trennungsbewegung neues Terrain erobert. Und das bedeutet wieder eine Stärkung der Bewegung, das wird auch anderwärts den Willen und Mut zu Schritten in derselben Richtung stärken.

Diese Bewegung ist wie so manche Erscheinung eine Folge der gewaltigen Kulturumwälzung, die uns die Maschine gebracht hat. Diese Umwälzung hat die Menschen unter einander gewürfelt und die konfessionelle Mischung der Bevölkerung herbeigeführt. Was in den Kolonistenstaaten Amerikas gar nie bestand, das wird dadurch auch in unseren europäischen Ländern je länger je mehr zur Unmöglichkeit: der konfessionelle Staat. Die Gesetzgebungs- und Verwaltungskompetenzen der konfessionell gemischten politischen Behörden über die Kirchen, die Kultusausgaben aus den von Bekennern anderer Konfessionen aufgebrachten Steuern sind einfach ein Unding und müssen notwendig fallen.

Die große Kulturumwälzung greift aber noch tiefer in das religiöse Leben ein. Sie hat den Einzelnen in hohem Grade entwurzelt; wenn sie ihn auch nicht von Wohnung zu Wohnung, von Ort zu Ort, von Land zu Land getrieben hat, so hat sie ihn doch in einen Wirbel der verschiedensten geistigen Strömungen, der entgegengesetztesten Ansichten und Stimmungen hineingeworfen. Eine Folge davon ist der geistige und religiöse Individualismus, wie er sich in dem Satz: „Religion ist Privatsache" ausprägt. Indifferente hat es zu allen Zeiten gegeben, aber der Indifferentismus als Massenerscheinung ist modern, ein Kind des Individualismus unseres Zeitalters. Früher

wurde der Einzelne viel mehr in die religiöse Tradition seines Milieus hineingeboren, sodaß ihm ihre Wahrheit selbstverständlich schien. Auf diesen Zustand ist auch unsere kirchliche Gewohnheit mehr als wir uns bewußt sind zugeschnitten. Aber jetzt ist diese religiöse Einheitlichkeit unserer Kultur verschwunden — ich will nicht sagen unwiederbringlich; vielleicht gewinnen spätere Generationen wieder mehr davon zurück. Die Religiosität hat heute bei Vielen den Charakter des Suchens, des Tastens und Sehnens angenommen, aus den Selbstverständlichkeiten sind Probleme geworden. Dafür besitzt sie vielleicht, wo sie der Skepsis standgehalten hat und nicht von anderen Interessen verdrängt ist, mehr den Charakter der persönlichen Ueberzeugung, ist etwas Eigeneres und Innerlicheres. Diese ganze geistige Situation verbietet es nun immer entschiedener, die religiösen Angelegenheiten einfach durch die Gesamtheit der Bürger besorgen zu lassen. Die Entwicklung in der Richtung auf die Trennung hin ist also auch aus diesem Grunde einfache Notwendigkeit. In dieser Richtung hat Basel am 6. März einen entscheidenden Schritt getan.

Manche haben kurzerhand von Trennung von Kirche und Staat gesprochen, Andere haben für die neue Gestaltung des Verhältnisses diesen Ausdruck abgelehnt. Das ist schließlich ein Streit um Worte. Jedenfalls ist die Trennung ausgesprochener Maßen das Ziel, dem man sich ein gewaltiges Stück genähert hat. Der konfessionelle Staat hat ein Ende, die Staatsausgaben für Kultuszwecke sind mit wenigen Ausnahmen (Pastoration von Spitälern, Gefängnissen, staatlichen Anstalten) in Zukunft durch die Verfassung ausgeschlossen. Niemand mehr muß an die kirchlichen Bedürfnisse anderer Konfessionen beisteuern. Das sind die entscheidenden Punkte.

Aber die Lösung des Bandes ist auch nicht so radikal wie etwa in Amerika; die prinzipiellen Trennungsfreunde haben erklärt, daß die vorgeschlagene Neuordnung ihr Ideal noch nicht verwirkliche, aber als das zur Zeit Erreichbare ihre warme Unterstützung finde. Und der Schöpfer der neuen Verfassung hat ausdrücklich bemerkt, daß es sich um die Schaffung eines Uebergangszustandes handle. In den noch festgehaltenen Verbindungen zwischen Kirche und Staat liegt gerade das Charakteristische des neugeschaffenen Zustandes.

Die Trennung ist nicht kulturkämpferischen Motiven entsprungen. Deshalb ist es absolut nicht so, daß der Staat nun die Existenz von Religion und Kirche ignorierte. Daß er den bisherigen Staatskirchen — der evangelischen und der christkatholischen — noch besondere Aufmerksamkeit schenkt, ist historisch durchaus gerechtfertigt. Er gibt ihnen öffentlichrechtliche Persönlichkeit, während alle andern Konfessionen ihre Angelegenheiten auf dem Boden des Privatrechts ordnen. Er verleiht ihnen das Steuerrecht und beaufsichtigt ihre Finanzverwaltung. Er sichert ihnen das Eigentumsrecht an den bisher von ihnen benützten Kirchen, Pfarr- und Siegristen-Häusern, der evangelischen überträgt er die Restbestände des Kirchengutes, der christkatholischen zahlt er ein

Doticrungskapital von 150,000 Franken aus. Ueber die Vereinbarkeit ihrer Organisation mit den allgemeinen Staatsgesetzen müßte er natürlich auch wachen, wenn er sich im übrigen gar nicht um sie kümmerte. Aber er geht noch weiter: er verlangt, daß sie ein demokratisches Wahlrecht erhalten, daß sie jeden als Mitglied betrachten, der nicht seinen Austritt erklärt, daß sie den Minderheiten angemessenen Spielraum gewähren. Das mag Fernerstehenden als ungehörige Einmischung erscheinen, ist aber in Basel durchaus nicht so empfunden worden. Diese Bestimmungen wollen die Freiheit der Kirche nicht beeinträchtigen, sondern dienen gerade ihrem Schutze. Der Staat will den beiden Kirchen, die bisher einen Teil seines Organismus bildeten, den Uebergang zu einer selbständigeren Existenz erleichtern; er will die historische Kontinuität wahren. Der alte Bau wird nicht abgetragen und von Grund aus ein neuer an seiner Stelle errichtet, sondern er wird so wie er ist auf einen andern Boden verpflanzt. Die bisherige Staatskirche soll Landes- und umfassende Volkskirche bleiben; sie soll weiter den verschiedenen Richtungen und Färbungen Raum bieten und nicht in eine Reihe konkurrierender Parteikirchlein und Sekten auseinanderfallen. Dafür soll durch die Bestimmung betreffend Recht der Minderheiten gesorgt werden. Demselben Zweck dient auch die Forderung demokratischer Grundlagen. Wenn die Finanzen auf dem Steuerwege aufgebracht werden sollen und alle Mitglieder gleiches Wahlrecht erhalten, so soll damit das von Manchen befürchtete Eindringen des Grundsatzes: „Wer zahlt, befiehlt!“ ein für allemal verhütet werden. So will der Staat durch seine Verfassung die fernere Entwicklung der Kirche in gesunde Bahnen lenken; das ist nichts als billig und die Kirche hat allen Grund, sich darüber zu freuen.

Denn die Freiheit, deren sie bisher entbehrte und notwendig bedarf, wird ihr gesichert. Es ist den Leuten vor der Abstimmung manchmal zu viel gesagt worden, es werde gar nicht so sehr anders kommen. Das ist nur richtig, wenn damit die Erhaltung der Landeskirche gemeint ist. Aber im übrigen hoffen wir, es werde recht spürbar anders. Es war einfach ein unerträglicher Zustand, daß die Kirche für alle ihre finanziellen Bedürfnisse vom Budgetrecht der konfessionell gemischten politischen Behörde abhängig war und mit Rücksicht auf die Steuerbatzen der Katholiken und Juden sich einer allzu großen Bescheidenheit befleißigen mußte. Ebenso abhängig war sie auch für alle organisatorischen Neuerungen wichtigerer Art. Sie war überall gehemmt, wenn sie ihre Arbeit der geistigen Situation, wie wir sie Eingangs skizzierten, anpassen wollte.

Wenn wir die Trennung als Konsequenz des religiösen Individualismus bezeichneten, so ist das nicht so gemeint, daß die Kirche nun darauf verzichtete, das Christentum als eine Macht im Volksleben zur Geltung zu bringen und sich auf die Pflege einer stillen, nach außen unwirksamen Innerlichkeit zurückzöge, die bloß aus Sündentrost, Seelenfrieden und sentimentaler Weihe wichtiger Lebensabschnitte be-

steht. Es haben sich zwar einige unklare Köpfe eingebildet, daß die Trennung auf eine solche Ausschaltung des Christentums hinauslaufe. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wir sind weit davon entfernt, unsere christlichen Grundsätze als bloße Privatmeinung zu behandeln; wir möchten sie so viel wie möglich im gesellschaftlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Leben zur Herrschaft bringen. Wir arbeiten auf eine christliche Kultur hin, die zwar nicht mit dem Reiche Gottes identisch ist, aber eine Voraussetzung dafür bildet. Dafür soll die Kirche *ein* Mittel sein, und ich glaube, daß sie dafür tauglicher werden kann, wenn sie weniger mehr von Staates Gnaden besteht und mehr dem Verdacht entgeht, einfach ein Werkzeug in der Hand derer zu sein, die im Staate die Macht besitzen. Hauptsächlich aber erhält sie mehr Bewegungsfreiheit, neue Mittel und Wege für die Erfüllung ihrer Aufgabe zu suchen und zu gehen.

Hier liegt das große „Was nun?“, vor das die Kirche gestellt ist. Mit dem Predigen, Unterrichten und Hausbesuche machen ist es nicht getan. Beispiele wie dasjenige, von dem weiter vorn in dieser Nummer erzählt wird, oder wie die Arbeit Walter Classens in Hamburg könnten da manche Anregung bieten, ohne daß ich einer direkten Nachahmung das Wort reden möchte. Viele Fragen können nicht zum voraus theoretisch, sondern nur aus der Praxis heraus gelöst werden. Aber eine äußerst wichtige Richtlinie ist durch die neue Basler Kirchenverfassung festgelegt: die Lösung soll nicht in der Entwicklung der Kirche zum Konventikel gesucht werden.

Die neue Volkskirche will nicht eine Gemeinschaft idealer Christen sein, sondern will ihre Thore weit auftun und verzichtet darauf, Grenzen der Christlichkeit abzustecken. Sie soll jeden als Mitglied anerkennen, der sich nicht selbst von ihr ausschließt. Gerade diese Bestimmung, die von manchen Seiten beanstandet worden ist, gefällt mir besonders gut. Es ist darin gesagt, daß die Kirche nichts anderes sein will als die Organisation, welche sich die Aufgabe stellt, *die Kräfte des Evangeliums von Jesus Christus nach den Grundsätzen der Reformation in unserm Volk lebendig und wirksam zu machen.* Dazu heißt sie jeden, der mitzuhelfen begehrt, willkommen. Es ist zu begrüßen, daß der Mann, der sich in der Botschaft zu der Vorlage zu diesen Grundsätzen bekannt hat, auch mit der Ausarbeitung der neuen Kirchenorganisation betraut ist. Es ist kein Zeichen von starkem Glauben, wenn man überall ängstliche Kautelen aufrichten will Natürlich ist solche Weitherzigkeit ein Wagnis; aber sollte sich die Kirche nicht zu dem Zutrauen aufschwingen können, daß sich die Lebenskraft und Wahrheit des Evangeliums auch durch eine allfällige Periode der Kirchengeschichte hindurch, die nur Mischmasch von Irrtum und Gewalt ist, siegreich behaupten werde?

Ich glaube allerdings, daß die Kirche mehr als bisher zur Pflege religiöser Gemeinschaft Gelegenheit bieten soll; die Erfolge der Gemeinschaftsbewegung zeigen, daß sie hier etwas versäumt hat, und

auch aus der Geschichte der sozialen Bewegung sollte sie in diesem Punkte lernen. Unsere Gottesdienste mögen Vielen Manches bieten, aber ein Gemeinschaftsgefühl lassen sie nicht aufkommen. Diesem Bedürfnis sollte die Kirche entgegen kommen, und gerade wenn sie es tut, wenn sie religiöse Gemeinschaft als eines unter allerlei andern Mitteln pflegt, beugt sie den selbstgerechten, ungesunden Auswüchsen eines separatistischen Gemeinschaftswesens am besten vor, und entgeht sie auch am meisten der Gefahr, selbst eine Gemeinschaft sein zu wollen. Manche begehren auch mehr Gelegenheit zu gegenseitiger Aussprache über religiöse Fragen. Die Kirche soll ferner von der Heilsarmee lernen, ihre Glieder mehr zur Aktivität anzuspannen. Sie sollte ihre Erziehungsarbeit nicht in dem Augenblick abbrechen, wo die Jugend am allermeisten gefährdet ist und einer freundschaftlichen Leitung am dringendsten bedarf. Natürlich begehren sehr viele junge Leute davon nichts; aber für diejenigen, die dafür zugänglich sind, sollten Jugendvereinigungen auf dem Boden der Gemeinde bestehen. Jünglings- und Jungfrauen-Vereine, die diese Arbeit pflegen, sind — es gibt rühmliche Ausnahmen — oft zu eng, um auf innerlich kräftige und gesunde junge Leute Anziehungskraft auszuüben. Jugendarbeit in freierer Weise ist in Deutschland schon mit gutem Erfolg geleistet worden. Kurz, es fehlt der Kirche nicht an Aufgaben, für die sie durch die gewonnene größere Unabhängigkeit auch freier und beweglicher werden sollte.

Noch zwei Tatsachen verdienen freudige Beachtung. Einmal der Aufruf, den sämtliche Pfarrer der evangelischen Landeskirche zu Gunsten der neuen Verfassung erlassen haben. Nicht im Wortlaut liegt seine Bedeutung, sondern in der Tatsache der einmütigen Empfehlung durch Männer verschiedenster kirchlicher Richtung. Darin liegt der Wille zum Zusammenarbeiten auf dem Boden der neuen Volkskirche; damit sind die Befürchtungen einer Zersplitterung in verschiedene Partei- und Richtungskirchen als gegenstandslos erwiesen. Es ist doch Anlaß zu der Hoffnung gegeben, daß mit der kirchlichen Neuordnung da und dort trennende Schranken fallen und nicht neue aufgerichtet werden.

Eine zweite erfreuliche Tatsache sehe ich darin, daß in der ganzen öffentlichen Diskussion vor der Abstimmung auch nicht ein höhnisches oder gehässiges Wort über das Christentum gefallen ist; ja sogar die Kirche ist ganz merkwürdig ungeschoren weggekommen. Es hätte doch nahe gelegen, den Anlaß zu Ausbrüchen des Religionshasses oder zu schlechten Witzen zu benutzen. Davon bekam man aber nichts zu hören; man hat die ganze Sache durchaus ernst genommen und mit Ernst behandelt. Ich bin nun nicht so töricht, daraus zu schließen, daß die religionsfeindlichen Instinkte und Leidenschaften erloschen seien. Aber wenn sie sich bei dieser Gelegenheit nicht Luft machten, so ist das doch ein Zeichen, daß sie nicht auf Widerhall in der Oeffentlichkeit rechnen durften. Auch von solchen, die kein Hehl daraus machten, daß ihnen jedes persönliche Interesse für religiöse Angelegenheiten fehlt,

wurde die ganze Frage streng sachlich behandelt. Man wird vielleicht auswärts das Ergebnis so ansehen, daß man der Kirche und dem Christentum einen Schlag habe versetzen wollen; es mag auch sehr wohl sein, daß ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil der Ja aus diesem Verlangen heraus abgegeben worden sind. Aber an die Oeffentlichkeit hat sich dieses Motiv nicht hervorgewagt.

Wenn ich das als erfreulich betrachte, so meine ich aber nicht, daß uns das zur Beruhigung dienen dürfe. Wir müssen doch immer mit einem Stimmungsumschlag rechnen. Und er wird sicher eintreten, wenn wir nicht die gegebene günstige Situation als Ansporn nehmen, unsere ganze Kraft für unsere Sache einzusetzen. Sie soll uns nicht beruhigen, sondern zu doppelter treuer Arbeit treiben. R. Liechtenhan.

---

# Umschau.

Die **religiös-soziale Konferenz** soll dieses Jahr nicht im Frühling, sondern im Herbst, und zwar in Bern stattfinden. Das Programm wird später bekannt gegeben. L.

**Ausbeutung in der Heimarbeit.** Es wurde der schweizerischen Heimarbeitsausstellung vom letzten Sommer vielfach der Vorwurf tendenziöser Darstellung der Verhältnisse gemacht. Und es soll natürlich nicht bestritten werden, daß die Neigung da war, die krassen Fälle der Ausbeutung in erster Linie zu beleuchten, damit an diesen dargetan werde, wie schutzlos der Arbeitsuchende der Willkür des Arbeitgebers preisgegeben sei. Ein solch krasses Beispiel brutalster Ausnützung der Notlage des Arbeitsuchenden sei hier festgenagelt:

Auf ein Inserat meldete sich eine Arbeitsuchende bei einer Zürcherfirma, wo ihr drei Dutzend weiße Windelhöschen mit Spitzengarnitur zur Verarbeitung übergeben wurden mit dem ausdrücklichen Vermerk, es werde exakte Arbeit verlangt. Der Faden mußte von der Arbeiterin geliefert werden. Sie versäumte es leider, nach dem Lohn zu fragen, glaubte aber bei bescheidenster Berechnung auf 20 Cts. vom Stück zählen zu dürfen, da jedes Höschen mit fünf Knopflöchern zu versehen war und bei exakter Arbeit nicht mehr als ein Dutzend Höschen im Tag hergestellt werden konnten. Aber sie hatte die Generosität des Geschäftshauses noch um vieles überschätzt. Bei Ablieferung der Ware wurden ihr 42 Rappen vom Dutzend, also ganze 3 1/2 Rappen vom Stück ausbezahlt. Die Frau käme also bei dieser Arbeit auf einen Taglohn von ganzen 42 Rappen.

Also geschehen im März des Jahres 1910. Die Firma kann auf Wunsch genannt werden. Die Zuverlässigkeit der Angaben steht außer allem Zweifel.

C. R.

Unsere Leser sind aus der Zeitung über die **preussische Wahlrechtsbewegung** unterrichtet. Es klingt ja ganz schön und bestechend, wenn die Regierung das bisherige, dazu noch in einer ganz unsinnigen Form durchgeführte Census-wahlrecht durch ein Pluralwahlrecht für die Gebildeten, d. h. für Beamte bestimmter Stufen und für solche, die gewisse Examina bestanden haben, ergänzen will; daß diejenigen, die mehr verstehen, auch mehr sollen zu sagen haben, ist ja in der Theorie vortrefflich. Leider ist aber das angewandte System total untauglich, die Einsichtigen herauszugreifen. Bekanntlich nimmt oft gerade mit der Höhe der „Bildung" die Berührung mit dem Volksleben, seinen Nöten und Bedürfnissen entsprechend ab. Die Einsichtigen üben ja schon vermöge ihrer Ueberlegenheit auf die Uebrigen einen gewissen Einfluß aus, und es ist nicht nötig, denselben künstlich noch weiter zu verstärken.

Schlimmer aber ist etwas Anderes. Daß in Preußen die ganze Kultur viel mehr als bei uns und mehr als in Süddeutschland auf das Prinzip der Autorität aufgebaut ist, ist nationale Eigenart, die ja auch ihr Recht hat. Aber jede Eigenart hat auch ihre besondere Gefahr; ist

diejenige unserer Demokratie eine gewisse Nivellierung der Individualitäten nach einem mittelmäßigen Durchschnitt hin, eine größere Schwierigkeit für hervorragende Menschen, sich geltend zu machen, so liegt diejenige der aristokratischen Art anderswo: man gewöhnt sich, den Wert der Menschen danach zu messen, auf welcher Stufe der gesellschaftlichen und intellektuellen Schichtung sie stehen; die Kluft zwischen den verschiedenen Schichten wird ungemein tief und trennend empfunden, und der Höherstehende blickt mit großer Geringschätzung auf die Leute der Stufe unten an ihm hinunter. Es fällt mir nicht ein zu sagen: „die Preußen denken so;“ es gibt genug edeldenkende Menschen, die sich von diesen Vorurteilen losgemacht haben, sie als Schaden erkennen und bekämpfen. Aber das von der Regierung vorgelegte Wahlrecht beruht auf dieser fatalen Denkweise und bestärkt sie dadurch in hohem Maße. Begünstigt das bisherige Wahlrecht die Schätzung der Menschen nach dem Inhalt ihres Geldbeutels, so fügt das neue nur eine neue Zerklüftung hinzu: diejenige nach der Bildung, und zwar einer recht äußerlich, nämlich nach gewissen Examen gemessenen Bildung. Das scheint mir das sittlich Bedenklichste an der ganzen Sache. Und nun begeht die Regierung noch die weitere Dummheit — und hier ist Dummheit Sünde — das sittliche Pathos der Entrüstung über diese Geringschätzung nicht zu verstehen und mit brutaler Polizeigewalt dagegen einzuschreiten. Es hat uns aber gefreut, daß von manchen Gebildeten und ganz entschieden auch aus Pfarrerkreisen erklärt wird: wir wollen um der Leute willen, welche durch dieses Wahlrecht zu Menschen minderer Güte gestempelt werden, auf diese ungerechte Privilegierung verzichten. L.

Am 25. und 26. Februar fanden in Lausanne die **Journées chrétiennes sociales** statt, veranstaltet von drei Lausanner Vereinigungen: dem Groupe chrétien d'études sociales, der Union chrétienne de jeunes gens und der Association des étudiants chrétiens. Diese religiös-soziale Konferenz war ausgezeichnet arrangiert und in ihren nicht weniger als vier Veranstaltungen sehr stark besucht.

Am Samstag nachmittag entwickelte vor einem gebildeten Publikum der Redaktor des Christianisme social, Elie Gouuelle aus Paris, den unsere Leser bereits kennen, die Ziele des religiösen Sozialismus. Ausgehend vom Individualismus Vinets, betonte er den „droit au salut“ für alle, nicht nur für den einzelnen und zeigte den Weg dazu durch ein Ernstmachen mit der Gerechtigkeit und der Bruderliebe. Leider blieb für eine Diskussion keine Zeit mehr. In der Predigt am Sonntag morgen sprach er vom Recht und der Pflicht des Christen, die er aus der Lebensfülle des Evangeliums schöpft, auch ungewöhnliche Wahrheiten in neuer Weise mit Ernst und Wucht zur Geltung zu bringen.

Eine Besonderheit der welschen Brüder ist ihre Freude und ihr Erfolg in der praktischen sozialen Arbeit. Davon erhielten wir eindrucksvolle Zeugnisse. Am Samstag abend führte eine Dilettantentruppe des „Art social“ aus Genf das Familiendrama „Blanchette“ von Brieux auf — ganz vorzüglich für nur 20 Rp. Eintritt. Der Sonntag nachmittag brachte drei „Causeries.“ Gounelle erzählte von den englischen christlich-sozialen „Bruderschaften“, die mit ihren 500,000 Mitgliedern auf das religiös-soziale Denken Englands einen starken Einfluß ausüben. Großrat de Morsier aus Genf schilderte die Tätigkeit des „Art social“ in Genf, wie die ersten Kräfte der Bühne und des Conservatoire sich in den Dienst der Volkskunst stellen, wie diese durch Mitwirkung der sozialdemokratischen Gewerkschaften bis tief ins Proletariat eindringt; wie sorgfältig nur das Beste geboten und durch kurze klare Einführungen in das Leben und Schaffen der Meister verständlich gemacht wird. Dann erzählte der bekannte Philanthrop de Meuron von der Arbeit des in mehreren Bureaus arbeitenden „Office social“, mit seinem „Pasteur-avocat,“ dem die tüchtigsten Anwälte ihre Dienste gratis zur Verfügung stellen. In allen möglichen Angelegenheiten und Schwierigkeiten des geschäftlichen und privaten Lebens steht dieses Office den Unbemittelten in brüderlich-praktischer Weise mit Rat und Tat bei, z. B. im verflossenen Jahr etwa 900 Personen in 5000 Konsultationen. Erinnern wir uns weiter, wie die Genfer sozialen Christen sonst

auch für die Arbeitslosen, für das Frauenstimmrecht, für den Arbeiterschutz, für die Altersversicherung, für die Käuferliga, für die Beseitigung der Nachtarbeit der Bäcker u. a. wirken, so stehen wir Deutschschweizer beschämt da. F. S.

**Der Mädchenhandel in den Vereinigten Staaten.** (Aus der Vossischen Zeitung, im „Aufgeschaut", Nr. 3, März 1910, erschienen.) „Zum ersten Male erwähnt ein amerikanischer Präsident in seiner Botschaft an den Kongreß den Mädchenhandel und zum ersten Male gewährt die Regierung zur Bekämpfung dieses Uebels die Summe von 200,000 Mark. Dieser schöne Erfolg ist ein Resultat der Enquete, die durch Marc B. Braun, den Spezialkommissär der Vereinigten Staaten erhoben wurde. Braun hatte auch über die Art, wie der Mädchenhandel in Europa betrieben wird, eingehende Studien gemacht. Der Bericht, welchen er der amerikanischen Regierung vorlegte, enthält solche entsetzliche Angaben über die Ausdehnung und das Verfahren in jenem Handel nach Amerika, daß der Redaktor einer großen Zeitschrift versicherte, kein amerikanisches Blatt habe gewagt, dieselben wiederzugeben. Aus dieser offiziellen Berichterstattung geht hervor, daß allein in New-York 10,000 Personen vom Ertrag des Mädchenhandels leben.

Die amerikanische Regierung hat nun auf der Einwanderer-Insel ein Spezialbureau zur Ueberwachung dieses Handels errichtet und die Leitung davon Braun übertragen. Die erwähnten 200,000 Mark werden ihm zur Verfügung gestellt.

In New-York sind es vornehmlich die sog. „Kadets", die politischen Agenten der mächtigen Tammany-Hall, welche in Friedenszeiten sich besonders damit abgeben, neu angekommene junge Mädchen zu verfolgen und zu ihrem eigenen Vorteil zu verhandeln. Dieser schmachvolle Erwerb ist regelrecht organisiert und erfreut sich des Schutzes einiger politischer Spitzen und gewisser städtischer Blätter."

E. B.

---

# Büchertisch.

**Das Suchen der Zeit.** Blätter deutscher Zukunft. Herausgegeben von Friedr. Daab und Hans Wegener. 5. Band. Alfred Töpelmann, Gießen, 1909. Preis Fr. 3.25.

Leider kommen wir mit der Anzeige dieses fünften Bandes des „Suchens der Zeit" etwas spät. Denn dieses will eine Neujahrsgabe sein. Doch behalten die Bändchen dauernd ihren Wert. Und gerade in dem vorliegenden finden sich ganz ausgezeichnete Stücke. Mir erscheinen als die wertvollsten: „Religion und Reich Gottes" von Lhotzky und „Christentum und Politik" von Weinel. Lhotzky faßt auf wenigen Seiten in prachtvoller Prägnanz und Einfachheit und der ihm eigenen Verbindung von leidenschaftlichem Ernst als Grundton und darüber spielenden Lichtern von Humor und Ironie seine wichtigsten Gedanken zusammen. Weinel entwickelt eine Auffassung des Verhältnisses von Christentum und staatlichem Leben, der gerade bei uns in der Schweiz viele von Herzen zustimmen werden. Man kann sich nicht genug freuen, daß sie von einem so bedeutenden Vertreter deutschen Geisteslebens, der zugleich Theologe ist, vertreten und verkündigt wird. Schon diese zwei Beiträge machen das Bändchen wertvoll; doch sind auch die übrigen größtenteils frisch und anregend in Form und Gehalt. Es schreiben: Daab über Religion und Moral; Bonus über Kunst und Religion; Daab über Religion und Wissenschaft; Kinkel über Seelenleben. Philippi endlich steuert ein Poem über „Das heimliche Königreich" bei. L. R.

---

## Redaktionelle Bemerkung.

Der Schlußartikel der Serie „Aus der Werdezeit des Christentums" folgt in nächster Nummer.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Eine moderne Kirche.

Von Chs. Béguin.

(Aus dem Französischen übersetzt von R. P.)

(Schluß.)

Doch lassen wir hier die Hauptperson Whitefield's, um uns noch die Kirche selbst in ihrer täglichen vielseitigen Tätigkeit anzusehen. Das Gebäude, ein roter Backsteinbau in modernem romanischem Stil mit zwei unfertigen Türmen, erhebt sich hart an der Straße. Mit dem Saal für die Gottesdienste und dem Konzert- und Erfrischungsraum im Sous-sol enthält es 17 verschiedene Räume. Sylvester Horne's Hilfsgeistlicher und dessen Familie hat hier seine Wohnung, Sylvester Horne selbst ein Arbeitszimmer.

Hinter Whitefield's erhebt sich das „Hostel", das Haus der Krankenschwestern, die zu der Kirche gehören. Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß die besteingerichteten Volksheime und die schönsten architektonischen Bauten ungenügend und unzweckmäßig für den sittlichen und sozialen Fortschritt der Menschheit sind, wenn darin ein selbstsüchtiger Kastengeist herrscht; daß die herrlichsten Kathedralen so wenig wie die prunkhaften Versammlungslokale der Bier-Bourgeoisie mit all ihrem äußern Glanz das Gute in der Welt mehren. Dennoch wird eine christliche Kirche, die nur einen kahlen Saal zu ihrer Verfügung hat, in dem Bank auf Bank in gleichförmigen Reihen folgt, in dem eine düstere Kanzel die einzige Unterbrechung der weißen kalten Mauern ist, nur eine oberflächliche Arbeit tun können und auf einen irgendwie nachhaltigen Einfluß auf ihre Umgebung von vornherein verzichten müssen. Ist die Gemeinde lebendig, so wird ein Teil ihres religiösen Eifers verfliegen, ohne irgendwie benützt, ohne für die Arbeit der Kirche fruchtbar gemacht worden zu sein. Dampfkraft geht ebenso leicht in einem unfertigen wie in einem schadhaften Mechanismus verloren. Es zeigt sich mehr und mehr, daß das christliche Gemeindeleben unvollständig und mangelhaft ist, wenn es auf das wöchentliche Anhören der Predigt und das sonntägliche Singen eines Chorals

beschränkt bleibt. Es fehlt das Familienleben. Dafür braucht es aber unbedingt ein geeignetes Gebäude, in dem sich das gemeinsame Leben der Gemeindeglieder abspielen kann.

Ein solches „Gemeindehaus", ein solches „christliches Heim" für jung und alt ist Whitefield's im besten Sinne des Wortes. Wir wollen ein paar Tage an seinem Leben teilnehmen. Wenn wir am Sonntag Morgen anfangen, müssen wir früh um 9½ Uhr in einem für die Männer reservierten kleineren Saal der sogenannten „Adult School" (Erwachsenen-Schule) beiwohnen. Unter der Leitung des Hilfsgeistlichen studieren die daran teilnehmenden Männer das Leben Jesu und die Geschichte der Kirche, sowohl von einem kritischen Standpunkt aus als zum Zweck ihrer Erbauung. Dank einem volkstümlichen Buch: „Jesus und sein Volk", das von diesem doppelten Gesichtspunkt einer wissenschaftlichen und kritischen Erforschung und einer leichten Aneignung des religiösen und sittlichen Gehalts aus geschrieben ist, leistet diese Stunde die größten Dienste. Jeder kann seine Meinung frei heraus sagen und Fragen stellen. Alte und Junge sitzen beieinander und lernen zusammen. Die heiklen Probleme der Bibelkritik werden auf diese Weise im Schoße der Kirche selbst behandelt, und durch Zutrauen und Offenheit gelingt es, den Graben zu überbrücken, der fast überall Geistliche und Laien in dieser schwierigen Frage trennt. Die Zahl der Teilnehmer ist beschränkt. — Um 11 Uhr beginnt der Morgengottesdienst, den Sylvester Horne leitet. Das Auditorium besteht hauptsächlich aus den eingeschriebenen Gliedern der Kirche. Dieser Gottesdienst gleicht dem unsrigen an einem Sonntag Morgen, nur erhebt man sich, um zu singen, und bleibt für das Gebet sitzen. Am Nachmittag verteilt sich von 1 Uhr an ein Schwarm von Mädchen und Knaben in den verschiedenen Räumen für die Sonntagsschule. Um 3 Uhr versammelt sich die „Erwachsenen-Schule" der Frauen in gleicher Weise wie diejenige für Männer am Morgen.

Doch jetzt kommt einer der interessantesten und bedeutsamsten Augenblicke in dem wöchentlichen Leben Whitefield's. Um 3½ Uhr beginnt in dem großen Gottesdienstsaal das sogenannte „Men's meeting", die Männerversammlung. Ein über 100 Mann starker Chor hat auf der Galerie über der Rednerbühne Platz genommen. Er steht auf und reißt die Zuhörer mit sich durch ein paar frisch und kräftig gesungene Lieder, meist dem klassischen Repertorium entnommen — denn so viel als möglich wird in Whitefield's auch nicht das Kleinste nachlässig behandelt oder dem Zufall überlassen.

Nachdem auch die Versammlung sich erhoben und ihrerseits mit Begleitung des Chors und der Orgel ein geistliches Lied gesungen hat — den Text des letztern findet jeder auf einem gedruckten Blatt, das ihm beim Eintreten gegeben wird und das außerdem allerlei Angaben über die Veranstaltungen des betreffenden Sonntags und der ganzen folgenden Woche enthält — betritt der Redner die Plattform. Hin und wieder präsidiert Sylvester Horne selbst diese Versammlungen,

öfter aber fordert er dazu bekannte Redner auf, Advokaten, Parlamentarier, Gelehrte. So sprach hier schon verschiedene Male Sir Oliver Lodge, der bekannte Naturforscher in Birmingham, über die Beziehungen zwischen Religion und Wissenschaft. Vor einiger Zeit hielt Mr. Asquith, der englische Premierminister, einen Vortrag über den Reformator Whitefield und die soziale Arbeit der modernen Kirchen. Augustin Birell, Minister von Irland, Lord Colleridge, W. Crooks, sozialistisches Mitglied des Parlaments, W. Wilson, Mitredakteur der „Daily News“, der Finanzminister Lloyd George, und viele andere in der politischen und sozialen Welt Englands bekannte Männer, kommen Sonntag nach Sonntag, um in Whitefield's zu reden. Von den Themata, die in jüngster Zeit in diesen Men's meetings behandelt wurden, seien genannt: „Der Friede und die Haager Konferenz“, „Das Evangelium und die soziale Frage“, „Jesus und die Pharisäer“, „Priester und Politik“, „Ist der Sozialismus eine Sünde?“, „Kongo und Europa“, „Milieu und Individuum“, „Die liberale Regierung“, „Das Christentum und die Arbeiterklasse“.

In politisch bewegten Zeiten werden die brennenden Tagesfragen mit größter Freiheit behandelt. Man wendet sich selbst an Gegner, um mit ihnen zu diskutieren. Selbstredend verpflichtet sich Whitefield's als christliche Kirche auf kein offizielles politisches Programm. Immerhin ist der allgemeine Geist der Leiter der Mission und der Zuhörer von ausgesprochen sozial-reformatorischer Tendenz. Man ist der gegenwärtigen liberalen Regierung sympathisch, möchte aber, daß sie noch mehr von demokratischem Idealismus durchdrungen wäre und sich mehr der Arbeiterpartei näherte. Die Konservativen aller Schattierungen, die eine Einladung zu einem Vortrag vor dem Men's meeting annehmen, werden durchaus herzlich empfangen und ruhig und höflich angehört, doch finden ihre Worte selten ein Echo. Dagegen wird laut Beifall geklatscht und gerufen, wenn der Redner des Tages — sei er ein junger Geistlicher des vorwärtsdrängenden Nonconformismus, ein Anglikaner, der sich gegen den Traditionalismus seiner Kirche auflehnt, oder ein bekannter Kämpfer, Schriftsteller oder Politiker der Emanzipation der Arbeiter — die Idee der sozialen Brüderlichkeit entwickelt. Es ist wahrlich ein prächtiger Geist, der Sonntag für Sonntag, jahrein, jahraus, in diesen Zusammenkünften weht. Ueberall sieht man glückliche Gesichter. Nach und nach hat sich unter den Zuhörern, selbst ohne daß sie sich alle kennen, eine Art esprit de corps gebildet. Die Kühnheit des Denkens und Wärme des Gefühls der ersten Initianten haben sich mit der Zeit den Besuchern des Meetings mitgeteilt, und nichts macht einen ergreifenderen Eindruck, als die Augen der alten und jungen Zuhörer aufleuchten zu sehen, wenn ein fremder Redner von dem Ruf Whitefield's spricht, und von dem Leben, das von da auf all' die andern Kirchen übergegangen ist, die sich nach ihrem Vorbild erneuern. Uebrigens sind diese Männerversammlungen ein Ereignis, das für das soziale Leben London's

nicht ohne Bedeutung ist. Die Vorträge, welche hier gehalten werden, finden oft einen Wiederhall, indem in der Presse darüber referiert und diskutiert wird. Ein Unterbruch tritt in den Men's meeting während des ganzen Jahres nicht ein. Jeden Sonntag Nachmittag, vom Januar bis im Dezember, füllt sich die geräumige Kirche mit Jünglingen und Männern, stets ist der Chor auf seinem Platz mit eigenen neuen Liedern, stets wird für einen Redner mit einem aktuellen Thema gesorgt. Man wird zugeben: hier wird kräftig gearbeitet, um das neue soziale Leben von morgen vorzubereiten und die Herzen der Männer dafür zu gewinnen. Sylvester Horne und seine zahlreichen Freunde, die an der Spitze dieser Organisation stehen, scheuen kein Opfer, um sie zu beleben, und kein ängstlicher Skrupel hält sie zurück, jede Frage, welche die Menschen von heute beschäftigt, in der Kirche selbst zu erörtern. Noch einmal: Whitefield's ist das wahre christliche „Volksheim", wo freies Denken und Laienarbeit zu ihrer vollen Wertung gelangen. Man vergegenwärtige sich die schöpferische Lebensmacht, die in diesem doppelten Streben nach Denkfreiheit und sozialer Betätigung enthalten ist, und vergleiche diese hinreißende christliche Verwegenheit mit der Trägheit und der lähmenden Stille, die unsere Kirchen — oder wenigstens einen allzu großen Teil der Kirchen Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz, kennzeichnet, und man sage, ob sich nicht in unsern Anschauungen und kirchlichen Organisationen eine Revolution vollziehen muß, wenn wir wollen, daß auch sie die Fülle des Lebens erlangen. Das wird ihre Rettung, das wird dann die Erweckung sein, nach der man überall ruft. Ohne irgend etwas von ihrem besonderen religiösen Glauben aufgeben zu müssen, werden unsere Kirchen auf diese Weise die rauhe aber wirkliche Fühlung mit der modernen Welt wieder gewinnen. Und die moderne Welt, welche die Kirche nicht kennt, wird sie von neuem kennen lernen. Wer weiß, ob nicht hierin der Keim einer großen Zukunft liegt?

Nach dem Vortrag kann jeder, der will, in den hübsch und gemütlich eingerichteten Erfrischungsraum im Sous-sol gehen und dort mit seiner Familie oder seinen Freunden den schmuck servierten Tee einnehmen. Gegen fünf Uhr nachmittags gleicht Whitefield's einem Ameisenhaufen, in den die Sonne scheint. Alle Gänge sind belagert, alle großen und kleinen Säle sind voll von frohen Menschen, die brüderlich miteinander verkehren.

Um sieben Uhr abends beginnt der Volksgottesdienst. Eine halbe Stunde vorher, derweil die Leute eintreten, gibt ein Streichorchester ein religiöses Konzert. Hinter dem Orchester nehmen nach und nach die Mitglieder des gemischten Chores Platz. Jedem Eintretenden wird wie den Männern am Nachmittag ein Blatt mit der Gottesdienstordnung, dem Text der Lieder, die gesungen werden, und verschiedenen Mitteilungen über die Tätigkeit Whitefield's in die Hand gegeben. Vor oder nach der Predigt werden ein oder mehrere Soli gesungen. Man muß diesen populären Sonntag-Abend-Gottesdiensten

beigewohnt haben, um zu wissen, welche sorgfältige Organisation all' diesem gemeinschaftlichen Leben vorangeht. Kein Detail wird vernachlässigt. Von jedem guten Willen wird Gebrauch gemacht. Der eine begrüßt die Fremden, der andere sitzt auf seinem Platz im Chor, ein dritter hilft im Orchester. Um sieben Uhr werden die Kirchentüren geschlossen; oft zeigt eine Tafel an dem Eintrittsgitter an, daß alle Plätze besetzt sind. Dann stellt sich ein „Policeman" vor die breite Treppe und heißt Spätkommer nach Hause gehen.

Während den übrigen Abenden der Woche geht es kaum weniger bewegt zu. Am Montag Abend versammeln sich die Frauen zu einem meeting, ähnlich demjenigen der Männer, um von Rednerinnen kurze Ansprachen über allerlei Dinge zu hören, welche Frauen und junge Mädchen interessieren. Die sozialen und politischen Forderungen werden auch hier lebhaft erörtert, doch haben diese friedlichen Zusammenkünfte nichts an sich von dem Ungestüm der Suffragettes. Häusliche Probleme, die Verantwortlichkeit der Mütter und die schwierigen Fragen der Erziehung sind die hauptsächlichsten Diskussionsthemata.

Eine „Bildungs- und Unterhaltungs-Sektion" veranstaltet während des Winters jeden Mittwoch Abend Konzerte und kleine Aufführungen. Daneben benützen eine Reihe verschiedener Klubs die Räumlichkeiten, darunter ein Arbeiterklub, der jeden Abend von sechs bis zehn Uhr zusammenkommt und ein eigenes Billard- und Lesezimmer hat. Ein ganz geringer jährlicher Beitrag genügt, um Mitglied zu werden. An diese Räume reihen sich weitere Lesesäle, Unterhaltungszimmer, Spielzimmer, wo junge Männer und Mädchen von 16 Jahren an aufwärts sich zusammenfinden. Sylvester Horne hat einen Versuch machen wollen mit der Zusammenerziehung der jungen Leute in gemeinsamen Arbeitsgruppen. Da doch das moderne Leben in den Fabriken, den Kaufläden, in Sport- und Kunstvereinen den Jüngling und das junge Mädchen zusammenführt, so muß auch die Kirche diese Annäherung ermöglichen, und nicht so verzweifelt allein bleiben in der Begünstigung der Trennung der Geschlechter. Wenn sie ankämpfen will gegen den infamen Einfluß der unsaubern Lokale, wo sich die jungen Leute des Abends treffen, wenn sie praktisch die Herrschaft der Variétés, der öffentlichen Tanzlokale, Bierschenken und Weinstuben untergraben will, so muß die Kirche ihrerseits einen bessern Mittelpunkt der Gastfreundschaft und Erholung schaffen.

„Gruppe für gegenseitige Hilfe", „Besuchs-Sektion" (bestehend aus älteren Mitgliedern, welche die Eingeschriebenen oder Freunde der Kirche in der Nachbarschaft besuchen), Sport-, Kunst-, Photographie-Klubs, Chor, Orchester — all das lebt und arbeitet während der Woche. Eine monatlich erscheinende, von Sylvester Horne redigierte Zeitung, das „London Signal" verteidigt das soziale Christentum.

Es ist unmöglich, in einem kalten Bericht all' die Lebensfülle, all' die freundschaftlich brüderliche Gesinnung, all' die heilige Be-

geisterung wiederzugeben, welche die Herzen der Bevölkerung von Whitefield's schlagen macht. Es ist nicht anders möglich, als daß ihr emsiges Schaffen Andere ansteckt. Zahlreich sind denn auch schon in England die Kirchen, in denen ihr Beispiel wie ein Sauerteig wirkt. Seit zwei Jahren ergeht von Whitefield's aus durch die Presse, durch Brochüren und Vorträge eine unaufhörliche Propaganda bis in die kleinsten englischen und schottischen Landgemeinden, um die unabhängigen Kirchen des Landes zu veranlassen, ihre Organisation und ihre sittliche und soziale Stellungnahme nach der Art Whitefield's umzugestalten. Selbstredend wird dieser vorwärtsstrebenden Bewegung auch ein kräftiger Widerstand entgegengesetzt. Die Geistlichkeit, die in einer „gepredigten" Kirche alt geworden ist, kann sich nicht eine „predigende" Kirche vorstellen — predigend durch ihre äußere soziale Tätigkeit und durch die Mitarbeit ihrer Laienglieder. Die Freunde des Dogmatismus und des „statu quo" haben Angst davor, in das Heiligtum das aufgeregte Leben von außen eindringen zu sehen, und ziehen den Grabesfrieden leerer Kirchen der Freiheit und der Ungewißheit der Zukunft vor. Trotzdem ist die Reform im Gange. Die Kirchen werden ihr ihre Türen öffnen müssen, wenn sie sich selbst retten wollen, indem sie das Volk mit sich retten. Reform der sozialen Stellungnahme der Gemeinde, Reform ihrer äußern Organisation — das ist's, was Not tut; Reform der sozialen Stellungnahme, das will heißen: Anerkennung der Freiheit, inmitten der kirchlichen Gemeinde alle Menschheitsprobleme der Zeit zu erörtern und an ihrer Lösung gemäß ihrem christlichen Ideal zu arbeiten; Reform der äußern Organisation, das heißt: Umwandlung der Kirchen in Heime, die dem ganzen vielgestaltigen Leben einer erweiterten christlichen Familie dienen.

Die protestantische Kirche Europas hat ein hohes Ideal der Wiedergeburt vor sich. Wie weit ist es noch bis anhin? Die Kirche Sylvester Horne's weist uns den Weg.

---

# Der Kampf um Jesus Christus.

## II.

Ich habe im ersten Teil dieses Aufsatzes zu zeigen versucht, was für Verheißungen und Aufgaben der heutige Streit um den „geschichtlichen Christus" in sich schließe. Es blieb aber ein Problem ungelöst, das zu Beginn jener Ausführungen auftauchte: wie sich die religiöse Gewißheit und geschichtliche Tatsachen zu einander verhielten? Dürfen diejenigen Ueberzeugungen, auf denen unsere geistige Existenz ruht, selbst auf den so unsicheren Grund geschichtlicher Behauptungen

gestellt werden? Ist das Christentum nicht eine äußerst problematische Sache, wenn es auf den „historischen Christus" gegründet sein soll?

An dieses Problem wollen wir nun heute herantreten. Wir werden es nicht in der theologischen Schulsprache, nicht auf wissenschaftlich erschöpfende Weise tun und beanspruchen nicht, eine abschließende Lösung zu geben. Dazu ist die Frage zu schwierig, die heutige Situation zu neu. Wir stehen vielleicht vor einer religiösen Umwälzung, deren Sinn uns erst aufzudämmern beginnt, vor einem Umdenken, das die wichtigsten Begriffe erfaßt, mit denen wir jetzt arbeiten. Mit diesem Vorbehalt soll das Folgende gesagt sein.

1. Man hat die Schwierigkeit, um die es sich handelt, schon lange vor unserer Epoche gesehen. Jedermann kennt den Satz Lessings: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten nie werden." Das christliche Denken hat sich zu allen Zeiten mehr oder weniger mit dem Verhältnis zwischen den zwei Faktoren des geistigen Lebens beschäftigt, die wir in Kürze Idee und Geschichte nennen können. Unter „Idee" (wofür in unserem Falle auch der Ausdruck „Prinzip" gesetzt werden kann) ist dabei eine an sich gültige Wahrheit zu verstehen, die durch den menschlichen Geist unmittelbar erfaßt werden kann, sei es durch verständige Reflexion, philosophische Spekulation, mystisches Schauen, sei es durch sittliche und religiöse Erfahrung; unter „Geschichte" aber gewisse feste Tatsachen der Vergangenheit, in concreto: die Geschichte der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Das christliche Denken ist bis auf diesen Tag eine beständige Erneuerung des Versuches, diese beiden Faktoren zu einer Einheit zu verbinden. Daß das Christentum ursprünglich eine geschichtliche Bewegung ist (das Wort „geschichtlich" im weitesten Sinne verstanden), dürfte heute als eine ausgemachte Sache gelten*). Vom griechischen Denken her kam aber der Trieb, in der historischen Tatsache die Idee zu zeigen, ja, diese in die Idee aufzulösen. Auch das Christentum wurde eine Idee, für welche die Heilsgeschichte eigentlich nur eine Illustration bildete, die aber ihre Wahrheit auch ohne diese besäße. Drohte sich so das Evangelium vom Reiche Gottes in eine Philosophie aufzulösen, so reagierte dann ein Instinkt der Selbsterhaltung doch immer wieder dagegen und hielt an der zentralen Bedeutung der Heilsgeschichte fest. Ein Ergebnis dieses Ringens und zugleich ein Kompromiß ist das Dogma. Aber mit der Ausbildung des Dogmas hörte der Gegensatz nicht auf. Die philosophische Tendenz machte sich in neuen Formen stets wieder geltend. Ihr ist es unmöglich, eine geschichtliche Tatsache einfach als solche stehen zu lassen und als wertvoll zu verehren. Sie muß die ihr zugrunde liegende Idee erkennen, sie mit der Idee durchleuchten, sie in eine Manifestation der Idee auflösen, erst dann ist sie beruhigt. Damit hängt

*) Ich habe dies in meiner Vorlesung „Ueber die gegenwärtige Umgestaltung des Christentums" zu zeigen gesucht (Oktoberheft 1909).

zusammen, daß sie auch mit der schöpferischen Persönlichkeit wenig anzufangen weiß. Sie glaubt auch diese in die Idee auflösen zu müssen, d. h. sie macht sie zu einer Personifikation der Idee und ist dabei der Ueberzeugung, daß in der Idee immer mehr enthalten sei, als sich in einer einzelnen Persönlichkeit, und wäre es die größte, ausdrücken könne. Das ist z. B. die Meinung der idealistischen deutschen Philosophie: Kant (den ich hier wohl auch dazu rechnen darf), Fichte, Schelling, Hegel und ihre Nachfolger stehen alle auf dieser Seite. Dagegen aber reagiert wieder die ursprüngliche christliche Empfindung, die in Jesus mehr zu haben glaubt, als alle Philosophie geben und nehmen kann.

Es hätte keinen Zweck, diesen Zwiespalt hier geschichtlich weiter zu verfolgen. Lessing nennt ihn den „garstigen breiten Graben," über den er nicht kommen könne, so oft und ernstlich er den Sprung gemacht habe. Es ist der Graben, an dem auch heute die Theologen und die Philosophen — oder sollen wir sagen: die einfachen Christen und die Philosophen? — stehen, die Einen hüben, die Andern drüben. An diesem Graben spielt sich der Streit ab, von dem wir reden. Wieder hören wir die Behauptung, eine Religion, in concreto: ein Christentum, das auf sicherem Grund ruhen wollte, müßte von der Geschichte unabhängig sein, müßte auf Tatsachen ruhen, die in der Gegenwart zu erfassen und zu kontrollieren seien, also auf der Erkenntnis der Natur und des Geistes, müßte also begründet werden können durch Erfahrung und Denken, müßten geschöpft werden aus dem Lebensstrom, der durch unser Herz und durch unsere Zeit, durch jede Zeit, rausche. So hat es seinerzeit in gemilderter Form der Zürcher Theologe Biedermann gefordert (es kam ihm in erster Linie auf das christliche „Prinzip" an, nicht auf die geschichtliche Gestalt Jesu), so meinen es, wie wir im letzten Aufsatz gezeigt haben, Kalthoff und Drews.

Auf welche Seite des Grabens stellen wir uns? Es leuchtet ein, wie verlockend die Aussicht ist, die uns die Philosophen (wie wir sie der Kürze halber nennen wollen) eröffnen. Sobald wir einmal den Schritt täten: die christliche Vergangenheit, im Besondern die biblische Geschichte, als für unser heutiges religiöses Leben prinzipiell belanglos aufgäben und uns mit beiden Füßen auf den Boden der Gegenwart stellten — wie frei und leicht müßte uns zumute werden! Wir wären auf einmal die ganze historische Last los; wir brauchten uns nicht mehr mit den Problemen der biblischen Geschichte abzuquälen; Kautsky, Jensen, Kalthoff, Drews könnten uns nicht mehr schrecken; wir lebten aus dem lebendigen Gott unseres Tages, lebten religiös unser Leben, tränken aus dem ewig jungen Quell der Wahrheit! Wäre das nicht herrlich? Sollten wir nicht einmal entschlossen den Schnitt machen — frei werden?

Ja, frei und leicht fühlten wir uns zunächst wohl — aber ob nicht bald zu frei und leicht? Ob wir uns nicht ziemlich bald nach der Last der Geschichte zurücksehnten? Ob wir nicht die Freiheit dessen

gewonnen hätten, der ein großes Vermögen weggeworfen hat und nun bittere Not leidet? Wir wollen die Frage untersuchen.

2. Zunächst kehren wir zu einem Gesichtspunkt zurück, den schon unsere frühere Ausführungen, in etwas anderem Zusammenhang, hervorgehoben haben. Wir fragen: Ist denn das Christentum ursprünglich eine Geschichtsreligion im Sinne von Vergangenheitsreligion? Will uns Jesus selbst an ein historisches Faktum binden, etwa an seine eigene Person? — Diese Frage muß, wie mir scheint, verneint werden. Jesus will uns nicht an seine Person binden, sondern an den Vater und sein Reich. Zwar sprechen mannigfache und deutliche Anzeichen und Tatsachen, auch direkte und nicht zu bezweifelnde Aussprüche Jesu*) dafür, daß er sich bewußt gewesen ist, in einem ganz besonderen Verhältnis zu Gott zu stehen und eine ganz besondere Sendung für das Kommen des Reiches Gottes zu haben, aber das alles hat doch nur einen provisorischen Sinn, als Mittel und Weg — das Ziel ist des Vaters Reich. Der Vater aber ist ein lebendiger Gott. Seine Offenbarung ist nicht an einen bestimmten Punkt der Geschichte gebunden; er ist stets denen zugänglich, die reinen Herzens sind; die Pforten seines Hauses sind stets offen für seine Kinder; der Strom seines Lebens fließt durch alle Zeiten und in der Zukunft warten seine größten Offenbarungen.

Das scheint mir deutlich die Meinung des Evangeliums zu sein. Dafür sind das Unservater, die Bergpredigt und die Gleichnisse ein schwer zu widerlegender Beweis. Es ist also falsch, das Christentum zu einer bloßen Vergangenheitsreligion zu machen. Das Evangelium wenigstens ist eine Anweisung, Gott, den Vater, in der lebendigen Gegenwart zu suchen und zu finden. Wenn wir es trotzdem eine geschichtliche Bewegung nennen, so schließen wir dadurch in den Begriff „Geschichte“ Gegenwart und Zukunft ein und drücken den Gedanken aus, daß wir das Evangelium vom Reiche Gottes nicht in eine bloße philosophische Idee auflösen lassen wollen, sondern es als eine schöpferische Kraft fassen, die auf persönliche Weise wirkt. In diesem Sinne sagen wir: Wir glauben als Christen gar nicht in erster Linie an Jesus, sondern an Gott, den Lebendigen, und sein Reich.

Man verstehe dies nicht falsch: das ist rein prinzipiell gesprochen; die Ergänzung wird bald folgen. Wir wollen mit dieser Feststellung die Belastung durch den Historismus von unserm christlich-religiösen Wesen abwälzen. Gerade wenn wir Jesus recht verstehen, sind wir keine Knechte der Vergangenheit, sondern führen ein gegenwärtiges, quellfrisches Leben mit dem lebendigen Gott, dem Vater. Er macht uns, wie von jedem andern Bann, so auch von dem der

---

*) Der bekannteste ist Evang. Matth. 11, 27. Doch vergleiche man damit z. B. auch Matth. 12, 2—6; 10, 32—34, 37—38; dazu alle die Stellen, die das Messiasbewußtsein Jesu ausdrücken, vor allem Matth. 16, 13—20.

Geschichte ganz frei. Wir sind als seine Jünger autonome Kinder Gottes so gut, als irgendwer, ja mehr als irgendwer. Wir trinken unmittelbar aus dem ewig jungen Born des Gotteslebens.

Ich gehe soweit, zu sagen: Wenn Einer meint, er könne den Vater erkennen und das Reich Gottes haben ohne Jesus — warum sollen wir ihn daran hindern? Sollte uns nicht gerade Jesus davon frei machen, daß wir den Menschen einen bestimmten Weg zu Gott vorschreiben und andere verbieten wollen? Das ist der Geist des Dogmatismus und des Kirchentums, der Ketzerrichterei und theologischen Bevormundung Gottes und des Menschen, aus dem wir endlich heraus sollten — im Namen des Befreiers Jesus. Im Namen Jesu sollten wir die Freiheit und das Vertrauen haben, zu den Menschen zu sprechen: „Versuchet, zu Gott zu kommen, auf welchem Wege euch Herz, Gewissen und Vernunft führen. Ihr kennt den Weg, der Jesus heißt — wenn ihr auf einem anderen eher zum Ziele zu kommen glaubt, nun, so versucht es. Jesus zürnt euch darob nicht. Durch die Probe werden wir am besten belehrt. Wir sind unserseits weder ängstlich noch neidisch: auf welchem Wege ihr immer Quellen göttlicher Wahrheit findet — wir freuen uns eures Findens. — Der Weg zu Gott ist der freieste Weg, den es gibt. Das lehrt uns Jesus. War es doch sein Kampf, den Weg zu Gott frei zu machen von den Hemmungen der Theologie, des Gesetzes, des Kirchentums, von allem gekünsteltem und kompliziertem Wesen, und zu zeigen, wie einfach er ist, wie er das Menschlichste, Kindlichste ist, was es gibt: Gehorsam gegen die reinsten Impulse des Herzens, Vertrauen, Herzensreinheit, Güte."

So meine ich, müssen wir prinzipiell sprechen. Aller Historismus und Dogmatismus muß abgetan sein. Und ich meine — und wiederhole damit früher Gesagtes — daß gerade diese Gedanken heute und noch lange mit besonderem Nachdruck ausgesprochen werden müssen. Denn wir sind zu lange entwöhnt worden, Gott in der Gegenwart zu schauen. Das Christentum ist zu sehr Vergangenheitsreligion geworden. Es hat den Weg zu Gott zu stark dogmatisch, theologisch und kirchlich gemacht. Wir müssen den Weg zu Gott freigeben, auch wenn dann eine Zeitlang mancher Irrweg gegangen wird; wir müssen das Christentum als eine Anweisung zum Leben mit dem lebendigen Gott proklamieren und es als eine begreifliche Reaktion gegen frühere Einseitigkeit hinnehmen, wenn dabei die Vergangenheit gelegentlich oder zeitweilig zu kurz kommen sollte.

3. Ich glaube freilich nicht, daß dies Letzte stark zu befürchten sei. Damit gelangen wir zu einer Ergänzung dieser ersten, prinzipiellen Betrachtung, die ich nicht zu übersehen oder für nebensächlich zu halten bitte.

Ich habe bisher prinzipiell gesprochen. Es galt, dem Christentum seinen Gegenwartscharakter und freien Athemzug zu sichern. Aber ganz falsch wäre es, daraus den Schluß zu ziehen, daß damit

Jesu Bedeutung für die Erkenntnis Gottes und des Kommen seines Reiches herabgesetzt werde. Ein Anderes ist die prinzipielle und ein Anderes die Tatsachenfrage. Und nun behaupte ich zum Ersten: Jesus steht nun einmal als Tatsache vor uns, als die zentrale Tatsache der Geschichte, und wir müssen uns mit ihr auseinandersetzen. Oder sollte diese Tatsache etwa weniger wichtig sein, als eine aus der Gegenwart oder als irgend welche Erscheinung der Natur? Nur ein völlig ungeprüftes Vorurteil könnte das behaupten. Mag Jesus selbst das Reich Gottes nicht mit seiner Person verbunden haben, so hat doch die Geschichte das getan, so steht er doch da als sein oberster Träger, seine hellste Offenbarung, als das Licht Gottes inmitten der Menschenwelt. Damit habe ich schon meine zweite These berührt: Tatsache ist, daß der Glaube an Gott, den Vater und an sein Reich durch Jesus die Macht geworden ist, die der Geschichte seither die Richtung gegeben hat — trotz allem! — und daß daher der Glaube an Jesus, den Christus, der Ausdruck geworden ist für die konkreteste und lebendigste Form des Glaubens an Gott und sein Reich. Dieser Glaube an das Reich Gottes und den Christus war ja schon vor Jesus da und ist auch jetzt noch außerhalb des Christentums da, nämlich im Judentum, das noch immer auf den Christus (gleich Messias) und sein Reich wartet; das Spezifische des Christentums aber, seines Glaubens an Gott und sein Reich ist ausgedrückt in dem Bekenntnis, daß in Jesus der Christus, d. h. Gottes volle Wahrheit in Menschengestalt, erschienen sei. Und das Christentum hat bis jetzt seine Eigenart nur dadurch behaupten können, daß es an Jesus immer wieder sein Selbstverständnis herstellte und vertiefte, daß es an ihm Gott und Mensch verstehen lernte; es hat seine Eigenart behauptet und weltbesiegende Kraft besessen genau in dem Maße, als ihm dies gelang.

Auf Grund dieser Tatsache füge ich denn der prinzipiellen Entscheidung noch eine geschichtliche Behauptung hinzu und sage: Gewiß ist das Christentum Glaube an den lebendigen Gott und sein Reich, gerade nach dem Sinne Jesu selbst; gewiß ist das Reich Gottes nicht gleichsam dogmatisch an Jesu Person gebunden; gewiß ist der Weg zu Gott frei — das alles soll nicht etwa zurückgenommen werden, aber: es ist daneben eine gewaltige und einfach nicht zu übersehende Tatsache, daß der Glaube an das Reich Gottes und, was damit eigentlich gleichbedeutend ist, an Gott selbst, durch die Gestalt Jesu eine Macht in der Welt geworden ist, durch diese persönliche, konkrete Darstellung sich der Geister bemächtigt hat. Sollten wir nun das Licht, das an ihm erschienen ist, nicht sehen wollen? Sollten wir diese unvergleichliche Gabe Gottes ignorieren, nur um des Dogmas von der Gegenwartsreligion willen? Wäre dieser Dogmatismus besser als der andere? Sollten wir den Reichtum, den uns die Geschichte anbietet, verschmähen, nur um immer wieder von vorne anfangen zu können, anstatt auf Grund dieses Reichtums weiter zu schreiten immer tiefer in Gottes Reich und Wahrheit hinein?

Ich füge dem das Bekenntnis hinzu, daß für Zahllose von uns die Sonne der Geschichte erlösche, wenn man Jesus aus ihr striche, daß unser Glaube an Gott und sein Reich seine Kraft und Bestimmtheit, seinen Enthusiasmus und seine Ruhe verlöre. Mögen Andere ohne ihn auskommen, wir stören sie darin nicht, tun es gerade in seinem Namen nicht, nur wir sprechen, ganz undogmatisch, ohne alle Prätension, unser Bekenntnis aus, daß wir es nicht könnten, daß wir nicht einsehen, wie wir es könnten. Mehr wollen wir nicht sagen, brauchen wir nicht zu sagen.

Geraten wir damit nicht in einen Widerspruch zu unseren früheren Aussagen? Mich dünkt nicht. Wir lassen dem Reiche Gottes, dem Leben mit Gott seine Freiheit, und nehmen uns nur auch unser eigenes Recht. Wir machen das Christentum nicht wieder zur bloßen Geschichtsreligion; Jesus Christus ist uns vielmehr eine der größten Tatsachen, ja die größte Tatsache derjenigen Wirklichkeit, in die wir heute gestellt sind. Und gerade er lehrt uns, mit Gott in der Gegenwart zu leben, gerade er macht uns von sich frei, indem er uns zum Vater führt, zum Vater allein. Er ist uns nicht Last, sondern Lust, ist uns der Befreier — auch von der Geschichte, wie von der Theologie, ja, wenn wir es wünschen, auch von sich selbst.

4. Aber nun kehrt die Frage wieder — der Leser hat sie gewiß schon lange ungeduldig gestellt — wie wir uns denn versichern wollten, daß Jesus gelebt hat und was sein eigentliches Wesen und Wollen gewesen sei.

Nun antworten wir darauf zunächst: Wir haben keinen Grund, an der geschichtlichen Existenz Jesu zu zweifeln, keinen Grund, anzunehmen, daß das Bild von ihm, das uns aus dem neuen Testament entgegentritt, nicht geschichtliche Wahrheit sei. — „Aber wird das nicht bestritten?" Gewiß, aber was wird denn nicht alles bestritten? Ist der Umstand, daß eine Sache bestritten wird, genügend, um uns an ihr irre zu machen? Wird nicht auch Gottes Dasein heftig bestritten? Wollen wir deßwegen auf unseren Glauben an Gott verzichten? Tatsache ist, daß die bisherigen Bestreitungen Jesu Fiasko gemacht haben, eine mehr als die andere. „Aber könnten nicht künftige doch endlich das gewünschte Ziel erreichen?" — Warum denn das annehmen? Ich frage wieder: glauben wir nicht an Gott, trotzdem ja auch anzunehmen ist, daß künftig neue Angriffe auf den Gottesglauben erfolgen werden? Warum denn immer Angst haben, daß das Größte vernichtet werden könnte? Auch Buddha und Zarathustra hat man als Mythus erklärt, mit dem Erfolg, daß sie heute viel deutlicher als je vor uns stehen — sollte auch nur ein Hauch von Wahrscheinlichkeit vorhanden sein, daß die größte Gestalt der Geschichte sich in Nebel auflösen könnte? Wollen wir wirklich die Ungeheuerlichkeit annehmen, daß die Menschheit sich dergestalt getäuscht hätte? Warum denn auch diese krankhafte Skepsis? Ist sie nicht das Gegenteil einer wirklich kritischen Haltung — nämlich kritischer (oder vielmehr

unkritischer!) Aberglaube? Wenn werden wir endlich dieser Angst los werden, daß gerade das Größte nicht sein könne?

„Aber sind nicht geschichtliche Tatsachen immer mit besonderer Unsicherheit behaftet?“ Ich antworte: Ist dem wirklich so? Sollte es sich mit dieser Behauptung nicht auch so verhalten, daß sie bloß ein ungeprüftes Dogma wäre?

Ist es wahr, daß geschichtliche Tatsachen besonders unsicher sind? Daß es von vielen gilt, ist freilich gewiß — aber ob es von allen gelten muß? Ich glaube, daß hier ein Vorurteil im Spiele ist. Die geschichtliche Erkenntnis hat wirklich lange etwas sehr Unsicheres gehabt; Mythus, Sage, Legende standen an Stelle von Tatsachen, und auch da, wo eine ernsthafte Geschichtsschreibung eingesetzt hatte, fehlte es meistens an genügenden Dokumenten und an richtiger Methode. Bedeutet aber nicht das neunzehnte Jahrhundert (um nur dieses zu nennen) ein Aufstrahlen immer hellerer Erkenntnis des natürlichen und geschichtlichen Werdens und dürfen wir nicht hoffen, daß wir auf diesem Wege noch viel weiter kommen würden? Ist es nicht sehr wohl möglich, daß der Sinn des geschichtlichen Lebens uns noch viel deutlicher wird als bisher, und zwar so, daß Geschichte viel mehr Gegenwart wird?

Doch will ich diese Vermutung nur andeuten und einen andern Gesichtspunkt mehr hervorheben. Gibt es denn andere Tatsachen, auf die religiöse Gewißheit sicherer gegründet werden kann, als auf die geschichtlichen? Etwa Tatsachen, die das Naturerkennen uns erschließt? Da muß es uns schon stutzig machen, daß diejenige „Tatsache,“ auf die man sich heute für eine religiöse Deutung der Wirklichkeit wohl vor andern stützt: die Entwicklung, doch bloß eine Theorie ist und daß die Dokumente, auf die sie sich beruft, zum Teil sehr viel weiter in die Vergangenheit hinabreichen, als die der Menschengeschichte. Ich habe es mit dem letzten Ausdruck schon angedeutet: es ist auch Geschichte, was diese Theorie meint. Sogar die kopernikanische Auffassung unseres Planetensystems ist nur eine Theorie, der sich nach der Aussage großer Denker und Forscher andere, vielleicht ebenso berechtigte, entgegenstellen lassen. Oder nehmen wir die andere große „Tatsache“ des modernen Naturbildes: die durchgängige Gesetzmäßigkeit des Geschehens. Sie ist eine philosophische Theorie, eine Denkmethode, aber keineswegs eine klare und eindeutige Thatsache. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß die Welt sich eines Tages unserem Denken wieder in recht veränderten Formen darstellt, ich meine, daß unsere heutigen Denkmethoden auch wieder starke Modifikationen erleiden werden, wie das mit den früheren der Fall gewesen ist. Ueberhaupt ist von den Tatsachen der Natur zu sagen, daß sie uns keineswegs so offenkundig vorliegen, wie die Durchschnittsmeinung annimmt, sondern „geheimnisvoll am lichten Tag“ sind; daß wir auf diesem Gebiete Suchende sind wie auf dem der Geschichte.

Nehmen wir sodann die verstandsmäßige Reflexion, die philo=

sophische Spekulation oder das mystische Schauen — werden wir wohl von ihnen sagen, daß sie Ergebnisse von größerer Sicherheit liefern, als die Geschichte? Jeder, der etwas von der Geschichte des menschlichen Denkens versteht, weiß, daß es nichts Wechselnderes und Chaotischeres gibt, als die menschlichen Theorien und Spekulationen über Gott und göttliche Dinge. Daß wir auf diesem Wege zu einer ruhigen Gewißheit gelangten, ist am wenigsten anzunehmen. So bleibt uns noch ein Drittes: die Erfahrung und zwar zunächst die Lebenserfahrung des Einzelnen, seine sittliche Erfahrung, d. h. das Erlebnis von der Macht des Guten, die dem Gewissen sich aufdrängt und vom Weltlauf doch immer wieder bestätigt wird und seine religiöse Erfahrung, d. h. das Erlebnis von Gottes Dasein, Kraft und Hilfe, von seiner Heiligkeit und seiner Liebe. Hier stoßen wir freilich auf den Felsengrund aller religiösen Gewißheit. Ohne diese gegenwärtige Erfahrung Gottes hätte auch die Geschichte keinen Wert für uns. Aber umgekehrt treibt gerade sie uns weiter über uns selbst und den engen Kreis unserer Existenz hinaus nach Zeugnissen von Gott aus der weiteren Welt. Sie treibt uns über die Gegenwart hinaus in die Vergangenheit und in die Zukunft: in die Vergangenheit zur Stärkung unseres Glaubens durch die bisherigen Erfahrungen von Gottes Schaffen und in die Zukunft zu weiterer Stärkung des Glaubens durch die Hoffnung auf eine Vollendung des angefangenen Werkes Gottes. Die Geschichte ist ja nichts anderes, als die erweiterte Erfahrung des einzelnen Menschen und des einzelnen Geschlechtes. Und nun wiederholen wir: die Geschichte ist nicht mit besonderer Unsicherheit behaftet, am wenigsten die geschichtliche Tatsache, die Jesus Christus heißt. Darauf lassen wir es einfach ankommen. Nichts wäre törichter, als wenn wir uns durch den Umstand, daß der Zweifel sich an sie heranmacht, an ihr einfach irre machen ließen. Dann räumten wir ja jedem das Recht ein, uns unseren kostbarsten Besitz zu rauben, einfach dadurch, daß er ihn irgendwie anföchte, seis mit guten, seis mit schlechten Gründen. Dann ließen wir uns von jedem Lüftchen wehen, wohin es wollte. Wir müssen fester dastehen.

„Aber haben wir denn wirklich festen Grund? Es bleibt doch immer noch ein Bedenken übrig, ein schon mehrmals angeführtes: wie können wir, wenn wir nicht Gelehrte sind, uns über diese Dinge ein Urteil bilden? Wir sind doch schließlich in Bezug auf die Beantwortung geschichtlicher Streitfragen auf die Gelehrten angewiesen — wie sollen wir nun entscheiden, wer von ihnen recht hat und wer nicht? Könnten nicht doch die Bestreiter Jesu recht haben? Dann möchten wir ihnen auch recht geben. Denn wir möchten nicht einfach blindlings einen Glauben festhalten, dem die Wissenschaft den Boden abgegraben hat.“

Ich antworte damit, daß ich die Voraussetzung leugne, auf der diese ganze Argumentation beruht. Sie hat eine viel zu große Meinung von dem, was „die Wissenschaft“ kann und nicht kann. Es ist

ein Aberglaube, ein Gespensterglaube, zu meinen, daß „die Wissenschaft“ uns eines Tages Jesus nehmen könnte, aber es ist auch ein Irrtum, anzunehmen, daß wir in Bezug auf ihn von den Gelehrten abhängig seien. Was wir nötig haben, um zu der Erkenntnis Jesu zu gelangen, deren wir bedürfen, ist höchstens, daß wir lesen können. Ein neues Testament bekommen wir, wenn nötig, umsonst. Haben wir dann eine Spur von religiösem Verständnis, dann wissen wir nicht nur, daß Jesus gelebt hat und lebt, sondern auch, wer er gewesen ist und ist. Denn eben nicht Gelehrsamkeit ist es, die uns Jesus erkennen läßt. Es ist ja nicht zu leugnen, daß geschichtliche Gelehrsamkeit ein Mittel werden kann, uns das Verständnis Jesu aufzuschließen; insofern schätzen wir natürlich die Arbeit der Bibelforschung sehr hoch und wollen sie unangetastet wissen. Nur wollen wir ihre Grenzen erkennen. Sie kann die Quellen prüfen, aus denen wir die geschichtliche Kunde über Jesus schöpfen, kann die größere oder geringere Sicherheit der Berichte über ihn festzustellen trachten, kann uns die zeitgeschichtlichen Verhältnisse schildern, in die Jesus und seine Jünger hineingestellt waren, kann zeigen, wie die Botschaft und das Wirken Jesu äußerlich und innerlich mit der früheren und späteren Geschichte zusammenhängen — aber mehr kann sie von sich aus nicht. Sie kann uns das Geheimnis Jesu nicht deuten; sie kann uns kein Urteil über die in ihm erschienene Gabe Gottes abgeben. Sobald sie dies tut, ist sie nicht mehr auf ihrem eigenen Gebiete. Die größte kritische Gelehrsamkeit kann vielleicht für das Eigenartigste und Größte an der Erscheinung Jesu ganz blind sein. Gerade die Gelehrsamkeit und die Gewöhnung an eine rein intellektuelle, kritisch zersetzende Tätigkeit mag den Sinn für dieses Größte sogar abstumpfen. So mag es sehr wohl geschehen, daß ein Kind Jesus besser versteht, als der gelehrteste und scharfsinnigste Professor der Theologie. Ein Franziskus von Assisi hat von Jesus wenig genug gelehrte Kenntnis gehabt, hat nichts von Bibelkritik gewußt und doch — welcher moderne Gelehrte und Darsteller des Lebens Jesu hat ihn besser verstanden als Franziskus? Um Jesus zu verstehen, bedarf es keines gelehrten Wissens, keines kritischen Scharfsinns, auch keiner sogenannten Bildung, sondern einer gewissen, ich möchte sagen, Verwandtschaft mit ihm, einer religiösen und sittlichen Empfänglichkeit; es ist dazu vor allem nötig, daß man im Kleinen oder Großen seinen Weg gehe oder doch zu gehen versuche. Es verstehen ihn die am besten, die etwas vom Leben mit dem Vater wissen, ein Verständnis für den Vater haben. Die Erkenntnis Jesu Christi ruht auf der Erkenntnis Gottes, wie freilich auch umgekehrt aus der Erkenntnis Christi Erkenntnis Gottes wird. Jesus verstehen solche, die mit Gott eine große Sache haben und an sie ihr Leben setzen; die, wie er, sich zu den Armen und Geringen, den „Zöllnern und Sündern“ gezogen fühlen und wie er mit den „Pharisäern und Sadduzäern“ zusammenstoßen und die mit ihm schließlich den Weg gehen, der zu einem Kreuze führt. Ihnen wird Jesus un-

endlich viel. Er wird ihnen die gewissseste und konkreteste der Wirklichkeiten. Sie könnten eher an ihrer eigenen Existenz zweifeln als an ihm. Alle kleinsten Züge seines Wirkens werden unendlich lebendig; aus ihrem eigenen Erleben wissen sie, wie wahr und unerfindlich sie sind; scheinbar nebensächliche oder dunkle Worte gewinnen einen überraschenden Sinn. In Jesus entfaltet sich ihnen die ganze Wahrheit des Menschentums, aber doch nicht in schablonenhafter Weise, sondern in allerkonkretester Gestalt.

Diese Wahrheit Jesu aber ist jedem zugänglich, der dafür irgendwie das Auge hat. Dieses werden aber — ich wiederhole es — Studierzimmerleute im allgemeinen am wenigsten besitzen; am meisten hingegen Menschen, die tief in die Realitäten des Menschenlebens hineingeschaut haben und die mitten im Leben des Volkes stehen. Das Studium der Theologie gewährt darum keineswegs schon eine Bürgschaft für eine rechte Erkenntnis Jesu, fast im Gegenteil — so nützlich es in anderer Beziehung auch sein mag! Die sogenannten Laien haben an Jesus mindestens so viel Anteil als die Theologen, die Ungelehrten mindestens so viel als die Gelehrten. Die Wahrheit Jesu ist so gut allgemein zugänglich wie die Sonne; schlicht und gewaltig strahlt sie jeden an, der sich ihr in der rechten inneren Haltung zuwendet.

So sind wir in dieser großen Sache von der Tyrannei einer sogenannten Wissenschaft befreit; so entrinnen wir der Gefahr, daß der Jesus, der das Leben mit Gott vor der Herrschaft der Schriftgelehrten befreite, selbst wieder ein Monopol der neuen Schriftgelehrten wird; so werden wir überhaupt von dem Joch des Historismus frei. Denn in lebendiger Gegenwart und ewiger Jugend, in der Wahrheit und Schlichtheit des Göttlichen und zugleich ewig Menschlichen und darum jedem Geschlecht gleich verständlich strahlt aus dem neuen Testament das Bild des Gottes- und Menschensohnes Jesus, des Christus.

Wir werden es freilich neu sehen lernen, sein Glanz wird wieder neu aufleuchten müssen über unserem und den kommenden Geschlechtern, daß alle Schatten und Zweifel davor verschwinden. Eine Auferstehung Jesu ist uns nötig. Aber wir erwarten sie nicht von der Wissenschaft, sondern von einer andern Gegend her — von Menschen her, die ihn verstehen, weil sie von seiner Art sind, in deren Reinheit, Kraft und Güte, deren Freiheit und Hoheit, verbunden mit Kindlichkeit und Natürlichkeit sein Glanz aufleuchtet, der Glanz des Christus, des gottmenschlichen Wesens. Sie werden seine Zeugen sein, werden uns die neue Erkenntnis und Liebe Jesu Christi bringen; auf sie warten wir; gewiß werden sie aber nicht Philosophen und Theologen, sondern sehr schlichte, laienhafte Menschen sein, wie er war. Eine religiöse Erneuerung wird uns Jesus Christus neu schenken — ihr Morgen glänzt schon auf.

5. Ein letzter Aufsatz*) soll sich noch mit der Frage beschäftigen,

---

*) Mit dem wir uns jedoch nicht beeilen wollen.

was wir denn von Jesus wissen, welche Sicherheit und Art dieses Wissen besitzt und was es für uns bedeutet. Zum Abschluß der bisherigen Gedankengänge muß aber noch ein wichtiger Gesichtspunkt für die Beurteilung und Behandlung der ganzen Situation, in der wir durch den heutigen Streit um Jesus gestellt sind, gewonnen werden.

Wir wollen uns ehrlich gestehen, daß diese Situation viel Schmerzliches und Unbefriedigendes enthält. Es ist schwer, in einer Zeit leben zu müssen, wo alles in Frage gestellt ist, was unsere Seele doch nicht entbehren kann, wo wir das, was uns das wertvollste Gut ist, statt es ruhig zu genießen, beständig gegen Anfechtung verteidigen müssen. Niemand unter uns wird diesen Zustand als einen für die Dauer erwünschten betrachten. Wir hoffen, daß wir allmählich doch wieder zu einer größeren Sicherheit und Einheit des Geisteslebens gelangen und, daß wir dann wieder freudig ruhen dürfen in einer allgemein anerkannten Wahrheit. Inzwischen aber müssen wir bedenken, daß diese Epoche der alles angreifenden Kritik doch wohl auch ihre göttliche Mission zu erfüllen hat. Sie ist die Reaktion auf die Epoche des Dogmatismus, die so lange als furchtbarer Druck auf uns gelastet hat. Die lang, zu lang zurückgehaltene freie Kritik muß sich ausleben, austoben und an ihren eigenen Extravaganzen endlich besonnen werden. Und sie ist ein Weg aus der kirchlich-dogmatischen heraus in die persönlich-sittliche Religion hinein. Was einst dogmatisch gültige, von der individuellen Ueberzeugung unabhängige Wahrheit war, soll nun persönlicher Besitz werden. Wenn das geschehen soll, muß sie durch die individuelle Prüfung hindurchgehen, der Kritizismus gehört zum Individualismus (oder Subjektivismus). Die heutige Situation ist nur eine Konsequenz jener ungeheuren Umwälzung des ganzen Geisteslebens, die mit der Reformation eingesetzt und seither langsam ihren Sinn entfaltet hat. Diese Umwälzung selbst wird Keiner von uns ungeschehen wünschen. Der Weg aus der gebundenen kirchlich-dogmatischen Religion heraus zu der Religion der freien persönlichen Ueberzeugung ist sicher der Weg Christi, der Weg Gottes. Dieser Weg aber mußte und muß notwendig durch das Stadium der Kritik führen. Die ungeheure Umwälzung konnte nicht ohne schwere Stürme und Erschütterungen ablaufen. Solche müssen auch wir heutigen — und wir allerdings ein besonders reiches Teil — auf uns nehmen. Wir müssen uns gewöhnen, in rauher Luft zu leben. Wir müssen von Wahrheiten leben können, die angefochten sind. Auch darin liegt ein Segen. Rauhe Luft ist manchmal gesund. Angefochtene Wahrheiten können uns besonders lieb werden. Vielleicht daß diese ganze Epoche der Kritik eben den Sinn hat, daß wir, was einst sicheres Vätererbe war, erwerben, um es zu besitzen, daß das, was den Menschen infolge der Muß- und Zwangsreligion vielfach zur Last geworden war, nun scheinbar verloren geht, damit sie es nachher mit neuer Liebe als etwas gleichsam Neues umfangen. In diesem Prozeß muß die religiöse Wahrheit, müssen Gott, Christus, Gottesreich aus

Institutionen und Dogmen zu persönlichen Erlebnissen und persönlichen Heiligtümern werden. Die Frucht dieser Entwicklung ist schon teilweise gereift. Unser Gottesglaube ist durch die Anfechtung nicht zerstört worden. Ich möchte sogar behaupten, daß wir heute mehr Gottesglauben haben, als vor zweihundert Jahren. Wir haben auf der einen Seite zwar mehr offene sogenannte Gottesleugnung, auf der andern aber sicher auch einen viel persönlicheren, viel mehr auf eigenem Suchen und Erleben gegründeten Glauben, einen Glauben, der vor allem auch Gott mehr zutraut in Bezug auf die Umgestaltung des Weltwesens. Aus dem zerfallenden Kirchentum wächst die Hoffnung auf das Gottesreich empor, allüberall in der Christenheit. Nun hat die Bewegung das Zentrum ergriffen: Jesus Christus. Aber wir dürfen glauben, daß sie auch hier nur den Sinn habe, Jesus uns auf eine lebendigere, persönlichere Weise zum Eigentum zu geben, als er bisher war. Das Ende der großen Bewegung und zugleich ihre Vollendung wird die neue Auferstehung Jesu sein.

So dürfen wir die Schmerzen der heutigen Situation ertragen in der Hoffnung, daß sie nicht wert seien der Herrlichkeit, die durch sie soll offenbar werden. So lassen wir die Märzstürme brausen und denken an die Frühlingstage, die kommen werden, wenn einmal der Schnee von den Bergen gestürzt und das Eis in den Gründen geschmolzen ist und das Leben Gottes aus den Tiefen her die Erde neu mit Blüten geschmückt hat.

L. Ragaz.

---

# Nochmals Förster über Autorität und Freiheit.*)

In der Besprechung der Hochlandartikel gleichen Namens habe ich darauf hingewiesen, daß eine Fortsetzung versprochen sei, welche an den Einrichtungen der katholischen Kirche Kritik üben sollte und die darum nicht in der spezifisch katholischen Zeitschrift erscheinen konnte. Diese Ergänzung liegt nun in Buchform vor und die Loyalität**) erfordert auch meinerseits eine Ergänzung.

Die Hochlandartikel, die für ein rein katholisches Publikum geschrieben waren, bilden auch in der Buchform, die für weitere, auch protestantische Kreise, bestimmt ist, wieder einen Teil des Ganzen,

*) Autorität und Freiheit, Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche (in Buchform), Kempten und München, Kösel'sche Buchhandlung.

**) Anmerkung der Redaktion. Verfasser und Redaktion glaubten, daß der Auseinandersetzung mit Förster nun genug sei. Da aber Herr Dr. Förster unserm Mitarbeiter voreiligen Abschluß seines Urteils nur auf Grund der Hochland-Artikel vorgeworfen hat, ergreift Herr Dr. Barth nochmals das Wort über die nunmehr erschienene Ergänzung. Damit soll aber die Diskussion über Förster ihren Abschluß finden.

leider aber mit Veränderungen, die nicht bloß technisch-formaler Natur sind, sondern vielfach einen andern, auf den weitern Leserkreis berechneten Klang haben. Diese Anpassung an verschiedene Leser liegt nach meiner Auffassung hart an der Grenze des Zulässigen, namentlich für einen Schriftsteller, der sich mit ethischen Problemen befaßt. Was ich damit meine, mögen einige Beispiele zeigen:

**A. Hochland** (d. h. für den rein katholischen Leserkreis).

S. 22. Wir müssen an der Hand einfachster Lebens- und Seelenkenntnis zu zeigen suchen, daß bestimmte Probleme durch ihre Natur selber besonders schwere Bedingungen an diejenigen stellen, die sie lösen wollen, daß es hier daher eine absolute Rangordnung der Geister in Bezug auf Kompetenz gibt, eine Rangordnung, deren letzte Konsequenz die höchste Autorität Christi ist, so wie die alten Maler es darstellen: Ueber den aufsteigenden Reihen der Bekenner, der Märtyrer, der Heiligen, der Apostel tront der höchste Ueberwinder.

S. 202 wird „credo ut intelligam" umschrieben: „d. h. ich lebe in der ehrfurchtsvollen Gewißheit, daß ich von einer überlegenen Einsicht zu lernen und ihr meinen Hochmut zu opfern habe, statt daß ich in trotziger Selbstsicherheit nur an meine individuelle Weisheit glaube. Nur so befinde ich mich in dem rechten Seelenzustand des selbstlosen und selbstvergessenen Anhörens."

S. 320. „Die Mitwirkung historisch-philologischer Methoden in der Beurteilung und Bewertung der religiösen Texte wird niemand angreifen — auf einem Gebiete aber, wo die Geheimnisse der Uebernatur in die Natur und Geschichte hineingreifen, kann man doch unmöglich nach bloß kritischen Gesichtspunkten interpretieren wollen. Solche Fragen gehören eben nicht mehr unter die Kompetenz einer isolierten Verstandskritik."

**B. Buch** (d. h. für den erweiterten, auch protestantischen Leserkreis).

S. 7. Von den gleichen induktiven Gesichtspunkten aus muß gezeigt werden, daß es in der Erkenntnis der großen Lebensprobleme eine Rangordnung der Seelen gibt, die wohl zeitweise durch abstrakte Doktrinen verhüllt werden kann, die sich aber immer wieder unwiderstehlich durchsetzt und die auch den tiefsten Grund für die Anerkennung einer religiös-sittlichen Autorität enthält.

S. 57. d. h. Ich muß aufhören an mich selbst zu glauben, muß mich mit der demütigen Gewißheit erfüllen, daß ich von einer überlegenen Einsicht zu lernen habe — nur so kann ich selbstlos und selbstvergessen empfangen.

S. 83. „Niemand wird die wohltuende Wirkung der historisch-philologischen Methode bei der Sichtung und genauen Uebersetzung der Urtexte in Abrede stellen, ja man muß hier durchaus die Ansicht jenes deutschen Forschers teilen, der meinte, die Textkritik sei ein hochwichtiges, ein heiliges Geschäft, sie sei ‚die Sicherheitspolizei im Reiche der geschichtlichen Wahrheiten', und wo sie ihres Amtes nicht walte, da sei ‚aller Lüge und Fälschung Tür und Tor geöffnet.' Der Irrtum und die Gefahr beginnt aber gerade dort, wo die Kompetenz der isolierten Verstandeskritik weit überschritten wird und wo sich zu der Textkritik ein abstraktes Deuten und Schlußfolgern in Bezug auf höhere Wahrheiten und Geheimnisse hinzugesellt."

Das sind drei Musterbeispiele aus der Neubearbeitung. Wer jemals Texte verglichen hat oder auch nur in solchen Dingen Musikgehör hat, wird mir zustimmen, wenn ich sage, daß diese Aenderungen sich nicht erschöpfend aus Gründen der äußern Form oder des Stiles erklären lassen. Mit einer guten Auslegekunst kann man ja gewiß nachweisen, daß Fassung A und B dasselbe bedeuten in allen drei Fällen. Ich möchte auch durchaus nicht Gewicht legen auf den tatsächlichen Unterschied des Inhaltes als vielmehr auf den Unterschied des Eindruckes, den der Ton im ersten und im zweiten Fall bei den verschiedenen Adressaten erwecken muß. Daraufhin betrachtet erscheint mir die Umgestaltung als ein unerlaubtes Spiel mit ernsthaften Lesern.

Diese Umgestaltung der Hochlandaufsätze ist für mich auch eine nachträgliche Rechtfertigung, daß ich mit meiner Kritik nicht das Erscheinen des Buches abgewartet habe. Jene sind eine Sache für sich: so spricht Förster, wenn er im Kreise der Katholiken ist.

Doch zur Hauptsache: Worin besteht Försters Kritik der katholischen Kirche in den Schlußkapiteln des Buches? Es folgt auf den schon aus jenen Aufsätzen im Ganzen bekannten Teil zunächst ein Kapitel über „kirchliche und staatliche Autorität“ ganz in katholisch-hierarchischem Sinne. Die kirchlichen Bedenken gegen den Katholizismus finden sich vor allem in dem nächsten Kapitel über „Universalität und Separation.“ Daraus geht hervor, daß Förster von dem nichtkatholischen Teile der Menschheit (der „Separation“) nicht die Rückkehr in die katholische Kirche erwartet, wie sie heute ist, sondern daß er zunächst von Seiten der heutigen katholischen Kirche die Wiedergewinnung der wahren Universalität abwarten will. Der Geist bureaukratischer Reglementierung, ängstlicher Intoleranz, der Cliquendiktatur in der Kirche muß zuerst weichen, dann erst kann die Zeit der großen Universalkirche anbrechen. Auch in der katholischen Kirche von heute ist durch eben jene Faktoren der verderbliche Individualismus eingedrungen, der sich äußert in einer militärischen Methode der Subordination, in einer ängstlichen Ueberwachung Verdächtiger und Zweifelhafter bis hinein in die von ihnen gebrauchten Ausdrücke. „Die ganze Entwicklung muß mit der Zeit dahin führen, daß es keinen selbständigen und geistvollen Mann in der Kirche mehr geben wird, von dem man sagen könnte, er sei noch nicht verdächtig gewesen, verdächtig zu sein.“ Das ist wohl der deutlichste Ausdruck eines gewissen Unmutes gegenüber der heutigen Praxis der katholischen Kirchendisziplin. Und die Ursache davon: Die Kirche hat — ganz entgegen der mittelalterlichen Kirche — im 17. Jahrhundert einen „Modernismus“ in sich aufgenommen, indem sie gewissen Einflüssen des neuern Staatslebens, wie es sich seit Ludwig XIV. ausgebildet hatte, nachgab. Das ist der gefährlichste „Modernismus“ in der Kirche. Doch man glaube nun ja nicht, daß sich Förster auf die Seite der Leute stellt, die man im vorigen und jetzigen Jahrhundert als Modernisten bezeichnet

hat. Zwischen diesen und sich schneidet er das Tafeltuch scharf entzwei. Und das ist nur konsequent: wenn er in ein positives Verhältnis zur katholischen Kirche kommen will, kann er nicht anders als diese bereits aus dem Schiff der Kirche Ausgeladenen oder doch dazu Verurteilten meiden. Wieweit die von Förster bekämpften Erscheinungen in der katholischen Kirche bloß zeitliche und veränderliche Abirrungen sind und wie weit sie zum System und innern Wesen der ganzen Institution geworden sind, wage ich nicht zu entscheiden, ebenso nicht, ob die katholische Kirche einer Entwicklung zu der von Förster erhofften Universalkirche fähig ist.

Aber man täusche sich nicht: auch wenn das alles möglich wäre, jene Universalkirche, die Förster im Auge hat, ist durchaus die päpstliche katholische Kirche, so sehr er auch an einzelnen Stellen der protestantischen Freiheit eine zeitlich und quantitativ eingeschränkte Berechtigung zuzugestehen scheint. Diese Berechtigung ist durchaus eine historische in dem Sinne, wie etwa ein Kirchengeschichtsschreiber von der historischen Berechtigung des Gnostizismus sprechen mag. Gleich zu Anfang jenes Kapitels betont Förster seine Unterordnung unter die kirchliche Lehre (S. 126): „Die theologische Begründung der kirchlichen Autorität wird durch unsere Darlegungen nicht im geringsten angetastet. Denn wir betrachten hier nur die kulturelle Seite der Kirche, unsere Betrachtungsweise ist eine psychologische und soziologische; wir halten uns dabei an die in der Kirche selber von jeher herrschende Auffassung ....“ Wie die Rückkehr zur Universalkirche zu denken ist, das erfahren wir aus einer Anmerkung (S. 146): „Für jeden unvoreingenommenen Leser, der den Grundgedanken unserer Darlegungen erfaßt hat, ist die Erklärung überflüssig, daß wir keineswegs meinen, daß die Kirche bei der Wiedergewinnung der Abgefallenen das Geringste von ihren fundamentalen Wahrheiten preisgeben solle. Sie soll diese nur in ihrer ganzen geistigen Fülle in den Vordergrund rücken — woraus sich dann notwendig die erobernde und begeisternde Wirkung dieser Wahrheiten ergeben wird.“

Gewiß, Förster übt im zweiten Teile seines Buches auch eine Art Kritik an der jetzigen katholischen Kirche, aber es muß konstatiert werden: 1. daß es eine ganz andere, liebevollere Kritik ist, als die gegenüber dem Protestantismus und Individualismus, es ist die schonende Kritik des Sohnes gegen die Mutter; 2. daß diese Kritik sich stets in den Schranken hält, welche die katholische Kirche schließlich auch ihren Gläubigen gestatten kann. Aber ein wesentlich anderes Bild von Försters Anschauungen über Autorität und Freiheit als das von mir schon auf Grund der Hochlandaufsätze gezeichnete kann ich beim besten Willen auch aus dem ganzen Buche nicht gewinnen.

Für Förster persönlich mag der angedeutete Weg eine Lösung des schweren Problems bedeuten. Den Menschen aber, die wirklich durch die protestantische Freiheit und Gebundenheit hindurchgegangen

sind, wird dieser scheinbar so einfache und glatte Weg ungangbar sein, ohne daß sie von ihrem Besten preisgeben. Albert Barth.

---

# Die Kongofrage.*)

Auf dem Titelblatt einer zur Massenverbreitung bestimmten Broschüre des bekannten Detektivgeschichtenschreibers A. Conan Doyle über die Kongogreuel fällt die Jammergestalt des kleinen Impongi, eines Negerknaben mit abgeschnittener rechter Hand und linkem Fuß, eine Photographie von der Missionarsfrau Harris aufgenommen, ins Auge. Unter dem Bild steht der Vorwurf an die „christlichen" europäischen Mächte: „Comment vous me protégez!"

Im Gegensatz zu dieser, übrigens sehr gut geschriebenen Broschüre, die für solche Leser bestimmt ist, die mehr durch Sensation erregt werden müssen, wollen wir versuchen, unseren Leser durch eine einfache Darstellung der Tatsachen das Notwendigste über den Kongostaat mitzuteilen. Wenn diese Tatsachen sensationell wirken, so wird es an ihnen und nicht am Berichterstatter liegen.

Wir wollen uns so kurz als möglich fassen, müssen aber doch gründlich vorgehen und können nicht unterlassen, von der Vorgeschichte und der Entstehung des Kongostaats das Wichtigste zu sagen; sodann wird vom Berliner Vertrag und seiner „Ergänzung", der Brüsseler Akte geredet werden müssen, dann vom System der Ausbeutung des Kongo, von den Folgen des Systems, dem Kampf gegen das System, der gegenwärtigen Lage und der Zukunft des Kongo.

* * *

Europa stand noch unter dem Eindruck der Entdeckungen Livingstones, Camerons und Stanleys, als König Leopold II von Belgien am 12. September 1876 die Conférance géographique in Brüssel mit folgenden Worten eröffnete:

„Der Gegenstand, der uns heute vereinigt, verdient vor allen das Interesse der Freunde der Menschheit. Der Zivilisation den einzigen Teil des Erdballs eröffnen, in den sie noch nicht eingedrungen, die Finsternis vertreiben, die noch ganze Völker einhüllt, das ist, darf ich wohl sagen, ein Kreuzzug, unseres fortschrittlichen Zeitalters würdig und ich bin glücklich, konstatieren zu können, wie sehr die öffentliche Meinung ihm günstig gestimmt ist; der Strom ist mit uns.

Muß ich noch betonen, daß ich, als ich Sie nach Brüssel einlud, durch keine selbstsüchtigen Absichten geleitet wurde? Nein . . . aber ich wäre glücklich, wenn Brüssel eine Art Hauptquartier dieser zivilisatorischen Bewegung würde."

---

*) Dieser Aufsatz von Pfarrer Sutermeister ist die Erfüllung des Versprechens, das wir im Januarheft der Neuen Wege, Seite 29, gegeben haben: die Kongofrage einmal ausführlich zu besprechen. D. Red.

Diese schönen Worte trugen dem König der Belgier nicht nur von einer Seite den Titel eines „neuen Gottfried von Bouillon" ein, sondern ergriffen und entzückten das Herz ungezählter Menschenfreunde. Die Konferenz mündete in die Gründung der „Association internationale pour l'exploration et la civilisation de l'Afrique", kürzer „Association internationale africaine" genannt, mit dem König der Belgier als Präsidenten. In zehn Ländern wurden Zweigvereine gegründet. Die schweizerische Sektion zählte am Gründungstag schon 110 Mitglieder. Am 20. Juni 1877 wurde im Palast des Königs in Brüssel die erste Sitzung der Delegierten der verschiedenen Nationen gehalten und eine Expedition zur Gründung von Hospizen zwischen dem Tanganika und Zanzibar bestimmt. Es war die erste und letzte Sitzung der internationalen Association.

Denn plötzlich verkündete am 17. September der „Daily Telegraph" der Welt, daß der totgeglaubte Stanley nach Durchforschung des Kongo an der Mündung dieses Flusses erschienen sei. Leopold horchte auf und lud, sobald es tunlich war, den Forscher zu einer Privatunterredung zu sich. Das Resultat dieser Besprechung war eine Konferenz von Finanzmännern aus England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland, die sich zu einem Komitee verdichtete mit dem gelehrten und harmlosen Titel „Comité d'Etudes du Haut-Congo"; auch von diesem Komitee übernahm Leopold das Ehrenpräsidium. Mit der größten Heimlichkeit wurde eine andere Expedition ausgerüstet mit Stanley als Haupt und der Bestimmung, die kommerzielle Rentabilität der Kongoländer zu untersuchen. Die Nationalkomitees der Association internationale africaine erhielten keine Mitteilung von dem Unternehmen. Erst ein halbes Jahr später, am 11. Juli brachte das Blatt „Les Missions catholiques" die Sache aus. Leopold konnte nun die humanitäre Association internationale africaine ruhig fahren lassen. Er hatte in dem kapitalistischen Comité d'Etudes mit Stanley als Leiter das für seine Pläne praktischere Instrument gefunden. Das Blatt der humanitären Association, das übrigens auch bald einging, beklagt sich in folgender Weise:

„Bei Gelegenheit der Brüsseler Konferenz im Jahre 1877 wurden periodische Sitzungen der Internationalen Kommission vorausgesehen, unter Teilnahme der Präsidien der bedeutendsten geographischen Gesellschaften und der Delegierten der nationalen Komitees. Diese Kommission ist nie mehr einberufen worden. Die meisten nationalen Kommissionen hatten ihren Anhängern nichts mehr mitzuteilen, haben sich infolge dessen auch nicht wieder vereinigt und ziehen keine Beiträge mehr ein."

Die Internationale Association schlief also bald den Todesschlaf. Aber der königliche Fuchs in Brüssel wollte nicht umsonst ihr Ehrenpräsident sein. Sie mußte ihm zu seinem kapitalistischen Unternehmen wenigstens die humanitäre Draperie geben.

Wiederholt beklagte sich darüber das Blatt der „Association":

„L'Etoile Belge und überhaupt die belgischen Zeitungen verwechseln beständig das „Comité d'Etudes“ und die „Association internationale africaine“; es ist unser beständiges Bemühen diese beiden Gesellschaften auseinanderzuhalten, indem die Verwechslung beider der Association internationale mit ihrem rein wissenschaftlich-humanitären Zweck nur nachteilig sein kann.“

Als Stanley 1882 von seiner ersten Expedition im Auftrag des „Komitee“ zurückkam, beschloß dieses sich den neuen sehr geschickt gewählten Namen „Association internationale du Congo“ beizulegen. Die gewünschte Verwechslung mit der „Association internationale africaine“ gelang damit aufs trefflichste und vergebens beklagte sich das Organ dieser letztern:

„Wir bedauern, daß das Komitee so oft seinen Namen ändert. Bald ist es die „Association internationale africaine“, bald die „Association internationale du Congo“, oder endlich einfach „l'Oeuvre africaine“. Das ist weder klar, noch korrekt.“

Nein, korrekt war das freilich nicht und die Vollendung dieser Gaunerei war es, als der Präsident der durch seine Schuld hinsiechenden humanitären Association ihr Banner (goldene Sterne auf blauem Grund) aus der Hand nahm und sie dem kapitalistischen „Comité d'Etudes“ übergab.

* * *

Sehen wir nun, wie unterdessen Stanley im Kongo gearbeitet hat. Wir lassen seine technisch staunenswerten Leistungen als Pionier, die ihm bei den Eingeborenen den Namen „Felsenbrecher“ eintrugen, beiseite, da sie uns hier nichts angehen. Stanley schloß als Geschäftsträger Leopolds II. Verträge mit den afrikanischen Häuptlingen, von denen wir unsern Lesern einige Muster vorlegen wollen:

„Wir, die unterzeichneten Häuptlinge von Nzungi erkennen hiemit die Oberherrschaft der „Association internationale africaine“ (!) an. Zum Zeichen des nehmen wir ihre Fahne an.“

Ferner:

„Die Häuptlinge von Ngambi und Mafela anerkennen, daß es im Interesse des Fortschrittes, der Zivilisation und des Handels ist, daß die „Association internationale africaine“ (!) sich „solidement“ in ihrem Land festsetzt. Sie überlassen demgemäß der genannten Association, freiwillig, aus eigenem Antrieb, für immer, in ihrem eigenen Namen und im Namen ihrer Erben und Nachfolger, die Oberherrschaft und alle Rechte der Oberherrschaft in ihren Gebieten.“

Und aus einem andern Vertrag:

„Wir überlassen den Agenten der genannten Association das Recht Taxen und Steuern zu erheben.“

Und Artikel 6 desselben Vertrags:

„Wir werden niemals und in keiner Weise dem Geist (!) dieser Konvention zuwiderhandeln bei Strafe des Verlustes aller Rechte auf Unterstützungen und Geschenke, die die Agenten der Association uns gewähren.“

Die rechte Folie erhalten diese „Verträge“ durch die Tatsache, daß sie von einem Geschäftsträger mit 2000 gut bewaffneten Soldaten hinter sich abgeschlossen wurden. Das war die Freiwilligkeit. Die Geschenke bestanden aus einigen Metern Baumwollstoff, Glarner Nas-

tüchern, aus Likören und Quincaillerien aller Art. Dafür wurden Millionen von Hektaren abgetreten von Häuptlingen, die dazu gar kein Recht hatten, da das Land bei den Negern Kollektiveigentum ist.

Wir werden sehen, daß Leopold bald ein noch praktischeres Mittel fand, sich einen Staat zu schaffen.

Vorläufig galt es aber seinen Raub zu sichern. England und Portugal machten Anspruch auf den Besitz der Kongomündung. Sofort schwang sich Leopold auf das moralische Streitroß und proklamierte aller Welt England gegenüber die absolute Handelsfreiheit, Portugal gegenüber die Glaubensfreiheit und gegenüber beiden den rein humanitären Zweck seiner Unternehmungen. Es gelang ihm die Vereinigten Staaten zu gewinnen, die, voll Sympathie für „den humanen und edlen Zweck der Association“ Leopold, ihre freundschaftliche Unterstützung gewährten. Den höchsten diplomatischen Triumph aber feierte Leopold, als es ihm gelang, den alten Bismarck für sich einzunehmen. So begann die Kongokonferenz in Berlin (Frühjahr 1885), die Bismarck einberief, unter den glücklichsten Auspizien für Leopold. Der Hauptzweck dieser Konferenz war die Sicherung der Handelsfreiheit im Kongobecken und seinen Mündungen. Außerdem bestimmte Art. 6:

„Alle im Kongobecken beteiligten Mächte verpflichten sich, über die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und die Besserung ihrer moralischen und materiellen Existenz zu wachen und mitzuhelfen zur Unterdrückung der Sklaverei und insbesondere des Sklavenhandels. Sie werden alle religiösen, wissenschaftlichen und humanen Unternehmungen ohne Unterschied der Religion und des Kultus schützen und unterstützen, die eingerichtet oder geeignet sind, die Eingeborenen zu bilden und sie in dem Verständnis und der Schätzung der Vorteile der Zivilisation zu fördern.“

Diese Berliner Akte vom 26. Februar 1885, durch die der Unabhängige Kongostaat begründet worden ist, bekräftigt die Feierlichkeit ihrer Versprechungen mit den Eingangsworten: „Im Namen Gottes des Allmächtigen“.

Zur Durchführung und Ueberwachung ihrer Bestimmungen sollte (Art. 17) von den beteiligten Mächten eine Internationale Kommission zusammengestellt werden. Diese Kommission ist auf dem Papier geblieben. Dagegen tat Leopold II. den Mächten kund, daß er mit Einwilligung der belgischen Kammern den Titel annehme: „Roi-Souverain de l'Etat Indépendant du Congo“. Scharfsichtiger als Bismarck schrieb im gleichen Jahr der Geograph Onésime Reclus:

„Dies ist der erste Versuch eines internationalen Staats und es wird vielleicht der letzte sein; denn niemals wie heute hat das Wort „Brüderlichkeit“ gemeinere Begehrlichkeit verbergen müssen.“

Leopold sollte nach seinen eigenen Versicherungen und nach dem Wortlaut der Berliner Akte der erste Förderer und Beschützer der materiellen und moralischen Hebung der Eingeborenen der Kongoländer sein. In der Tat wurde er der niemandem verantwortliche Leiter und Hauptaktionär eines riesenhaften, auf Raubwirtschaft be-

ruhenden kapitalistischen Unternehmens und in der Folge ein gemeiner Verbrecher.

* * *

Die ersten Jahre der Entwicklung des jungen Staates schienen den Lobrednern Leopolds recht zu geben. Während sechs Jahren vollzog sich ein freiwilliger Tauschverkehr der Schwarzen mit den Weißen. Große Handelsgesellschaften widmeten sich dem Handel mit Kautschuk und Elfenbein; weitere Forschungsreisen wurden unternommen, Missionen aller möglichen Kirchen und Denominationen errichteten Stationen; Eisenbahnen wurden bis tief ins Oberland hineingebaut. Und auch eine der Humanitätsforderungen der Berliner Akte wurde erfüllt: Die arabischen Sklavenhändler, nebenbei auch unbequeme Konkurrenten im Handel, wurden gänzlich aus dem Stromgebiet des Kongo vertrieben.

Diese Aktion wurde für Leopold der Vorwand, um auf der „Conférence anti-esclavagiste" in Brüssel (1889—1890), entgegen der Bestimmung der Berliner Akte, die den Freihandel garantierte, einen Einfuhrzoll von 10 % zu verlangen und durchzusetzen.

Aber insgeheim bereitete sich eine viel ärgere Sklaverei im Kongo vor.

Um zu verstehen, wie es dazu gekommen ist, müssen wir das System kennen lernen, nach welchem Leopold mit seinen drei von ihm gewählten und nur ihm verantwortlichen Kolonialministern die Ausbeutung des Landes unternommen hat.

Henry George zitiert einmal das alte Wort der Brahmanen: „Wem einmal der Boden gehört, dem gehören auch die Früchte desselben." Nach dieser alten Weisheit verfuhr auch Leopold II. von Belgien, aber nicht, ohne nach seiner Gewohnheit zu heucheln. Im Jahr 1886 erläßt er folgende Erklärung:

> „Alle Handlungen und Uebereinkünfte, die darauf zielen, die Eingeborenen aus dem Territorium zu vertreiben, das sie inne haben, oder sie direkt oder indirekt ihrer Freiheit und ihrer Existenzmittel zu berauben, sind verboten."

Vor Ende 1887 erklärte er alles Land, das nicht tatsächlich durch die Eingeborenen okkupiert ist, als Eigentum des Staates.

Was ist aber das durch die Eingeborenen okkupierte Land? Das ist der Grund und Boden auf dem ihre Hütten stehen und sind die paar Hirse- und Maniokfelder, von denen sie ihr Leben fristen; alles andere, die Wälder, Berge, Hügel und Ebenen, auf denen und in denen die vornehmsten Handelsprodukte gefunden und erworben werden: Kautschuk, Campecheholz, Kopal, Elfenbein, Häute, Erze, wurde in Brüssel mit einem Federstrich als Eigentum des Staats, d. h. Leopolds und der von ihm konzessionierten Aktiengesellschaften, bei deren Gewinn er mit 50 % beteiligt war, erklärt: 235 Millionen Hektaren Landes mitsamt ihren Produkten.

Und kein einziger Staat hat dagegen protestiert!

Daraus folgte mit eiserner Konsequenz alles andere:

Livingstone hatte scharfdenkend als Grundbedingung der moralischen und materiellen Hebung der Schwarzen erkannt die unbeschränkte Handelsfreiheit und Stanley erklärte, die Neger seien „geborene Händler“. Aber womit sollten sie nun handeln? Die paar handvoll Getreide brauchten sie für sich und alles andere befand sich ja auf dem neuen „Staatseigentum“. Wollte es einer wagen, auf eigene Faust Kautschuk, Elfenbein ꝛc. zu gewinnen und zu verkaufen, so wurde er als Dieb schwer gestraft. Hier ein Erlaß eines belgischen Distriktsbeamten für viele:

> „Die Bewohner des Distrikts Ubangi-Uelle sind nicht ermächtigt, Kautschuk zu sammeln. Es wird ihnen kund gemacht, daß sie die Erlaubnis dazu nur haben, wenn sie es tun zum ausschließlichen Profit des Staats.“

Wer wollte da noch arbeiten? Also sollen die unermeßlichen Schätze ungehoben bleiben? Keineswegs. Dafür sorgte ein neues Dekret mit dem infamen Titel: „Acte pour la protection spéciale des noirs“. Darnach hatte der Arbeiter sich zu einer Arbeit von sieben Jahren zu verpflichten unter Bedingungen, die der Sklaverei verzweifelt ähnlich sahen. Später wurde auch wirklich statt der Bezeichnung „protection spéciale“ die ehrlichere „travail par force“ gebraucht. — Um die Arbeitermassen für die Herbeischaffung der unermeßlichen Naturprodukte zur Arbeit zu zwingen und zu bewachen, bedurfte es einer großen bewaffneten Macht. Diese wurde so geworben: Ein Distriktskommissär erhält die Instruktion, eine Anzahl Männer in einem bestimmten Zeitraum zu werben. Er fordert die Häuptlinge der umliegenden Stämme zu einer Besprechung im Hauptort auf. Erscheinen sie, so geht das Geschäft glatt; sie liefern eine Anzahl Sklaven und erhalten ihr Geschenk. Ignoriert einer die Einladung, so hat er den Krieg. Die Dörfer werden geplündert und verbrannt, die Bevölkerung massakriert. Unter der Bedingung, daß die doppelte Mannschaft geliefert wird, wird die Unterwerfung des Häuptlings angenommen. Die „Angeworbenen“ werden gefesselt in eines der militärischen Lager gebracht, von wo sie zur Armee geschickt werden. Für jeden tauglichen Rekruten erhält der Kommissär zwei Livre Sterling.

Die Arbeiter wurden folgendermassen „angeworben“: Zweitausend weiße Agenten wurden im „Freistaat“ verteilt mit dem Auftrag, Produkte zu sammeln. Einzeln oder zu zweien wurden sie in zentralen Gegenden stationiert und jeder erhielt eine bestimmte Anzahl Dörfer zugewiesen. Sie sollten für das Einsammeln des Kautschuk, des Hauptproduktes des Landes, sorgen. Diese Agenten mit oft zweifelhafter Vergangenheit, erhielten ein jämmerliches Salär — 150 bis 300 Franken im Monat. Sie konnten es aber erhöhen, indem sie für die Menge des eingelieferten Kautschuk eine Provision oder einen Bon erhielten. War sie beträchtlich, so bedeutete das Erhöhung des Salärs, Lob durch die Vorgesetzten, baldige Rückkehr nach Europa

und Aussicht auf Beförderung. Im andern Fall Armut, scharfe Zurechtweisung, Degradation. In der Tat, ein besseres System zur Kautschukgewinnung könnte nicht erfunden werden. Schade nur, daß es so teuflisch ist. Die Resultate waren denn auch derart, daß — leider einzig — Italien seinen Angehörigen verbot, sich zu diesem Zweck anwerben zu lassen*).

Die zweitausend Agenten sind also auf ihrem Posten voll Verlangen, die widerstrebenden Schwarzen zum Einsammeln von Kautschuk zu bringen. Wie geht nun das System weiter? Jeder Agent hat unter seinem Befehl einige schwarze Soldaten, die wilden Stämmen entnommen und mit Feuerwaffen versehen sind. In jedem Dorf sind einer oder einige stationiert. Das sind die berüchtigten „Capitas" („Chefs" in den Rapporten). Meist Scheusale, die sich unter dem Schutz der Weißen, mit deren Autorität und der Feuerwaffe alles erlauben konnten. Wie sie in den Dörfern hausten, läßt sich nicht beschreiben. Aber die Tatsache sagt genug, daß in einem einzigen Distrikt innert sechs Monaten von den verzweifelten Einwohnern 142 Capitas getötet worden sind. Natürlich kam dann jeweilen der Agent und verwüstete die ganze Gemeinde. Je gefürchteter der Capita war, desto nützlicher war er, desto größer die Kautschuklieferungen, desto höher stiegen die Dividenden der Kautschukherren in Europa und ihres Hauptgeschäftteilhabers. König Leopold als Arbeitgeber der schwarzen Bestien — ein herrliches Kulturbild aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts!

(Schluß folgt.) Fr. Sutermeister.

---

# Umschau.

**Internationaler Kongress christlicher Sozialisten.** Am 15. und 16. Juni dieses Jahres soll in Besançon der erste internationale Kongreß christlicher Sozialisten stattfinden. Die Anregung dazu ist, wenn ich nicht irre, von der nordamerikanischen Christian Socialist Fellowship (christlich sozialistischen Vereinigung) ausgegangen, unsere französischen Gesinnungsgenossen aber haben sie mit ihrer gewohnten Energie aufgenommen. Es handelt sich um eine Zusammenkunft von Vertretern des religiösen Sozialismus der europäischen Länder und der angelsächsischen Welt, also um eine ähnliche Veranstaltung wie unsere religiös-soziale Konferenz, nur in größerem Stil. Es werden auf dem Kongreß freilich die französischen Gesinnungsgenossen dominieren, doch ist nicht daran zu zweifeln, daß auch aus England und Nordamerika, Italien, Holland, Belgien, Deutschland Vertreter unserer Sache erscheinen, und zwar wohl gerade die Führer. Auch aus der Schweiz wird sich eine hoffentlich nicht kleine Zahl einstellen. Gerade auf unsere Beteiligung legen die französischen Vorkämpfer des religiösen Sozialismus besonderes Gewicht. Einer der eifrigsten und wirksamsten Anhänger der Bewegung, Herr Großrat De Morsier in Genf, hat auf diesen Anlaß hin einen besonderen „Aufruf an die Christen" (Appel aux chrétiens) erlassen, den wir in der nächsten Nummer der Neuen Wege ganz oder im Auszug zu veröffentlichen gedenken. An ihn mögen sich diejenigen

*) Unter den „Agenten" Leopolds befanden sich seinerzeit 80—90 Schweizer. Wie viel heute noch im Dienst Belgiens stehen, ist mir unbekannt.

wenden, die den Kongreß besuchen möchten (Adresse: A. de Morsier, deputé, 3, rue des Allemands, Genève).

Wenn irgend eine Sache, so hat der religiöse Sozialismus das Recht, internationale Beziehungen zu suchen und zu pflegen. Denn sein Ziel ist ja Gemeinschaft, Verständigung, solidarische Arbeit. Der Kongreß in Besançon hat ein praktisches Ziel im Auge: er will ein Aktionsprogramm für die ganze religiös-soziale Bewegung diskutieren. Das muß gerade für uns Schweizer, speziell die deutschen, wichtig sein. Denn zu den Vorwürfen, die uns immer wieder gemacht werden, gehört der, daß wir zu sehr in allgemeinen, rein geistigen Erörterungen verharrten und nicht zur Aufstellung und Verfolgung klarer praktischer Ziele gelangten. Dieser Vorwurf verkennt zwar unser eigentliches Wollen, aber er verdient doch unsere Aufmerksamkeit. Auch sonst muß es einen Gewinn bedeuten, Männer wie Wilfred Monod, Elie Gounelle, Charles Gide u. a. kennen zu lernen. Vorausgehen wird dem Internationalen Kongreß am 14. und 15. Juni einer der französischen Association protestante pour l'action sociale, der gewiß ebenfalls interessant sein wird. Wenn der Raum unserer Zeitschrift es erlaubt, werden wir in der nächsten Nummer einige Details aus dem Programm der beiden Versammlungen bringen. Wer sich dafür interessiert, möge sich inzwischen an Herrn De Morsier wenden, der gerne genauere Auskunft gibt. Es ist lebhaft zu wünschen, daß das Unternehmen gelinge und unserer großen Sache einen frischen Impuls gebe, der auf die ganze Christenheit wirke. L. R.

**Sozialistische Pfarrer.** Herr Prof. Dr. Karl Vorländer, der Verfasser zweier bekannten Schriften über Kant und den Sozialismus, hat in dem von Werner Sombart und Max Weber herausgegebenen „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" (B. XXX, Heft 2) einen längeren Aufsatz über „sozialdemokratische (und sozialistische) Pfarrer" veröffentlicht. Er beschäftigt sich darin vor allem mit der holländischen und schweizerischen religiös-sozialen Bewegung und bespricht ausführlich eine Reihe von einzelnen Persönlichkeiten, die in Deutschland und der Schweiz sich der Sozialdemokratie zugewendet haben. Man kann, auch wenn man diese Dinge so ziemlich zu kennen glaubt, aus dem Essay doch noch manches lernen. Ich habe z. B. zu meiner Ueberraschung erfahren, wie in Holland eine „religiös-soziale" Bewegung besteht, die unserer schweizerischen merkwürdig ähnlich ist. — Der Verfasser verhehlt seine Sympathie mit all diesen mannigfachen Formen religiös-sozialistischer Bestrebungen nicht. Freilich meine ich, daß er unserem innersten Wollen nicht völlig gerecht werde. Wenn er z. B. die schweizerische religiös-soziale Bewegung nur als eine Vorstufe der Sozialdemokratie betrachtet, so scheint mir das eine zu oberflächliche Auffassung. Er verkennt, daß unser Ziel eine *religiöse Erweckung* ist, in der dann freilich der Sozialismus mit enthalten wäre. Der Sozialismus als solcher ist uns nichts Neues. Wenn es uns nur auf das ankäme, hätten wir längst Sozialdemokraten werden können. Einige von uns schon vor Jahrzehnten. Das was uns bewegt, ist eine „Synthese von Christentum und Sozialismus", eine Fortführung des Sozialismus zu seinen letzten Konsequenzen. Wer tut, als ob wir bloß die später erwachten Nachfolger der Pfarrer wären, die schon vor Jahren zur Sozialdemokratie gegangen sind, verkennt doch wohl die Tatsachen. Diese Pfarrer in allen Ehren — aber nicht sie haben uns nachgezogen, wir kommen von einer andern Seite her. Freilich kann uns das auch nicht hindern, mit ihnen brüderlich zusammen zu arbeiten. Es ist auch wohl möglich, daß eine Anzahl unserer Gesinnungsgenossen direkt Mitglieder der sozialdemokratischen Partei werden, aber das bedeutet dann nur einen formellen Schritt, nicht einen Abschluß unserer geistigen Entwicklung. Wir kommen nicht bei der Sozialdemokratie zur Ruhe, sondern sie ist vielmehr die Unruhe, die uns weiter treibt, weit über sie hinaus. Wir kommen von der Religion zum Sozialismus, aber vom Sozialismus wieder zur Religion. Der Sozialismus geht auf in unserer Hoffnung auf das Reich Gottes, das freilich auch Sozialismus bedeutet, aber noch *mehr* als Sozialismus! L. R.

**Die Aussperrung im deutschen Baugewerbe,** die etwa 400,000 Arbeiter mit ihren Familien treffen sollte und mehr als die Hälfte davon auch wirklich

trifft, mag allen denjenigen zu denken geben, die immer noch geneigt sind, die Schuld an solchen Kämpfen stets den Arbeitern zuzuschreiben. Diese waren im vorliegenden Falle zum Entgegenkommen bereit, aber die Unternehmer wollten Krieg. Ihr offenkundiges Ziel ist, die Macht der Arbeiterorganisationen und damit der Arbeiterbewegung überhaupt, zu brechen. Zu diesem Zwecke scheuen sie nicht davor zurück, ein ganzes Land in eine Krise zu stürzen, deren Tragweite gar nicht abzusehen ist. Sie haben in der letzten Zeit auch auf andere Weise, z. B. durch die Einrichtung eines rein von den Unternehmern geleiteten Arbeitsnachweises im Bergbaugewerbe, gezeigt, was ihr letztes Ziel ist: daß der Arbeiter ein Helot werde. Wer sorgt dafür, daß das **nicht** geschieht! Etwa die Kirche? oder der Staat? Nein, die Selbsthilfe der Arbeiterschaft, der Organisation, an der dieser Versuch zuletzt scheitern wird. Vor solchen Tatsachen mögen ehrliche Christen nachdenken, was „Klassenkampf" ist, wie er entsteht und wie er beseitigt werden kann. L. R.

Die **Vergewaltigung Finnlands** durch den moskowitischen Despotismus reiht sich würdig an die Kongogreuel und die Armeniermorde. Wir Andern sollten wenigstens dafür sorgen, daß diese Schandtat, falls sie ausgeführt wird, sich nicht im Stillen vollziehen kann, daß man sie nicht hinnimmt als etwas, woran weiter nichts wäre, sondern daß man es sich über die weite Welt hin sagt: „Hier wird ein Mord verübt." Als der Ferrerhandel die Welt erregte, konnte man sich mit Recht sagen, daß es Dinge gebe, die der Empörung der Völker wohl noch würdiger wären, als dieser einzelne Fall schwerer Ungerechtigkeit. Wenn nun, da die alten Rechte und Freiheiten eines ganzen edlen Volkes zertreten werden sollen, alles still bleibt, so muß man annehmen, daß es sich bei der Ferreraffäre um einen Theaterzorn gehandelt habe. Wir müssen das, was gegen Finnland geplant ist, einfach als unerträglich empfinden. Ueber die ganze sogenannte Kulturwelt hin sollte protestiert werden, und zwar nicht nur von einzelnen Gelehrten und Literaten, sondern von den Völkern. Das müßte die Finnländer stärken und bliebe doch wohl nicht ohne Wirkung auf die Machthaber in Petersburg. Denn diese brauchen Geld, Geld, und sie haben darum z. B. auf die französische Volksstimmung Rücksicht zu nehmen. Auch die Volksbewegungen zu Gunsten der Armenier, der Buren, der Kongoneger sind sicher nicht ohne Wirkung geblieben. Solche Demonstrationen sind freilich nur ein armseliger Ersatz für etwas Besseres, das noch kommen muß: eine sittliche Organisation der Gesellschaft, die die Vergewaltigung eines Volkes durch ein anderes einfach nicht mehr gestattet. Eine solche Organisation der Gerechtigkeit und Hilfe sollte die christliche Kirche sein. Aber nichts charakterisiert ihre Ohnmacht und Entartung besser, als daß sie zu allen ungeheuerlichsten Schlechtigkeiten schweigt und dafür viel Lärm um Worte und Formen — um sogenannte Religion macht, vor allem aber an Erhaltung und Mehrung ihrer Macht, d. h. einer **weltlich** verstandenen Macht denkt. Solange es so steht, braucht es viel Naivität, um Loblieder auf die „Kirche" zu singen. L. R.

# Büchertisch.

**Die Arbeit,** das Grundproblem unserer Zeit. Von **Gottfried Schaub**, Lehrer in Basel. Gustav Grunau, Bern, 1910. 289 S. Preis 4. 50.

Ein merkwürdiges Buch! Es enthält das Glaubensbekenntnis eines Basler Lehrers. Man spürt, daß sein Herzblut darin ist. Aber auch Arbeit hat er daran gewendet, langjährige Arbeit, ernste Denkarbeit und dazu umfassende Lektüre, die in vielen Zitaten zu Worte kommt. An ein solches Buch muß man mit dem Ernst herantreten, den ernstes Wollen immer verdient.

Ein merkwürdiges Buch freilich — mit dem viele bald fertig sein werden, weil sie sich bald an dem und jenem darin stoßen, das zu lesen aber besonders Theologen und Pädagogen sehr zu empfehlen ist. An Hand des Begriffes der Arbeit entwickelt der Verfasser sein Bekenntnis. Arbeit ist ihm identisch mit Schaffen aus dem Eigenen heraus, also mit Selbstsein und Selbstwerden. Sie

ist der Weg zur Erlösung, ist Gottesdienst. Aber freilich gilt das nur von freier, nicht durch die bloße Erwerbsgier oder Erwerbsnotwendigkeit beherrschter, also sklavischer Arbeit. Freie Arbeit kann nur der Sozialismus schaffen. Er ist das Prinzip der freien und darum gemeinsamen Arbeit, die Wende des Zufalls und der Not. Darum ist er die Religion der Zukunft und die Vollendung des Christentums. Dagegen will der Verfasser vom offiziellen und kirchlichen Christentum nichts wissen. Der zweite und wohl für die meisten Leser interessanteste Teil des Buches enthält eine Kritik der Kirche, die an Radikalismus nichts zu wünschen übrig läßt. Er atmet einen wahren Haß gegen die Kirche. Theologen und Kirchenleute, die es uns andern nicht glauben wollen, mögen wenigstens diesen Abschnitt lesen, um zu erfahren, wie sich in der Seele eines tiefernsten und in seiner Weise frommen Mannes unser christlich-kirchliches Wesen darstellen kann. Dabei lehnt Schaub alle oberflächliche Religionskritik ab und ist von tiefster Ehrfurcht vor Christus erfüllt. Seine positiven Gedanken sind eine merkwürdige, aber durchaus nicht heterogene Mischung von Feuerbach und Sozialismus. Gottesdienst ist Menschendienst und der Mensch selbst Gott. — Schließlich entfaltet der Verfasser seinen Grundgedanken zu einem, mit scharfer Kritik des heutigen Systems der bloßen „Unterrichtsschule“ verbundenen, Programm der „Erziehungsschule“ der Zukunft.

Ich lehre an diesem Buche sehr vieles ab. Seine sozialen Vorschläge werden, sobald sie ins Detail gehen, leicht utopistisch im schlimmeren Sinn des Wortes. Sein Schulprogramm geht mir zu sehr ins Einzelne. Er erwartet mir zu viel von seinem „sozialen Staate“. Dabei versäumt er, genauer zu zeigen, was er unter dem „Sozialstaat“ versteht, ob er an einen Staatssozialismus im Sinne der älteren sozialistischen Theorien denkt, wie es den Anschein hat, oder ob für „Staat“ das Wort „Gesellschaft“ eingesetzt werden müßte. Auch seine Kirchenkritik kann ich nur teilweise unterschreiben; seine Religionskritik halte ich stellenweise für verständnislos und seine positiven Ansichten für unhaltbar. Am wenigsten gefällt mir, wenn er gelegentlich jakobinisch wird und vom Staat verlangt, daß er direkt die Religion bekämpfe. So schlägt er (S. 165 ff) vor, der Staat solle nicht nur die theologischen Fakultäten aufheben (worüber sich ja reden ließe!), sondern „er müßte öffentlich bekannt geben, daß es fortan zu Ende sei mit der Gottesgelahrtheit“, weil die Erkenntnis des neuen, persönlichen Gottes ein solch gesuchtes und gekünsteltes Spezialstudium nicht voraussetze.“ Ich möchte die Politiker sehen, die diese (theologische!) Kundgebung redigierten! Der Staat müßte sämtliches Kirchengut in Beschlag nehmen und für seine Zwecke in Bereitschaft halten, d. h. wohl vor allem für die Schule, von der (S. 168 Anmerkg.) gesagt wird, ihr Einfluß solle in dem Maße zunehmen, als der der Kirche abnehme. Ja, er müßte gelegentlich die Leute von Taufe und kirchlicher Eheeinsegnung öffentlich „abmahnen.“ An solchen Stellen wird man an dem Verfasser ganz irre. Heißt das nicht an Stelle der Kirche den Staat zum Herrscher über die Gewissen machen und zwar zu einem viel despotischern als heute sogar die katholische ist? Für solchen Tausch bedanken wir uns! Auch wird der Verfasser uns erlauben, sogar von der „Erziehungsschule“ der Zukunft etwas weniger Heil zu erwarten als er.

So hätte ich noch vieles der Art gegen das Buch einzuwenden. Aber das hätte wenig Sinn. Seine Bedeutung hängt nicht an diesen Detailfragen und so wird es auch nicht dadurch überwunden, daß man es darin ablehnen muß. Was ihm seinen Wert verleiht, ist die ganze Stimmung und Denkweise, die darin zum Ausdruck kommt: die Verbindung von Sozialismus mit Religionskritik und neureligiöser Stimmung, die doch wieder nur Erfüllung des Christentums sein will. Ich glaube, daß Schaub hierin einer von vielen ist. Für den Leser ist es darum auch nicht in erster Linie wichtig, zu erfahren, was Schaub sagt, als was er meint — und das ist oft etwas viel Besseres. Daneben finden sich durch das ganze Buch hin einzelne Gedanken, die als Erzeugnisse eines selbständigen Denkens auch zum Denken anregen.

Ich hoffe für meine Person, daß diese Aussprache seiner Gedanken den Verfasser selbst weiter führen werde, in größere Klarheit hinein, und empfehle sein

Werk allen denen, die nicht bloß auf fertige Wahrheiten (oder Nichtwahrheiten!) aus sind, sondern sich in erster Linie für den lebendigen Menschen interessieren — für die Art, wie in ihm das Ringen der Zeit Gestalt annimmt — und die mit allen ernstlich Ringenden innerlich mitkämpfen und mitleiden müssen. L. R.

**Das nächste Geschlecht,** das sexuelle Problem in der Kindererziehung. Von Hans Wegener. Alfred Töpelmann, Gießen 1909. Fr. 3. 20.

Das Buch ist eine Fortsetzung des „Wir jungen Männer“, das einen ganz gewaltigen literarischen Erfolg gehabt und nicht nur den Verfasser berühmt gemacht, sondern auch der Sache der Gesundung und Reinigung unseres furchtbar verkommenen sexuellen Wesens unschätzbare Dienste geleistet hat. Handelte das erste Buch ausschließlich vom Reinheitsideal und zwar vom Standpunkt des jungen Mannes aus, so das zweite von der sexuellen Erziehung der Kinder und allem, was dazu gehört (z. B. auch vom Verhältnis von Braut und Bräutigam) — ein fürwahr nicht weniger wichtiges Thema!

Daß es nicht mehr den beinahe sensationellen Eindruck des ersten macht, ist begreiflich. Vielleicht läßt sich auch an ihm das Gleiche aussetzen, was am ersten mit Recht getadelt worden ist: daß es die Bedeutung des sexuellen Lebens etwas überschätze und damit dem Naturalismus zu nahe komme, aber man wird der andern Seite auch in diesem Buch jenen Geist der Gesundheit und Kraft, jener Heiligung des Natürlichen begegnen, die das erste zu so großem Segen gemacht hat. Weil aber eine neue sexuelle Erziehung zu den wichtigsten Aufgaben der Zukunft gehört, ist auch ihm eine bedeusame Mission beschieden. Möge es sie bei Vielen erfüllen. L. R.

**Einführung in die Soziale Frage** von Paul Pflüger. Verlag der Buchhandlung des schweizerischen Grütlivereins in Zürich. Preis broschiert Fr. 2.50, gebunden Fr. 3.—.

Wir haben die Anzeige dieses Werks gern auf die Tage nach Ostern verschoben, in der Meinung, daß manche erst dann die Zeit finden, es zu lesen. Pflügers „Einführung“ gehört neben Sombart und Herkner in die Bibliothek jedes Lesers der Neuen Wege. Wer den Verfasser nur aus der Karrikatur gewisser Tagesblätter kennt, wird hier sein Urteil rasch und gründlich revidieren. Ein ungeheures Material ist knapp, sehr klar, übersichtlich und gründlich verarbeitet. Der Verfasser hat sein Temperament in den Dienst der Sachlichkeit gezwungen und es nur so weit zur Geltung gebracht, daß sein Buch auf keiner Seite langweilig ist, daß selbst die zahlreichen und wichtigen Tabellen Blut und Leben bekommen. Es ist in doppeltem Sinn Leben in dem Buch: Nie wird theoretisiert, sondern die Tatsachen sprechen und in jedem Satz spürt man die persönliche Teilnahme des Verfassers.

Das Buch zerfällt in die Teile: Probleme und Lösungen. Wie man sieht, kennt Pflüger nicht nur eine Lösung und das ist das wohltuende in diesem Buch, daß es versteht auf die realen Verhältnisse und Schwierigkeiten der einzelnen Fragen einzugehen. So gibt es einem zu dem schweren Druck, den der erste Teil auf die Seele legt, doch das Gefühl: Es kann doch noch anders und besser werden, wenn Viele diese Probleme zu den ihrigen machen. Und daß dies geschehe, daß dieses Buch mit seinen vielen unwiderleglichen schweren Tatsachen, in denen schweizerische Verhältnisse besonders berücksichtigt sind, dazu helfe, das ist des Verfassers und unser Wunsch.

Eine Inhaltsangabe wird am besten einen Einblick in den reichen Inhalt geben. 1. die Probleme: Das Wesen der sozialen Frage, Unternehmertum, die Konzentration des Kapitals, Handelsgewinn, Kapitalzins, Krisen, die Grundrente, Kapitalismus und Familie, Nationales Vermögen und Einkommen, Weltherrschaft des Kapitals. 2. Die Lösungen: Das soziale Prinzip, der Staatssozialismus, der Versicherungssozialismus, der Agrarsozialismus, der Gemeindesozialismus, die politische Bewegung, die Gewerkschaftsbewegung, die genossenschaftliche Bewegung, die Abkürzung der Arbeitszeit, Sozialismus und Familie. F. S.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Was ist die Genossenschaftsbewegung?

Die Genossenschaftsbewegung ist heute ein jedem gebildeten Menschen, ja jedem Zeitungsleser geläufiger Begriff geworden. Man begegnet ihm in der Wissenschaft und im täglichen Leben; man hört davon in Parlamenten und in Volksversammlungen reden.

In der Tat hat sich die Genossenschaftsbewegung im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte in einer Weise entwickelt, die es unmöglich macht, sie zu übersehen oder zu ignorieren. Sie hat die verschiedensten Schichten der Bevölkerung ergriffen, die politischen Parteien genötigt, zu ihr Stellung zu nehmen und sich über alle Kulturländer ausgebreitet. Die Zahl der Personen, die heute Genossenschaften angehören, zählt nach Millionen, die Summe der wirtschaftlichen Werte, die Jahr aus Jahr ein durch die Kanäle des Genossenschaftswesens geleitet werden, nach Milliarden. In zwanzig europäischen Sprachen gibt es eine genossenschaftliche Literatur und Presse, die von Island bis nach Südafrika und Australien reicht. Bedenkt man, daß die Genossenschaftsbewegung selbst in jenen Ländern, in denen sie heute die höchste Blüte und reichste Entfaltung erreicht hat, noch vor einem halben Jahrhundert in ihren Anfängen stand, so darf kaum bezweifelt werden, daß sie in weitern fünf Jahrzehnten sich über die ganze bewohnte Welt verbreitet haben wird. Sie ist schon heute eine universelle und internationle Bewegung; hat sie sich doch zwei große internationale Organisationen *) geschaffen, die mehr Menschen umschließen, als irgend eine andere internationale Vereinigung.

Es wäre nun allerdings ein Irrtum, wollte man aus dem universellen Charakter der Genossenschaftsbewegung auf die Gleichartigkeit

*) Die eine wird vom Internationalen Genossenschaftsbund gebildet und umfaßt vorwiegend die Wirtschaftsgenossenschaften (Konsum-, Bezugs- und Wohngenossenschaften) der Arbeiterklasse, sie bildet gleichsam die rote Genossenschaftsinternationale. Die zweite — die grüne Internationale — ist der Bund der landwirtschaftlichen Erwerbsgenossenschaften Deutschlands, Oesterreichs, Italiens und der Schweiz.

ihres Wesens und auf die Uebereinstimmung ihrer leitenden Grundsätze einen Schluß ziehen. Das Genossenschaftswesen ist in Wahrheit nicht nur eine äußerst komplizierte wirtschaftlich-soziale Erscheinung, sondern weist auch die mannigfaltigsten Schattierungen, ja die größten Divergenzen auf. Die widersprechensten sozialen Theorien werden in der Genossenschaftsbewegung vorgetragen; in ihr kämpfen Schulen miteinander um Einfluß und Geltung, deren Lehren sich voneinander wie Feuer und Wasser scheiden. Ferner hat die nationale Eigenart der sich genossenschaftlich betätigenden Völker, wie auch die verschiedene ökonomische Struktur der von ihnen bewohnten Länder auf die Genossenschaftsbewegung abgefärbt. Sie hat in England eine andere Physiognomie als selbst in Schottland, sie wird in Dänemark von anderen Volksschichten getragen als in Italien. Wer in Belgien die Genossenschaftsbewegung studiert, wird sich mit roten Sozialdemokraten in Verbindung setzen müssen, wer sie in Ungarn kennen lernen will, kommt mit konservativen Magnaten, mit Grafen und Fürsten in Berührung. Hier ist es die Kirche, dort der Staat, der auf die Bewegung Einfluß zu üben bemüht ist; in dem einen Land ist sie ein Instrument zur Wahrnehmung der Interessen des Mittelstandes, in dem andern dient sie der Arbeiterklasse als Waffe in ihrem Emanzipationskampfe. Daneben gibt es wieder Länder, in denen alle Schichten sich das Genossenschaftswesen zu Nutze zu ziehen suchen, wo Handwerker und Fabrikanten, Großgrundbesitzer und Bauern, Kapitalisten und Proletarier Genossenschaften bilden, teils für und mit einander, teils gegen einander.

Unter solchen Umständen ist es sicherlich auch für den Fachmann nicht leicht, in einer kurzen Definition zu sagen, worin nun das Wesen der Genossenschaftsbewegung bestehe, was wir unter diesem Begriff zu verstehen haben. Ja, man wird versucht sein, angesichts der Fülle der Gesichte, die uns die Genossenschaftsbewegung nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern auch nicht selten innerhalb ein und desselben Staatswesens zeigt, die Frage aufzuwerfen, ob überhaupt die Genossenschaftsbewegung als eine Einheit in Betracht gezogen werden könne, und ob sie sich nicht bei näherem Zusehen in mehrere disparate Bestandteile auflöse. Es ist ja klar, daß bei Bejahung dieser Frage uns der Begriff der Genossenschaftsbewegung gänzlich in die Brüche gehen müßte, denn was in Wirklichkeit sich gegenseitig ausschließt, läßt sich auch logisch nicht in einer Definition zusammenfassen und vereinigen.

Man könnte nun allerdings die hier vorliegende Schwierigkeit umgehen, indem man sich an die äußere Form und Erscheinungsweise des Genossenschaftswesens hielte, in welchem Falle die Genossenschaftsbewegung als die Gesamtheit der wirtschaftlichen Bestrebungen, welche uns in der Form der Genossenschaft entgegentreten, zu bezeichnen wäre.

Gegen eine solche Definition müßte aber mit Recht eingewendet werden, daß sie an der Oberfläche haften bleibt, uns völlig darüber im Unklaren läßt, durch welche besonderen sachlichen Momente sich die Genossenschafsbewegung von anderen wirtschaftlichen Bestrebungen

unterscheidet. Und gerade darauf kommt es ja vor allem an, zumal die äußere Form der Genossenschaft eine von Land zu Land wechselnde juristische Verkleidung ist, die über das Wesen des Gebildes, das sich darunter verbirgt, nichts auszusagen vermag. So wenig ein Mädchen, das sich eine Bernertracht anlegt, dadurch zur Bernerin wird, so wenig wird z. B in der Schweiz eine Vereinigung von Menschen dadurch eine Genossenschaft, daß sie sich auf Grund von Titel XXVII des Obligationenrechts konstituiert. Es kommt ja nicht selten hier zu Lande vor, daß Verschönerungsvereine, gemeinnützige Anstalten, kirchliche und politische Gesellschaften die Rechtsform der Genossenschaft annehmen. Sie deshalb zur Genossenschaftsbewegung rechnen zu wollen, wäre sicher absurd. Umgekehrt treten uns richtige Genossenschaften in einer anderen Form als der der Genossenschaft entgegen. Es ist bekannt, daß manche Konsumvereine, deren Betrieb sich wenig oder garnicht von dem solcher unterscheidet, die als Genossenschaft eingetragen sind, die Rechtsform einer Aktiengesellschaft oder eines nicht eingetragenen Vereins besitzen. Niemand wird behaupten wollen, daß sie deswegen nicht zur Genossenschaftsbewegung zählten. Es gibt sogar Länder, deren Gesetzgebung es überhaupt noch nicht zum Erlaß eines Genossenschaftsgesetzes gebracht hat, und die trotzdem, wie z. B. Belgien und Dänemark, eine Genossenschaftsbewegung besitzen. Diese Tatsachen lassen zur Genüge erkennen, daß die juridische Genossenschaftsform, in der wirtschaftliche Vereinigungen in die Erscheinung treten, letztere nicht zu einer Genossenschaft stempeln kann, sondern daß wir für sie andere Kriterien benötigen, Kriterien, die aus dem Wesen der Genossenschaft geschöpft sind.

Wollen wir das Wesen und die Eigenart der Genossenschaftsbewegung richtig erfassen, so müssen wir sie in ihrem sozialgeschichtlichen Werden beobachten. Die Genossenschaftsbewegung ist ein historischer Begriff, dessen Inhalt sich uns nur erschließt, wenn wir ihn bis zu seinem Ursprung zurück verfolgen und ihn in seiner geschichtlichen Bedingtheit verstehen lernen.

Es ist eine ausgemachte, von niemand bestrittene Tatsache, daß die ersten Anfänge der Genossenschaftsbewegung in England zu suchen sind, und daß sie hier zuerst um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts aufgetreten ist. Damit soll nicht behauptet werden, daß es nicht schon in früheren Geschichtsperioden Genossenschaften gegeben habe. Im Gegenteil, die mittelalterliche Gesellschaftsformation, die teilweise noch weit in die Neuzeit hineinragte, beruhte zu einem ganz wesentlichen Teil auf genossenschaftlichen Verbänden und Einrichtungen. Wir hören von Markgenossenschaften auf dem Lande, von Gilden und Zünften in den Städten. Jeder, der sich mit der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte auch nur oberflächlich beschäftigt hat, weiß, welch große Bedeutung diese Geossenschaften einmal besaßen. Daneben hören wir von einer Menge anderer Korporationen, von Winzer-, Fähre-, Alpgenossenschaften u. s. w. Es kann nach allem kein Zweifel da-

rüber obwalten, daß unsere Vorfahren, die vor 4, 5 und 6 Jahrhunderten lebten, sich auf das genossenschaftliche Zusammenwirken recht gut, ja vielleicht besser verstanden, als wir moderne Menschen. Die von ihnen errichteten, ebenso großartigen wie künstlerisch vollendeten Bauwerke, wie wir sie in den Zunfthäusern, Markthallen, namentlich aber den Domen vor uns haben, legen beredtes Zeugnis von der Leistungsfähigkeit der genossenschaftlichen Gesellschaftsverfassung des Mittelalters ab.

Es wäre jedoch verkehrt, die Genossenschaftsbewegung der Gegenwart vom Genossenschaftswesen des Mittelalters abzuleiten. Sie steht mit ihm in keinem Zusammenhang, denn die Prinzipien und sozialwirtschaftlichen Voraussetzungen, auf denen sich das neuzeitliche und das mittelalterliche Genossenschafswesen aufbaut, sind grundverschieden. Letzteres wurzelt in der Natural- und Stadtwirtschaft, das erstere in der modernen kapitalistischen Volkswirtschaft. Es ist deshalb auch nicht zufällig, daß sich die ersten Anfänge der modernen Genossenschaftsbewegung in dem Lande zeigten, in dem sich zuerst das kapitalistische Wirtschaftssystem Bahn brach und damit den sozialen Gegensatz von Kapital und Arbeit entwickelte, nämlich in England. Wir finden sie hier in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts in Gestalt von Genossenschaftsmühlen, die sich zum Zweck setzten, der armen Arbeiterbevölkerung billiges Mehl, das damals allgemein noch in den Haushaltungen zu Brot verarbeitet wurde, zu verschaffen und sie vor der Ausbeutung durch die Müller und Bäcker zu schützen. Nach dem, was wir von diesen Mühlen wissen, von denen sich einige bis auf den heutigen Tag erhalten haben, kann allerdings nicht gesagt werden, daß wir es mit voll entwickelten Genossenschaften zu tun haben. Sie sind ihrer innern Verfassung nach in der Hauptsache gemeinnützige Anstalten gewesen, zu denen einige Menschenfreunde das Geld vorgeschossen hatten und in deren Händen auch die Geschäftsführung lag. Die Arbeiter selbst waren zu jener Zeit noch nicht befähigt, derartige Betriebe zu leiten und ihre gemeinsamen wirtschaftlichen Angelegenheiten selbst zu verwalten, ganz abgesehen davon, daß ihnen 1799 durch die vom Parlament erlassene „Combination Act“ direkt verboten war, sich zur Verbesserung ihrer Lage zu Vereinen zusammenzuschließen. Wenn auch der Gesetzgeber mit dieser Akte hauptsächlich die Bildung von Gewerkvereinen verunmöglichen wollte, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß sie in ihrer praktischen Wirkung die Entwicklung jeglichen Assoziationswesens lähmte. Immerhin hatten die erwähnten „Anti Kornmühlen“, wie sie im Volke genannt wurden, infolge ihrer Befehdung seitens der Müller die Wirkung, den Arbeitern vor Augen zu führen, daß sich wirtschaftliche Unternehmungen in ihrem Interesse betreiben lassen und daß sie dadurch sich selbst helfen können.

Es verflossen jedoch noch weitere 30 Jahre bis die Genossenschaftsbewegung als eine wirkliche Volksbewegung einsetzte. Drei Umstände waren es namentlich, die zu ihrem Auftreten die Voraus-

setzungen geschaffen hatten. In erster Linie hatte die ökonomische Entwicklung bedeutende Fortschritte gemacht. In vielen Gewerben hatte sich der Uebergang von dem handwerksmäßigen Hausbetrieb zur Fabrik vollzogen. Die Weber waren aus ihren elenden Hüten herausgerissen und in Fabrikproletarier verwandelt worden. Mochte damit auch zunächst noch eine Verschlechterung ihrer ökonomischen Lage verbunden sein, so hatte doch das Fabriksystem den Vorteil, die Arbeiter miteinander in nähere Berührung zu bringen. Es kam ihnen ihre große Zahl und damit ihre Bedeutung zum Bewußtsein; sie lernten in einem großen Betriebe unter dem Kommando des Fabrikanten sich in eine bestimmte Ordnung fügen und zur Erreichung eines bestimmten Zweckes zusammenzuwirken; sie erhielten Gelegenheit, ihre Gedanken auszutauschen. Ein, wenn auch noch so primitives Gefühl der Solidarität entwickelte sich in ihnen unter dem Druck der langen Arbeitszeit, der allgemeinen Misère. In dem Maße, als die Familie der Arbeiter durch Einführung der Frauen- und Kinderarbeit sich auflöste und aufhörte der natürliche Gravitationspunkt ihres Sinnens und Denkens zu sein, entwickelte sich bei ihnen das Gefühl und Interesse für ihre Arbeits- und Leidensgenossen, keimte in ihrer Seele das Klassenbewußtsein auf, das Bewußtsein, daß das Schicksal des Einzelnen von dem seiner Mitarbeiter, ja der ganzen Arbeiterklasse abhängig sei, und daß daher eine Verbesserung seiner Lage nur von einem gemeinsamen Vorgehen aller Arbeiter der Fabrik, ja der ganzen Industrie zu erhoffen sei. In dem aufkeimenden Klassenbewußtsein der Arbeiter haben wir die erste wichtige Voraussetzung der Genossenschaftsbewegung vor uns.

Der zweite Umstand, der zu jener Zeit dem Streben der Arbeiter, sich in erträglichere Verhältnisse zu bringen, die Richtung auf das Genossenschaftswesen gab, war die Agitation Robert Owens für seine Theorien und sozialen Weltverbesserungspläne.

Man ist gewohnt, Robert Owen schlechthin als den geistigen Urheber der Genossenschaftsbewegung, wenigstens der britischen, zu bezeichnen. G. J. Holyoake, der Owens Schüler war, führt in seiner „History of Cooperation“ die Genossenschaftsbewegung auf ihn zurück und auch der deutsche Genossenschaftstheoretiker Victor Aimé Huber, ein Zeitgenosse Schulze-Delitzsch', erklärte, „daß es nicht möglich sei, von der Entstehung kooperativer Assoziationen in England zu reden, ohne auf Owen und sein sozialistisches System zurückzugehen.“ Er bekennt, „ganz vergeblich eine zweite bestimmte Quelle dieser fruchtbaren bedeutenden Strömung oder auch nur einen anderen positiv und selbständig mitwirkenden Einfluß in der Feststellung und Entwicklung der Prinzipien der Association“ gesucht zu haben.

In der Tat läßt sich über die Anfänge der Genossenschaftsbewegung nicht sprechen, ohne auf die in vieler Hinsicht bahnbrechende Wirksamkeit Robert Owens einzugehen. Seine Stellung zur Genossenschaftsbewegung wird jedoch nicht richtig charakterisiert, wenn man ihn schlechthin als ihren geistigen Urheber oder Vater, wie es oft ge-

schieht, bezeichnet. Wer in Owens zahlreichen Schriften nach einer klaren Theorie der Genossenschaftsbewegung sucht, wer erwartet, hier ein genossenschaftliches System und leitende Grundsätze entwickelt zu finden, wird sich schwer enttäuscht fühlen. So häufig wir darin auch auf die Worte „co-operation“ und „co-operative“ stoßen, so wird doch der kritische Leser bald bemerken, daß Owen damit einen anderen Sinn verbindet, als wir es in der Gegenwart zu tun gewohnt sind. Owen braucht diese Ausdrücke, wo wir heute Sozialismus und sozialistisch sagen würden. Es kann ferner kein Zweifel darüber bestehen, daß Owens praktische Reformvorschläge in der Schaffung von „communities“, einer Art sozialistischer Kolonien gipfeln, in denen die Bewohner, deren Maximalzahl auf ca. 2000 festgesetzt war, alles das für einander produzieren sollten, was sie zum Leben gebrauchten. Owens Tätigkeit als Sozialreformer war denn auch ganz vorwiegend auf die Gründung solcher Kolonien gerichtet. Aber schon der Umstand, daß sie nur mit großen Geldmitteln ins Leben gerufen werden konnten — Owen bezeichnete vier Millionen Franken als gerade ausreichend, um einen Anfang mit Aussicht auf Erfolg zu machen — brachte es mit sich, daß sie nicht den Charakter von Schöpfungen der Arbeiter selbst annehmen konnten, sondern philantropische Unternehmungen blieben, in denen der Wille einiger wenigen reichen Leute ausschlaggebend war. Mit sich selbst verwaltenden und aus eigener Kraft sich behauptenden Genossenschaften hatten diese Owenschen „communities“ im Grunde nichts gemein. Ueberhaupt waren Owens soziale Grundanschauungen durchaus nicht darnach angetan, ihn zum Stifter einer demokratischen Bewegung, wie es doch das Genossenschaftswesen seinem innersten Wesen nach ist, zu machen. Owen ging wohl ernstlich und mit einem durch keinen Mißerfolg zu beirrenden Enthusiasmus darauf aus, die Arbeiter zu heben, sie glücklich zu machen, ihre Kinder richtig zu erziehen, aber er glaubte, daß dies Werk nur mit Hilfe eines von ihm ausgeklügelten und durch Unterstützung der Mächtigen zu verwirklichenden Systems zu erreichen sei. Der Gedanke, daß sich die Arbeiter selbst erziehen, selbst befreien und aus eigener Kraft eine bessere Gesellschaftsordnung schaffen müßten, schien ihm, der Zeit seines Lebens im Volk die Masse sah, die von oben geleitet werden müsse, völlig aussichtslos und verkehrt. Er war alles andere als ein Demokrat, und legte auf Volksrechte nicht den geringsten Wert. Dagegen war er eifrig und nicht ohne vorübergehenden Erfolg bestrebt, die Sympathien der oberen Klassen, besonders der Aristokratie, für seine Weltverbesserungspläne zu gewinnen. Noch weniger war seine Weltanschauung, die in einem überaus trivialen Materialismus bestand, darnach angetan, die aufkeimende Genossenschaftsbewegung mit dem geistigen Kapital auszustatten, dessen sie zu ihrem praktischen Erfolg bedurfte. Es kann daher auch den, der Owens wirkliche Anschauungen und das wahre Wesen dieses eigentümlichen Mannes erfaßt hat, nicht überraschen, zu sehen, daß er sich gegenüber der in den dreißiger Jahren des 19. Jahr-

hunderts aus dem Volk urwüchsig heraus entwickelnden Genossenschafts-bewegung sehr kühl verhielt und sie als etwas, das mit seinem System in keinem Zusammenhang steht, direkt ablehnte. So schrieb er z. B. nach einem Besuche, den er auf einer Reise im November 1836 den Genossenschaftern der nordenglischen Stadt Carlisle abgestattet hatte, in seiner Zeitschrift, der "New Moral World" (Vol. III. pag. 76):

„Zu meiner Ueberraschung fand ich dort sechs oder sieben ver-„schiedene Genossenschaften in verschiedenen Stadtteilen, die, wie die „Leute glauben, Gutes wirken, indem sie durch Detailhandel etwas „Reingewinn erzielen. Es ist nun aber höchste Zeit, jener in der „öffentlichen Meinung sehr verbreiteten Ansicht ein Ende zu machen, „daß hierin das soziale System besteht, das wir im Auge haben, „oder daß diese Genossenschaften irgend einen Bestandteil der Ein-„richtungen in der neuen moralischen Welt bilden."

Aus dieser Aeußerung geht wohl unwiderleglich hervor, daß Owen die Bedeutung der Konsumvereine, die gerade in seinem Vater-lande sich als die bedeutungsvollste Genossenschaftsart ausgewiesen haben, nicht begriff und von ihnen nichts wissen wollte.

Wenn trotzdem Owen die Genossenschaftsbewegung in nachhaltiger Weise angeregt und beeinflußt hat, so beruht dies, sein ungewolltes und unbeabsichtigtes Verdienst, auf der Tatsache, daß er der Erste war, der das leibliche und geistige Elend der arbeitenden Klassen seiner Zeit klar als das Resultat der Entwicklung des kapitalistischen Wirt-schaftssystems erkannte, und es durch eine prinzipiell andere Organi-sation der Volkswirtschaft zu beseitigen versuchte. Während alle Welt bis dahin gegen die Zunahme des Pauperismus keine anderen Heil-mittel als Almosen und brutale Zwangsgesetze in Anwendung zu bringen wußte, zeigte Owen, daß auf Grundlage einer anderen Wirt-schaftsordnung nicht nur der Pauperismus mit seinen antisozialen Folgeerscheinungen beseitigt, sondern sogar die Produktion und damit der Volkswohlstand bedeutend gehoben werden könne, daß das allein für möglich gehaltene System der freien Konkurrenz sich durch ein anderes ersetzen lasse, das auf dem planmäßigen Zusammenwirken aller wirtschaftlich Tätigen beruhe. Die Begeisterung für dies neue Gesellschaftsideal, die Owen auf viele seiner Zeitgenossen übertrug, war es, die in der Folge zu Gründungen von Genossenschaften führte und in den arbeitenden Klassen die Ueberzeugung weckte, daß ihr Heil in der wirtschaftlichen Assoziation liege.

Freilich hätte es zu solchen Assoziationen auch nicht kommen können, wenn nicht das Parlament im Jahre 1824 die Akte, welche den Arbeitern die Vereinsbildung unmöglich machte, wieder aufgehoben hätte. Damit war die dritte Voraussetzung für die Entstehung der Genossenschaftsbewegung erfüllt, und wir sehen sie nun auch ohne Verzug aus dem Schoße der britischen Gesellschaft hervorbrechen.

Als ihren Ausgangs- und geistigen Mittelpunkt haben wir die Stadt Brighton an der englischen Südküste anzusehen, in der damals

ein Arzt, Dr. William King, lebte. Er war 1786 in Ipswich als Sohn eines dortigen Schuldirektors und Geistlichen namens John King geboren und hatte sich 1823 in Brighton niedergelassen, wo sich sein Interesse den sozialen Fragen zuwandte. Zweifellos wurde er durch Owens Schriften und Experimente angeregt. Sein scharfer kritischer Kopf ließ ihn aber bald die Schwächen in Owens sozialen Projekten erkennen. Er sah ein, daß mit der Gründung von sich selbst genügenden Kolonien sich die auch ihm am Herzen liegende Hebung und Emanzipation der arbeitenden Klassen nicht durchführen lasse, daß vielmehr die arbeitenden Klassen Schritt für Schritt angeleitet werden müßten, den von ihnen erzeugten Reichtum für sich zu behalten und sich mit Hilfe ersparter Mittel zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit zu erheben. Statt also wie Owen von oben, wollte Dr. King das Werk der ökonomischen Regeneration der Gesellschaft von unten beginnen. Er faßte den Gedanken, eine Anzahl Arbeiter zu veranlassen, eine Vereinigung zu gründen, die zunächst den Zweck haben sollte, ihre Mitglieder aufzuklären und zu belehren und für den Betrieb einer kleinen Lebensmittelhandlung die notwendigen Gelder zusammenzusparen. Dieser Plan fand im Jahre 1828 seine erfolgreiche Verwirklichung. Mehr als hundert Mitglieder wurden in kurzer Zeit für den Verein gewonnen, die sich einmal wöchentlich versammelten und jedesmal einen Penny in einen gemeinsamen Fonds einlegten. Als fünf Pfund beisammen waren, wurde beschlossen, für diese Summe diverse Lebensmittel zu kaufen und sie an die Mitglieder wieder abzugeben. Durch die dabei erzielten Ueberschüsse und die wöchentlich eingezahlten Beiträge stieg das Vereinsvermögen bald auf einen Betrag, der es ermöglichte, einen Laden einzurichten und den Spezereiwarenhandel in größerem Stil zu betreiben. Bei einem Wochenumsatz von Fr. 500 wurden nicht nur die laufenden Unkosten gedeckt, sondern es ergab sich auch ein Ueberschuß von zehn Prozent. Es dauerte nicht lange, so war der Verein in der Lage, ein kleines Landgut von 28 Acres in der weiteren Umgebung von Brighton zu pachten. Vier bis fünf Mitglieder wurden darauf angesiedelt, um dort Gemüse- und Obstkultur zu treiben und eine Baumschule anzulegen; diese Mitglieder bekamen einen fixen Lohn von 14 Schilling per Woche und hatten dafür den Ertrag des Gutes an den Verein abzuliefern.

Wichtiger aber als durch diese originelle wirtschaftliche Tätigkeit wurde der Verein für die Genossenschaftsbewegung durch das von ihm herausgegebene Monatsblättchen, das vom Mai 1828 bis August 1830 in Gestalt eines vierseitigen Oktavbogens erschien und in jeder Nummer nichts als eine Abhandlung aus der Feder des Dr. King brachte. Ursprünglich wohl nur dazu bestimmt, die Mitglieder des Vereins über das Genossenschaftswesen und seine Prinzipien aufzuklären, fand das Monatsblättchen bald seinen Weg in andere Städte und regte auch hier nachweisbar vielfach zur Bildung von Genossenschaften an. Es war dazu auch im höchsten Maße, trotz der Kleinheit

seines Umfanges, geeignet, denn was Dr. King darin aussprach und entwickelte, gehört nicht nur zum Bedeutendsten und Tiefsten, was je über die Genossenschaftsbewegung gesagt worden ist, sondern war auch ein klares, von allem Utopismus freies und darum praktisches und gemeinverständliches Programm. Ja, es ist keine Uebertreibung, wenn Victor Aimé Huber bemerkt hat, daß die Abhandlungen Dr. Kings, was schlagende Schärfe und Klarheit der Gedanken und entsprechende Eigenschaften des Stils, sowie populäre Bewältigung des Gegenstandes betrifft, eines der ausgezeichnetsten Produkte der englischen Literatur sind, dem in gewissem Sinne nur die Juniusbriefe an die Seite gestellt werden können. Um so eigentümlicher ist es, daß der „Co-operator“ von Brighton fast gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen ist. In England kennen ihn heute selbst die Genossenschafter nur dem Namen nach; seine Abhandlungen sind niemals wieder abgedruckt worden und in Holyoake's „History of Co-operation“ finden sich darüber nur einige dürftige und zum Teil sehr unzutreffende Bemerkungen, die deutlich zeigen, daß auch der Geschichtsschreiber des britischen Genossenschaftswesens sich nicht die Mühe genommen hat, den „Co-operator“ von Brighton zu studieren. Allerdings, würde bekannt werden, was Dr. King schon in den Jahren von 1828—1830 ausgeführt und gewollt hat, so würde die Legende von Robert Owen als dem Vater der Genossenschaftsbewegung kaum noch länger aufrecht erhalten werden können, und es hat wirklich manchmal den Anschein, als ob King totgeschwiegen würde, um an einem traditionell gewordenen und von der Wissenschaft sanktionierten Irrtum festhalten zu können.

Tatsache ist nun einmal, daß, wenn für die Genossenschaftsbewegung ein einzelner Mann als ihr geistiger Urheber und theoretischer Begründer gesucht werden soll, er mit Recht nur in Dr. King, dem Herausgeber des „Co-operator“ von Brighton gefunden werden kann. Ihm gebührt das Verdienst, den modernen Genossenschaftsgedanken zuerst selbständig entwickelt und in seiner universellen sozialen Bedeutung erfaßt zu haben; dank Dr. King ist er aus seiner Verquickung mit dem sozialistischen Utopismus Owens gelöst und gleichsam auf seine eigenen Füße gestellt worden. Mit dieser theoretischen Leistung, die allein schon bedeutend genug sein würde, um Dr. King einen ersten Platz in der Geschichte der Genossenschaftsbewegung zu sichern, hat er sich jedoch nicht begnügt. Er hat den Genossenschaftsgedanken auch zuerst, wenngleich nicht mit bleibendem Erfolg in die Praxis übergeführt, und eine Genossenschaft begründet, nach deren Vorbild bald hunderte von anderen ins Leben gerufen wurden. Wenn sowohl die Genossenschaft in Brighton, wie überhaupt die Genossenschaften, welche Ende der zwanziger und in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden, keinen dauernden Bestand zu gewinnen vermochten, so erklärt sich das leicht aus dem Mangel an jeglicher praktischen Erfahrung auf dem Gebiete der Cooperation, aus dem Fehlen von zur Geschäftsführung genügend vorgebildeten Elementen

innerhalb der damaligen Arbeiterklasse und aus der Unsicherheit des rechtlichen Zustandes der Genossenschaften. Aber dennoch bleibt es wahr, daß jene Genossenschafter, welchen es in den vierziger Jahren gelang, einen großen und bleibenden Erfolg zu erzielen, in der Hauptsache auf den Schultern der erfolglosen Genossenschaftsbewegung der früheren Jahre stehen und aus ihren Erfahrungen gelernt haben, die Fehler zu vermeiden, die ihren Vorläufern verderblich geworden sind. Man darf daher mit Recht behaupten, daß die Pioniere von Rochdale im Grunde nur dem genossenschaftlichen Geiste, dem Dr. King den Weg ins Dasein gebahnt hatte, einen ihm entsprechenden Leib geliefert, und ihn in eine Organisation gegossen haben, in der er in Mitten der kapitalistischen Volkswirtschaft sich zu erhalten und zu wirken vermochte.

Bei dieser Lage der Dinge kann kein Zweifel darüber obwalten, daß uns die Abhandlungen des „Co-operator" von Brighton das Verständnis für die der Genossenschaftsbewegung zu Grunde liegenden Ideen und Tendenzen erschließen müssen, daß wir aus ihnen den wahren Begriff des Genossenschaftswesens zu schöpfen imstande sind. Wir wollen denn auch versuchen, uns mit ihren wichtigsten Grundgedanken vertraut zu machen.

Gleich in der ersten Nummer des „Co-operator" setzt King auseinander, wozu die Genossenschaften dienen sollen. Er weist auf die zunehmende Verarmung, „auf die großen und wachsenden Schwierigkeiten, für unsere Familien den Lebensunterhalt zu beschaffen" und „auf die sich hieraus ergebende Gefahr, dem Elend und dem Verbrechen anheimzufallen", als die Uebel hin, die beseitigt werden müssen, um dann mit voller Ueberzeugung zu erklären: „Die Uebelstände lassen sich heilen und das Heilmittel befindet sich in unseren Händen, es liegt im Genossenschaftswesen."

King geht sogleich dazu über, „seine Prinzipien und Vorteile auseinanderzusetzen". „Vereinigung ist Stärke in allen Fällen ohne Ausnahme. Viele Hände tun schnelle Arbeit. Was ein Mann nicht ausrichten kann, das vermögen zwei. Was für wenige unmöglich ist, ist leicht für viele. Aber ehe viele mit einander arbeiten können, müssen sie ihren Zweck kennen und sich durch gemeinsame Interessen verbunden fühlen."

Worin besteht nun der Zweck und das gemeinsame Interesse der Genossenschafter? King antwortet: „Gegenwärtig arbeiten wir gegeneinander; wenn einer von uns Arbeit erhält, verliert sie ein anderer. Es scheint heute, als ob wir natürliche Feinde für einander wären. Der Grund hierfür liegt darin, daß wir für andere und nicht für uns selbst arbeiten. Laßt uns daher anfangen, für uns selbst zu arbeiten und nicht ausschließlich für andere. Wir erhalten gegenwärtig, indem wir im Dienste anderer arbeiten, für uns einen kleinen Teil der Früchte unserer Arbeit, einige meinen ein Achtel, einige ein Viertel des Ertrages. Wenn wir aber auf irgend eine Weise für uns selbst arbeiten könnten, so würde uns der volle Arbeitsertrag zufallen."

Mit diesen Worten ist auf eine wunderbar einfache, aber doch sehr bestimmte Art ausgesprochen, worin das Ziel der Genossenschaftsbewegung liegt. „Laßt uns anfangen, für uns selbst zu arbeiten, damit uns der volle Ertrag unserer Arbeit zufällt“; in diesem Satz liegt in der Tat ein ganzes soziales Programm, liegt das Postulat einer Wirtschaftsordnung, die der kapitalistischen entgegengesetzt ist, in der die Volksarbeit im Interesse der arbeitenden Bevölkerung geregelt ist. Es ist bekanntlich das Charakteristikum des Kapitalismus, daß er die Arbeit im Interesse des Kapitals organisiert, daß er dem Besitz ein arbeitsloses Einkommen verschafft. Der Endzweck aller kapitalistischen Unternehmung ist der Profit, die Dividende, kurz die Erzielung eines Einkommens auf Grund und zu Gunsten des Besitzes. Nicht um eine bestimmte notwendige Ware zu erzeugen, nicht um Arbeitern Beschäftigung und Verdienst zu gewähren, nicht um den Volkswohlstand zu vermehren, schreitet der Kapitalist zur Gründung eines Unternehmens, sondern um sein Kapital möglichst gewinnbringend anzulegen, um aus der Unternehmung ein möglichst hohes arbeitsloses Einkommen zu ziehen.

Von dieser Ordnung der wirtschaftlichen Arbeit soll nach King das Genossenschaftswesen den Arbeiter befreien, er soll nicht mehr gezwungen sein, seine Arbeitskraft um ein Linsengericht an das Kapital zu verkaufen; er soll in den Stand gesetzt werden, für sich zu arbeiten, in einer Weise, bei der ihm niemand die Früchte seiner Arbeit schmälert, bei der alle Ausbeutung unmöglich gemacht ist. Es ist klar, daß dies Postulat sich mit dem einer sozialistischen Wirtschaftsordnung deckt; aber wie wenig prätentiös tritt es hier auf! Oft genug ist die gleiche Forderung, derselbe Gedanke vor King und nach King ausgesprochen worden. Man hat ihn mit dröhnendem revolutionärem Pathos entwickelt, als müsse über seine Verwirklichung die ganze Welt in Trümmern gehen, man hat aus ihm ein politisches Programm gemacht, zu seiner Verwirklichung sozialdemokratische Parteien gegründet und anarchistische Verschwörungen angezettelt, aber noch niemals ist er mit solch liebenswürdiger Harmlosigkeit und dabei doch mit einem so tiefen Ernst als das Ziel der Genossenschaftsbewegung proklamiert worden wie durch King. „Laßt uns anfangen, für uns selbst zu arbeiten!“ Wer sieht es dieser freundlich und selbstverständlich klingenden Aufforderung an, daß ihre Verwirklichung durch die arbeitenden Klassen ein neues Weltzeitalter, eine neue Periode in der Kulturentwicklung der Menschheit heraufziehen lassen müßte? In der Tat, die wirtschaftliche Welt wäre vollkommen, das Ideal der sozialen Gerechtigkeit verwirklicht, wenn jeder erwachsene und arbeitsfähige Mensch in der Lage wäre, für sich zu arbeiten, d. h. die Früchte seiner Arbeit zu genießen.

Ist es schon ein Verdienst und kein geringes Zeichen von Genialität einen großen, tiefen und eine soziale Weltwende in sich schließenden Gedanken in die gemeinverständliche Sprache des Alltags

zu übersetzen, so liegt doch der Schwerpunkt der Bedeutung Kings in der Tatsache, gezeigt zu haben, daß dieser Gedanke durch die Genossenschaftsbewegung realisiert werden kann, ja durch sie, wenn überhaupt, realisiert werden muß.

Seine Argumentation beruht auf folgenden Gedankengängen, die ich ebenfalls in möglichst engem Anschluß an Kings eigene Worte kurz vorführen möchte.

Das Problem, das durch das Genossenschaftswesen gelöst werden soll, besteht in der Frage: Wie läßt sich erreichen, daß die arbeitenden Klassen anfangen können, für sich selbst zu arbeiten? Den Grund dafür, daß die Arbeiter sich einen Meister suchen müssen, der ihnen Arbeit gibt, sieht King in der Tatsache, daß die Arbeiter kein Kapital haben, keine Produktionsmittel besitzen. Es entsteht deshalb die Frage: Können die Arbeiter durch das Genossenschaftswesen in den Besitz von Produktionsmittel, von Kapital gelangen? Diese Frage bejaht King auf Grund folgender Beweisführung:

Die Arbeit ist die Grundlage und der Eckstein des sozialen Gebäudes, die Wurzel des Baumes, die unversiegbare Quelle des mächtigen Stromes. Alle wirtschaftliche, soziale oder politische Macht ist nur eine andere Art von Arbeit. Die Macht irgend einer Person oder Klasse von Leuten ist nichts anderes als die Macht, die Arbeit oder die arbeitenden Klassen zu leiten.

Die Arbeit ist im letzten Grunde alles und entscheidet alles. Wer daher die Arbeit hat, hat alles.

Kein Mensch wird nun leugnen können, daß die arbeitenden Klassen diese Arbeit besitzen, ja sie sind es, die die Arbeit allein besitzen. Sie halten das Monopol dieses Artikels in ihren eigenen Händen. Deshalb haben sie auch die Grundlage in sich, auf der alle Macht und Unabhängigkeit der Welt gegründet ist.

Wenn sie trotzdem über ihre eigene Arbeit kein Verfügungsrecht besitzen, wenn sie ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, so rührt das daher, daß sie verabsäumt haben, Kapital anzusammeln, obwohl sie es leicht erlangen könnten; denn alles Kapital geht aus der Arbeit hervor, ist nichts anderes als aufgespartes Arbeitsprodukt. Wer Arbeit besitzt, kann auch Kapital erlangen, allerdings nicht als einzelner. Aber wenn sich die Arbeiter zusammenschließen, sind sie im Stande, ein gemeinsames Kapital anzusammeln. „Wir müssen uns“, sagt King, „für diese besonderen Zwecke zu einer Genossenschaft vereinigen. Wir müssen durch wöchentliche Einzahlungen einen Fonds bilden. Sobald dieser groß genug ist, müssen wir damit verschiedene Bedarfsgegenstände anschaffen, welche in einem gemeinschaftlichen Laden unterzubringen sind, aus dem alle Mitglieder ihre gewöhnlichen Bedürfnisse beziehen. Der Ueberfluß wird gleichfalls dazu verwendet, um notwendige Bedarfsgegenstände anzuschaffen. Auf diese Weise gelangen wir zu zwei Quellen der Kapitalansammlung, zu den gewöhnlichen Einzahlungen und dem Ueberschuß der verkauften Gegenstände. Nehmen

wir an, daß 200 Personen sich in dieser Weise vereinigen, und daß jede von ihnen jede Woche einen Shilling einzahlt; durch die Käufe in ihrem eigenen Laden erzeugen sie einen Ueberschuß von 20 £ pro Woche, sie werden also 30 £ pro Woche oder 1560 £ pro Jahr ansammeln.

Da die Bedürfnisse der Mitglieder beschränkt sind, so wird die Zeit kommen, wo das Kapital größer ist, als es der Betrieb des Ladens erfordert. Dann wird sich die Genossenschaft die Frage vorzulegen haben, was mit dem überflüssigen Kapital zu geschehen habe. Die Antwort lautet: Beschäftigt eins eurer Mitglieder mit der Anfertigung von Schuhen oder Kleidern oder ähnlichen Artikeln. Man zahle ihm den üblichen Lohn und schlage den Gewinn zum gemeinschaftlichen Kapital. In dieser Weise werden die Genossenschafter weiter vorgehen und in dem Maße, als das Kapital wächst, ein Mitglied nach dem anderen beschäftigen, bis schließlich alle Beschäftigung erhalten. Die Genossenschaft kann dann daran gehen, Land zu kaufen, sich darauf anzusiedeln, es zu bebauen und Industrieen nach Bedarf zu schaffen. Jedes Mitglied wird arbeiten, niemand müßig gehen.

„Man hat bisher mit dem Genossenschaftswesen noch immer die Meinung verknüpft gefunden, daß, um es in die Praxis umzusetzen, große Geldsummen erforderlich seien. Die kleinste Summe, die man für den Zweck jemals als genügend bezeichnet hat, war Fr. 500,000. Von diesem Betrage haben die Befürworter des Systems stufenweise bis zu 25 Millionen gefordert. Eine solche Darstellung trägt nicht dazu bei, das Volk auch nur zum Nachdenken darüber zu veranlassen. Und doch besteht gerade das Großartige des Genossenschaftswesens darin, daß es ohne Kapitalien angefangen werden kann. Ein Mensch bedarf nichts als seines Lohnes und anständiger Genossen, um damit zu beginnen. Die Grundlage des Genossenschaftswesens ist die Arbeit. Man nehme von dem Produkt der Arbeit weg, was für den Lebensunterhalt des Arbeiters notwendig ist, was dann übrig ist, ist der Gewinn, der gespart wird und sich, wenn angesammelt, in Kapital verwandelt, mit dessen Hilfe die arbeitenden Klassen sich selbst beschäftigen und für sich selbst Nahrung und andere Artikel erzeugen können, gerade so wie sie es gegenwärtig mit dem Kapital des Unternehmers machen." Dr. Kings Rat geht dahin, die Arbeiter sollten Genossenschaften bilden und letztere damit anfangen, Läden einzurichten. Die Mitglieder der Genossenschaften sollten möglichst viel aus ihren eigenen Läden beziehen, wodurch sie selbst den Gewinn aus dem Umsatz erhalten würden, der gegenwärtig in den Läden der Kapitalisten erzielt wird und die Ladeninhaber reich werden läßt. „Dieser Gewinn allein ist es, erklärt King, der den Glanz der Kaufleute und der Handelsgesellschaften der Welt hervorbringt. Die Kaufleute von London und Liverpool, die Bank von England, sie alle machen ihr Vermögen aus dem Gewinn. Wenn sich das so verhält, so haben die Arbeiter die allergrößte Ursache, für sich selbst Läden aufzumachen. Die Summe

des Geldes, welches die arbeitenden Klassen im Laufe des Jahres ausgeben, ist enorm, sie beläuft sich auf viele Millionen. Der Gewinn an dieser Summe würde allein schon ausreichen zur Errichtung einer ganzen Anzahl von Fabriken."

Es ist also nicht der Mangel an Macht, sondern der Mangel an Wissen, der die arbeitenden Klassen verhindert, sich auf eigene Füße zu stellen. Die Unwissenheit ist es, die die Massen verhindert, sich die vielversprechenden Vorteile des Genossenschaftswesens zu Nutze zu machen und die den anderen Klassen ermöglicht, die Macht der Arbeiter zu deren Nachteil zu gebrauchen. Sie muß in erster Linie beseitigt werden. Die arbeitenden Klassen sind im allgemeinen noch nicht zur Genossenschaftsbildung reif, obwohl es eine genügend große Zahl von Arbeitern gibt, mit denen ein Anfang gemacht werden kann.

„Unser Motto ist: Arbeit und Vereinigung sind Macht. Das soll heißen, daß die Arbeiter durch genossenschaftliche Verbindung, durch gemeinschaftliche Arbeit, durch Verbesserung und Aufklärung ihres Geistes und ihrer Herzen, durch nützliches Wissen und freundschaftlichen Verkehr mit einander die Macht gewinnen würden, sich unabhängig zu machen, sich über den Mangel zu erheben, sich alle Güter des Lebens anzueignen; die Macht, ihr Alter in Freuden und Ueberfluß zu verbringen, die Macht, ihre Kinder in Fleiß, Tugend und Religion zu erziehen und hierdurch die Macht, auf dieser Welt und hernach in Ewigkeit glücklich zu sein."

Was nun schließlich die moralischen und religiösen Prinzipien der Genossenschaftsbewegung anlangt, so stellt sich King, wie schon aus seinen eben angeführten Worten hervorgeht, abermals in einen bemerkenswerten Gegensatz zu Robert Owen. Wollte dieser als Atheist alle Religion abschaffen, weil alle ihre Systeme Unsinn seien, so erklärt jener: „Es ist klar, daß die Grundlage einer jeden solchen Genossenschaft darin besteht, unseren Nächsten zu lieben wie uns selbst. Dies ist die große soziale Lehre unseres Heilands und sie ist ebenfalls die Hauptquelle des Handelns in einer solchen Gemeinschaft, zu der niemand als ein richtiger Christ befähigt ist." Ein ander Mal erklärt King: Wenn jemals ein System von seinen Bekennern eine reine und unbefleckte Religiosität, ein feines Gewissen, ein treues Herz, eine fleißige Hand, einen klaren Kopf, brüderliche Gesinnung und Mitleid verlangt, so ist es das System des Genossenschaftswesens.

Obwohl durch diese Ausführungen Dr. Kings auch nicht entfernt eine adäquate Vorstellung von der Tiefe seiner genossenschaftlichen Auffassung, von der Reife und dem Reichtum seiner Ideen und von dem hinreißendem Schwung und dem edlen Pathos seines Vortrages vermittelt werden kann, so zeigen sie doch mit überraschender Deutlichkeit, daß sich bei ihm schon fast alle Grundsätze und leitenden Gedanken finden, die viel später von den bekannten Vorkämpfern des Genossenschaftswesens dargelegt worden sind. Der „Co-operator" von Brighton

gleicht daher auch einer grandiosen Ouverture zu der Oper der Genossenschaftsbewegung, enthält alle Motive, die in dieser bei ihrem Fortschritt zur Entwickelung gelangen. Vor allem aber läßt er uns in garnicht mißzuverstehender Weise den Geist und die Antriebe erkennen, aus denen die Genossenschaftsbewegung hervorgegangen ist, wie auch das Ziel, dem sie zustrebt. Ihre ökonomische Grundidee ist die Emanzipation der Arbeit von der Beherrschung durch das Kapital, die Aufhebung der Abhängigkeit der arbeitenden von den besitzenden Klassen, die Verwandlung des besitzlosen Proletariats in eine wirtschaftlich freie, d. h. für sich selbst arbeitende Gemeinschaft auf der Basis des kollektiven Besitzes aller Produktionsmittel. Sie verdankt ihre Entstehung dem Bestreben der Arbeiter, ihre Arbeitsinteressen zur Geltung zu bringen, d. h. die Arbeitsleistung des einzelnen zum regulierenden Prinzip für die Verteilung des gesellschaftlich erzeugten Arbeitsprodukts zu machen. Ihr Ziel ist negativ ausgedrückt, die Beseitigung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, das den gesellschaftlichen Arbeitsertrag in den Formen von Profit, Zins und Rente dem Besitz zufließen läßt und der Arbeit nur soviel davon zuerkennt, als zur Reproduktion der Arbeitskraft unumgänglich notwendig ist. Positiv geht die Genossenschaftsbewegung auf die Schaffung einer Wirtschaftsordnung aus, die auf dem Prinzip der menschlichen Solidarität gegründet ist, die den Gegensatz von besitzenden und besitzlosen Klassen aufhebt, indem sie das Kapital, die Produktionsmittel, in genossenschaftliches Eigentum verwandelt und dadurch die Arbeit, den arbeitenden Menschen befreit. Das Wesen der Genossenschaft wird also daran erkannt, ob und in welchem Maße sie Produktionsmittel in kollektives Eigentum überführt und die Arbeitsverfassung demokratisiert. Können wir bei einer als Genossenschaft konstituierten Vereinigung diese Tendenz nicht feststellen, so müssen wir ihr den Charakter einer wirklichen Genossenschaft bestreiten. Umgekehrt wird ihr dies Attribut in um so höherem Maße zukommen, je zielbewußter und erfolgreicher sie die Verwandlung von Kapital in Gemeineigentum betreibt und auf je höherer Stufenleiter ihr die Organisation der genossenschaftlichen Arbeit im Handel und in der Produktion gelingt.

Damit ist gesagt, daß die Genossenschaftsbewegung ihrer Idee und ihrem Ursprung nach eine sozialistische Bewegung ist, eine Bewegung, die die kapitalistische Wirtschaftsverfassung — allerdings nicht durch politische Mittel, sondern durch ökonomische — umzubilden die Tendenz hat. Hieran ändert auch die Tatsache nichts, daß viele ihrer Träger sich dieser Tendenz gar nicht oder nur undeutlich bewußt sind und daß die Genossenschaftsbewegung bei ihrer tatsächlichen Ausbildung und Verzweigung diese Tendenz oft mehr oder weniger einbüßt. Die Umwandlung einer Wirtschaftsordnung in eine andere ist eben ein Prozeß, der sich nicht glatt und ohne innere und äußere Widersprüche abwickelt, sondern der, weil er auch eine Umwandlung des wirtschaftenden Menschen voraussetzt, nur unter mannigfachen Abirrungen vom geraden

Wege und unter der Bedingung vor sich gehen kann, daß ihm Zeit, viel Zeit gelassen wird, um an sein Ziel zu gelangen.

Noch steht die Genossenschaftsbewegung im Anfang ihrer Entwicklung und ist, trotz ihrer universellen Verbreitung und materiellen Erfolge, noch kaum zum Bewußtsein ihrer sozialgeschichtlichen Sendung gelangt. Ihre schöpferische Kraft ist durch die mammonistische Denkweise, die wie ein Bann auf den Völkern ruht, gefesselt. Im Vergleich mit der Entwicklung des Kapitalismus erscheint die des Genossenschaftswesens unzulänglich, und es ist deshalb auch begreiflich, daß noch heute viele radikale Sozialisten sich dem Genossenschaftswesen gegenüber gleichgültig, wenn nicht gar direkt ablehnend verhalten. Sie übersehen, daß die Entwicklung des Genossenschaftswesens niemals höher stehen kann, als der soziale Geist der Massen, die damit emporsteigen wollen. Alle Zukunftshoffnungen des Genossenschafters für seine Bewegung sind daher an die Ueberwindung der kapitalistischen Denkweise, an die innere Erneuerung unserer und der nächsten Generationen gebunden. In diesem Sinne ist auch das Problem der Genossenschaftsbewegung, die Frage, ob sie ihr Ziel erreichen wird, ein religiöses Problem.

Dr. Hans Müller.

---

# Die Kongofrage.

(Schluß.)

Wir verschonten unsere Leser lieber mit Einzelheiten der im Kongo begangenen Greueltaten; wir wollen uns auf einen ganz kleinen Ausschnitt beschränken, können aber darauf nicht verzichten, wenn sich uns die wichtige Lehre einprägen soll, die C. Doyle im Blick auf die Berliner Akte trefflich in die Worte faßt: „Die Geschichte der letzten siebzehn Jahre hat bewiesen, daß eine kleine verbrecherische, von Begehrlichkeit getriebene Macht stärker ist als eine vage Philanthropie, die nur stark ist in guten Absichten und moralischen Gemeinplätzen.“

Folgende Leistungen wurden von den Eingeborenen gefordert: Träger- und Fahrdienst auf dem Fluß, Eisenbahnbau, besonders aber Lieferung von Lebensmitteln und von Kautschuk. Das Verfahren, diese Dienste und Lieferungen zu erlangen, war einfach und praktisch. Wer sich weigerte wurde niedergeschossen; weigerte sich ein Stamm, so wurde ihm „der Krieg erklärt“. Der Bericht der königlichen Kommission, von der weiter unten die Rede sein soll, ist hiefür ein merkwürdiges Dokument. Die Kommission bedauert

„die beklagenswerte Konfusion, die im obern Kongo noch in Bezug auf Kriegs- und Friedenszustand, Verwaltung und Repression besteht in der Unterscheidung der Feinde und der Staatsbürger, die nach den Staatsgesetzen behandelt werden sollten. Die Kommission war frappiert von dem allgemeinen Ton der Rapporte, soweit sie

sich auf die fraglichen Operationen beziehen. Die Verfasser der Rapporte melden oft einzig das Nichtabliefern der Taxe als Grund und reden, auch wo es den Eingeborenen nicht einfiel Angriff oder Abwehr mit den Waffen zu versuchen, was doch allein als Grund für derartige Ausdrücke gelten dürfte, von „Ueberraschung der Dörfer", „energischer Verfolgung", von „zahlreichen getöteten und verwundeten Feinden", von „Plünderung", „Kriegsgefangenen" und „Friedensbedingungen"! Offenbar glaubten diese Offiziere sich im Krieg zu befinden und handelten als wären sie im Krieg.

Im Lauf derartiger Expeditionen sind schwere Mißbräuche (!) vorgekommen; Männer, Frauen und Kinder sind getötet worden als sie ihr Heil in der Flucht suchten. Andere sind gefangen gesetzt, Frauen sind als Geiseln fortgeführt worden".

Fügen wir noch bei, was die Kommission nur schonend als „Mißbräuche" andeutet, daß an Frauen und Kindern alle Teufeleien verübt worden sind, die das Hirn eines Schwarzen sich ausdenken kann, daß die Fälle nicht selten waren, daß die „Capitas", „Gardes forestiers", „Sentinelles" und wie sie heißen, vor den Augen der Weißen die Leichen der Getöteten verzehrten. Eine bei der stark sinnlichen Natur des Negers besonders abscheuliche Maßregel waren die Otages, die Gefangensetzung der Weiber als Geiseln. — Konnte der Agent, wie häufig, bei den Expeditionen nicht dabei sein, so mußten ihm die abgeschnittenen Hände oder Köpfe der Getöteten als Beleg für den Eifer der Soldaten gebracht werden. Es wurde den Sentinelles jedoch empfohlen, die Patronen zu sparen; darum, oder wenn statt eines Menschen ein Wild erlegt wurde, wurden auch wohl Lebenden die Hände abgeschnitten. Lieferte ein Eingeborener nicht die ihm auferlegte Quantität Kautschuk oder Lebensmittel, so erhielt er die „Chicotte", 50—100 Schläge mit der furchtbaren Nilpferdpeitsche.

Hier noch einige Bilder aus dieser Hölle:

Ein junger Mann versicherte dem Missionar, er habe alle seine Verwandten verloren, Männer und Frauen, alle wegen des Kautschuks getötet. Als sein Vater starb, vertraute er ihm seine kleinen Brüder, noch Kinder, an und bat ihn dringend, gut für sie zu sorgen. Er hatte es getan, bis auch er in den Wald gehen mußte, Kautschuk sammeln. Einmal war die wöchentliche Lieferung der Dorfgenossen ungenügend und als er aus dem Wald heimkam, fand er das Dorf geplündert und die Leichen seiner kleinen Brüder mit herausgerissenen Eingeweiden auf einem Baumstrunk liegen. Vier Eingeborene wurden dermaßen gefoltert, daß sie um einen erlösenden Flintenschuß flehten."

Die Kautschukaktiengesellschaft dieses Gebiets verteilte 200 % Dividenden.

Weiter aus der königlichen Domäne von dem amerikanischen Missionar Clark (1895):

„Wir haben den Kautschukkrieg. Der Staat verlangt von den Eingeborenen, daß sie Kautschuk sammeln und den Agenten um einen lächerlichen Preis verkaufen. Die Arbeit ist hart und der Lohn gering; sie müssen ihr Heim verlassen und in den Wald ziehen, wo sie unsicher sind, weil sie immer unter sich Streitigkeiten haben . . Der Kautschuk hat in diesem Distrikt Hunderten das Leben gekostet und die Szenen, denen ich, unfähig den Bedrückten helfen zu können, beiwohnen mußte, haben oft genügt, mir den Tod zu wünschen. Die Soldaten sind Wilde, ja sogar Kannibalen, die zum Gebrauch des Gewehrs abgerichtet sind. In sehr vielen Fällen sind sie ohne Aufsicht abgeschickt und dann tun sie was sie wollen. Wenn sie an einen Ort kommen sind weder das Eigentum noch die Frauen irgend eines Einwohners sicher und im

Krieg sind sie wahre Teufel. Stelle dir vor, wie sie z. B. von der Unterwerfung einiger Rebellen zurückkommen. Was für ein seltsames Traubenbündel hängt dort am Vorderteil des Schiffs an einer Rute? Es sind die Hände, die rechten Hände einiger niedergemachler Krieger! Krieger? Siehst du dort nicht zwischen diesen Händen auch solche von Kindern, von kleinen Mädchen? Ich habe sie gesehen — ich habe gesehen, wie sie die Trophäe abschnitten als das arme Herz noch schlug und das Blut aus den Arterien wenigstens vier Meter weit fort schleuderte.

Dazu halte man die folgende Stelle aus dem „Bulletin officiel", dem Organ König Leopolds, die sich auf jenes Gebiet bezieht:

„Die Ausbeutung der Kautschuklianen in jenem Distrikt ist vor kaum drei Jahren von Mr. Fievez unternommen worden. Er hat ein Resultat ohne gleichen erlangt. Der Distrikt produzierte 1895 mehr als 650 Tonnen Kautschuk, von denen das Kilo für 25 Cts. gekauft (!) und für Fr. 6. 75 verkauft worden ist."

Und aus einer spätern Nummer des Bulletin:

„Diese Entwicklung des allgemeinen Zustands geht Hand in Hand mit einer notwendig daraus folgenden Verbesserung der Existenzverhältnisse des Eingeborenen, überall da, wo er mit dem europäischen Element in Berührung kommt . . In der Tat, einer der Zielpunkte der allgemeinen Staatspolitik ist, der Rasse zu einer Wiedergeburt zu verhelfen, indem ihr der große Gedanke der Notwendigkeit der Arbeit eingeprägt wird."

Nun noch einige ganz trockene Angaben, die aber nicht weniger beredt sind. Die oben genannte unerhörte Aussaugung und Beraubung des Landes wird durch viele Zahlen bestätigt. Die „ärmste" im Kongo arbeitende Aktiengesellschaft verteilte 50 %, die reichste, die Kasaigesellschaft 700 %! Die Aktien der A. B. I. R.-Gesellschaft von Fr. 500 standen 1899 per Stück auf Fr. 17,950 und 1900 auf Fr. 25,250; sie sanken aber später wieder bis auf Fr. 180, weil der Kautschuk im Gebiet der A. B. I. R. erschöpft ist.

Ferner ein Vergleich der deutschen mit der belgischen Kolonialwirtschaft in einem bestimmten Zeitraume:

| | Einfuhr in die Kolonie. | Ausfuhr aus der Kolonie. |
|---|---|---|
| Deutschland . . | 122 Millionen | 31 Millionen, |
| Belgien . . . . | 33 Millionen | 77 Millionen. |

* * *

Und nun die unmittelbaren Folgen dieses Raubsystems. Die Erschöpfung großer, ehemals fruchtbarer Gebiete ist noch das geringste. Schlimmer und auch vom handelspolitischen Gesichtspunkt aus einfach wahnsinnig ist die Entvölkerung. Die Bevölkerung weiter Distrikte ist vor dem Kautschukkrieg in den Urwald geflohen, wo Entbehrungen und Krankheiten unter ihnen aufräumen; namentlich grassiert die Schlafkrankheit furchtbar unter ihnen. Auch die Geschlechtskrankheiten nehmen zu. Die Frauen, die mit der Lieferung von Lebensmitteln überhäuft sind, können und wollen nicht mehr gebären. Hier ein Bild zu diesem Kapitel aus der Feder des genannten Missionars Clark:

„Vor einem Jahr durchwanderte und besuchte ich auf meiner Reise von Ikoko folgende Dörfer:

| | Ungefähre Schätzung. |
|---|---|
| Lobwaka | 250 |
| Bokoko | 250 |
| Bosunger | 100 |
| Kenzie | 150 |
| Bokaka | 200 |
| Mosenge | 150 |
| Itula | 80 |
| Ngero | 2000 |
| Total | 3180 |

„Ich habe den gleichen Weg vor acht Tagen zurückgelegt und Bewohner nur noch in Ngero gefunden. Da waren noch zehn. In Ikoko selber waren nur zwölf Individuen außer denen, die Frank im Dienst hatte.“

* * *

Kam denn von keiner Seite Hilfe und waren die Beamten nicht von sich aus imstande etwas gegen das System zu tun? Waren sie willenlose Werkzeuge in der Hand des Königs, seiner Minister und der konzessionierten Gesellschaft? Es fehlt nicht an Zeugnissen, daß Beamte sich aus dieser Hölle heraussehnten. Einen freien Abschied gab es aber nicht; die Gesetze für den Kongo verboten ihn. Ein Verlassen des Postens vor Ablauf des Vertrages wurde als Desertion behandelt. Jedes Kanoe auf den Hauptgewässern wurde kontrolliert. Vereinzelte Konfessionen und Klagen drangen wohl in die Außenwelt; daß es nicht zu viel geschah, dafür sorgte ein Korrespondenzbureau in Boma, der Hauptstadt. Ein Bild von dem Wechsel von menschlichem Gefühl und Gewinnsucht geben die Briefe von Lieutenant Tilkens, die Vandervelde seinerzeit in der belgischen Kammer verlesen hat.

„An Major Lenssens (20. Juli 1908): Man meldet die Ankunft des Steamers van der Kerkhove, den Nil herauf. Es wird für ihn die kolossale Menge von 1500 Trägern requiriert. Unglückliche Schwarze! Ich darf nicht daran denken. Wie soll ich diese Menge finden? Wären die Straßen noch passierbar, so ginge es noch, aber sie sind kaum vorhanden, von Sümpfen durchschnitten, wo viele den Tod finden werden. Noch mehr werden Müdigkeit und Hunger während der acht Marschtage unter ihnen aufräumen. Wie viel Blut muß vergossen werden, bis der Transport gesichert ist! Dreimal schon mußte ich mit den Häuptlingen kämpfen, die nicht mittun wollten. Die Einwohner wollen lieber im Wald sterben, als diesen Frohndienst leisten. Weigert sich ein Häuptling, dann ist Krieg, und was für ein scheußlicher Krieg — vervollkommnete Feuerwaffe gegen Lanze und Speer. Soeben hat sich bei mir ein Häuptling beklagt, daß sein Dorf in Trümmern, seine Frauen getötet sind, aber was kann ich tun? Oft muß ich diese unglücklichen Häuptlinge in Ketten legen, bis sie 100 bis 200 Träger zusammengebracht haben. Sehr oft finden meine Soldaten die Dörfer verlassen, dann greifen sie die Weiber und Kinder.“

An seine Mutter aber schreibt der gleiche Beamte:

„Kommandant Verstraete hat meine Station besucht und mich höchlich beglückwünscht. Er sagte, daß sein Rapport von der Menge Kautschuk abhänge, die ich aufbringe. Mein Quantum ist von 360 Kilos im September auf 1500 Kilos im Oktober gestiegen und wird vom Januar an 4000 Kilos im Monat betragen, was 500 Franken über meinen Sold hinausgibt. Bin ich nicht ein glücklicher Kerl? Fahre ich so fort, dann habe ich in zwei Jahren einen Zuschuß von 12,000 Franken.“

Ein Jahr später:

„An Major Lenssens: Ich erwarte eine allgemeine Erhebung. Ich warnte Sie, glaube ich, schon in meinem letzten Brief. Die Eingeborenen sind des Regim-s

müde, das ewige Frohnen, Trägerdienst, Kautschuksammeln, Herbeischaffen von Lebensmitteln für Schwarze und Weiße. Seit einem Vierteljahr schlage ich mich aufs neue; hatte nur zehn Tage Ruhe. Ich habe 152 Gefangene. Zwei Jahre schon führe ich Krieg in dieser Gegend, aber die Bevölkerung hat sich noch nicht unterworfen. Sie sterben lieber. Aber was kann ich tun? Ich bin für meine Arbeit bezahlt, ich bin ein Werkzeug in den Händen meiner Obern und führe die Ordres aus, wie es die Disziplin will."

Englische Konsuln und Beamte haben von Anfang an auf die Zustände im Kongo hingewiesen. Ihre Aussagen wurden aber mit der Anklage auf Brotneid und Eifersucht beantwortet. Einzelne Stimmen von anderer Seite drangen nicht durch. Die Presse war großenteils bestochen. Die einzige offizielle Quelle für den Kongo war Leopolds Organ, das „Bulletin officiel". Wie zuverlässig dieses ist, läßt folgende Erklärung in diesem Bulletin ahnen:

„Alle Handlungen der Regierung, deren Veröffentlichung diese für nützlich erachtet (qu'il y a intérêt à rendre public) werden im „Bulletin officiel" erscheinen."

Es ist fast rührend zu sehen, wie selbst die Missionare lange Zeit nicht an das Bestehen eines staatlichen Systems in diesen Greueln glauben wollten. Hat nicht Leopold II. die arabischen Sklavenhändler vertreiben lassen, hat er nicht den Verkauf von Alkohol an die Eingeborenen untersagt? In der Folge aber sind die protestantischen Missionare die unermüdlichen, unerschrockenen Vorkämpfer für die mißhandelten schwarzen Brüder gewesen, und wie verhaßt sie den belgischen Machthabern dadurch geworden sind, beweisen am besten die vielen Chikanen, denen sie, im Unterschied zu den katholischen Missionaren, ausgesetzt sind.*) Vertrieben durften sie nicht werden, das hätte zu unangenehmen diplomatischen Erörterungen geführt, aber das Leben mußte ihnen sauer gemacht werden. Während die katholischen Orden große Stücke Landes geschenkt erhielten, durften die evangelischen Missionen keinen Fuß breit erwerben. Niederlassungen wurden verboten oder von den Verkehrszentren in abgelegene Dörfer verwiesen. Schulen wurden aufgehoben, indem die Schüler zum Frohnen angehalten wurden. (Der belgische Staat und sein König haben in den dreiundzwanzig Jahren auch nicht durch eine einzige bescheidene Schule den Eingeborenen zur „Wiedergeburt der Rasse" verholfen!) Eine geniale Einrichtung wird neuerdings praktiziert: Der Missionar wird auf seinen Predigtreisen

---

*) Aus der katholischen Kirche sind ebenfalls Proteste gegen das System erfolgt. So in dem belgischen „Le Patriote" und besonders durch den Jesuitenpater Vermeersch. Sie blieben aber vereinzelt. Der Abgeordnete Colfs, ein Katholik, sagte in der belgischen Kammer: „Unsere Missionare haben weniger Freiheit als die protestantischen. Sie sind zum Schweigen gebracht worden . . . es ist da ein Knebel und dieser Knebel liegt im Mund unserer Missionare." Ob dieser Knebel (bâillon) bitter oder süß ist, weiß ich nicht; die großen Landabtretungen an die katholischen Orden und das Staatsbudget für 1910 (s. unten) lassen auf letzteres schließen. Bekanntlich hat es auch die römische Kirche fertig gebracht, Leopold II. als einen guten Christen feierlich und öffentlich zu proklamieren.

von einer militärischen Eskorte begleitet, die den Kontakt mit den einzelnen Eingeborenen verhindern soll.

Trotzdem drangen die Berichte der Missionare im Verein mit den Schilderungen der Konsuln immer mehr durch. Die wichtigsten wurden in einem englischen Weißbuch gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben. So mußte sich im Jahr 1904 Leopold zur Bestellung einer Untersuchungskommission bequemen, die aus dem Belgier Janssens, einem Advokaten, dem Italiener Baron Nisco, einem Beamten des Kongostaates, und Oberst von Schumacher aus Luzern bestehend, nach langen Verhandlungen endlich mit ihren Instruktionen versehen vom Oktober 1904 bis Februar 1905 den Kongo bis zu den Stanleyfällen bereiste und die Untersuchung loyal und gerecht führte. Sie mußte die Anschuldigungen und Beschwerden der Missionare und Konsuln für durchaus begründet erklären. Ein Augenzeuge berichtet, daß dem Vorsitzenden Janssens Thränen des Zorns aufstiegen und der Generalgouverneur Costermans, mit dem die drei Herren auf ihrer Heimreise eine geheime Unterredung hatten, durchschnitt sich darauf die Kehle. König Leopold nahm die Sache nicht so tragisch. Er veröffentlichte den Bericht der Kommission im „Bulletin officiel", behielt aber die Zeugenaussagen verborgen*). Am System wurde nichts geändert — doch, es wurde in gesetzliche Form gebracht und dadurch wirkungskräftiger gemacht. Die „Capitas" wurden abgeschafft, erschienen aber wieder unter einem anderen Namen. Dagegen wurde gegen unbequeme Leute ein Gesetz erlassen, das die Strafe für Verleumdung der Verwaltung von einem Jahr Kerker auf fünf Jahre oder 80,000 Franken Buße erhöhte. Das Gesetz sollte zum erstenmal an den amerikanischen Missionaren Sheppard und Morrison erprobt werden; sie wurden aber von dem belgischen Sozialisten Vandervelde, ihrem Advokaten, herausgehauen. Es war ja auch vorauszusehen, daß die zahmen und vorsichtigen Vorschläge der königlichen Kommission keine Aenderung herbeiführen würden. Zu einer solchen bedürfte es einer eigentlichen Revolution und des Geständnisses, daß alles bisher getane ein großes Verbrechen sei — und dazu konnte Leopold sich doch nicht hergeben. Aber es mußte wenigstens wieder Komödie gespielt werden: Ein königlicher Kommissar ohne Vollmacht wurde in den Kongo geschickt, an die Stelle des durch Selbstmord geendeten Costermans wurde der ebenso berüchtigte Wahis als Generalgouverneur eingesetzt und die Prüfung und Fruktifizierung der Vorschläge der königlichen Kommission einer neuen Kommission anvertraut, die der König wählte und die außer dem uns nunmehr bekannten Präsidenten der königlichen Kommission und zwei, wie es scheint, unanfechtbaren Politikern aus sechs Herren bestand, die alle Kreaturen des Königs und Finanzleute der verschiedenen Kongogesellschaften und der königlichen Domänen waren.

---

*) Die Zeugenaussagen wurden später von Pierre Mille gesammelt und veröffentlicht (Le Congo Léopoldien 1905).

Wir eilen zur Gegenwart. Im Herbst 1908 hat Leopold von Belgien seinen Handel mit dem Staat Belgien perfekt gemacht und ihm bei Lebzeiten das afrikanische Erbteil abgetreten. Wer von dieser Uebergabe einen Umschwung erwartete, muß naiv genannt werden. Die Annexion der ungeheuern Länder des Kongogebietes, wie sie Stanley mit Quincaillerien und Nastüchern begonnen und Leopold mit einem Federstrich vollendet hat, war ein Verbrechen, und indem der belgische Staat diesen Raub unter rechtlichen Formen übernahm, machte er sich dieses Verbrechens teilhaftig. Und wie dieses Verbrechen, so bestehen alle seine notwendigen Folgen bis zum heutigen Tag fort. Wir bitten unsere Leser hierüber die Broschüre des Vorkämpfers für die Rechte und Freiheiten der Eingeborenen im Kongo, E. D. Morel, nachzulesen. (Die Zukunft des belgischen Kongo, Berlin 1910, Dietrich Reimer, 1 M.) Wir müssen uns hier auf das Wichtigste beschränken. Aber unsere Leser müssen sich leider, wenn sie von den Greueln der vergangenen Tage lesen, sagen: Die Schreie der mißhandelten Opfer einer unersättlichen Geldgier steigen heute noch gen Himmel und niemand ist, der den Räubern in den Arm fällt.

Die belgische Regierung erklärt:

„Die Regierung ist der Ansicht, daß die Inanspruchnahme der „vakanten" Ländereien von juristischem Standpunkt über jeden Einwand erhaben ist und einen Zustand der Ordnung und des Fortschritts bedeutet. Eine andersartige Politik würde der Kulturarbeit eine unüberwindliche Schwierigkeit in den Weg legen."

Wir sehen, die belgischen Staatsmänner sind im Heucheln gelehrige Schüler ihres Meisters. Aber die Regierung macht auch Versprechungen. Sie sagt zwar:

„Das Recht vollen Besitzes schließt für den Besitzer das Recht der Ausnutzung seines Besitzes ein —"

Sie will aber dieses Recht abtreten und

„in aufeinanderfolgenden Perioden privatem Unternehmungsgeiste die Ernte der Erzeugnisse der Domäne überlassen, die hauptsächlich aus Kautschuk und Kopal besteht."

Heute, 25 Monate nach der belgischen Annexion ist noch nicht das geringste in dieser Richtung geschehen. Als der belgische Kolonialminister Renkin 1909 seine Inspektionsreise nach dem Kongo antrat, erklärte er vor seiner Abreise, daß im Kongo nichts geändert werde, und die Kammer hat diese Haltung des ehemaligen Direktors der Ausbeutergesellschaft der „Grands Lacs" gutgeheißen mit der Zustimmung, daß durch Befehl vom 6. Januar 1909 im Januar 1910 wieder 2225 eingeborene Arbeiter gewalttätig für den Eisenbahnbau zu rekrutieren seien.

Ein Amendement zum Zessionsvertrag vom Juli 1908, das Vandervelde und Genossen einbrachten, also lautend:

„Die Gesetze, Dekrete und Verordnungen sollen darauf abzielen, wirksame Garantieen für die Eingeborenen mit Hinsicht auf Sicherheit ihrer Person, ihrer Familien, ihres Eigentums, auf freie Verfügung über ihre Arbeit und deren Ertrag, auf individuelle Freiheit und genügendes Land zu schaffen"

wurde von der Kammer mit 72 Stimmen gegen 47 und 6 Enthaltungen verworfen. Vandervelde ließ sich nicht abschrecken und schlug ein anderes Amendement vor:

„Niemand darf zur Zwangsarbeit, auch nicht in Form von Abgaben, angehalten werden. Die Eingeborenen haben das Recht, die Naturerzeugnisse sowohl auf dem von ihnen innegehabten als auf dem als Domaine privée bezeichneten Lande zu sammeln unter den Bedingungen und in den Perioden, welche durch Dekrete und Gesetze zur Erhaltung und Neupflanzung erlassen werden"

unterlag mit 78 gegen 46 Stimmen.

Geradezu revoltierend aber ist das Budget, das die belgische Regierung für das Jahr 1910 aufgestellt hat.

Das „reiche und betriebsame Mutterland" (Renkin), das nur in den letzten zehn Jahren dem unglücklichen Kongostaat Rohmaterial im Wert von 500,000,000 Franken mit Nilpferdpeitsche und Schnellfeuergewehren, mit jeder Art der Bedrückung und Brutalität entrungen hat, gibt nicht nur keinen Rappen zum besten des Kongo heraus, sondern will einer im Jammer verkommenden Bevölkerung eine weitere ungeheure Summe, allein für Steuern über 20,000,000 Franken erpressen; und nicht genug damit. Die Eingeborenen des Kongo sollen noch für die Zinse einer neuen Anleihe von zirka 33,000,000 Franken und einer Kolonialschuld von über 5,000,000 Franken aufkommen. Das tut das „reiche und betriebsame Mutterland" einer Bevölkerung an, die durch Elend, Ueberarbeitung, Mangel an Nahrung und Krankheit schnell dahin gerafft wird. Die Krone wird diesem wunderbaren Budget aufgesetzt durch einige Einzelheiten. Die im Elend zugrunde gehenden Eingeborenen müssen u. a. aufbringen:

| | |
|---|---|
| Jährliche Subvention an Prinz Albert, bis er den belgischen Thron besteigt . . . . . . . . | 120,000 Franken, |
| Jährliche Subvention an Prinzessin Clementine bis sie heiratet . . . . . . . . . . . | 75,000 „ |
| Jährliche Subvention an frühere Beamte der Kron-Domäne . . . . . . . . . . | 60,000 „ |
| Jährliche Subvention an die Missionare von Scheut . . . . . . . . . . . . . | 65,000 „ |
| Erhaltung der tropischen Gewächshäuser und kolonialen Sammlungen in Laeken (Belgien) | 400,000 „ |

Was ist da von dem neuen König Albert gutes zu erwarten? Im Blick auf die „jährliche Subvention", auf die Minister, die ihn beraten, und auf die Mehrheit in der Kammern, ist sein Programm, das er bei seiner Rückkehr aus dem Kongo aussprach:

„Uns liegt ob zu arbeiten an der moralischen Regeneration der Eingeborenen, der Verbesserung ihrer materiellen Lage . . ."

eine unerträgliche Phrase.

* * *

Gibt es denn kein lichtes Bild in diesem Meer von Finsternis? Doch, es ist die Haltung der protestantischen Missionare, die trotz aller

Chikanen und Gefahren und der ihnen drohenden Strafe von fünf Jahren Kerker (im Kongo!) mutig in immer erneuten Eingaben und Anklagen das christliche Gewissen in ihrer verruchten Umgebung vertreten, die, in Stanley Pool im Herbst vorigen Jahres versammelt, wieder appellierten

„an alle, denen die Menschheit lieb ist, in allen Ländern, alles zu tun, was in ihren Kräften steht, um so schnell wie möglich die Befreiung dieser Menschen aus ihrem Zustand tatsächlicher Sklaverei zu veranlassen.“

Und noch ein Lichtblick in diesem Drama. Das ist die merkwürdige Tatsache, daß der Führer der Sozialdemokraten in Belgien die Verteidigung der protestantischen Missionare Morrison und Sheppart übernommen und glücklich durchgeführt hat. Es ist das kein Zufall. Denn Evangelium und Sozialismus sind gleichermaßen Todfeinde der rücksichtlosen Habgier und des liberalen laissez-faire, laissez-passer, die zusammen jenes Verbrechen an unsern Brüdern im Kongo verschuldet haben und noch verschulden.

Und was können wir tun? Belgien ist zu sehr in die Sünde verstrickt, um sich selber heraushelfen zu können. Von den zivilisierten Staaten ist bisher allein England für die Rechte der Eingeborenen eingestanden, und im letzten Jahr ist es auch dort drüben verdächtig still geworden. Es bleibt nur die Macht der öffentlichen Meinung. Sie zu beeinflussen in der Richtung auf eine Reaktion der Gerechtigkeit und Bruderliebe gegenüber der ungeheuren Vergewaltigung eines Teils der Menschheit, das ist unsere Aufgabe.*)

Fr. Sutermeister.

---

# Aus der Werdezeit des Christentums.

(Schluß.)

## V. Der Einfluss der religiösen Umwelt auf die Ausgestaltung des Christentums.

Unsere bisherigen Untersuchungen berechtigen uns zu dem Satz: Die entscheidende Tatsache, aus der das Christentum abzuleiten ist, ist die Person Jesu von Nazareth und das Leben aus und mit Gott, das er in sich getragen hat. Jede andere Ableitung ist unnatürlich, und an den Haaren herbeigezogen, weder besser in den Quellen dokumentiert noch mehr im Einklang mit den Regeln des Geschehens. Daran hat Ragaz seine bedeutsamen Erörterungen über den gegenwärtigen Streit um Jesus angeschlossen. Unsere historische Betrachtung

*) In England, Belgien, Deutschland und der Schweiz haben sich Ligen zum Schutz der Eingeborenen im Kongo gebildet. Wir laden unsere Leser ein, die beigeheftete Beitrittserklärung auszufüllen und dem Kassier der schweizerischen Liga einzusenden.

erfordert aber noch einen abschließenden Teil; die angeblichen Einwirkungen heidnischer Mythen auf die Entstehung des Christentums wurden zurückgewiesen; die wirklichen Einflüsse auf seine Ausgestaltung müssen aber noch anerkannt und dargestellt werden.

Vorerst müssen wir aber noch hervorheben, worin das neue Leben, das von Jesus aus sich auf seine Anhänger fortpflanzte, von der religiösen Art der Heiden verschieden und ihr überlegen war.

Dem Heidentum gegenüber war das Evangelium zunächst die Botschaft von dem einen und wahren Gott, der den vielen und falschen Göttern gegenübergestellt wird. Die beständige Furcht, durch allzu intensive Hingabe an einen einzelnen unter den vielen die Eifersucht der übrigen zu erregen, ist im Christentum durch vertrauensvolle Hingabe an den Einen überwunden, an die Stelle des knechtischen Zitterns ist das frohe Kindesvertrauen getreten. Wohl waren ja monotheistische Tendenzen unter den damaligen Griechen und Römern längst vorhanden. Doch sie entstammten einer die Massen nicht erreichenden philosophischen Aufklärung; hier aber, bei den Christen, trat die Botschaft von dem einen wahren Gott als Verkündigung eines bevollmächtigten Propheten auf: Jesus, der als Sohn den himmlischen Vater verkündigt, gehört unabtrennbar zu dieser Botschaft. Wohl werden die heidnischen Götter von den Christen nicht rundweg geleugnet; sie werden aber zu Mittelwesen, zu Dämonen degradiert. Während der philosophische Monotheismus die alten nationalen Kulte und Mythen nicht antastete, zeigt das Christentum eine kraftvolle Exklusivität: einzig der Vater Jesu verdient die Bezeichnung Gott und die Entgegennahme der göttlichen Verehrung, des Vertrauens, der Liebe und Hoffnung.

Der Monotheismus war schon ein Bestandteil der jüdischen Missionspredigt gewesen. Doch dieselbe war über gewisse nationale Schranken nicht hinausgekommen. Deshalb ist es ein Fortschritt nicht nur den polytheistischen Nationalreligionen, sondern auch dem jüdischen Monotheismus gegenüber, daß der Vater Jesu Christi kein nationaler, sondern ein universaler Gott ist. Zwar Jesus selbst hatte mehr nur im Einzelfall, wo er bei Samaritern oder Heiden eine edle, die Glieder seines eigenen Volkes beschämende Menschlichkeit entdeckt hatte, den Rahmen der Nationalreligion gesprengt; erst Paulus hat hier die Konsequenz in bewußter Schärfe gezogen. Hatten die nationalen Ansprüche des „auserwählten Volkes" der jüdischen Propaganda den Eintritt bei den Heiden erschwert, so fiel dieses Hemmnis bei den Christen weg: hier galt weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, sondern alle sind Einer in Christo, gleichberechtigte Brüder vor dem einen Vater. Auch diese Gedanken waren nicht schlechthin neu, sondern durch den Kosmopolitismus der stoischen Philosophie weit verbreitet, aber auch hier wieder als Ergebnis philosophischer Spekulation, nicht als religiöse Botschaft und enthusiastischer Glaube.

Ein dritter Vorzug des Christentums besteht in seiner Innerlichkeit. Die Beziehungen des Menschen zu Gott sind rein geistiger und sittlicher Art, ein Dienen Gottes im Geist und in der Wahrheit, durch Erfüllung der sittlichen Pflicht, durch Bruderliebe, durch Demut und Dankbarkeit im Glück, Geduld und Vertrauen im Unglück, durch Ergebung und Gehorsam. Die magisch-mechanischen Vermittlungen, die besonderen heiligen Orte und Zeiten fallen weg; Gott wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht, wird nicht im menschlichen Bilde dargestellt, wird nicht mit dem Blut von Stieren und Widdern verehrt; er ist nicht ferne einem jeglichen unter uns, in ihm leben, weben und sind wir, wir können jeder Zeit und jeden Orts die Hände zu ihm erheben und uns in seiner Hand geborgen, von seiner Liebe geleitet wissen.

Das Christentum verbindet einen tieferen sittlichen Ernst mit einer starken Stimmung des Friedens und der Freude. Es wird nie gelingen, die harmonische Verbindung dieser scheinbar widersprechenden Elemente, der sittlichen Strenge und der Botschaft der Gnade und Vergebung auf eine klare Formel zu bringen. Der sittliche Gottesdienst besteht nicht in dem peinlichen Befolgen der Gebote einer statutarischen Gesetzgebung, wodurch man sich Gottes Gunst erkaufen möchte, sondern die Botschaft der entgegenkommenden Gnade ist das Erste; diese Gnade ergreift den Menschen, erlöst ihn von der Angst des Schuldgefühls und der Knechtschaft des alten Wesens zu einer freien und frohen Hingabe an die sittlichen Zwecke seines Gottes, sie schafft ihn um zu einem neuen Geschöpf. Die Gottesverehrung ist deshalb kein Handel auf Gegenseitigkeit, keine zitternde Furcht mehr, sondern freudige Pflichterfüllung und selige Hoffnung. Weder das Bewußtsein der Verantwortung des Menschen vor Gott noch das Verlangen nach Versöhnung, Reinigung, Erlösung ist neu; neu und überlegen ist aber die innige Verbindung beider Momente.

Das Ueberlegene steckt aber nicht allein in der neuen Art des Verhältnisses von Mensch und Gott, sondern vor allem in der Kraft und Glut, mit der es bei Jesus selbst und bei seinen Jüngern verwirklicht ist. Die völlige Ergriffenheit, das unbedingte Vertrauen, die unerschütterliche Entschlossenheit, kurz die ganze Intensität, mit der dieses neue Leben in Jesus gewohnt hat, hat die Menschen ergriffen und sie angesteckt. Diese Menschen wollen aber nun das, was sie beseligt, von keinem andern als von Jesus empfangen haben. Es fehlt jede Spur eines Bewußtseins der Abhängigkeit von der philosophischen Aufklärung der Griechen oder von dem religiösen Synkretismus der römischen Kaiserzeit. Die Christen stehen allem heidnischen Religionswesen völlig ablehnend gegenüber.

Diese Momente der Ueberlegenheit gilt es festzuhalten, wenn wir nun beobachten, wie fremde Gedanken und Bilder sich mit diesem Leben verbunden haben. Die sich ergreifen ließen, haben allerdings

zwischen dem, was sie preisgegeben und dem was sie neu gewonnen hatten, nur einen absoluten Gegensatz gesehen, sodaß sie sprechen konnten: Das Alte ist vergangen; siehe, es ist Alles neu geworden! Aber so tief sie auch den Kontrast von einst und jetzt empfanden, so haben sie doch ihre Vergangenheit nicht völlig abwerfen können. Sie haben auch an den neuen Glauben alte Voraussetzungen herangebracht. Das neue Leben mußte, um sich seiner selbst bewußt zu werden, um sich verständlich zu machen und mitzuteilen, die religiösen Ausdrucksmittel ihrer jüdischen oder heidnischen Vergangenheit, den Denkformen und der religiösen Bildersprache, den Vorstellungen, Ideen und Gebräuchen ihrer Umwelt entnehmen. Weil sie aber noch nicht so wie wir reflektierenden Menschen von heute zwischen dem Leben selbst und seinen Ausdrucksformen zu unterscheiden wußten, haben sie mehrfach mit der alten Form auch alten Inhalt zu dem neuen Leben hinzugebracht. Und weil sie Menschen mit ihrem Widerspruch waren, haben sie öfters Unvereinbares unausgeglichen neben einander im Innern getragen. So hat der Strom, der von Jesus ausging, von Anfang an allerlei Nebenflüsse in sich aufgenommen und es ist Aufgabe der religionsgeschichtlichen Forschung, in der lehrhaften Ausprägung, der religiösen Bildersprache, dem kultischen Brauch des ältesten Christentums die Wirkungen dieses Prozesses zu beobachten, denn diese Dinge, nicht aber das Leben selbst, sind Gegenstand religions-geschichtlicher Ableitung. Nur darf man nicht vergessen, wie unzulänglich Wort und Bild oft sind, den Reichtum des Lebens selbst auszudrücken, und wie sich oft mehr dahinter verbirgt, als was klar ausgesprochen ist. Deshalb ist es auch ein Zeichen großer Verständnislosigkeit, zu meinen, wenn man die Herkunft dieser Ausdrucksformen nachgewiesen habe, habe man auch die Entstehung des Christentums erklärt; die Quellen des Lebens sind damit noch längst nicht aufgedeckt, das Geheimnis ist nicht ergründet und noch weniger beseitigt. Man darf nach der Herkunft der Formen nicht fragen, ohne auch zu sagen, was nun durch die Berührung mit dem neuen Leben draus geworden ist. Sonst begeht man denselben Fehler, wie wenn man den Papierfabrikanten, den Drucker und den Buchbinder für die eigentlichen Schöpfer eines geistvollen Buches erklären würde.

Jesus selbst schon mußte, um sich verständlich zu machen, an die religiöse Vorstellungswelt seines Volkes anknüpfen. Er weiß sich gesandt, eine neue Entscheidung herbeizuführen, ein Neues zu beginnen; er weiß, von der Stellung der Menschen zu ihm hängt es auch ab, wie Gott über sie urteilt und ob sie am kommenden Heil Anteil empfangen. Um diese Bedeutung seiner Person auszudrücken, besitzt er mit seinem ganzen Volk keinen andern Begriff als den des Messias. Daß er selbst schon diesen Begriff gebraucht habe, ist zwar von einigen Gelehrten angezweifelt worden; aber sie mußten der Ueberlieferung zu sehr Gewalt antun; Jesu Prozeß und Hinrichtung ist ohne diesen Anspruch unverständlich. Aber dieser Begriff ist unzulänglich, um all das

zu fassen, was Jesus in sich trug und uns Heutigen ist er mehr ein Hemmnis als ein Hilfsmittel des Verständnisses.

In erhöhtem Maße empfanden die Jünger das Bedürfnis, sich die Bedeutung ihres Meisters zurechtzulegen. Gewiß, die Hauptsache war, daß sie ihm als ihrem Führer folgten, daß sie durch Ehrfurcht und Vertrauen, durch Dankbarkeit und Liebe mit ihm verbunden waren; dann war auch ihr Herz empfänglich, von seinem Leben etwas aufzunehmen. Sobald sie aber Andere zu ihm hinführen wollten, mußten sie irgendwie ausdrücken können, was er für sie bedeute.*) Da nahmen auch sie aus ihrer bisherigen religiösen Vorstellungswelt den Begriff Messias. Freilich war Jesus so ganz anders, als sie sich den Messias vorgestellt hatten. Wenn sie aber, trotzdem sein gegenwärtiges Wirken ihren Erwartungen von der Tätigkeit des Messias so wenig entsprach, dennoch zu diesem Bekenntnis sich entschlossen, so ist auch das ein Zeugnis für den gewaltigen Eindruck, den sie von seiner Persönlichkeit empfangen haben. Das aber, was an Jesus ihrem Messiasbilde nicht entsprach, verlegten sie einfach in die Zukunft. Die Offenbarung des Johannes ist ein solches Dokument der Uebertragung der ganzen phantastischen Zukunftserwartung der Juden auf Jesus. Wohl finden sich in dem Buche Stellen, welche den Einfluß des neuen Geistes auf den Verfasser zeigen; aber auch andere, an denen die ungebrochene jüdische Rachgier unverhüllt hervorschaut.

Ungleich tiefer und zentraler ist die Berührung mit der religiösen Art Jesu bei Paulus. Sobald man den Missionar und Seelsorger Paulus über dem Theologen Paulus nicht vergißt, muß man die Versuche, ihn in Gegensatz zu Jesus zu stellen, als ganz verfehlt betrachten.**) Aber was Paulus über Jesus sagt, kann man nicht als reinen Niederschlag des persönlichen Eindrucks von seiner Person, bezw. der Verkündigung von ihr begreifen. Paulus besaß als Schriftgelehrter, der er ja vor seiner Bekehrung gewesen ist, eine ganz bestimmte Vorstellung vom Messias: er ist ihm ein himmlisches Wesen, das in Gottes Himmelswelt lebt und bestimmt ist, zu einer bestimmten Zeit unter

---

*) Um die Darstellung dieses Punktes hat sich Prof. Joh. Weiß in Heidelberg besonders verdient gemacht. In einer Schrift: „Christus, die Anfänge des Dogmas" (Relig.-gesch. Volksbücher, I. Reihe, 18./19. Heft. Tübingen, Mohr, 1909. Preis Fr. 1.35) verfolgt er in äußerst instruktiver Weise die ältesten Versuche, sich Wesen und Bedeutung Jesu zurechtzulegen, die erste Lehre über Christus, die Anfänge, aus denen sich das spätere kirchliche Dogma entwickelt hat. Als Ergänzung ist die im gleichen Verlag und zum gleichen Preis erschienene Schrift: „Jesus im Glauben des Urchristentums" zu lesen. Hier behandelt Weiß das religiöse Verhältnis zu Jesus, das was die ersten christlichen Generationen an ihm gehabt haben. Beide Publikationen können wir warm empfehlen.

**) z. B. in den „Handschrift" in Frenssens „Hilligenlei." Wer ein abgerundetes, gerechtes und warmes Bild von Person und Werk des Paulus lesen will, greife zu dem Buche von H. Weinel über Paulus in den „Lebensfragen" (Tübingen, Mohr).

gewaltigen Wundern und Katastrophen auf diese Erde hereinzubrechen, alle böse Gewalt zu stürzen und Gottes Reich aufzurichten. Es war ihm zuerst das große „Aergernis“, daß die Christen von einem schmachvoll gekreuzigten Galiläer behaupteten, er sei der Messias. Als sich aber durch das Erlebnis von Damaskus das bisherige Aergernis zum eigentlichen Geheimnis des Heils verwandelt hatte, ließ Paulus sein früheres Messiasbild nicht fahren, sondern kombinierte es mit der Verkündigung von dem geschichtlichen Menschen Jesus von Nazareth. Das Leben, Sterben und Auferstehen dieser Person wird ihm zu einer Episode in der Laufbahn des himmlischen Christus, und zwar zu der entscheidenden, das Heil der Menschheit begründenden und garantierenden Episode. Während es den ersten Jüngern darauf ankommt, daß ihr geliebter Meister, mit dem sie unvergeßliche Stunden verlebt, dem sie ihr Bestes verdankten, von Gott zum Messias eingesetzt sei, ist für Paulus das Entscheidende, daß der himmlische Christus, an dessen Existenz er schon längst glaubte, in der Person Jesu auf Erden erschienen ist. Man formuliert das Bekenntnis der ältern Jünger am besten: Jesus wird der Messias sein, das des Paulus: Der Messias ist Jesus gewesen. Infolge des verschiedenen Ausgangspunktes, der etwas andern Orientierung ist das Mythische bei Paulus schon stärker eingedrungen.

Der Verfasser des Johannesevangeliums ist wahrscheinlich von den Gedanken des Paulus ausgegangen, hat aber wieder eine andere Vorstellung aus seiner vorchristlichen Zeit an Jesus herangebracht: das Wort (Logos), den personifizierten Schöpfungs- und Erlösungswillen Gottes. Vermutlich beruht dieser Begriff auf einer Kombination alttestamentlicher Gedanken mit Lehren der stoischen Philosophie. Das Wichtige ist aber nicht die Genealogie dieser Begriffe, sondern das, was die Menschen mit ihrer Hilfe aussprechen wollten, die Tatsache, daß sie dieselben gerade auf Jesus und keinen andern anwandten. Wenn man sich gewundert hat, wie Jesus zu einem übermenschlichen, mythischen Wesen gestempelt werden konnte zu einer Zeit, da noch persönliche Erinnerung an ihn lebendig war, so findet sich die Lösung eben in den mythischen Elementen der Begriffe, durch die man seine Bedeutung zu erfassen suchte; freilich wäre diese Uebertragung ohne den Eindruck einer gewaltigen Ueberlegenheit nie zu stande gekommen. Uebrigens, wenn man bedenkt, daß der Glaube an die Apotheose (Vergottung) hervorragender Menschen, daß die religiöse Heldenverehrung in der antiken Welt weit verbreitet war, wird man diese Erhebung Jesu zum göttlichen Wesen nicht mehr so staunenswert finden. Verkehrt ist es natürlich, uns diese Vorstellungen, die nicht mehr ausdrücken können, was Jesus für uns bedeutet, immer noch zum Glaubensgesetz machen zu wollen. Aber ebenso töricht ist es, auf diese Gedanken einfach als veralteten Aberglauben herabzusehen und sich nicht Mühe zu geben, sich in sie zu versetzen und zu verstehen, was die alten Zeiten damit sagen wollten. Doch

wo man auf jene Verkehrtheit des Glaubensgesetzes verzichtet, wird auch diese Torheit des Aufklärungsdünkels von selbst verschwinden.

Wie viel Streit hat der Ausdruck „Sohn Gottes“ schon entfesselt! Auch ihn hat Jesus selbst schon gebraucht. Es war im Orient eine alte Vorstellung, daß der König bei der Thronbesteigung von der Gottheit zu ihrem Sohn adoptiert werde und unter ihrem besondern Schutze stehe. „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget,“ mit dieser Adoptionsformel läßt der 2. Psalm Gott den messianischen König in sein Amt einsetzen. Ich glaube freilich, daß Jesus mit diesem Ausdruck nicht bloß seine Messianität, sondern auch sein besonders inniges religiöses Verhältnis zu Gott ausdrücken wollte.

Wenn der Ausdruck auf griechischem Boden gebraucht wurde, so war er nicht neu; Sohn Gottes wurde auch der göttlich verehrte Kaiser genannt und dasselbe gilt auch von dem Wort „Herr“ (Kyrios), mit dem die Christen häufig Jesus bezeichneten. Es liegt darin ein Protest: der Meister ist der einzige, der diese Attribute höchster religiöser Verehrung, die sich andere fälschlich angemaßt haben, wirklich verdient; er ist für die Christen die Erscheinung, der Repräsentant Gottes auf Erden, ihr „Kultgott“, wie sich Deißmann ausdrückt.

Aber nun ragt wieder der Mythus herein, indem diese Gottessohnschaft nicht mehr vorgestellt wird als auf Adoption, sondern als auf Zeugung beruhend; den Griechen ist der Gedanke göttlicher Zeugung gar nicht undenkbar (vgl. Petersen, Die wunderbare Geburt des Heilandes. Relig.-gesch. Volksbücher I. 17). Wenn nun auch alle sinnlichen Vorstellungen, die dem heidnischen Glauben an Göttersöhne zu Grunde liegen, von den Christen ferngehalten werden, so bedeutet doch der ganze Gedanke einer naturhaften Gottessohnschaft einen Rückfall von der geistig-sittlichen auf eine niedrigere Stufe der Gotteserkenntnis. Freilich ist dabei zugleich der Trieb lebendig, Jesus aufs höchste zu ehren und sich zurechtzulegen, worin seine hohe Ueberlegenheit über die gewöhnlichen Menschen begründet ist. Später ist dann noch ein weiteres Motiv hinzugekommen und hat das Interesse an diesem Gedanken der übernatürlichen Geburt gemehrt. Die Betrachtung, die das ganze Geschlechtsleben an sich als unrein ansieht und den Flecken menschlicher Zeugung von dem Auserwählten Gottes fernhalten will. Daß dieses neue Motiv nicht genuin-christlichen, sondern heidnisch-dualistischen Ursprungs ist, brauche ich kaum näher auszuführen.

Ein weiterer Punkt, an dem die Einwirkung heidnischer Gedanken auf die Ausgestaltung des Christentums in Frage steht, ist die Deutung der zentralen Tatsachen, durch die das neue Leben in die Erscheinung getreten ist, namentlich des Todes und der Auferstehung Jesu. Zwar ist schon der Versuch gemacht worden, z. B. von Maurenbrecher, bereits den Glauben an die Auferstehung Jesu auf mythischen Ursprung zurückzuführen. Der weit verbreitete Glaube an sterbende und auferstehende Götter sei schon in die jüdische Zukunfserwartung eingedrungen und habe dann zur Uebertragung der Vorstellung von

der Auferstehung auf Jesus geführt. Aber gerade Maurenbrecher betont ja auch aufs Allerschärfste, daß die Jünger nach Jesu Tod an seinem Anspruch irre geworden und in volle Verzweiflung versunken waren. Da wäre es rein unverständlich, wie die verzweifelten Jünger dazu gekommen wären, auf ihren in Schmach und Verzweiflung gestorbenen Meister (so nach Maurenbrecher) den Mythus vom gestorbenen und auferstehenden Gott zu übertragen. Der Tod erschien nicht nur den Feinden, sondern auch den Anhängern Jesu als Beweis gegen seine Messianität; da hat nicht der Glaube an die Gottheit Jesu den Auferstehungsglauben geschaffen, sondern umgekehrt erst dieser sie wieder Zutrauen zu Jesu göttlicher Sendung fassen lassen. Wir können die Frage, was denn an jenen Ostertagen wirklich geschehen ist und was den Erlebnissen der Jünger wirklich zu Grunde lag, hier unerörtert lassen. Klar aber dürfte sein, daß der Osterglaube nicht erst allmählich als Frucht von Reflexion und Postulaten erwachsen, sondern überraschend und mit bezwingender Gewalt über die Jünger gekommen ist. Und jene Gedanken vom Leiden, Sterben und Lebendigwerden des Messias, die möglicherweise unter dem Einfluß jener vorderasiatischen Naturreligionen in die jüdische Eschatologie eingedrungen sind, waren doch zu wenig geläufig, tauchen zu sehr nur sporadisch auf, als daß wir ihnen solchen Einfluß zutrauen könnten. Paulus bezeugt ja mit klaren Worten, daß der gekreuzigte Christus den Juden — und er weiß das aus seiner vorchristlichen Periode — ein Aergernis war. Erst nachträglich, als die Christen ihren Glauben schon gewonnen hatten, haben sie solche „Weissagungen" aufgegriffen und zu Ehren gezogen, um sich das, was sie mit Jesus erlebt hatten, zurechtzulegen und zu deuten.

Der Glaube an die Auferstehung bedeutete für die Jünger die Gewißheit, daß trotz dem Kreuz Gott doch mit Jesus gewesen sei, daß, was sie von ihm empfangen, doch Gottes Gabe, und was er von ihnen gefordert, Gottes Aufgabe sei, und daß sie seine Hoffnuug auf ihn nicht fahren lassen müßten. Aber warum war denn dieses Unbegreifliche nötig gewesen? Jesus selbst hatte es auf sich genommen im Vertrauen, daß Gott es so beschlossen habe und daß es auch zum Heile der Menschen wirken müsse. Aber das war *Glaube*, nicht ein gegen einander Abwägen von menschlicher Schuld und göttlicher Gnade; wie sein Tod wirke, hat er offenbar nicht genauer ausgedacht. Aber seine Jünger hatten das Bedürfnis, das zu tun, und dabei operierten sie mit Vorstellungen, die sie schon vor dem Anschluß an Jesus gehegt hatten. Freilich eine einhellige Deutung des Rätsels, das Jesus im Uebermaß der leiblichen und seelischen Schmerzen jenes furchtbare Warum ausgepreßt hat, finden wir im Neuen Testament, auch bei Paulus nicht, sondern immer neue Versuche, zur Klarheit zu kommen. Am folgenreichsten sind die Gedanken gewesen, wo Paulus von den jüdischen Sühnopfervorstellungen ausgeht, trotzdem ihnen eigentlich eine Auffassung Gottes zu Grunde liegt, die gerade durch Jesu Botschaft

von der vergebenden Vatergüte Gottes — diese Botschaft, die wiederum keiner besser verstanden hat als Paulus — überwunden ist. An andern Stellen gehen die Christen von einem Brauche aus, der durch Deißmann auf Grund zahlreicher Inschriften in ein neues Licht gestellt worden ist: die antike sakrale Sklavenbefreiung. Der Sklave wurde von seinem Herrn einem Gott verkauft; die Kaufsumme hatte der Sklave vorher aus seinen Ersparnissen im Tempel deponiert und der Gott zahlte sie dem Herrn aus, wodurch der Sklave in einem feierlichen Akte ins Eigentum des Gottes überging, d. h. frei wurde. Jesus aber als der Bevollmächtigte Gottes wartet nicht ab, bis die Menschen selbst die Loskaufsumme aufbringen: er erlegt sie an ihrer Stelle, er zahlt sie nicht mit vergänglichem Gold, sondern mit seinem eigenen Blut, damit sie aus der Sklaverei der Sünde und des Todes befreit, Gottes Sklaven — Luther übersetzt Knechte — werden.

Schon bei Paulus finden sich aber noch andere Deutungsversuche, bei denen meines Erachtens allerdings der antike Glaube an sterbende und auferstehende Götter, den wir früher kennen lernten, im Hintergrunde steht. Es sind die Stellen, wo Jesus aufgefaßt wird als der „zweite Adam", als der Anfänger einer neuen gottgefälligen, geistlichen Menschheit, wo die Rede ist von einem Sterben und Begrabenwerden mit Christus und dem Auferstehen mit ihm zu einem neuen Leben. Wie der Geweihte des Attis, des Serapis oder des Mithras durch rasende Verzückung oder geheimnisvolle Weiheakte sein altes Wesen abwirft und der Unsterblichkeit seines Gottes mit teilhaft wird, so empfängt auch der durch den Glauben mit Christus Verbundene den Tod seines irdisch-vergänglichen Wesens und die Gemeinschaft an unvergänglichem göttlichem Wesen. Wie bei den Vigilien des Attisfestes nach dem Tage der blutigen Totenklage der zu Weihende in einer dunklen Krypta düstere Klagemusik vernahm, die ihm zu Gemüte führte, er sei ein von Rechtswegen dem Tode Verfallener, aber dann plötzlich helles Licht erstrahlen sah und den feierlichen Gesang der Priester vernahm:

„Getrost, Geweihte des geretteten Gottes,
Auch euch wird Heil aus eurer Müh' zu teil",

so weiß sich auch der in die Gemeinschaft mit Christus Aufgenommene durch des Heilands Tod der Sünde abgestorben, dem Machtbereich von Sünde und Tod entnommen und zu göttlichem Leben erhoben. Wie die Geweihten mit ihrem Gott, so stehen auch die Gläubigen mit ihrem Herrn in einem geheimnisvollen mystischen Zusammenhang, durch welchen das, was mit ihm geschehen ist, auch den Seinen zu Teil wird.

Diese Verwandtschaft beruht natürlich nicht auf einer äußerlichen Kombination heidnischer und christlicher Gedanken; man kann deshalb auch nie im Einzelnen nachweisen: das kommt vom Attiskult und dort hat der Mithrasdienst Einfluß geübt; sondern es handelt sich um weit verbreitete Voraussetzungen des antiken religiösen Denkens. Die

Berührung ist auch nicht zufällig; jene sterbenden und auferstehenden Götter, ursprünglich Personifikationen der welkenden und wieder erwachenden Vegetation oder der sinkenden und wieder steigenden Sonne, werden immer mehr, besonders in der religiösen Spekulation der Mysterien, Symbole des „Stirb und Werde" auf dem Gebiet des sittlichen Lebens. Diese Ueberzeugung von der Gewinnung ewigen Wertes durch Selbstüberwindung, durch Hingabe und Opfer des vergänglichen Daseins findet aber nirgends ergreifendere Verkörperung und Bestätigung als in Jesu Leben, Tod und Auferstehung. Kein Wunder, daß gerade diese verwandten Gedanken aus der heidnischen Vergangenheit den Christen dazu dienen mußten, den Gehalt jener Tatsachen im Geschick ihres Meisters auszuschöpfen. Man muß aber dabei auch immer den Kontrast und Protest heraushören: Was die Heiden von Attis, Mithras u. A. behaupten, das besitzen wir an Christus, und er ist nicht bloß eine mythische Gestalt, sondern eine wirkliche Persönlichkeit; all das, worauf wir unser Heil gründen, ist nicht im Winkel geschehen, sondern vor Aller Augen offenbar.

Noch auffälliger ist die Berührung mit heidnischen Vorstellungen bei den „heiligen Handlungen" der Christen, bei Taufe und Abendmahl. Rituelle Bäder und Waschungen, gemeinsame Mahlzeiten, bei denen den Geweihten Brot und Wein vorgesetzt wurde, damit sie in mystische Gemeinschaft mit einander und mit der Gottheit treten, ihrer Unsterblichkeit teilhaft werden möchten, finden sich auch bei den Attis- und Mithrasmysterien. So frappant sind die Parallelen, daß sie die Kirchenväter für teuflische Nachäffungen der christlichen Sakramente erklärten, während umgekehrt moderne Religionshistoriker die Mithraskommunion für das Urbild, die christliche für den bloßen Abklatsch erklärten. In Wirklichkeit ist weder hier noch dort Abhängigkeit anzunehmen. Taufe und Abendmahl hat Paulus schon von der Urgemeinde übernommen; erstere dürfte auf die Johannestaufe, letzteres auf eine Gleichnishandlung Jesu zurückgehen, die ganz spontaner Natur ist und zu ihrer Erklärung keiner andern religionsgeschichtlichen Ableitung bedarf als etwa der Erinnerung an die allgemein menschliche Auffassung gemeinsamen Essens und Trinkens als Zeichen seelischer Gemeinschaft. Welche Vorstellung die erste Jüngergeneration mit diesen Handlungen verband, läßt sich nicht mehr ausmachen. Aber schon Paulus, der sie als feste Tradition, als ein Gegebenes übernimmt, bedient sich zu ihrer Deutung der Vorstellungen, die im antiken Mysterienwesen zu Hause waren: sie stellen eine wirkliche seelische Gemeinschaft mit dem „Kultgott" Christus her und vermitteln dadurch die „Heilsgüter", die er den Menschen erschlossen hat. Die Auffassung ist nicht „magisch" in dem Sinne, daß ein Zwang auf die Gottheit auszuüben gehofft würde, aber doch so, daß von einem äußern Vorgang die Herstellung einer innerlichen, mystischen Verbindung erwartet wird; das bedeutet doch ein Eindringen heidnisch-superstitiöser Vorstellungen in das Christentum, und schon dem Ignatius in der ersten

Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist das Abendmahl „Medizin der Unsterblichkeit." Es hat damit eine Entwicklung eingesetzt, die zu den dunkelsten Blättern des Christentums gehört.

Am tiefsten aber äußert sich der Einfluß unterchristlichen, mythischen Denkens, wenn das Christentum statt als neues Leben immer mehr als neue Lehre aufgefaßt wird. Als einmal, wie wir oben gesehen haben, der geschichtliche Jesus hinter dem himmlischen Christus zurückgetreten war, erschien auch seine Leistung weniger als Einwirkung auf das Seelenleben seiner Getreuen, als Bezwingung der Herzen durch seine Liebe und Hingebung, als Uebertragung seiner Wertung der Dinge, als Lösung der Herzen vom Eiteln und Bindung an das ewig Wertvolle, sondern als Umschwung im Weltprozeß, als Umschichtung der Machtverhältnisse in der unsichtbaren Ueberwelt, als eine Untergrabung der Gewalt der gott- und menschenfeindlichen Mächte, als Ermöglichung eines geänderten Verhaltens Gottes der Menschheit gegenüber. Im Zusammenhang damit ändert sich auch die Auffassung davon, was christlicher Glaube sei: nicht mehr Vertrauen zu Jesu Person, daß in ihm göttliches Wesen lebendig sei und Gottes Gesinnung sich kund tue, sondern das Wissen um die kosmischen Wirkungen seiner irdischen Erscheinung, seines Todes und seiner Auferstehung, das Wissen um einen übersinnlichen Weltprozeß, auf dem das Heil und die Hoffnung der Gläubigen beruhen soll. Auch diese Entwicklung setzt schon bei Paulus ein (z. B. Kolosserbrief), sie tritt in der Bewegung des christlichen Gnostizismus besonders kraß auf, aber trotz der entschlossenen Abschüttelung der Gnostiker erobert sie das Terrain der katholischen Kirche, bis dieselbe ganz nach der Analogie antiker Mysterienvereine wesentlich zur Besitzerin der allein wahren Lehre vom Heilsprozeß und der heilsnotwendigen Gnadenmittel, kurz zur großen Versicherungsanstalt für das Jenseits geworden ist.

Man verstehe das nicht falsch, als ob wir nach der klassischen Zeit des Urchristentums nichts als Abfall und Degeneration sähen. Alle diese mythischen Vorstellungen waren vielleicht die einzig mögliche und notwendige Form, in welcher sich das Christentum der antiken Welt verständlich machen und sie erobern konnte. Und die faktische Berührung und Durchdringung mit Jesu Art und Geist hat in der Christenheit nie aufgehört. Es hat nie an wirklichen Jüngern Jesu gefehlt, an deren Herz er sein Werk getan hat; weltberühmte Helden, deren Namen auf den Blättern der Geschichte verzeichnet stehen und Helden des Alltags, deren Spuren längst verwischt sind, Helden im lauten Kampf gegen Lüge und Unrecht und Helden stiller Pflichterfüllung und selbstvergessener Hingabe, Helden willigen Duldens und zähen Aushaltens, freie Menschen unter dem stärksten äußern Zwang und Druck, reiche Menschen mitten in Hunger und Not. Wohl sind die pathetisch dröhnenden Worte des Dogmas und die prunkvollen Ceremonien des Kultus oft nur Formen ohne Inhalt, manchmal aber auch die dürftigen Gefäße, die den ganzen Jubel beseligendster Gewiß-

heit und die ganze Inbrunst erhebendster Gefühle nimmermehr zu fassen vermögen.

Die Geschichte des Evangeliums in der Welt ist keine geradlinige Entwicklung. Die Wirkung in die Breite wird immer erkauft durch eine Einbuße an Tiefe, durch Kombination mit andersartigen Einflüssen, durch Kompromisse mit den entgegenstehenden Tendenzen. Aber darauf folgt immer wieder eine Reaktion, eine neue Besinnung auf das Beste, was man besitzt, auf den ursprünglichen Gehalt dessen, was zur Formel und Phrase geworden, ein frisches Schöpfen an den Quellen; doch bald ist auch dieses Wasser abgestanden und lau geworden, die erquickende Entdeckerfreude, von der Herz und Mund unbekümmert um den Eindruck auf die Menschen überströmte, weicht wieder taktischen Erwägungen; der äußere Sieg ist zugleich der Beginn der Degeneration, bis viel Schmach und Schmerzen die Krisis offenbaren, durch die das ursprüngliche Leben in Kraft neu hervorbricht. Aber dieser Wechsel ist kein ewiger Kreislauf, sondern durch das Auf und Ab geht es doch vorwärts.

Unsere Darstellung hat vielleicht den oder jenen unserer Leser beunruhigt; sie hat gezeigt, daß Gott bei der Sendung Jesu und dem Eroberungszug des Christentums mehrfach andere Wege gegangen ist, als wir meinten und auch andere als die, welche wir für die besten gehalten hätten. Der Glaube muß sich mit einem neuen Geschichtsbild abfinden. Es ist eine ähnliche Situation wie die, welche Naumann in seinen Briefen über die Religion schildert, wo er von der Verknüpfung des Christentums mit dem modernen Weltbild redet: die Wand, an der sich der tausendjährige Rosenstock emporgesponnen, wird abgebrochen, und dieser saugt zwar mit den Wurzeln noch Kraft aus dem Boden, aber er bedarf einer neuen Wand, um daran Halt zu finden. Doch diese Situation bietet uns keine andere Aufgabe, als sie uns unsere Geschicke oft genug stellen: Gottes Wege mit uns sind anders, als wir erwartet und gewünscht hatten; wir müssen uns in manches Unbegreifliche schicken und lernen, an Gott selbst statt an unsere Dogmen über ihn zu glauben und müssen erkennen, daß Ehrfurcht vor der Wirklichkeit frömmer ist als alle frommen Konstruktionen derselben. Das läuft nie ohne tiefe seelische Unruhe ab; doch mit welchem Recht verlangen wir, nie beunruhigt zu werden? Und was uns die Ruhe stört, ist andern eine Befreiung. So dürfte es auch mit unserm Gegenstand sein: gerade was das Christentum bei seinem Gang in die Welt aus ihr aufgenommen hat, ist ihnen ein Stein des Anstoßes, und ihn hinwegräumen heißt freie Bahn schaffen zur Berührung mit dem Leben aus und mit Gott, das durch Jesus in die Welt geströmt ist und auch durch gelehrte Konstruktionen nicht getötet werden kann.

R. Liechtenhan.

---

# Pfarrer, wache auf!

Im „Bund“ ist nach der Hinrichtung des Mörders Muff die Existenzberechtigung der Geistlichen aller Konfessionen bestritten worden. Der Schreiber sagte, daß sich keiner derselben gegen die Anwendung der Todesstrafe ausgesprochen habe. Es ist das allerdings nicht ganz richtig, da der reformierte Pfarrer Luschka in Luzern ein Gnadengesuch einreichte. Der Schreiber im „Bund“ ist ein harter Herr. Und doch — ist er so ganz auf dem Holzwege? Ich glaube nicht. Er empört sich darüber, daß die Pfarrer da schweigen, wo sie reden sollten. Und sie sollten sehr oft reden, wo sie schweigen. Sie schweigen fast immer und überall. Und das ist sehr fatal. Darum hat die Kirche den Kredit verloren. Darum betrachten sie Millionen als ein Ueberbein, das man baldmöglichst beseitigen sollte.

Wir haben uns nicht mit andern Konfessionen zu beschäftigen. Ob die katholische Kirche schweige und daß sie es überall da tue, wo das Schweigen schlimm ist, kann nur bedenklich erscheinen. Aber wir sind nicht für sie verantwortlich. Uns geht unsere evangelische Kirche an, und da ist etwas zu sagen. Die meisten Pfarrer meinen immer noch, es sei genug, wenn sie am Sonntag eine mehr oder weniger gut studierte Predigt halten. Und wie sind diese Predigten? So, daß jedermann mit denselben einverstanden sein kann. Der Arbeiter und der Arbeitgeber, Tyrannen und Tyranninnen und Knechte, Reiche und Arme, Aufrichtige und Unaufrichtige. Und eine bestimmte Sache wird nicht angeschnitten. Man könnte sich Feinde machen. Dabei sagt man allerdings, man habe sich nicht mit den gewöhnlichen und Tagesfragen zu beschäftigen. Jesus habe es auch nicht getan, und Gott wolle und wünsche das nicht. So ist man gefeit und gerettet. Gott und Jesus — sie sind Wall und Riegel, damit nicht Zeugnis abgelegt werden muß. Merkwürdig, sehr, sehr merkwürdig. Außer vielen Theologen und ihren Nachbetern versteht gewiß niemand so etwas.

Es handelt sich also um den Fall Muff, um das Todesurteil, die Todesstrafe. Man sieht, daß viele gemeint haben, jetzt sollten die Pfarrer im Namen des allbarmherzigen Gottes ausrufen: „O, tut es nicht, um Jesu Christi, unseres Erbarmers willen, tut es nicht! Es ist nicht recht. Wir haben kein Recht, zu töten. Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“ So haben viele Menschen gedacht, die keine Kirchenmenschen waren, während viele Kirchenleute, wie der Herr Pfarrer von Fellenberg, den Kopf abgehauen wünschten. Aber jetzt heißt es, es handle sich um einen Fall im Kanton Luzern. Es habe doch keinen Zweck gehabt, in Höhenkirch oder Dingsda davon zu reden. Man habe sich nicht in luzernische Verhältnisse zu mischen. Luzern sei katholisch, also habe man da nichts mitzureden.

Im Kanton Zürich wurde vor etlichen Monaten über die bedingte Verurteilung abgestimmt. Es handelte sich dabei um etwas,

was für das Menschentum, die Seelen und das wahrhaft christliche Empfinden von sehr großer Bedeutung ist. Die Pfarrer sollen sich melden, die frei und rückhaltlos auf der Kanzel im Namen Gottes für diese Gesetzesvorlage eingetreten sind. Sie war gewiß nicht politisch. Sie berührte das Christen- und das Menschentum. Jedes wahren Pfarrers Pflicht wäre es gewesen, seine ganze Beredsamkeit aufzuwenden, um für das humane Gesetz Propaganda zu machen. Wie viele, sage ich, haben es getan? Und ach, es mag kommen, was da will, es ist immer dasselbe. Man schweigt. Man hat das Gefühl, als ob einen solche Dinge nichts angehen, als ob sie sehr unwichtig seien. Viel wichtiger ist es doch, daß wir wissen, die Welt sei in sechs und nicht in acht Tagen geschaffen worden, daß die fallenden Herbstblätter so sinnreich seien u. dgl. Tot und krank und krank und tot!

Unsere Strafgesetze sind heidnisch, und die Gerichtsurteile vielfach barbarisch, ja teuflisch. Und die Kirche schweigt dazu. Die Pfarrer sind doch hoffentlich nicht so unwissend, daß ihnen solche Dinge nicht auffallen. Sie wissen doch auch, daß der Mensch wichtiger ist, als das Geld. Warum sagen sie es nicht, bis es Aufsehen gibt? Sie hätten ja Gott und die guten Menschen auf ihrer Seite. Aber sie schweigen. Sie sagen nur immer, man solle aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen untertan sein. Petrus deutete den christlichen Standpunkt besser, wenn er erklärte, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen.

In zahllosen Gemeinden werden die Armen schändlich behandelt. Sie sind vogelfrei und Sklaven. Menschen mit Ehre töten sich lieber, als daß sie ins Armenhaus gehen. Der Pfarrer hätte und hat ein Wort zu sagen. Aber er kümmert sich nicht. Er könnte sich verfeinden. Die Dorfmagnaten könnten sehr zornig über ihn werden. Er schweigt also. Möge das so harmlos sein! Schlimmer wäre es allerdings, wenn er selbst mit der Brutalität einverstanden wäre. Vor Jahren schlug ein älterer Mann dem andern auf seinen Wunsch mit Beilschlag die Hand ab, damit der eine ins Zuchthaus, der andere in den Spital komme, statt ins Armenhaus. Eine entsetzliche Anklage! Wie viele Pfarrer, der Ortspfarrer sei inbegriffen, mögen aufgetreten sein und das bestehende Armenhaussystem angegriffen haben, mögen erschüttert ihrer „Herde“ das diabolische des gegenwärtigen Armenversorgungssystemes gezeigt haben?

Ach, man könnte hundert Dinge nennen, Dinge der Vergangenheit und Gegenstände und Fragen der Gegenwart, und man hätte immer dasselbe zu sagen. Die Kirche schweigt. Die Pfarrer schweigen. Ach, warum schweigen sie immer? Warum sind sie nicht laute Rufer im Streite, Kämpen für Wahrheit und Gerechtigkeit, Protestler gegen die Lügner und Heuchler, starke Menschen unter einem schwachen Geschlechte? Sie mögen nicht Politiker sein, niemand verargt ihnen das. Nicht Politik, nein, nur Gottes Wille und Ehre! Darum

Kampf gegen alle Lüge und Unbarmherzigkeit, wo sie sich in gesetzlicher oder ungesetzlicher Form zeigen!

Wenn man einen Pfarrer interpelliert und ihm solche Dinge zu Gemüte führt, rechtfertigt er sich sofort. Er trete gegen alles Ungöttliche auf. Er spricht die Wahrheit, denn er tut, was er eben sagte. Aber er tut es so, daß die Ungöttlichen auch damit einverstanden sind. Er will nicht stoßen. Darum kleidet er es so ein, daß man sagt, er habe „gezündet". Alle wissen dabei, und er weiß es auch, daß nun alles im Alten bleiben wird. Er wollte ja keinen Skandal machen.

Wir armen Laien haben so oft das Gefühl, daß unsere Geistlichen keinen tiefen Gottesglauben haben. Gott ist ihnen keine Wirklichkeit. Das ist sehr fatal. Wie sollen sie also unsere Führer und Väter sein? Wir vermissen so oft das, daß sie reden müssen. Sie kommen uns so oft nur als Berufsleute vor. Wie du Schuster oder Fabrikarbeiter bist, so bin ich Pfarrer. Nicht Zeuge des lebendigen Gottes. O, das ist sehr böse. Böse nicht im Sinne der Millionäre und der Aktiengesellschaften, des Militarismus und der Regierung, böse im Sinne Jesu Christi und für die arme, gequälte Menschenmenge, die Elenden, die Jesu Brüder sind.

Und nicht die Kanzel allein und die Behörde, das Komitee und der Verein sollten ihr Wirkungsfeld sein. Sie müßten, wenn sie Diener des wahren Gottes wären, keine Parteileute und Lieblingsmenschen, die Presse bedienen und sie erobern. Und dann würde bald manches anders. Die Heilsarmee sagt: „Die Welt für Gott!" warum sagen es unsere Pfarrer nicht? Es soll ja nicht in dogmatischem und beschränktem Sinne sein, sondern in Tat und Wahrheit, weit, frei und göttlich, Geist, Lust, Liebe, Leben!

Daß doch bald der Tag anbrechen möchte!

* * *

**Nachschrift der Redaktion.** Wir haben dem vorstehenden Weckruf gern Aufnahme gewährt, weil wir den Verfasser als einen ernst gesinnten, am kirchlichen Leben mit großem Eifer und tapferer Einsetzung seiner Person teilnehmenden Mann kennen. Eine solche Stimme soll in den Neuen Wegen stets gehört werden. Auch sind wir mit seiner Tendenz im allgemeinen einverstanden, wie wir unseren Lesern nicht weiter zu versichern brauchen. Dennoch können wir den Artikel nicht ohne Vorbehalt veröffentlichen, aus zwei Gründen:

Einmal scheint uns die Anknüpfung an die Affäre Muff nicht ganz glücklich. Wir glauben nämlich auch, daß in diesem Falle die Pfarrer, zum mindesten die protestantischen, nicht viel tun konnten. Es hat gewiß wenige unter ihnen gegeben, denen die Exekution des Todesurteils, die den meisten von uns ganz unerwartet kam, nicht schrecklich gewesen wäre. Die unglückliche Aeußerung des Herrn Pfarrer Fellenberg, die von der Tagespresse so ungebührlich ausgeschlachtete, war sicher der Ausdruck einer ganz vereinzelten Stimmung und auch positive Blätter haben sie mißbilligt. Aber was konnten wir tun? Das Einzige, was übrig blieb, war der Entschuß, alles zu tun, was wir können, damit diese Hinrichtung die letzte auf Schweizerboden vollzogene sei.

Uebrigens muß hinzugefügt werden, daß ein Protest gegen sie keineswegs eine besonders tapfere Tat gewesen wäre. Wer hier seine Stimme erhob, durfte des weitgehendsten Beifalls von vornherein sicher sein. Dieser Beifall aber — das scheint

der Verfasser zu übersehen — entspringt bei Vielen einer bloßen weichlichen Sentimentalität, die keine wirkliche Macht des Guten ist; sie beruht zum Teil auf einem mangelnden Gefühl vom Ernst der Schuld. Die Forderung der Gnade und Barmherzigkeit, welche einem religiösen Grund entspringt, ist keine Selbstverständlichkeit, die auf allen Gassen zu finden ist, sondern ein Dennoch und Trotzdem, eine Tat der Selbstüberwindung; die Sentimentalität läßt dem Bösen seinen Lauf, die wirkliche christliche Barmherzigkeit ist entschlossen, es zu bekämpfen, aber es nicht wieder mit Bösem, sondern mit Gutem zu überwinden. Aus diesem Grunde fühlen wir uns auch außer Stande, jeden Protest gegen die Todesstrafe als Zeichen sittlicher Reife anzuerkennen.

Noch ein Zweites haben wir zu der Einsendung zu bemerken: Sollte der ganze Appell nicht an die Christen überhaupt gerichtet sein, statt bloß an die Pfarrer? Es liegt auch eine Gefahr darin, wenn die Pfarrer zu Sündenböcken für alle Versäumnisse der „Laien" gemacht werden. Unsere „Laien" sind nur zu sehr geneigt, die Pfarrer als Leute zu betrachten, die stellvertretend für die andern „Christentum haben". Diese Meinung können wir nicht nähren helfen. Wir hoffen vor allem auf ein Erwachen der Laien; vielleicht daß dann auch die Pfarrer völlig erwachen. Der Verfasser dieses Appells ist uns selbst eine Bürgschaft für unsere Hoffnung.

---

# Umschau.

**Heimarbeiterschutz.** Am 28. April fand in Olten die erste Sitzung des Aktionskomitees zur Förderung des Heimarbeiterschutzes in der Schweiz statt. Das Komitee ist nach dem Beschlusse des ersten schweizerischen Heimarbeiterschutzkongresses durch den Vorstand des schweizerischen Arbeiterbundes gewählt worden. Es sind darin vertreten außer den verschiedenen Gewerkschaften einige der philantropischen Gesellschaften, die bei den Vorarbeiten für die Heimarbeitsausstellung und am Heimarbeiterschutzkongreß sich beteiligt hatten. Das Aktionskomitee hat das Recht, sich selbst weiter zu ergänzen.

Das Komitee wählte zu seinem Präsidenten Prof. Beck aus Freiburg. Als Sekretär wurde der Sekretär der Heimarbeitsausstellung, Herr Lorenz, bestimmt, als Quästor ebenfalls der bisherige, Herr Morf.

Das Komitee hat die Aufgabe, die Beschlüsse des ersten schweizerischen Heimarbeiterschutzkongresses durchzuführen. Ein jährlich aufzustellendes Arbeitsprogramm soll jeweilen diejenigen Punkte hervorheben, die in erster Linie in Angriff zu nehmen sind. Dem Sekretär liegt es ob, das Arbeitsprogramm durchzuführen. Ein Ausschuß von drei Mitgliedern steht ihm zur Seite. Das Aktionskomitee versammelt sich ordentlicherweise zwei Mal jährlich, im März nud im Oktober.

Das diesjährige Arbeitsprogramm sieht als ersten Punkt eine eifrige Propaganda für den Heimarbeiterschutz vor. Zu diesem Zwecke werden Vorträge mit Projektionen in Aussicht genommen. Auch der Schlußbericht über die Heimarbeitausstellung wird zur Aufklärung über die Heimarbeitverhältnisse dienen und ein kleiner illustrierter Auszug aus demselben, der zu billigem Preise abgegeben werden kann, soll ebenfalls als Propagandamaterial verwendet werden.

Der zweite Teil des Programmes, der unter der Ueberschrift Reformarbeiten zusammengefaßt ist, stellt dem Komitee die Aufgaben, durch das Mittel der Aufklärung, die gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen der Heimarbeiter zu fördern, durch Eingaben an die Behörden, die Uniformen fabrizieren oder fabrizieren lassen, die daselbst herrschenden Mißstände zu beseitigen, ein Heimarbeiterschutzgesetz auszuarbeiten und die Frage der Einführung des Labels in einer bestimmten Branche zu prüfen.

Man sieht, das Komitee hat sich ein reiches Jahresprogramm zusammengestellt. Es enthält im Grunde genommen das ganze Arbeitsprogramm: Aufklärung, Organisation der Arbeiter, Beeinflussung der Gesetzgebung und Herbeiziehung des kaufenden Publikums zum Kampf für eine Besserstellung der Arbeiter. Es ist, wenn wir es recht betrachten, auch nicht ein Arbeitsprogramm bloß für die Mitglieder des Komitees,

es wendet sich mit seinen Forderungen an die Gesamtheit; denn zu der Durchführung so tiefgreifender Reformen, wie sie hier nötig sind, braucht es das liebevolle Verständnis, die unermüdliche Gedankenarbeit, die opferwillige Hilfsbereitschaft aller Kreise und Stände. Das Aktionskomitee darf wohl als Symbol für das Zusammenarbeiten der verschiedenen Richtungen und Parteien aufgefaßt werden, es mag der Ausgangs- und Mittelpunkt der Bewegung sein; aber es wäre unverständig, ihm die Bewältigung der ganzen ungeheuren Arbeit zuzumuten. L. Ragaz.

Das genauere **Programm der journée chrétienne-sociale internationale de Besançon** am 16. Juni lautet: Vormittags 8½ Uhr: I. Quels sont les postulats du christianisme social dans les domaines a) des droits civiques, b) de la morale sociale, c) de l'économie sociale et industrielle. II. A la lumière de quels principes le christianisme social doit-il juger les conflits entre le capital et le travail et la question du syndicalisme professionnel? Die Diskussion wird eingeleitet mit einem Referat von Großrat A. de Morsier aus Genf. Nachmittags 2 Uhr: Par quels moyens pratiques les chrétiens sociaux peuvent-ils travailler à la réalisation des principes posés précédemment? Abends 8¼ Uhr: Constitution d'une fédération internationale des groupes chrétiens-sociaux protestants.

An der vorangehenden Versammlung der association protestante pour l'étude pratique des questions sociales, vom 14. und 15. Juni spricht der Nationalökonom Ch. Gide über: Le contrat du travail et les modifications qu'il comporte, der Soziologe Professor Gaston Richard über: De l'objet et de la méthode de l'éducation sociale und Ed. Fuster über: Conceptions françaises et allemandes de la Prévoyance sociale. Die Festpredigt hält Pfarrer Quiévreux.

Zum Teil leider kollidierend mit vorgenannter Veranstaltung findet die Jahresversammlung der **Schweizerischen Predigergesellschaft** in Zürich statt. Das Programm lautet: Montag, 13. Juni abends 8 Uhr: Festgottesdienst im Großmünster. Predigt von Pfarrer Kutter. Dienstag, 14. Juni in der St. Peterskirche: Eröffnungsrede des Präsidenten Dekan Ganz. Thema: Inwiefern sind die neutestamentlichen Vorstellungen von außerbiblischen Religionen beeinflußt? Referat von Prof. A. Meyer in Zürich, Korreferat von Pfarrer M. Rüetschi in Stettlen bei Bern. Abends 8 Uhr: Konzert in der St. Jakobskirche. Mittwoch, 15. Juni in der St. Peterskirche: Alkoholismus und Seelsorge. Referat von Pfarrer R. Pestalozzi in St. Gallen, Korreferate von Pfarrer Raccaud in Aubonne und Pfarrer Graf in Schwellbrunn.

**Haushaltungsbudgets.** Dem Bericht der Allgemeinen Armenpflege in Basel hat der Sekretär F. Keller eine Studie „Vier Haushaltungsbudgets" beigegeben. Es sind vier durchaus tüchtige und solide, über dem Durchschnitt stehende Familien, deren Einnahmen und Ausgaben rubriziert werden; die Details, auf die wir hier nicht eingehen können, enthalten manches Interessante. Besondere Beachtung verdienen folgende Tatsachen: Die Verteurung der Lebensmittel verursacht seit 1906 der ersten Familie (7 Personen) eine jährliche Mehrausgabe von Fr. 146.—, der zweiten (11 Personen) Fr. 208.—, der vierten (8 Personen) Fr. 127.—. Der durchschnittliche Aufwand an Lebensmitteln beträgt auf den Kopf pro Tag, wenig gerechnet, 55 Cts.; für Wohnung hat eine 6köpfige Familie doch Fr. 360.—, also 1 Fr. pro Tag zu rechnen, ebenso viel für Kleidung. Das heißt, daß ein Mann, der im Tag Fr. 5.— verdient, auch bei größter Sparsamkeit und Verzicht auf alles Vergnügen eine Familie mit 4 Kindern nicht durchzubringen vermag; bei den Ansätzen von Armensekretär Keller ergibt sich ein tägliches Defizit von mindestens 30 Cts. an den Arbeitstagen; dasselbe muß nebst dem ganzen Bedarf der Sonn- und Feiertage durch Nebenverdienst aufgebracht werden. Das will sagen: je größer die Familie ist, je notwendiger die Frau zu Hause wäre, umso mehr ist sie gezwungen, auf Verdienst auszugehen; wie es mit dem Verdienst aus Heimarbeit steht, ist uns ja letzten Herbst gezeigt worden. Wer da schwere Probleme nicht nur für die physische, sondern ebenso sehr für die sittliche Gesundheit unseres Volkes nicht empfindet, dem ist überhaupt nicht zu helfen. L.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Will Gott das Uebel?

Nicht ein theoretisches Interesse ist es, das uns zur Besprechung der Frage „Will Gott das Uebel?“ reizt, sondern einem praktischen Lebensinteresse möchten wir dienen, einer Stimmung Ausdruck geben, die uns heute immer unverkennbarer aus allen Kreisen entgegenkommt, wo viel gelitten wird. Immer weniger ist man heute nämlich geneigt, in dumpfer Resignation sich unter die Last eines unverstandenen Daseins zu beugen und sich von den Rädern der Trübsal zermalmen zu lassen. Nicht als ob wir als ein nervöses und verzärteltes Geschlecht leidensscheu geworden wären — nein, nicht wahr, wir wollen schon leiden, nur betäuben lassen wollen wir uns nicht mehr und wäre es mit angeblich christlichen Trostgründen; denn wir sind nicht dazu da um beständig in der Narkose zu liegen, sondern um zu leben, klar und bewußt. Lieber noch doppelten Schmerz als jene dumpfe Resignation, jenes willenlose sich ducken unter einen unverstandenen Schicksalswillen, wie es uns als christliche Ergebung immer wieder zugemutet wird — das wollen wir nicht mehr! Alles — nur nicht verkümmern! Es soll wieder Licht und Sinn und Sieg in unser Leiden kommen, dann wollen wir es gerne tragen. — Das ist die Stimmung der wir mit unsern Darlegungen dienen möchten.

Es handelt sich darum für uns auch nicht um jene bekannte Frage, ob und wie es möglich sei, angesichts der furchtbaren Leiden unter den Menschen an das Dasein eines liebenden Vatergottes zu glauben, um die Frage, wie sich die beiden Tatsachen Gott und Uebel mit einander reimen lassen; denn unseres Erachtens hat sich uns Gott in Christo nicht dazu gegeben, daß wir ihn nun als eine starre Größe mit allen möglichen andern vorhandenen angeblich unveränderlichen Größen reimen, sondern damit alle möglichen Dinge auf Erden durch ihn anders würden, und wären es so alte Tatsachen wie das Uebel und unsere Stellung zu ihm. Auch wird man Gottes niemals auf dem Wege des Beweises gewiß, das wäre eine recht wankende, weil bloß abgeleitete Gewißheit: Nur unserm unmittelbaren Erleben ist er zugänglich. So steht uns denn Gott als die Tatsache unseres Lebens

nicht in Frage, wir gehen vielmehr von ihm aus. — Auch ist es gewiß nicht nötig, daß wir Worte verlieren über das, was wir unter Uebel verstehen; denn es versteht sich von selber, daß wir dabei nicht an das Böse denken, an die Schuld, sondern an die natürlichen Hemmungserscheinungen des menschlichen Lebens, von denen allerdings das Böse eine der häufigsten und wichtigsten Ursachen ist, wenn nicht am Ende gar die Ursache schlechthin.

I.

Treten wir ohne weitere Umschweife auf unsere Untersuchung ein. Will Gott das Uebel? Die bloße Aufstellung dieser Frage mag einen christlich gesinnten Menschen befremden; denn es wird damit etwas in Frage gestellt, was im allgemeinen dem Christen durchaus nicht in Frage steht, ist doch der Satz: „Gott will und schickt das Uebel, man muß es nehmen aus seiner Hand“ geradezu eine der meistgebrauchten christlichen Wendungen. Was sollte der Christ an Krankenbetten sagen, wenn er sie nicht mehr brauchen dürfte, ob es uns auch nicht bewiesen ist, daß wir als Christen an Krankenbetten unter allen Umständen solche Dinge sagen müssen. Doch scheinen die Zeugnisse der Schrift, des Gewissens und der Erfahrung unsere Frage so einhellig zu bejahen, daß es Torheit scheint sie nur aufzustellen.

So wollen wir denn zunächst diese landläufige christliche Auffassung unbefangen zu ihrem ungeschmälerten Rechte kommen lassen. Das Uebel kommt von Gott, also will Gott das Uebel, das bezeugt uns vor allem die heilige Schrift, die oberste Autorität des Christen in Glaubenssachen. Schon auf einem der ersten Blätter der Schrift spricht Gott die Worte zu Eva: „Ich will dir viel Schmerzen schaffen“ und zu Adam: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du sein Brot essen.“ Schon dies eine Beispiel enthebt uns der Mühe, all die furchtbaren Uebel, welche Gott im alten und im neuen Testamente verhängt oder verhängen will, einzeln namhaft zu machen, von der Sündflut an bis auf die schrecklichen Katastrophen, von denen die Offenbarung erzählt. Wenn es in Jes. 45, 7 von Gott heißt: „Der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Uebel,“ so könnte unsere Frage gar nicht deutlicher beantwortet werden. Und wenn wir endlich fragen, warum der Heiland das größte Uebel auf sich genommen, das sich denken läßt, das Kreuz, so ist die einzig schlechthin zutreffende Antwort die: weil Gott es wollte; das geht mit aller Deutlichkeit aus der Szene in Gethsemane hervor: „Vater nicht wie ich will, sondern wie du willst.“

Und diese Aussagen der Schrift werden vom christlichen Gewissen aufs genaueste bestätigt. Und zwar sagt uns dieses nicht bloß: „Gott will das Uebel,“ sondern mehr noch: „es ist recht, daß Gott das Uebel will; denn es ist die Strafe für die menschlichen Uebertretungen.“ Das Uebel ist kein bloßes Unglück — es ist die not=

wendige Folge unseres Abfalls von Gott. Mag der Zusammenhang zwischen Sünde und Uebel nun ein direkter oder ein indirekter, ein durchsichtiger oder ein undurchsichtiger sein, eines steht dem christlichen Gewissen unumstößlich fest: dieser Zusammenhang ist da; ohne die Sünde hätte das Uebel niemals seinen grauenvollen Siegeszug durch die Menschheitsgeschichte antreten können.

Wer so das Uebel als heilsame Züchtigung aus der Hand des Vaters annimmt und reuig und gläubig zu ihm zurückkehrt, der wird Erfahrungen machen, die ihn vollends zur Erkenntnis führen, daß Gott das Uebel wolle; denn es wird klar, daß das Uebel das große Erziehungsmittel Gottes ist, ohne das wir in Trägheit versumpfen und verfaulen würden. Stetes Wohlsein macht feig und weichlich. Die Höhen des Menschendaseins sind darum nicht dort zu suchen, wo nicht gelitten wird. Widerstände bringen unsere Kräfte zur Entfaltung, Stürme sollen uns jauchzen lehren. Darum, wenn es dir schlecht geht, wenn Leid auf Leid und Not auf Not sich häuft, dann sage zu deinem Herzen: jetzt kommt es gut, Gott muß mich sehr lieb haben, daß er mich also züchtigt. Und hier befinden wir uns auf dem Boden, auf welchem jene herrlichsten Blüten und reifsten Früchte christlicher Erfahrung gewachsen sind, die in Worten Ausdruck finden wie: „denen die Gott lieben müssen, alle Dinge zum besten dienen“, wo wir mit dem Apostel triumphieren können: „wir rühmen uns der Trübsale“, wo demnach das Uebel seinen Charakter als Uebel im letzten Grunde verliert und sich nach seinem innersten Wesen offenbart als ein Gut und damit ist die göttliche Urheberschaft des Uebels — so scheint es — vollends erwiesen: denn Gott als das höchste Gut kann nichts schaffen, als was seinerseits wieder ein Gut wäre. So steht es dem Frommen unumstößlich fest: Gott will das Uebel.

## II.

Aber damit sind wir auch bei dem Punkte angelangt, wo die Beweisführung in ihr Gegenteil umzuschlagen beginnt; denn mit dem Satze, der uns die göttliche Urheberschaft des Uebels unwiderleglich zu beweisen schien, mit dem Satze nämlich: „Gott als das höchste Gut kann nichts anderes wollen, als was seinerseits wieder ein Gut wäre“ — kann man ebenso gut das Gegenteil beweisen, nämlich: daß Gott das Uebel nicht wolle. Gott kann nichts anderes schaffen als was ein Gut ist, was heißt das anderes, als daß er letztlich kein Uebel schaffen kann. Wie sollten diejenigen Absichten des Daseins, die nach Aufhebung des Lebens zielen, letztlich ihren Grund haben in Gott, der doch ein Gott des Lebens ist? Bevor wir an die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches — denn nur um einen solchen handelt es sich — herantreten, so wollen wir zunächst einmal den Gegensatz klar herausarbeiten und so, wie wir soeben aufs unbefangenste die Bejahung unseres Themas haben zu Worte kommen lassen, so wollen wir nun auch seine Verneinung begründen.

Gott will das Uebel nicht. Schauen wir einmal mit dieser Brille in die hl. Schrift, so werden wir bald bemerken, daß hier nicht alles so eindeutig ist, wie es zu Anfang scheinen konnte. Erscheint Gott nicht in der ganzen Schrift als ein Gott des Lebens, als Erlösergott, dessen Absichten auf das Heil des Menschengeschlechtes gerichtet sind? Ist nicht gerade das der Leitgedanke der ganzen biblischen Heilsgeschichte von Anfang an: das Nichtwollen Gottes des Uebels, die Erlösung der Menschen aus aller Dunkelheit und aller Not? Wie ein roter Faden zieht sich die Verheißung und mit der Verheißung die schon wirksame gnädige Führung des Gottesvolkes durch die ganze hl. Schrift, also, daß wir spüren, daß in der Schrift der Schwerpunkt nicht liegt auf dem Satze: Gott will das Uebel, sondern auf seinem Gegenteil, Gott will es nicht. Wie wundervoll ist es zu sehen, wie Gott seine schützende Hand über seine Knechte reckt, selbst wenn sie gefehlt, wie er seines Volkes nicht vergißt, selbst wenn es seiner gänzlich vergessen. Denken wir an die Verheißungen bei den Propheten, an die herrlichen Trostsprüche des zweiten Jesaja: „Die auf den Herrn harren kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden“, oder „das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen“ und wie die Trost- und Siegesworte alle heißen. Und im neuen Testamente tönen uns diese Akkorde erst recht entgegen. Mit Seligpreisungen fängt Jesus an zu wirken auf Erden, mit der Verheißung seiner ewigen tröstlichen Gegenwart hört er auf. Frohbotschaft bringt sein Kommen. Mühselige und Beladene — er vertröstet sie nicht auf ein besseres Jenseits; bei ihm werden sie ihrer Bürde ledig, Zöllner und Sünder — bei ihm werden sie vom Himmelreich umfangen; Blinde werden sehend, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Arme reich, die Dämonen fliehen entsetzt in die Schweine bei Jesu Kommen, ja selbst der letzte Feind, der Tod, läßt seine Beute fahren, wenn es der Heiland gebeut und was der Dichter als der Uebel größtes bezeichnet: die Schuld, vor seinem Gnadenblick wird es zunichte. „Erlöse uns von dem Uebel“, in dieser Bitte gipfelt das Gebet des Herrn. Ich meine, wenn eines, so wird uns das bei Jesus klar, daß er ein Heiland ist, ein Heilender, der Arzt schlechthin, vor dem das Uebel auf der ganzen Linie weichen muß, dergestalt, wenn einst seine Zwecke werden verwirklicht, sein Reich wird vollendet sein, daß alsdann ein Zustand wird verwirklicht sein, den das Wort Seligkeit nur unvollkommen bezeichnet, ein Zustand, wo es kein Uebel mehr gibt, wo kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz mehr sein wird, keine Tränen, wo auch der Tod überwunden ist, und wo alsdann Gott sein wird alles in allem, er, die Harmonie aller Harmonieen, er, alles Lebens Leben.

Soweit die Schrift — aber auch das fromme Gewissen, warnt es uns nicht davor, Gott zum Urheber unserer Not zu machen,

auch dort, wo es sich bloß um natürliche Uebel handelt, wie Alter, Tod, natürliche Katastrophen u. drgl., da selbst diese Uebel ihre grauenvolle Dunkelheit verlören, wenn die Menschheit ein großes Volk des lebendigen Gottes wäre, unter sich in ächter Jesusliebe verbunden. Wie mächtig würde da das Leben des Geistes pulsieren und alle Wunden schließen, ganz zu schweigen von denjenigen Uebeln, bei denen der Zusammenhang mit der menschlichen Schuld offenkundig ist, und dazu rechnen wir vor allem das soziale Elend in allen seinen Formen, Alkoholismus, Krieg u. drgl. inbegriffen. Nicht demütige Ergebung, sondern Rebellion gegen Gottes heiligen Gnadenwillen unter dem Scheine der Frömmigkeit ist es, zu tun, als ob Gott diese schauerlichen Dinge wolle.

Und endlich wollen wir hören, was die praktische Erfahrung uns lehrt. Während der Satz: Gott schickt die Trübsale, man muß sie nehmen aus seiner Hand, auf den Lippen des Frommen in Trübsalszeiten der gewöhnliche ist, wenn dieser Satz schon häufig keine Herzens- sondern eine traditionelle Verstandeswahrheit zu deutsch eine Phrase ist, so überrascht uns doch dann und wann, bei allzu schweren Erfahrungen, bei bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Leiden, unter deren Last die physische und sittliche Kraft des Menschen einfach zusammenbricht, gelegentlich die Aeußerung eines unmittelbaren Empfindens: nein, das kann Gott nicht wollen! Wir haben sicher alle schon solche Aeußerungen auf den Lippen sehr frommer Leute getroffen, die damit keineswegs etwa ihrer Ungeduld oder ihrem Unglauben Ausdruck geben wollten. Es war ihnen vielmehr ein religiöses Bedürfnis Gott von der grauenvollen Urheberschaft solchen Elends zu entlasten; Glaube und Vertrauen zum Vater im Himmel fiel ihnen leichter, wenn sie wissen konnten: er will solches nicht.

Solche Ueberlegungen drängen sich aber vollends auf, wenn es sich nicht handelt um vereinzeltes, sondern um massenhaftes, um soziales Elend. Da im Angesicht des moralischen und physischen Elends, wie es sich etwa in den Armenvierteln großer Städte zusammendrängt, da erstirbt uns das fromme Trostwort auf den bebenden Lippen, das wir sonst wohl so leicht in Bereitschaft hielten: seid geduldig, getröstet euch des seligen Jenseits, murret nicht wider Gott, der euch solches alles schickt; da vergeht uns alle Lust solches Elend erklären oder gar mit dem gnädigen Gotte reimen zu wollen — da übermannt uns vielmehr das Weh über solche Not und alle Stimmen unserer Seele vereinigen sich zu dem Schrei: hier muß geholfen werden, hier mußt du selber, hier müssen alle helfen und zusammenstehen, daß es anders werde. Nein, Gott will nicht solchen Jammer, sondern wenn es im Himmel und auf Erden etwas gewisses gibt, so ist es das: Gott will, hier soll geholfen werden. Angesichts der Größe menschlichen Elends da zerflattern vorläufig auch alle Spekulationen über den moralischen Ursprung des Uebels und die daraus allenfalls erwachsenden Gelüste dem unter der Ueberlast des physischen Elends allerdings oft auch

moralisch zusammengebrochenen Elenden Strafpredigten zu halten und ihm Vorstellungen zu machen über seine Liederlichkeit und über die Selbstverschuldung seines Zustandes, oder ihm zu den übergroßen Lasten, die er schon trägt, auch noch die Last einer bloß geforderten religiösen Buße und Bekehrung zuzumuten. Wir fangen an zu merken, wie verkehrt die Juden und die Jünger dachten, wenn sie meinten, individuelles Elend habe immer auch seine Ursache in entsprechender individueller Verschuldung, und daß der Heiland recht hat, wenn er solche Verblendung zerstört mit dem tiefen, tapfern Wort: „weder dieser hat gesündigt, noch seine Eltern, daß er blind geboren ist, sondern auf daß die Werke Gottes offenbar würden.“ Die Werke Gottes aber sind Werke des Heils, der Erlösung und Heilung innen wie außen; zu merken fangen wir an, daß über der individuellen Verschuldung sich durch die Generationen hindurch eine immer größer werdende gemeinschaftliche, menschheitliche Verschuldung wölbt, unter deren furchtbarem Drucke unzählige physisch und moralisch zu Grunde gehen müssen, eine Verschuldung, für die diese blutigen aber schuldlosen Opfer eine gräßliche Sühne repräsentieren, zu merken, daß die Schuld an solchem Elend weder auf Gott, noch auf Naturnotwendigkeiten noch auf den Einzelnen, sondern auf die Menschheit als solche zurückfällt, die Menschheit, die nicht ein totes Abstraktum, sondern eine lebendige Einheit ist, in der das Tun des einen für den anderen Folgen hat, die Menschheit, die sich in ihrer Verblendung jenes stellvertretende Sühnopfer, von dem wir geredet, immer noch gefallen läßt zu ihrem Verderben. Zu merken fangen wir an, daß es eine von der menschlichen Trägheit und Selbstsucht ersonnene Lüge ist, zu behaupten Armut und Elend seien von Gott geordnete Naturnotwendigkeiten, gegen die nun einmal nichts auszurichten sei, die man wohl kasernieren und reglementieren aber nicht heben könne, sondern wir spüren, daß es anders werden könnte, wenn Gott aus einem nichtigen Begriffsgötzen wieder das würde, was er in Wahrheit ist, der durch alle Herzen flutende, alle Vielheit zur Einheit umschmelzende, alle Trennungs- und Verdammungsgelüste aus dem Herzen tilgende Geist der Solidarität, die Kraft, welche den Himmel auf die Erde schüttet und die Erde zum Himmel erhebt und verklärt. Zu spüren fangen wir an, daß in solcher Kraft das Evangelium wieder das würde, was es zu Anfang war, nämlich ein Evangelium der Armen, in dem diese Schwachen, hineingenommen in den Kreis und die Atmosphäre einer allgemeinen menschheitlichen Solidarität, wieder zu Leben, Kraft und Hoffnung und eben damit wieder zu moralischer Gesundung erwachen könnten. Merken würden wir endlich, daß Gott nur darum so namenloses Leid zuläßt, weil dessen gellender, durchdringender Schrei der einzig mögliche Weckruf ist, die Menschheit aus ihrem Todesschlafe zu schrecken, weil in ihm die nicht überhörbare Aufforderung liegt zum radikalen Kampf gegen das Elend in jeder Form, einem Kampfe in dem Gott selber sich aufmacht gegen seinen Widerpart, den bösen Feind

mit seinem ganzen Gefolge, unter dem das Uebel hervorragt durch seine Schrecken.

Und wenn heute der gedrückte Teil der Menschheit sich nicht mehr will betören lassen durch falschen christlichen Trost und Hinweis auf das Jenseits, sondern sich auf sich selber besinnt und sich zusammenschließt, um in gemeinsamem Kampfe die in falscher Geduld allzu lange getragenen Lasten von sich zu schütteln, wie sollten wir da als Jünger Jesu nicht frohlocken und merken, daß Gott mit ihnen ist, und mag auch viel Schuld und Unrecht in die gute Sache sich mischen, was hat das zu bedeuten, angesichts der Bergeslasten von Unrecht, die der besitzende Teil der Menschheit auf sich geladen hat, dadurch, daß er es so weit hat kommen lassen. Wohl sind Ungezählte noch aufs warten angewiesen; wegblasen läßt sich das Elend nicht; aber nun ist's ein anderes warten, da man weiß, es geht dem Sieg entgegen, da Hoffnung, Gewißheit und Tatendrang die Geduld verklärt.

Ja, es ist so, Gott will das Uebel nicht, sondern er will, daß es überwunden werde; aber er schafft es nicht so ab, daß wir nichts dabei zu tun hätten. Das Uebel wird nicht aufhören resp. seine Bitterkeit verlieren, sondern im Gegenteil immer grauenvollere Dimensionen annehmen, bis angesichts seiner Schrecken die ganze Menschheit sich aufrafft, sich hineinstellt in den göttlichen Heilswillen und kraft dieses weltüberwindenden Gotteswillens selber den Sieg über die Not erringen wird. Wenn Gott einst alles in allem sein, wenn er allein durch alle Herzen fluten wird, alle Menschen zu einem Gedanken, einem Willen, einer Kraft, einer Hoffnung, einer Liebe verbindend unter einem Haupte Jesus Christus, dann wird das Uebel so wenig Raum haben in der Welt wie Sünde und Schuld, und der Tod wird für alle verschlungen sein in den Sieg. So will Gott das Uebel nicht, sondern will, daß allen Menschen geholfen werde.

## III.

So haben wir die beiden Sätze „Gott will das Uebel" und „Gott will das Uebel nicht" begründet und aufs schärfste geschliffen einander gegenübergestellt. Bei der rein begrifflichen Lösung dieses scheinbaren Widerspruches wollen wir uns nicht lange verweilen. Sie liegt in dem Doppelcharakter des Uebels. Das Uebel steht auf der Schwelle zwischen Leben und Tod. Auf der einen Seite dient es noch dem Leben und ist eine Aeußerung desselben. Schmerz empfindet nur was lebt. Für den Leichnam hat jede Not ein Ende, und eben das ist seine größte Not. Schmerz und Uebel sind der Warnungsschrei des Lebens. Tut es uns irgendwo am Körper weh, dann heißt das: paß auf, hier ist dein Leben gefährdet! Der Hunger meldet uns mit unbestechlicher Treue, wann es gilt, zur Erhaltung des Lebens Nahrung einzunehmen. Das soziale Elend ruft den Menschen ins Gewissen: ihr seid von der Liebe abgefallen — kehrt wieder zurück! So liegt im Leiden die schwer überhörbare Aufforderung gegen die andrängen=

den Todesmächte anzukämpfen. In diesem Sinne kann man sagen Gott wolle das Uebel; er will es als ein Mittel im Dienste des Lebens.

Aber nun hat das Uebel noch ein anderes, dem Tode zugewandtes Angesicht. Es ist nicht nur ein Schrei des Lebens, sondern auch ein Vorbote des Todes. Es steht mit einem Fuß im Grabe. Nicht immer nämlich hat der Warnungsschrei Erfolg; oft ist der Angriff des Todes zu wuchtig, als daß ihm das Leben erfolgreichen Widerstand zu leisten vermöchte; hilflos bricht das Leben in sich selber zusammen und wird eine Beute des Todes. In diesem Sinne, als ein bleibendes, absolutes, kann Gott das Uebel nicht wollen.

Gott will das Uebel nicht als Selbstzweck, aber er will es als Mittel zum Zweck. Nicht will er es als solches, aber er will es, weil er das Böse nicht will. Sein erster Wille ist, daß es nicht sei, sein zweiter, daß es sei und sein dritter wieder, daß es nicht sei: „Gott will das Uebel“ ist eine bedingte Wahrheit, „Gott will es nicht“ eine unbedingte. Gott kann das Uebel wollen als ein relatives, aber als absolutes will er es nicht.

Doch mehr als auf eine begriffliche Lösung des genannten Widerspruchs kommt es uns auf die praktisch religiösen Stimmungen an, die sich aus jenen beiden Sätzen ergeben, je nachdem man den Hauptton mehr auf den einen oder auf den andern legt. Davon wollen wir zum Schluß noch im Zusammenhange handeln.

## IV.

Das landläufige Christentum legt, wie wir sahen, den Hauptton auf den Satz „Gott will das Uebel“. Daraus ergibt sich für den Frommen eine vorwiegend passive Haltung dem Uebel gegenüber. Geduld und Ergebung, passives sich schicken ins Unvermeidliche, das werden die vornehmsten Heilmittel sein, welche ein solches Christentum gegen jede Form des Uebels anzupreisen hat. Auch dort, wo dieses Christentum Wohltätigkeit übt, geschieht es mehr, um einem Gebote des Heilandes demütig sich unterzuordnen, freudig die Last des Kreuzes zu tragen und damit auf den Tod und auf die ewige Seligkeit sich vorzubereiten, als um dem Elend wirklich und gründlich zu steuern. Es ist ja klar, daß, wenn Gott das Uebel wirklich will, wenn es seine Absicht ist, die Menschen wirklich und endgültig, wenigstens solange sie auf der Erde sind, zur Vorbereitung auf die ewige Seligkeit im Elende zu lassen, dann wäre es nicht nur frevelhaft, seinem heiligen Willen in die Arme zu fallen, indem man dem Uebel steuert und wehrt, dann wäre es auch nicht bloß Pflicht, sich gerne und demütig in jede Not zu schicken, dann legt sich vielmehr der Gedanke recht nahe, wenn das Uebel doch schlechterdings gut und gottgewollt ist, ob es alsdann nicht geboten wäre, es sich selber anzutun, ein armes Leben in Mühsal und Entbehrung freiwillig zu wählen, ja seinen Leib zu geißeln und mit allerlei Qualen zu foltern, wie die Mönche es taten. Es beruht diese Auffassung auf einer ganz ausschließlichen Schätzung der innern

Werte und einer oft recht verhängnisvollen Geringschätzung der äußern: Weltflucht und Abgeschiedenheit, bewußte Pflege des Innenlebens und Beschaulichkeit entsprechen dieser Stimmung. Und nun geben wir rundweg zu, daß diese Stimmung dort, wo sie in gutem Treuen gepflegt wird und getragen ist von fröhlicher Einfalt, wunderbare Blüten eines edlen und reinen Lebens hervorbringen kann, eine Innerlichkeit und Vertiefung, die unserer so sehr aufs äußerliche gerichteten Zeit immer wieder nottut. Wir wollen nicht verkennen, daß eine solche Haltung zu bestimmten Zeiten und für bestimmte Menschen und Situationen die einzig richtige ist; denn es gibt Lagen, wo das Uebel einfach da ist und nicht weggeschafft werden kann. Gerade all die natürlichen Uebel wie Alter, Krankheit, Unglücksfälle und drgl., sie werden nicht aufhören, solange es keine neue Erde gibt. Da wollen wir das Uebel tragen in Besinnung auf uns selber und im Bewußtsein, daß wir letztlich einer göttlichen Welt angehören, an die kein Leiden heranreicht. Aber hier schon müssen wir anmerken, daß Geduld und Ergebung von Stumpfheit und Resignation sich nur in dem Maße unterscheiden, als auch in ihnen schon ein tätiges Element enthalten ist. Nur durch Kampf und innere Arbeit gelangt man zu einer Ergebung, die wirklich christlich genannt zu werden verdient. Aber da die meisten Menschen lieber das Aergste über sich ergehen lassen, als innerlich zu arbeiten, so ist es das gewöhnliche, daß man Ergebung sagt, wo Resignation, Geduld, wo Stumpfheit die richtige Bezeichnung wäre. Es können sich hohe Grade von Tapferheit mit dieser Haltung verbinden, aber christlich ist sie nicht; es ist vielmehr die Art, wie die Heiden das Leiden erduldeten. So ist denn auch das Kreuz des Heilandes etwas ganz anderes, als was wir unter dem Ausdruck „Kreuz" verstehen, den wir für jedes beliebige Unglück gebrauchen. Für Jesus war das Kreuz eine freie sittliche Tat.

So muß denn gesagt werden, daß jene Haltung, die in frommer Ergebung ihre Triumphe feiert, zwar in vielen Situationen des einzelnen wie des sozialen Lebens die gegebene sein mag, aber durchaus nicht in allen, ja, daß sie in ihrer Einseitigkeit geradezu zu einer Gefahr für das Leben werden kann.

Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, daß der Schwerpunkt auf die Verneinung unseres Themas fallen muß: Gott will das Uebel nicht. Dies ist sein erster, aber es ist auch sein letzter Wille; nur sein zweiter lautet, daß er es wolle. Darum tut es not, daß das erste lauter betont und der Menschheit tiefer ins Herz geprägt werde als das erste. Mit der Verneinung des Themas verbindet sich aber eine andere praktische Stimmung als mit der Bejahung; denn wenn Gott das Uebel letztlich nicht will, so ist es klar, daß auch wir es nicht wollen, daß wir vielmehr mit aller Energie dagegen kämpfen sollen; nicht so natürlich, daß wir ungeduldig werden, murren und strampeln, das wäre das Gegenteil von Kampf; aber auch nicht so, daß wir es dumpf über uns ergehen lassen im Sinne jener oft gehörten Worte:

„Man muß es eben ertragen, was will man anders, es wird so sein müssen;“ oder endlich so, daß wir uns bloß auf das bessere Jenseits vertrösten. Vielmehr werden wir uns durch das Leiden in die Erkenntnis führen lassen, daß uns in Gott schon jetzt ein ewiges Leben gegeben ist, über das Not und Tod keine Macht haben, ein ewiges Leben, das aber nur in der Liebe, in der Gemeinschaft mit den Brüdern verwirklicht werden kann. Keine private Seligkeit werden wir suchen, sondern in der Arbeit für Gott und für die Menschen, in der Teilnahme an den Leiden und Nöten der Menschheit, aber auch an den großen Hoffnungen, die uns für sie aus unserer Gottesgewißheit erwachsen, werden wir unsre Seligkeit schaffen. Ins Kämmerlein wollen wir gehen, nicht um schließlich ganz drin liegen zu bleiben und am Ende gar noch einzuschlafen, sondern um zu gegebener Stunde seine Türen wieder zu öffnen und die Kräfte, die wir dort empfangen haben, hinauszutragen in eine Welt, die ihrer so dringend bedarf.

Sonst kommt es dann, wie wir es heute erleben müssen, daß, wenn der gedrückte Teil der Menschheit sich erhebt, um durch Aenderung der wirtschaftlichen Zustände dem sozialen Elend die Quelle abzugraben, die Christenheit entrüstet aufsteht und gegen Umsturz und Begehrlichkeit zu predigen und vom Segen der Trübsal und der Gefährlichkeit der äußern Güter und von der ewigen Seligkeit zu reden beginnt. Als ob es nicht höchste Zeit wäre, daß man endlich abschafft, was einem großen Teil der Menschheit zu Tod und Verderben gereicht, als ob die christliche Liebe sich nur darauf beschränken dürfte, die zermalmten Existenzen auf der Straße zusammenzulesen und zu verbinden, wenn sie nur ja nicht die Ursachen dieser Not, das bestehende System selber antastet, das wäre Umsturz und gottlose Begehrlichkeit. Daß der einzelne aller erlaubten Mittel sich bediene, seine äußere Lage zu bessern, daß jede andere politische Partei sich zusammenschließt zur Wahrung ihrer Interessen, dagegen wird nichts eingewandt; wenn dagegen die Arbeiterschaft sich organisiert zum Kampf um ihre Existenz, dann ist das plötzlich gottlos. Dann predigt man: Gott will das Uebel, traget es in Geduld, das äußere tut es nicht! Als ob Gottergebenheit, Vertrauen, Glaube, Geduld sich nicht mit dem entschlossensten Kampf gegen eigene und fremde Not verbinden könnte und sollte, als ob Zufriedenheit um jeden Preis oberste Christenpflicht wäre. Als ob nicht gerade jene zufriedenen, gottergebenen Seelen in die vordersten Reihen des sozialen Kampfes gehörten. Als ob Glauben und Vertrauen nur dort wären, wo man nicht kämpft. So verkehrt ein Kampf ist ohne Ruhe im Herzen, ohne Gewißheit seiner selbst, ein Kampf der nur Kampf wäre, ebenso verkehrt wäre eine Ruhe, die nichts als Ruhe wäre; sie verdiente Trägheit genannt zu werden. Darum muß sich mit der Ueberzeugung: „Gott will das Uebel“ die noch viel stärkere verbinden: er will es nicht. Aus der ersteren soll die Ruhe fließen, aus der zweiten aber die Kraft. So weit haben wir Christen es durch die einseitige Betonung des Satzes: „Gott will

das Uebel" gebracht, daß heute Tausende mit psychologischer Notwendigkeit mit dem Prädikat dieses Satzes auch gleich das Subjekt verwerfen und dem Unglauben in die Arme getrieben werden, weil sie nicht an einen Gott glauben können, der das soziale Elend schlechtweg in der Ordnung findet. Wahrhaftig, sie haben recht! Ihr Unglaube hat einen religiösen Grund. An einen solchen Gott glauben wir auch nicht — denn er ist ein Götze; sondern wir meinen, Gott habe den gewaltigen sozialen Kampf entfacht, seine Lebenskräfte seien es, welche diese Bewegung treiben und endlich zum Siege führen werden. — So wäre es denn besser, statt gegen den Unglauben der Menge zu eifern, einmal über die Ursachen dieses Unglaubens nachzudenken; da würde sich's weisen, daß wir Christen selber nicht die geringste dieser Ursachen sind, weil wir den von der sozialen Welle ergriffenen Arbeiter haben glauben machen, dieser Gott, an den er glauben solle, verdamme ihn um seiner sozialistischen Gesinnung willen. Ich glaube unzählige, selbst aus sozialistischen Kreisen, würden sich wieder ein Herz fassen können zum Evangelium, wenn sie aus christlichen Kreisen einmal statt der Strafpredigten im Namen Gottes das schlichte aber deutliche Bekenntnis hörten: der Gott, an den wir als Jünger Jesu glauben, verdammt euch nicht, weil ihr Sozialisten seid, er ist nicht wider euch, er ist für euch; wenn ihr gemeinsames Streben nach Verbesserung der äußern Lage einmal von uns im Namen Gottes in seiner absoluten Berechtigung laut und deutlich und allgemein anerkannt würde und zwar ohne begleitende Ermahnungen — dazu ist für die Kirche der Augenblick schlecht gewählt — und man es am rechten Orte auch wieder zu sagen wagte: Gott will das Uebel nicht!

A. Schädelin.

---

# Ein internationaler Kongress für soziales Christentum.

I.

Wenn der Sozialismus seine Scharen zum internationalen Kongreß zusammenruft, dann kommen sie aus allen Ländern und Erdteilen und es gilt eine große Heerschau. Dem gegenüber nahm sich die internationale Zusammenkunft christlicher Sozialisten in Besançon*) freilich bescheiden aus; aber die Vergleichung drängte sich doch auf. Und wer hoffnungsfreudige Phantasie in die Zukunft schweifen lassen wollte, der konnte sich ausmalen, wie der in Besançon im Kleinen verwirklichte Gedanken sich auswachsen werde zu einem seine Aeste

*) Vergl. die Notizen in Nr. 5 und 6.

über die Erde ausbreitenden Baum und wie einmal in fernen Tagen Menschen, die das Reich Gottes und seines Christus bauen wollten, zusammenkommen würden von Aufgang und Niedergang, um mit einander zu reden und einander die Hand zu reichen zu gemeinsamem Schaffen und Kämpfen. Will die Christenheit nicht im Grunde eine solche Gemeinschaft sein? Und könnte nicht dies ein Weg sein aus der Kirche heraus ins Reich Gottes hinein?

Ein neuer internationaler Kongreß ist freilich nicht für jedermann eine erfreuliche Aussicht und vielleicht hätte der Tag von Besançon das Epitheton „international" noch weglassen können. Aber es lag darin weiter keine Prätension und die ganze Veranstaltung trat sehr anspruchslos auf. Tatsächlich bestehen ja in einer Anzahl von europäischen Ländern: neben der Schweiz in Frankreich, Italien, den Niederlanden, England und den nordischen Ländern, Bewegungen und Vereinigungen von entschlossenen Christen, die ebenso entschlossene Sozialisten oder doch radikale Sozialreformer sind. Es ist auffallend und bedeutsam, wie diese ganz unabhängig von einander entstanden und doch von den gleichen Gedanken getragen, den gleichen Problemen bewegt und dem gleichen Enthusiasmus ergriffen sind. Ihre Hoffnung und Freude ist das Reich Gottes auf Erden, ihr Ausgangspunkt die soziale Bewegung, in der sie Gottes Schaffen ahnen und schauen, ihr Problem die Beziehung zwischen dieser gewaltigen Bewegung, die mit heißer Lebensglut die Gegenwart erfüllt, aber sich im Ganzen abseits von Kirche und Christentum vollzieht und der noch gewaltigeren, noch viel mehr in die Höhe und in die Tiefe reichenden, aber in Erstarrung geratenen, die Christentum heißt.

Um diese Gedanken und Hoffnungen herum hat sich in Nordamerika die Christian Socialist Fellowship (Christlich-sozialistische Gemeinschaft) gebildet. Ihr Organ ist der Christian Socialist (Christliche Sozialist). Ihr Programm ist, die soziale Konsequenz des Evangeliums zu ziehen und zwar praktisch wie theoretisch. Diese erblicken sie in einem undogmatisch verstandenen, aber radikalen Sozialismus. Von der Verbindung zwischen ihm und dem Geist und Willen Jesu erwarten sie das Kommen des Gottesreiches auf Erden. Mit dieser Botschaft wollen sie die Kirchen durchdringen und so die Christenheit zu Christus bekehren. Es herrscht in diesem Kreise, der ziemlich gleichmäßig aus Laien und Pfarrern zusammengesetzt ist, ein beinahe urchristlicher Enthusiasmus, der sich auch in Werken äußert. Zu den tiefsten und erquickendsten Eindrücken meines Lebens gehört die wahrhaft brüderliche Art, wie zwei von uns von einem der Führer dieser Bewegung, freilich einem Menschen von seltener Art, in seiner Familie aufgenommen worden sind, als wir ihn auf unserer Amerikafahrt aufsuchten. Hier spürte man das Wehen eines neuen Geistes, des Geistes, der in unseren Kirchen wohl etwa gepredigt, aber nicht leicht erlebt wird. Den umfassendsten und abgeklärtesten Ausdruck, der doch den starken Enthusiasmus nicht verleugnet, hat dieser Geist in dem schönen Buche

des Professors Rauschenbusch in Rochester (Staat New-York): „Christianity and the social crisis of the present"*) gefunden, das wir schon lange in den Neuen Wegen besprechen wollten und das eine Uebersetzung ins Deutsche vor vielen andern verdiente. Rauschenbusch ist Baptist (Täufer) und das ist kein Zufall; denn es ist das beste Wollen der alten Täufer, das in der neuen Bewegung auflebt. Er steht in inniger Beziehung zu der europäischen, insbesondere der deutschen Theologie und Geistesbewegung überhaupt, verbindet aber damit das Beste der amerikanischen Art. Sein Buch hat in Nordamerika Sensation erregt, wie denn überhaupt der vor einiger Zeit von einem in Behauptungen nicht gerade zurückhaltenden Schriftsteller ausgesprochene Satz: „In Nordamerika (und in England) spricht kein Mensch vom Sozialismus" ins direkte Gegenteil umzukehren ist.

In England nimmt die Bewegung wieder eine etwas andere Gestalt an. Sie spaltet sich hier, der kirchlichen Struktur des Landes entsprechend, in eine staatskirchliche (anglikanische) und freikirchliche (nonkonformistische). Die staatskirchliche hat sich in der Church Socialist Union (Kirchlich-sozialistischen Vereinigung) zusammengeschlossen. Es gehören ihr führende Geister und hochgestellte Geistliche, auch Bischöfe an. Auf dem pananglikanischen Kongreß, der vor einigen Jahren in London stattfand, haben sie ihren Standpunkt mit solcher Kraft und Begeisterung vertreten, daß dadurch in der ganzen Welt Aufsehen erregt wurde. Ihr soziales Programm ist so radikal und staatssozialistisch, daß auch die am weitesten links Stehenden unter den „Religiös-Sozialen" der Schweiz es kaum ohne Vorbehalt unterschreiben würden. Es ist höchst merkwürdig und lehrreich, daß diese sozialistische Bewegung aus Kreisen hervorgegangen ist, die in der Auffassung der Kirche und speziell der Sakramente sich stark dem Katholizismus nähern — und daß sie zuerst auf dem Plan erschienen ist. — In der sozialistischen Bewegung der Freikirchen ist in den letzten Jahren der Pfarrer am City Temple in London, J. R. Campbell, am meisten hervorgetreten. Er ist ein „Bekehrter." Ein Angriff auf den Sozialismus, zu dem er sich verpflichtet glaubte, brachte ihn in Berührung mit diesem und das Ergebnis war, daß er selbst Sozialist und Mitglied des sozialistischen Flügels der „Arbeiterpartei" (Labor party) wurde. Zugleich erlebte er eine andere Bekehrung, eine von der Orthodoxie weg zur sogenannten neuen Theologie (new theology), die, dem katholischen Modernismus nahe verwandt, die Ergebnisse der neuern Bibel- und Dogmenkritik annimmt und sie zu einer neuen Erfassung der Reichsgottespredigt Jesu benutzt. Dazu ist er Mystiker und Theosoph. Sein Einfluß auf die angelsächsische Welt ist groß. Unter seiner Kanzel versammelt sich das bunteste Publikum der Welt: Christen, Juden, Heiden, Protestanten und Katholiken, Gläubige und Atheisten, Angehörige der oberen Klassen

*) „Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart".

und Proletarier, liberale Politiker, Arbeiterführer und Anarchisten. Jeden Donnerstag von zwölf bis ein Uhr strömen zu seiner Predigt die Kaufleute der Londoner City. Seinem Einfluß entspricht auch das Maß der Anfechtung, die ihm zu teil wird. Campbell ist vielleicht nicht ein sehr großer Denker, aber er ist eine leidenschaftlich religiöse Seele.*) Neben ihm kommten besonders noch der Volksmann und Vorkämpfer aller ethischen Bewegungen, Dr. Clifford (übrigens auch ein Pfarrer in London) und der letzthin in den Neuen Wegen besprochene Sylvester Horne in Betracht, die freilich theologisch nicht ganz auf dem Boden Campbells stehen. Aber der religiöse Sozialismus scheint überhaupt die Welle zu sein, die nun über die angelsächsische Welt geht. Sogar ein Bernhard Shaw bekennt sich zu ihm**)

Kommen wir nun zum Kontinent herüber, so finden wir in Holland eine Vereinigung von Pfarrern, die sich nicht nur zum Sozialismus bekennen, sondern auch Mitglieder der dortigen sozialdemokratischen Partei sind. Diese Vereinigung war schon vor dem Auftreten der „Religiös Sozialen" in der Schweiz vorhanden. Ihr Führer ist der Pfarrer Bakker. Er gehört dem liberalen „Protestantenbund" an, wie denn überhaupt diese Gruppe im Ganzen auf die Seite des Liberalismus zu gehören scheint. Ihre Stellung zum Sozialismus ist aber der unsrigen ganz analog. Eine andere Gruppe scheint bei starker Hinneigung zum Sozialismus sich doch entschieden von der Sozialdemokratie zu sondern, da sie deren religiöse Haltung verabscheut.

In Belgien sammeln sich kleine religiös-sozialistische Kreise um Männer wie Felix de Béthune in Brüssel. Es scheint, daß gerade die in Belgien wirkenden jüngeren Schweizer Pfarrer bei der sozialistischen Arbeiterschaft auffallendes Vertrauen genießen.

In den nordischen Ländern — Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland — stehen die Dinge ähnlich. Wie weit dort schon Organisationen bestehen, weiß ich momentan nicht. Sicher ist, daß bedeutende Gruppen von Pfarrern und Laien sich zum Sozialismus bekennen oder zu ihm hinneigen. Ein Mann wie Fernando Lindtberg in Kopenhagen entspricht in seinem Wollen ziemlich genau unserm De Morsier — mögen sie als Individualitäten auch vielleicht noch so verschieden sein.

In Italien hat sich aus dem Stamm der alten Heldenkirche der Waldenser heraus, die ja zu Beginn auch eine, der franziskanischen verwandte, religiös-soziale Bewegung war, ein frisches Reis entwickelt.

---

*) Das Organ der Campbell'schen Richtung ist der in London erscheinende Christian Commonwealth. Es gibt von Campbell auch ein Buch über das Christentum und die soziale Frage (Christianity and the social order). Guten Aufschluß über sein religiöses und soziales Wollen zugleich geben seine: Thursday mornings in the City temple (am Donnerstag morgen im City-Tempel).

**) Mehr abseits zu stehen scheint Richard Heath, dessen Buch: The captive city of God („Die gefangene Gottesstadt") zu den bedeutsamsten Manifesten des religiösen Sozialismus gehört.

Unter der Führung von G. E. Meille, sammeln sich nun die „Avanguardia“ („Vorhut“). Ihre Position vereinigt Kühnheit und Weite der Gesichtspunkte mit religiöser Tiefe, heiliger Entschlossenheit und italienischen Feuer der Seele. Sie sind ein kleines Häuflein, aber sie hegen große Hoffnungen. Besonders erwarten sie von den tiefgehenden Erneuerungsbewegungen der katholischen Kirche in Italien her einen Zufluß von Kraft. Meille hat in Besançon eine der feinsten und ernstesten Reden gehalten.

Und nun endlich Frankreich selbst! Die französische Bewegung gleicht vielleicht am meisten der nordamerikanischen, besitzt aber doch wieder ihre aus der Vergangenheit und Gegenwart des französischen Protestantismus erwachsene Eigenart. Ihr Prophet ist der verstorbene Thomy Fallot, ein technisch gebildeter Großindustrieller, der Pfarrer wurde und als solcher besonders in Paris ein religiös-soziales Apostolat von höchster Eigenart ausübte. Er genießt in den Kreisen der christlichen Sozialisten Frankreichs eine unbedingte Verehrung; er ist ihr „Meister“ (natürlich nicht der oberste!).*) Die heutigen Führer aber sind: Elie Gounelle und Wilfred Monod, beide jetzt Pfarrer in Paris, Paul Monod in Lille, dazu Paul Passy, Professor der Philologie an der Sorbonne und Sohn des Friedensapostels Frédéric Passy, ein ehemaliger Katholik, und Charles Gide, der berühmte Nationalökonom an der Pariser Universität und Vorkämpfer des Genossenschaftswesens u. a. m. Organe der Bewegung sind: „Le christanisme social“, eine Revue, dazu „L'Avandgarde“, ein kleines, alle Vierteljahre erscheinendes Blatt. Der Arbeit Passy's dienen speziell: „L'Ami“ und „L'Espoir du monde“, kleine, billige Organe der „Evangelisation.“ Um diese Männer und Zeitschriften gruppiert sich ein Kreis von Männern und Frauen, der sicher zur Elite des französischen Protestantismus der Gegenwart gehört. Sie kommen von einer ernsten, positiven Frömmigkeit her, die freilich mit theologischer Freiheit Hand in Hand geht. Wie bei uns, treten übrigens auch in Frankreich die dogmatischen Unterschiede vor neuerer Orientierung zurück. Es ist ergreifend, zu sehen, mit welcher todesmütigen Entschlossenheit diese Enkel der Hugenotten die neue Fahne ergreifen. Sicher lebt in ihnen etwas von dem alten Helden- und Märtyrergeist wieder auf.

Ueberhaupt ist es ja bezeichnend, daß diese Bewegungen vorwiegend auf dem Boden des reformierten Christentums entstanden sind. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man darin eine Wirkung jenes calvinistischen Geistes sieht, der der Ehre Gottes in einer durch sein Gesetz völlig regierten Gemeinschaft Ausdruck geben möchte, im Sinne einer protestantisch verstandenen Theokratie. Wenn das protestantische Christentum Deutschlands trotz all seinen Leistungen in sozialem Denken und Arbeiten doch noch immer eine konservativere Art zeigt,

*) Von seinen Büchern ist besonders bekannt: Le livre de l'action bonne.

so wird daran neben andern Faktoren doch auch Luthers Nachwirkung schuld sein. Allerlei Erscheinungen der letzten Jahre aber lassen uns hoffen, daß auch die lutherische „Freiheit eines Christenmenschen“ bald noch kühner als bisher ihre soziale Konsequenz ziehen werde. Dann mögen die deutsch-lutherische und die angelsächsisch-reformierte Art einander trefflich ergänzen.

Wir wollen zum Abschluß dieser Skizze nur noch fragen, wie diese verschiedenen nationalen Ausgestaltungen des religiösen Sozialismus sich zu den sozialistischen Arbeiterparteien der betreffenden Länder verhalten.

Von den Holländern haben wir berichtet, daß sie Mitglieder der sozialdemokratischen Partei sind. Die nordamerikanische Christian Socialist Fellowship ist ebenfalls ein Glied der sozialistischen Partei ihres Landes. Die englischen christlichen Sozialisten sind dies als Einzelne ebenfalls zum guten Teil, jedenfalls stehen sie im freundlichsten Verhältnis zu ihr. Das letztere ist auch in Italien der Fall. Von den Franzosen ist z. B. Passy Mitglied der Partei, im übrigen scheint es dort schwieriger zu sein, mit dieser in Beziehung zu treten, wenn sich auch manches zum Bessern gewendet hat. Jedenfalls wollen diese Bewegungen und Organisationen nirgends *gegen* die Sozialdemokratie arbeiten (was z. B. noch die Parole des deutschen evangelisch-sozialen Kongresses ist!), sondern *mit* ihr. Der Sozialismus gilt ihnen als selbstverständlich.

Freilich tragen sie formell noch keineswegs überall ein einheitliches Gepräge. Sie sind auf der einen Seite noch mit manchen konservativen Aengstlichkeiten behaftet und auf der andern mit allerlei unreifen utopistischen Ideen. Beides muß abgelegt werden. Aber einheitlich ist der Kern ihres Wollens, der religiöse Ausgangspunkt und Endpunkt, und so ist zu hoffen, daß sich auch das Uebrige so weit einheitlich gestalten werde, als es nötig ist. Glut ist genügend da und sie wird wohl umschmelzen und zusammenschmelzen, was jetzt vielleicht noch fremd nebeneinander steht.

Ueberblickt man dieses neue Leben und Streben (das sich selbstverständlich nicht auf die geschilderten Bewegungen beschränkt), so darf man wohl die Vermutung und Hoffnung wagen, daß hierin eine neue Gestalt des Christentums sich vorbereite.

## II.

Ich habe die Gelegenheit benützt, um endlich die lang versprochene Uebersicht über die religiös-sozialistische Bewegung in aller Welt, wenigstens der protestantischen Welt, zu bringen, wenn nun auch in größerer Kürze, als ursprünglich beabsichtigt war. Nun zu Besançon zurück.

Es ist begreiflich, daß Menschen, die von so großen Hoffnungen ergriffen und damit in so schwere äußere und innere Arbeiten und Kämpfe hineingestellt sind, sich miteinander innerlich verbunden fühlen und sich zu einander sehnen. Religion sucht Gemeinschaft und religiöser

Sozialismus ist eo ipso auch Universalismus. Seine Gedanken sind auf die ganze Erde gerichtet, die ganz Gottes Reich werden soll. So standen denn diese Kreise schon seit längerer Zeit in mannigfaltiger Berührung: durch Literatur, Zeitschriften, Korrespondenz, persönliche Begegnung. Der Tag von Besançon war nur eine Konsequenz dieser Situation. Wir Schweizer insbesondere suchten auf ihm vor allem diese persönliche Berührung. Gerade das Intime daran zog uns hin. So wagten wir es trotz aller Angst wegen unserm Französisch und anderen Bedenken und fuhren durch die Juraschluchten ins „Land der Franken."

Es sind etwa zweihundert Männer und Frauen in der alten, herrlich gelegenen Burgunderstadt erschienen. Die große Mehrzahl bildeten natürlich die Franzosen. Doch waren aus der Schweiz wohl gegen vierzig Teilnehmer da, Männer und Frauen, davon etwa ein Drittel aus der deutschen und zwei Drittel aus der französischen. Aber auch aus Deutschland, Belgien, England, und — wie schon bemerkt — Italien, waren wenigstens einzelne hervorragende Vertreter der Sache gekommen.*) So war das „international" doch nicht bloß ein Wort.

Wir tagten am Ufer des Doubs, in dem protestantischen „Temple", der einst die Kirche des Klosters vom „heiligen Geist" war. Im Angesicht der dräuenden Festungswerke, die rings um die Stadt von den Hügeln und Bergen schauen, berieten wir über das Kommen des Reiches der Liebe und beteten um den Frieden Gottes für die Menschheit. Wo einst die Spieße der alten Schweizerkrieger klirrten, da glaubten ihre Enkel auch dem Vaterland am besten zu dienen, wenn sie mit Brüdern aus andern Völkern darüber berieten, wie das Reich der Gewalt auf Erden aufhören möge. Es lag eine ernste und brüderliche Stimmung auf der Versammlung; sie war erfüllt von dem Bewußtsein, daß für die Christenheit entscheidungsvolle Tage gekommen seien und daß Gott von denen, die ihm heute dienen wollten, ein ganzes Wollen forderte.

Der journée chrétienne sociale internationale ging eine Versammlung der Association pour l'étude pratique des questions sociales**) voraus, die zwei Tage dauerte. Ich konnte wenigstens einen Tag daran teilnehmen und hatte davon großen Gewinn. Vielleicht darf ich auch davon ein wenig erzählen. Es war für mich sehr interessant zu sehen, wie diese Kreise von den gleichen Problemen bewegt sind, die uns in der Schweiz beschäftigen. Wie in den Diskussionen der religiös-sozialen Konferenzen, kam man vom Hundertsten ins Tausendste. Man fragte, was uns die Bibel in Bezug auf die sozialen Fragen lehre; man besprach die Taktik der

*) Aus Deutschland hatten Männer des evangelisch-sozialen Kongresses, Traub und Schneemelcher (wenn ich nicht irre), aber auch Prof. Seeberg, der Vorsitzende des „kirchlich-sozialen Kongresses," sympathische Grüße gesandt.

**) Gesellschaft für praktisches Studium der sozialen Fragen.

Arbeiterbewegung und die Stellung, die der Christ dazu einnehmen müsse; dazwischen wurden praktische Probleme diskutiert: das Genossenschaftswesen, die Bodenfrage, die ethischen Kämpfe, die Mittel und Wege, mit der sozialistischen Arbeiterschaft in geistigen Kontakt zu kommen, neue Formen religiöser Gemeinschaft, die zugleich eine soziale wäre und anderes derart. Es zeigte sich auch, daß in der französischen Bewegung zwei verschiedenartige Tendenzen vorhanden sind und gelegentlich mit einander ringen: eine, die gern bei der theoretischen Behandlung der Dinge verharren möchte und eine, die zum Handeln drängt. Die eine ist dabei mehr konservativ, die andere radikaler. Heftig aufeinander stießen diese Gegensätze über der Frage, wie weit vom christlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, im wirtschaftlichen Kampfe Anwendung von Gewalt erlaubt sei. Es war ein Redekampf, wie man ihn so wohl nur in einer französischen Versammlung erleben kann. Vor diesem Feuer und dieser Beredsamkeit, diesem ésprit und dieser Raschheit des Denkens kommt unsereins sich ganz blöd und dumm vor. Den Höhepunkt bildete ein Redezweikampf zwischen Elie Gounelle (le prophète Elie, wie ihn ein Arbeiter nannte) und dem Professor der Philosophie Raoul Allier in Montauban. Dieser betonte, daß man Gewaltanwendung wohl in manchen Fällen entschuldigen, nicht aber als Theorie billigen könne. Denn wenn das Ziel der sozialen Bewegung die freie Persönlichkeit bilde, so dürfe diese nicht in den Mitteln verleugnet, d. h. es dürfe niemanden Gewalt angetan werden. Dem gegenüber führte Gounelle in flammender Leidenschaft aus, daß in dem Kampfe der Gewalt von oben mit der von unten der Christ sich zu der zweiten zu stellen habe, daß in solcher Gewalt Gott sein könne, daß die Arbeiterschaft mit einem akademischen Individualismus nicht vorwärts komme, daß es also gelte, ihren Kampf auch in seinen harten Formen als notwendig zu begreifen und dem Arbeiter darin zu helfen. Ihm sekundierte der feine Paul Monod von Lille. Es war erstaunlich, aus dem Munde dieses älteren, ruhigen, den Stempel der geistigen Reife und tiefen Frömmigkeit deutlich an sich tragenden Mannes Gedanken von revolutionärer Kühnheit zu hören, die auch bei uns nicht leicht einer ausspricht. Ueberhaupt habe ich wieder den gleichen Eindruck erhalten, wie schon oft: man denkt in den demokratischen großen Ländern auch in bürgerlichen Kreisen viel freier als in der Schweiz. Wir sind wieder einmal klein und spießbürgerlich geworden.

Während so der Streit über das Recht der „violence“ und des Klassenkampfes überhaupt hin- und herwogte, konnte man die führenden Männer dieses Kreises kennen lernen. Elie Gounelle hat wirklich das Feuer eines Elias, aber dazu das Herz eines Jüngers Jesu. Seine Erscheinug und Rede zeigen sofort, daß hier ein Mann vor uns steht, den „der Eifer um des Herrn Haus frißt“ *) Charles Gide

*) Seine Schrift: Pourquoi sommes-nous chrétiens sociaux? ist in No. 2 angezeigt worden.

ist der feine, etwas resigniert gewordene Weise, dem es nie an einem freundlichen und humoristischen Wort zur Beruhigung der Geister fehlt. Wilfred Monod erscheint erst am letzten Tag und ergreift zur Enttäuschung vieler nicht das Wort. Er läßt aber betend die Versammlung einen Blick in sein großes Herz tun. Paul Passy darf nicht sprechen, weil er kaum von Krankheit genesen ist, aber er bedarf nicht der Worte, um zu sprechen; denn sein ganzes Wesen spricht. In diesem Manne hat sich eine Verbindung von Elementen vollzogen, die heute meistens noch gänzlich getrennt sind und doch so wohl zusammengehen: urchristliche Ideale und radikaler, ja revolutionärer Sozialismus, streng biblische Frömmigkeit im positiven Sinne und völlige dogmatische Freiheit, tapfere Entschlossenheit zum Kampf und heilige Milde und Güte. Er macht mit seinem Bekenntnis praktisch Ernst. Sein Ideal ist ein laisiertes Christentum, das dem Urchristentum auch sittlich und sozial gliche. Die Gemeinschaft, die sich um ihn sammelt, ist eine Familie. Sie nennen sich „du", haben auch ein Stück Gütergemeinschaft eingeführt. Passy hat eine ihm zugefallene Erbschaft sofort zur Gründung einer kommunistischen Ackerbaukolonie verwendet, die er „Liéfra" nennt (von liberté, égalité, fraternité). Ihn im Kreise seiner „Familie" zu sehen, ist ein Bild aus ferner Vergangenheit und Zukunft — für den, der Augen dafür hat. Wie man auch über dieses Ideal denken mag — daß groß ist, wer es verwirklicht und beneidenswert (wie mir eine Besucherin des Kongresses sagte), kann keiner leugnen.

## III.

Endlich die „Journée" selbst! Ihre Traktanden waren durchaus praktischer Art: Schaffung eines gemeinsamen Aktionsprogramms für den christlichen Sozialismus und Gründung einer internationalen Vereinigung sozialer Christen, die dieses Programm zur Grundlage hätte und all ihre Kraft an seine praktische Ausführung setzte. Ueber Sinn nnd Recht dieses Beginnens werde ich mich nachher äußern und vorerst den Verlauf der Verhandlungen skizzieren.

Die Hauptrolle spielte im ersten Teil der Debatte, während der prinzipiellen Diskussion, Herr August DeMorsier aus Genf, dessen „Aufruf an die Christen" in der nächsten Nummer der Neuen Wege erscheint. Er hat am Zustandekommen und Gelingen des Kongresses das Hauptverdienst. Seine Erfahrungen in praktischer Politik, seine Beredsamkeit und dazu die große Liebenswürdigkeit seines Wesens halfen über die Klippen hinweg, an denen man unter anderer Führung vielleicht gescheitert wäre. Er hatte die Hauptgedanken des Aufrufs in Form von kurzen Thesen zusammengefaßt, die der Diskussion zu Grunde gelegt wurden. Seine hauptsächlichste ist, daß das Christentum, wenn es nicht seinen Bankrott erklären wolle, einen sozialen Ausdruck seines Geistes finden müsse. Daraus leitet er die weitere ab, daß die Christen einfach verpflichtet seien, sich der Politik anzunehmen und diese nicht den Händen von

Berufs- oder Interessepolitikern überlassen dürften. Also Christianisierung der Politik! Der Christ gehört ins öffentliche Leben! Wir sehen: das ist gut cavinistischer Geist! Herr De Morsier versucht dann eine Anwendung christlicher Grundsätze auf alle Hauptgebiete der heutigen sozialen Frage: die Frauenfrage, die ethischen Aufgaben des Staates, den Krieg, überhaupt der Beziehungen der Völker zu einander, das Eigentum, die Produktion und Konsumtion, die Lohnfragen, die Ziele und Methoden der Arbeiterbewegung. Seine Forderungen stimmen im Großen und Ganzen mit dem allgemeinen Programm des Sozialismus überein, nur daß gewisse ethische Postulate bei ihm mehr Raum einnehmen, überhaupt die ethische Begründung und Abzweckung des ökonomischen Programms deutlicher hervortritt. Man könnte auch sagen, es sei ein christlich-ethischer Kollektivismus, den er vertrete. Wir konnten denn auch in allen Hauptsachen nur zustimmen. Und das war gut; denn es wäre ein unmögliches Unternehmen gewesen, so viele und zugleich so schwere Probleme im Laufe eines Tages oder gar nur eines halben (denn die andere Hälfte sollte der Besprechung der Mittel zur Verwirklichung dieses Programmes gewidmet sein!) ordentlich zu verhandeln. Es entstand freilich doch eine Diskussion, die stellenweise einen bedeutenden Hitzegrad erreichte. Denn selbstverständlich traten einander sofort die radikalere und die konservativere Richtung entgegen. Von der konservativen Seite wurde wiederholt der den Schweizern und Deutschen so vertraute Gesichtspunkt geltend gemacht, daß man sich hüten müsse, im Namen des Evangeliums zu detaillierte soziale Forderungen aufzustellen und Probleme „christlich" lösen zu wollen, die technisch gelöst werden müßten, wenn man nicht die ganze Bewegung und das Christentum dazu kompromittieren wolle. Doch drang diese Auffassung nicht durch, vielleicht darum, weil sie eben mit mehr konservativer Haltung verbunden war, vielleicht auch, weil diese ganze Denkweise unsern französischen Brüdern, wie den Angelsachsen, ferner liegt als uns.

So wurde denn über alle diese großen Probleme geredet, mit denen wir heute ringen: Frauenrechte, Krieg, Antimilitarismus, Patriotismus und Christentum, Recht und Sinn des Eigentums, Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen, Klassenkampf und Klassenhaß, Streik, direkte Aktion u. s. w. Besonders spitzte sich die Diskussion zu, als von Krieg und Abrüstung die Rede war. Hier machte sich auf der einen Seite ein christlicher Patriotismus geltend, der nicht klar erkennen ließ, ob ihm das Christentum oder der Patriotismus vorgehe, während auf der andern ein christlicher Antimilitarismus offen hervortrat. Man einigte sich in einer Formel, die den bleibenden und unantastbaren Wert des Vaterlandes feststellt und doch gegen den Krieg protestiert. — Es kam aber ein Punkt, an dem die Debatte sich festzufahren schien. Man konnte sich über die Stellung zum Genossenschaftswesen, insbesondere über das Verhältnis zwischen Kollektivismus und Staat nicht einigen; die Fachmänner und Nichtfachmänner

gerieten hart aneinander, man sah nicht, wie man einen Ausweg finden könnte. Diese Sachlage gab Kutter Anlaß, das Wort zu ergreifen, und unter großer Spannung des Kongresses auseinanderzusetzen, daß es heute noch gar nicht Zeit sei, sich im Namen des Christentums in die Einzelfragen des sozialen Lebens einzulassen, daß es vielmehr gelte, zuerst jene Gotteskraft zu gewinnen, von der aus alle diese Dinge sich von selbst machten und alle Probleme ihre Lösung fänden. Diese Rede, die einen großen Eindruck machte, war dem Moment wohl angemessen und darum wertvoll. Hätte man aber daraus die praktische Konsequenz gezogen, so hätten die Verhandlungen sofort abgebrochen werden müssen. Das wollte doch auch niemand, wäre auch nicht gut gewesen, und so unternahm es der Schreiber dieser Zeilen, zu zeigen, wie wir bei aller Betonung der letzten religiösen Grundlagen und Ziele unseres Wollens doch zum praktischen Handeln kommen müßten, weil wir sonst von der Wirklichkeit abkämen und auch Gott nicht verstehen könnten. Gerade durch die Arbeit an den Problemen, auch durch Irrtümer und Niederlagen, kämen wir vorwärts und kämen wir auch näher zu Gott. Auch diese Ergänzung wurde wohl aufgenommen und so kam die prinzipielle Beratung zu einem Ende, das allgemein befriedigte. Wir werden die Resolutionen des Kongresses veröffentlichen, sobald sie uns in der bereinigten Form vorliegen.*)

Hier muß nun aber diese Aufstellung eines christlich-sozialistischen Aktionsprogramms einer prinzipiellen Kritik unterzogen werden. Diejenigen Theologen, die den Verhandlungen über das Verhältnis von Christentum und sozialer Frage, welche während der letzten Jahrzehnte im Gebiete des deutschen und schweizerischen Protestantismus gepflogen wurden, gefolgt sind, werden dieses Unternehmen als Rückfall in ein überwundenes Stadium christlich-sozialen Denkens verurteilen. Sie werden sagen, was man in Besançon getan, entspreche etwa der Taktik der christlich-sozialen Richtung des früheren Naumann. Auch diese hätte versucht, im Namen des Christentums ein soziales Detailprogramm aufzustellen, gleichsam als ein Pendant zum sozialdemokratischen. Seither aber habe man gelernt, daß das ein Irrweg sei. Man könne aus dem christlichen „Prinzip“, oder anders ausgedrückt: aus dem Evangelium Jesu nicht ein ökonomisches Reformprogramm ableiten und dazu sei es falsch, das Christentum gleichsam mit einer sozialpolitischen Partei zu identifizieren; damit werde es bloß von seiner Höhe herabgezogen und zu einem Gesetz gemacht.

Diese Kritik scheint ohne weiteres zutreffend. Und doch ist sie es nicht, sobald man genauer zusieht. Es war durchaus nicht die Meinung des Kongresses, mit seinen Resolutionen gleichsam eine Reihe von religiös-sozialen Dogmen aufzustellen; dann hätten wir Schweizer wenigstens nicht mitgemacht. Wir haben die Wahrheit, die in jener

*) Vergl. die „Umschau“.

Kritik liegt, kräftig geltend gemacht. Es wurde auch wiederholt betont, daß dieses „Programm“ durchaus keine verbindliche Kraft haben und die Bewegungsfreiheit der einzelnen der internationalen Vereinigung angehörigen Gruppen durchaus nicht einschränken solle. Auch sollte es nicht etwa das christliche Ideal darstellen, sondern bloß einige Leitlinien für praktische Gegenwartsarbeit.

Aber was sollte dann überhaupt die ganze Verhandlung? Sie sollte einfach der Klärung dienen und einen kräftigen Anstoß zum Handeln geben. Dieses Programm ist ein Manifest, nicht mehr und nicht weniger. Es wäre vielleicht besser gewesen, ihm auch die Form eines Manifestes zu geben. Der Schreiber dieser Zeilen hätte dies gern vorgeschlagen, wenn er sich nicht durch verschiedene Umstände gehemmt gesehen hätte. Was mir an dem Programm nicht recht gefällt, ist der Umstand, daß es einzelne politische Postulate, die an sich durchaus berechtigt sind, aber doch nicht in einem ganz offenkundigen Zusammenhang mit dem Evangelium stehen, z. B. die Proportionalwahl und das Frauenstimmrecht, zu stark in den Vordergrund rückt. Man hätte sich überhaupt etwas allgemeiner fassen dürfen und manche von uns hätten die Formulierung radikaler gewünscht. Es braucht aber deswegen niemand zu fürchten, daß wir nun in parteipolitische Bahnen hineinkämen und die Botschaft vom Gottesreiche zu einem sozialen Gesetz verengerten oder daß wir gar in ein reaktionäres Fahrwasser gerieten. Was insbesondere uns Schweizer betrifft, so gedenken wir durchaus nicht, unsere Taktik grundsätzlich zu ändern, auch wenn wir künftig vielleicht etwas mehr in aktuelle und praktische Arbeit hineinkommen sollten. Uebrigens darf man auch aus einem andern Grund die neue Bewegung nicht mit der christlich-sozialen, seis Stöckerscher seis Naumannscher Farbe, verwechseln: Es steht hinter ihr ein einheitlicher religiöser Gedanke, sie ist eine religiöse Bewegung, man könnte sagen: eine religiöse Erweckungsbewegung. Darum gewinnt ein solches „Programm“ für sie eine andere Bedeutung, als für eine politische Partei. Es ist einfach ein Ausdruck des Ringens nach einer praktischen Verwirklichung der Botschaft Jesu in der Welt. Es kennt seine Unvollkommenheit, es will im Flusse bleiben. Nur eins ist freilich richtig: diese Bewegung geht viel entschlossener als manche Formen deutschen Christentums darauf aus, die Welt dem Reiche Gottes zu gewinnen. Darin trägt sie, wie früher bemerkt wurde, reformierte Art an sich und dieser wird man ein Jahr nach der Calvinfeier doch nicht ein gutes Recht absprechen wollen. Gerät sie dabei auf falsche Wege, nun so wird es ihr hoffentlich an Selbsterkenntnis nicht fehlen und da mag dann die Eigenart des deutschen Christentums sie korrigieren.

Nachdem die prinzipielle Diskussion beendet war, wurde über Mittel und Wege praktischer Aktion beraten. Die Vertreter der verschiedenen nationalen Gruppen berichteten von ihren Methoden und Erfolgen (oder auch Mißerfolgen). Eine Hauptfrage ist, ob und wie

sich die Leute finden lassen, die dieses Programm in der politischen Arena vertreten. Wir sollten viel mehr praktische Leute unter uns haben, Unternehmer und Arbeiter vor allem. Beide fehlten in Besançon fast ganz. So redete man vorläufig von dem, was wir schon jetzt und sofort ausführen können. Es wurde auf die schon vorhandenen sozialen und ethischen Bewegungen aufmerksam gemacht, denen ein Christ, der sozial wirken wolle, sich nur anzuschließen brauche: den Kampf gegen die Unzucht und den Alkohol, die soziale Käuferliga, die Bestrebungen, neue, zugleich religiöse und soziale Gemeinschaften zu bilden, wie sie besonders in den englischen „Brotherhoods" (Bruderschaften), die Gounelle auch nach Frankreich verpflanzt hat, eine zu großen Hoffnungen berechtigende Form gefunden haben. Es war der Vorsitzende der englischen „Brotherhoods" selbst, William Ward, der uns über diese Organisationen Bericht erstattete. So kam noch mancherlei Anderes zur Sprache: die Sozialisierung der Kunst, das „office social" (soziale Auskunfts- und Hilfsbureau) u. s. w.

Diese Aufrufe zu Arbeit und Kampf, oft von Führern der betreffenden Bewegungen ausgehend, wirkten ergreifend. Man mußte sich sagen: wie viele Menschen gibt es doch heute allerorten, die sich für Gottes und des Menschen Sache völlig verzehren — muß das nicht allmählich helfen?

Zum Schlusse wurde die internationale Vereinigung grundsätzlich beschlossen. Auf einem nächsten Kongreß, der in zwei Jahren stattfinden soll, wird sie bestimmtere Gestalt gewinnen. Für die Schweizer hat Besançon bereits die sehr erfreuliche Folge gehabt, daß die „religiös-sozialen" Gruppen der französischen Schweiz beschlossen, sich mit den deutschschweizerischen zu vereinigen. Die religiös-soziale Konferenz wird also künftig eine Vertretung aller Gruppen des christlichen Sozialismus der Schweiz bilden. Schon auf dem Kongreß sind wir uns näher gekommen und der Geist des Tages hat die Herzen rasch verbunden.

* * *

So schieden wir von Besançon mit dem Gefühl, daß alles über Erwarten gut gegangen sei. Dieses Gefühl war wohl ziemlich allgemein. Wir hatten einen Segen verspürt. Der Geist der Brüderlichkeit, des guten Willens, einander zu verstehen, hatte die Verhandlungen getragen, und wie wir von den großen Gedanken unseres Glaubens ausgegangen waren, so wurden wir gerade durch die Verhandlungen noch mehr zur Höhe geführt.

Und was wird nun aus der jungen Pflanze werden? Wird sie sich auswachsen und ein wirksames Organ der Erneuerung des Christentums werden, auf die wir hoffen? Es ist am besten, wenn wir uns darüber nicht den Kopf zerbrechen und wenn wir auch nicht durch gewaltsame Anstrengungen versuchen, etwas zu machen, das nicht aus sich selbst heraus zu Leben und Entfaltung drängt. Der Baum ist gepflanzt, möge er unter Gottes Hut wachsen und

nach Gottes, nicht nach unserem Plan. Und wenn er bald wieder stürbe — nun, so hat Besançon uns schon für sich einen Gewinn gebracht, der nicht verloren gehen wird.

Vielleicht mag sich aus dem bescheidenen Anfang eine Form ergeben, die der großen Sache dient. Vergessen wir nicht, daß es daneben noch andere Formen genug gibt, die der gleichen Sache ebenfalls dienen und vielleicht viel wirksamer. Setzen wir nicht zu viel auf diese eine Form, nehmen wir aber gerne, was sie gewährt. Die Hauptsache ist, daß die Christenheit erwacht und Gottes Sache vorwärts schreitet und im Glauben daran hat uns Besançon gestärkt.

L. Ragaz.

---

# Zwei Stimmen zur Encyklika.

Wir bringen die folgenden ganz unabhängig von einander niedergeschriebenen Aeußerungen beide zum Abdruck. Gerade daß sie in einem Hauptgedanken zusammentreffen, ist uns ein willkommenes Zeichen, daß die Verfasser mit ihrer Meinung nicht ganz isoliert dastehen.

Redaktion.

I.

## Darf der Papst katholisch sein?

Der Papst hat wieder einmal von sich reden gemacht — mehr als er verdient hat, möchte man fast sagen. Was hat er denn Unerhörtes geschrieben? Soviel wir gesehen haben, war es gar nichts anderes als das althergebrachte allbekannte Urteil über die Reformation und die Reformatoren! Als ob das etwas ganz Neues bisher noch Unerhörtes wäre! Oder soll der Papst, wenn er Papst sein will, milder oder moderner urteilen und freiere Anschauungen haben als seine Kirche sie bekannterweise noch jetzt hat? Sich darüber so entsetzen und entrüsten ist wenigstens auch nicht modern aufgeklärt und am wenigsten protestantisch (im Wortsinn freilich wohl!). Keineswegs protestantisch ist es jedoch, wenn heute in dem sonst so toleranten, friedliebenden Jahrhundert den Erlassen eines Papstes soviel kriegerisches Gewicht und *überhaupt* Gewicht beigelegt wird, wo es andererseits durchaus dem Geist der Zeit entspricht, das Papsttum als einen überwundenen Standpunkt, eine anachronistische Erscheinung, eine gefallene Größe, wenn nicht als eine Nullität zu taxieren und ignorieren. Will man aber die Voraussetzungen, auf denen das Papsttum ruht, nun einmal gelten lassen, dann ist es, denke ich, doch nichts anderes, als eine einfache Konsequenz, daß man vom Papst nichts anderes erwarten kann, als er getan hat. Ueber solche Folgerichtigkeiten sollte man sich doch nicht mehr so aufregen, sondern sie mit dem entsprechenden Gleichmut hinnehmen können, als etwas gar nicht mehr Auf=

fallendes. Oder ist es vom päpstlichen Standpunkt aus nicht wahr, was er geschrieben hat? Gewiß ist Luther ein „Verderber" der Kirche gewesen — das ist seine Ehre, so gut als Jesus ein „Sünder- und Zöllnerfreund" und ein „Volksverführer" gewesen ist. Und daß Luther geheiratet hat, das ist ja eben seine „Korrumpiertheit", denn was katholisch mit dem Cölibat brechen heißt, ist ja nicht nur menschlich, allzu menschlich, sondern darin liegt zugleich ein Urteil über katholische Augen, wie man es schlagender und massiver nicht wünschen und nicht festnageln kann. Oder will man dem Papst den Vorwurf des Mangels an vorurteilsfreier Prüfung und der Unempfänglichkeit für die Wahrheit machen? Das würde ich freilich auch tun — wenn es noch einen Sinn und einen Zweck hätte, das noch zu tun und zu sagen! Zum wievielten Mal? Aber man sollte denn doch bereits auf etwas fußen können, d. h. man sollte in Jahrhunderten denn doch abgeschlossene Positionen und Resultate und erreichte Standpunkte als nunmehrige Ausgangspunkte von Prämissen aus festhalten und würdigen können und nicht mehr vom gleichen aprioren Anfang aus vorgehen, als ob man keinen Schritt weiter gekommen und noch nie sozusagen ein Beschluß der Weltgeschichte gefaßt worden wäre, der bindend wäre für alles Folgende.

Nach unserer Auffassung ist es somit nicht anders als katholisch, was der Papst geschrieben hat, und das wird man ihm erlauben müssen, und nil admirari — über nichts mehr sich wundern, was von dieser Seite kommt, wäre hier das gegebene Verhalten.

P. Hitz (Malans).

II.

## Welche Antwort ist am Platze?

Der Papst hat die Reformatoren und die Reformierten wieder einmal beschimpft. Bei Gelegenheit des 300. Gedenktages der Heiligsprechung des Kardinals Karl Borromäus hat er eine Encyklika erlassen, in der u. a. folgende Sätze vorkommen:

„Inmitten dieser Uebel erstanden hochmütige und rebellische Männer, Feinde des Kreuzes Christi, Männer irdischen Sinnes, deren Gott der Bauch ist. Diese suchten nicht die Sitten zu verbessern, sondern leugneten die Dogmen, vermehrten die Unordnung und ließen für sich und andere der Zügellosigkeit freien Lauf, oder sie verachteten, indem sie den Leidenschaften der am meisten verdorbenen Fürsten und Völker folgten, die Autorität und Führung der Kirche." Weiter wendet die Encyklika auf die Reformatoren die Worte an: „Wehe euch, die ihr das Böse gut nennet und das Gute böse!" Sie sollen eine dreifache Verfolgung gegen die Kirche entfacht haben, nämlich: erstens die blutige Verfolgung der ersten Jahrhunderte, zweitens die häusliche Pest der Ketzerei und drittens unter dem Namen evangelischer Freiheit jene Verderbnis der Laster und Zerrüttung der Zucht, die vielleicht auch das Mittelalter nicht kannte.

Begreiflicherweise entfachte dieses Elaborat bei den protestantischen Völkern einen Sturm der Entrüstung. Daß es im Vatikan daraufhin gilt: „Doch dem war kaum das Wort entfahren, möcht er's im Busen gern bewahren," daß man die fatalen Folgen verhüten möchte und nachträglich erklärt, es habe jede beleidigende Absicht ferne gelegen, daß man in Deutschland die offizielle Bekanntmachung sistiert, all das kann eben das Geschehene nicht ungeschehen machen und den ersten verletzenden Eindruck nicht verwischen.

Aber nun erhebt sich die ernste Frage, wie wir Protestanten auf die päpstliche Kundgebung antworten sollen. In allerlei Protestversammlungen und Protestresolutionen macht sich die Entrüstung Luft, und das entspringt einem elementaren Bedürfnis der menschlichen Natur: man möchte laut in die Welt hinausrufen, was man auf dem Herzen hat. Aber wir wissen auch, wie gut es unter allen Umständen ist, nicht blindlings den ersten Eingebungen des Augenblicks zu folgen. Deshalb wollen wir auch hier den ersten Zorn über diese bodenlose Beurteilung der Reformation sich setzen lassen und uns fragen: wie kommt der Papst zu dieser Ansicht? Wir müssen antworten, daß er nicht wohl anders urteilen konnte. Er hat von Kindesbeinen an so rein katholische Luft geatmet, daß er für die evangelische Freiheit keinen Sinn haben kann. Er hat von jeher die Reformation durch die Brille katholischer Geschichtsschreibung angesehen und es für Sünde halten gelernt, wenn er diese Brille jemals von der Nase genommen hätte, so daß er ein anderes Bild von der Reformation unmöglich erhalten konnte. Es ist natürlich äußerst fatal, daß diese Verständnislosigkeit vielen Millionen Menschen als Unfehlbarkeit gilt und, so absolut fern von jeder Ahnung der eigenen Schranken, sich urbi et orbi als heilige Weisheit zum besten gibt. Aber wirklich, persönliche Bosheit liegt nicht darin, und wir Protestanten sollen nicht mit gleicher Verständnislosigkeit antworten, sondern uns sagen: der Mann versteht es eben nicht besser, und darum brauchen wir uns über seine Sprüche weiter nicht aufzuregen. Ich muß gestehen, wenn mich ein Vorgang der letzten Zeit kulturkämpferisch zu stimmen vermochte, so war es viel weniger diese Encyklika, als die Art, wie die Kirche wieder einmal ihren guten Magen bewährte, indem sie auch Leopold II. schluckte und verdaute.

Wir können also diesen Protesten keinen positiven Wert beimessen. Daß wir Protestanten mit den Behauptungen des heiligen Vaters nicht einverstanden sind, braucht doch kaum gesagt zu werden. Und wir sollten denjenigen doch nicht gar so seltenen Katholiken, welche den redlichen Willen zum konfessionellen Frieden haben, die Sache nicht noch viel schwerer machen, indem wir dem Papst mit gleicher Münze heimzahlen. Für sie ist die Encyklika eine große Verlegenheit; sie durften nichts dagegen sagen, sie mußten sie verteidigen, entschuldigen, abschwächen, und stimmen im innersten Herzen diesen Urteilen über die Reformation nicht zu. Da sollten wir den Takt haben, sie nicht auf dieselben festnageln zu wollen.

So wenig wie die Entrüstung können wir die Schadenfreude angesichts der Encyklika am Platze finden. Es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, die triumphierend ausriefen: „Seht, wie sie sich wieder einmal blamiert haben! Da haben wirs ja wieder schwarz auf weiß, daß rein nichts von ihnen zu hoffen ist!“ Ich bin jedoch der Meinung, daß wir gar keinen Grund haben, über diese furchtbare Blamage des Papstes zu jubilieren. Das hätten wir, wenn es uns in erster Linie um Macht und Ehre der protestantischen Kirche zu tun wäre, obschon mir auch das zweifelhaft bleibt, ob Roms Schwäche ein Profit der protestantischen Kirchen ist. Wenn wir aber an die Völker denken, die noch ganz unter päpstlichem Einfluß stehen, so muß das Gefühl des Bedauerns obenauf kommen; und Bedauern werden wir auch empfinden, wenn wir an unsere konfessionell gemischten Völker denken, von welch' tiefer Kluft in ihrem geistigen Leben diese Encyklika ein Symptom ist. So wenig verstehen sich die, welche sich vertragen sollten! So wenig Hoffnung ist für eine freiere Entwicklung in der römischen Kirche vorhanden! So werden unsere Bemühungen, über dem Trennenden das Gemeinsame zu finden und hervorzuheben, beantwortet! In Deutschland empfindet man es namentlich peinlich, daß die Worte von dem gemeinsamen Heiland, mit denen der Kaiser die Stiftung eines Kruzifixes an die Benediktiner von Beuron begleitet hatte, nun mit dem Ausspruch von den am meisten verdorbenen Fürsten und Völkern heimgezahlt wird. Aber da ist wirklich nicht Schadenfreude, sondern nur Bedauern, tiefes Bedauern am Platze.

Was ist dagegen zu tun? Wir haben uns in unserm Blatte bisher von jener konfessionellen Polemik prinzipiell ferngehalten, welche mit Behagen Dokumente römischer Intoleranz sammelt. Und wir gedenken es auch ferner so zu halten. Wir begreifen es, wenn bei Vorkommnissen wie dem Fall Meury in Therwil (öffentliche Bezeichnung einer ziviliter und protestantisch getrauten Mischehe als Konkubinat), den Betroffenen das Blut in Wallung gerät und sie den Rechtsschutz nachsuchen. Aber wir können uns schlechterdings nicht denken, was mit der Registrierung von allerlei Pfaffenstücklein gewonnen sein soll. Daß dadurch protestantisches Wesen wirklich gestärkt und die protestantische Festigkeit gegen katholische Seelenfängerei gestählt werden kann, vermag ich absolut nicht zu glauben. Der Protestantismus, der von der Negation des Katholischen lebt, ist nichts wert, so wenig wie derjenige Liberalismus, der von der Negation der Orthodoxie lebt. Unsere Aufgabe muß sein, unsere größere Freiheit mit so viel Kraft und wahrer Frömmigkeit als möglich zu füllen. Ich denke, wir sind bei unsern Lesern über den Verdacht erhaben, es an protestantischer Entschiedenheit und Wertschätzung der religiösen Freiheit fehlen zu lassen. Aber wir halten es für die größte Niederlage, sich auf das Niveau des Gegners herunterziehen zu lassen. Es gibt keine wahre, auch für die Zukunft ertragreiche Ueberwindung des Gegners, als daß wir mehr Kraft von uns ausströmen lassen und den Menschen größere

Dienste leisten, nicht dem Gegner zu Leid und Schaden, sondern möglichst Vielen zu Freude und Heil. Eine andere konfessionelle Politik wollen wir nicht kennen; sie ist freilich die schwerere. Wenn die Encyklika Willigkeit und Treue für diese Aufgabe fördert, so können wir uns nur über sie freuen. Wenn aber diese Frucht ausbleibt, so wird uns der ganze Entrüstungssturm nur schaden. R. Liechtenhan.



# Umschau.

**Die Prinzipienerklärung des internationalen Kongresses sozialer Christen.** Wir sind nun in der Lage, die „Erklärung" (déclaration) von Besançon in der Form zu bringen, wie sie aus den Händen der Redaktionskommission hervorgegangen ist, können dies aber nicht tun, ohne zu bemerken, daß diese in einigen Hauptpunkten (Krieg, Naturvölker, Klassenkampf) wie eine Abschwächung der vom Kongreß beschlossenen Resolutionen aussieht:

Unsere religiösen Voraussetzungen. (Von Herrn E. Gounelle zu Beginn der Tagung von Besançon vorgelesene Erklärung.)

Wir stellen zu Beginn dieser ersten Internationalen Tagung des sozialen Christentums schlicht und freudig fest, daß die in Besançon vereinigten sozialen Christen der verschiedenen sozial-reformerischen Schulen und Richtungen, mit Gottes Hilfe in brüderlicher Liebe arbeiten wollen an der Verwirklichung der Gerechtigkeit auf allen Gebieten, d. h. an der Herbeiführung des Reiches Gottes auf Erden, indem sie sich von den Lehren des Evangeliums und vom Geiste Jesu Christi durchdringen lassen.

Grundsätzliche Erklärungen, aufgestellt an der Internationalen Zusammenkunft des sozialen Christentums, Besançon, 16. Juni 1910.

Die am 16. Juni 1910 in Besançon zu einer internationalen Zusammenkunft vereinigten sozialen Christen, welche, durchdrungen vom Geiste Christi, den Wunsch haben, alle Forderungen seines Evangeliums zu erfüllen, protestieren in Uebereinstimmung mit den besten Bestrebungen der gegenwärtigen Gesellschaft gegen eine auf den Geist der Konkurrenz und des Egoismus gegründete soziale Ordnung und bekennen ihren Glauben an eine neue Ordnung und ihren Willen, an deren Verwirklichung zu arbeiten, indem sie sich in den Dienst ihrer Brüder stellen.

Daher vereinigen sie sich in der Aufstellung der folgenden Grundsätze:

§ 1. Demokratische Postulate.

a) In einer Demokratie ist es Pflicht des christlichen Bürgers, sich um die Politik zu kümmern.

b) In einer christlichen Demokratie muß die Frau dieselben politischen und bürgerlichen Rechte besitzen, wie der Mann.

c) Die Gerechtigkeit verlangt, daß die Minderheiten in den Räten der Nationen ihrer Stärke entsprechend vertreten seien.

§ 2. Sittliche Postulate. Soziale und internationale Moral.

a) Es gibt nur eine Moral für beide Geschlechter. Keine unmoralische Handlung ist gerechtfertigt, weder aus staatlichen Gründen noch um des Klassenkampfes willen.

b) Alle unter dem Vorwand der Sittlichkeit getroffenen Ausnahmebestimmungen in Bezug auf die Frau müssen abgeschafft werden.

c) Der Staat hat die Pflicht für die öffentliche Moral einzutreten und die Anwendung der zum Schutze der guten Sitte geschaffenen Gesetze zu sorgen.

Es muß den zum Kampfe gegen die Unsittlichkeit organisierten Bürgern das Recht zu direktem Vorgehen zugestanden werden.

d) Das Schiedsgericht ist die einzige dem christlichen Ideal entsprechende Art, Streitigkeiten zwischen den Nationen zu entscheiden.

Es gilt darum, für den Gedanken internationaler Verständigung und der daraus hervorgehenden allmählichen und gleichzeitigen Abrüstung zu arbeiten.

e) Jedes einzelne Land ist eine moralische Persönlichkeit, die eine bestimmte Ausgestaltung des Menschentums und folglich einen Willen Gottes darstellt. Jedes Land ist darum heilig, und jedes Volk hat das Anrecht auf Selbstregierung.

Die zivilisierten Länder haben nicht das Recht, die Rassen, die sie als minderwertig bezeichnen, auszubeuten. Sie haben nur ein „Recht des älteren Brudes", das sie verpflichtet, sie der Freiheit würdig und fähig zu machen.

§ 3. Wirtschaftliche Postulate.

a) Die soziale Gesetzgebung ist eine Notwendigkeit und eine Wohltat. Im Besonderen ist der gesetzliche Schutz des Arbeiters gegen Ueberarbeitung und Gesundheitsgefährdung ein berechtigtes Mittel, ihn vor den Wirkungen der Konkurrenz und dem Mißbrauch der kapitalistischen Macht zu schützen.

b) Das Genossenschaftswesen bildet schon heute eine Macht, die dazu befähigt ist, die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit zu bestimmen und es bereitet mit Erfolg die Umwandlung des egoistischen Eigentums in gemeinschaftliches Eigentum und des Konkurrenzprinzips in das Prinzip der Solidarität vor.

c) Es kann von Nutzen sein, daß die Allgemeinheit gewisse natürliche und soziale Reichtümer für sich beansprucht, aber jede Art industriellen Betriebes des Staates oder der Gemeinde muß der Aufsicht sowohl der Angestellten als auch der Konsumenten unterstellt sein.

d) Unter den gegenwärtigen Verhältnissen erscheint eine starke Arbeiterorganisation als die Grundbedingung, ohne die keine ökonomische Einrichtung fruchtbar wäre. Es gilt darum, bessere Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und den Gewerkschaften herzustellen, was zur Folge hätte, daß diese letzteren aus ihrer Kampfesstellung mehr heraustreten und sich ungehemmter den praktischen Reformen zuwenden könnten.

e) Die Verteidigung der Klasseninteressen muß als berechtigt anerkannt werden; aber einerseits müssen bei jedem Konflikt aufrichtige Versuche zur Versöhnung oder zu schiedsgerichtlichem Entscheid gemacht werden, anderseits wäre es nicht richtig, eine auf fortwährenden Krieg gegründete ökonomische und soziale Ordnung als endgültig zu betrachten.

f) Der Christ muß jede Art von Gewaltat im wirtschaftlichen Kampf energisch verurteilen, ob sie von Seiten des Kapitals oder der Arbeit ausgehen.

Die sozialen Christen vermeinen nicht, in diesen Feststellungen ihr letztes Ideal beschrieben zu haben.

Der Wille des Vaters zwingt sie, in einem beständigen Streben nach individueller und sozialer Erneuerung die freie und brüderliche menschliche Gemeinschaft vorzubereiten, die sie das Reich Gottes nennen.

Zur Feier des **Basler Universitäts-Jubiläums** veranstaltete die Studentenschaft am Abend des 23. Juni einen Fackelzug. Gleichzeitig hatte der Arbeiterbund eine Volksversammlung zur Besprechung des Bierboykotts einberufen. Nachher gab der „Vorwärts" seiner Genugtuung Ausdruck, daß die Arbeiterschaft durch ihren Massenaufmarsch bewiesen habe, „daß sie solche Fragen, wie sie am Donnerstag abend zur Sprache kamen, höher bewertet als ihre Neugierde an einem studentischen Schauspiel." Aus diesen Worten redet vernehmlich eine typische Stimmung, das Gefühl, daß Arbeiterschaft und Studentenschaft einander innerlich fern stehen und daß beiderseits die Welt der einen den an=

dern fremd und gleichgiltig ist. Diese Stimmung ist nur ein Symptom davon, in wie hohem Maße wissenschaftliche Bildung Standessache ist und welche Kluft tatsächlich die verschiedenen Bildungsschichten von einander trennt.

Nun würden wir uns einfach etwas vormachen, wenn wir bestreiten wollten, daß Bildungsunterschiede und getrennte Interessenkreise eine starke Schranke der Intimität bilden, daß die Verschiedenheit der Beschäftigung tiefe Wirkung auf die ganze Gedanken- und Empfindungswelt ausübt und dadurch eine innere Verständigung erschwert. Aber wie verkehrt ist es, daß die verschiedenen Kreise vor dieser Schwierigkeit einfach kapitulieren, daß sich der Student, der junge Kaufmann und Arbeiter immer mehr in seine eigene Welt einspinnt und man sich so wenig um die Ueberwindung dieser Schranken bemüht! Hier gibt es noch ein weites Feld zu bearbeiten.

Ich begreife es, wenn den Arbeiter angesichts studentischer Schauspiele eine gewisse Bitterkeit anwandelt. Schon weil die öffentliche Meinung beide Stände verschieden beurteilt, das Kneipen und Bummeln der Studenten in der Ordnung findet und sich über das Wirtshaushocken und Blauenmachen der Arbeiter entrüstet. Noch mehr aber, weil in der Regel die Wissenschaft das Privileg der Bessersituierten ist. Das ist einfach eine Ungerechtigkeit, die auch durch die Tatsache nicht ausgeglichen wird, daß die wissenschaftliche Arbeit ebenfalls ihre Sorge und Mühe, vor allem aber ihre größere Verantwortung hat.

Wo liegt der Weg zur Ausgleichung und Beseitigung dieser Ungerechtigkeit? Zuerst in der Schaffung größerer Muße des Arbeiters einerseits und Popularisierung der Wissenschaft anderseits. Wir verkennen die Gefahren dieses Weges nicht; tiefere wissenschaftliche Bildung, eigenes Urteil läßt sich auf ihm nicht vermitteln, sondern nur einige Kenntnisse. Wie leicht macht Halbbildung eingebildet, wie schnell hält sie ihre Erkenntnis für abschließend! Es ist etwas Wahres an der Behauptung, daß sie schlimmer sei als Unbildung. Aber wenn die wirklichen Kenner der Wissenschaft ihre Popularisierung in vornehmer Zurückhaltung ablehnen, so besorgen es einfach die Schwätzer, die Dilettanten und die, welche selbstsüchtige Zwecke damit verfolgen. Und wenn man auf der einen Seite tut, als sei die Wissenschaft geweihte Mysterienweisheit, so nährt man damit nur auf der andern Seite umsomehr den unbedingten Aberglauben an Alles, was sich selbst irgendwie als Wissenschaft gebärdet. Auch die Forderung, die Popularisierung dürfe sich nur auf „gesicherte Ergebnisse" erstrecken, ist verkehrt. Will man eine selbstgewisse Halbbildung vermeiden, so erwecke man gerade den Eindruck, daß die Wissenschaft voll offener Fragen und stündlich bereit ist, ihre Ergebnisse zu korrigieren.

Eine weitere Aufgabe ist es, den Weg zu wissenschaftlicher Bildung, zu den Berufen, in denen sie sich betätigt, zu selbständiger Mitarbeit den Begabten aus den unbemittelten Volkskreisen zu öffnen. Von dieser Aufgabe ist am Universitätsjubiläum merkwürdig wenig die Rede gewesen. Es sind großartige Stiftungen gemacht worden für eine Witwen- und Waisenkasse der Professoren und für ein neues Kollegiengebäude. Wir freuen uns darüber; aber wir würden uns noch mehr freuen, wenn auch für das Studium Unbemittelter reichere Mittel flüssig gemacht worden wären. Gewiß bricht sich das hervorragende Talent schließlich überall Bahn; aber wie viele finden um des leidigen Geldpunktes willen nicht den Weg zu der Betätigung, auf die sie ihre Begabung hinweist, während es Andere haben und vermögen, sich mit vieler Nachhilfe durch Schule und Studium schleppen zu lassen und schließlich ihren Platz schlecht auszufüllen. Und wenn sich vollends damit der Bildungsdünkel verbindet, so muß das Erbitterung wecken, und über Erscheinungen wie die Stimmabgabe der Sozialdemokraten gegen die Kredite für Hochschulbauten vor einigen Jahren in Zürich darf man sich dann nicht wundern.

Ja, der Bildungsdünkel! So hoch wissenschaftliche Bildnng zu schätzen ist, so darf sie doch nie als Wertmesser der Menschen mißbraucht werden. Hierin liegt vor Allem das Verletzende und Erbitternde. Wenn dieser Mißbrauch einmal aufhört, dann werden nicht immer noch Menschen nach wissenschaftlicher Bildung begehren, die dazu nicht geschaffen sind. Wenn die Zurückweisung

von der wissenschaftlichen Laufbahn keine gesellschaftliche Mißachtung und persönliche Entwertung mehr bedeutet, kann man gerade in den Anforderungen an die Begabung strenger sein. Es ist gerade eine Geringschätzung der Bildung, wenn man sie zum Mittel für die Umkleidung mit einem gewissen gesellschaftlichen Nimbus entwürdigt. Und wenn dann die Schätzung der einfachen Handarbeit zugleich so gestiegen ist, daß Menschen aus höhern gesellschaftlichen Schichten sie nicht mehr unter ihrer Würde finden, so ist wieder etwas von der tiefen Kluft ausgefüllt und ein Stück Ungerechtigkeit beseitigt. Hoffentlich ist zur Zeit des 500jährigen Jubiläums die Generation unserer Kinder und Enkel in diesen Dingen einen Schritt weiter! L.

**Familienerziehung.** Einen zwar zunächst rein theoretischen, aber darum doch bedenkenswerten Vorschlag macht Paul Natorp im neuesten Heft des „Sämanns“ über eine Umbildung der Familienerziehung. Ausgehend von der Tatsache, daß der stets anwachsende Industrialismus die Familie und ihre Grundlage, die Ehe, rettungslos für die größten Volkskreise entwerte und vernichte, stellt er sich die Frage: „Aber muß der Mensch über dieser industriellen Entwicklung zu Grunde gehen?“ Nein, auf diesem Gebiete ist für die Menschheit ein großer Sieg zu erkämpfen, „aber er ist zu erkämpfen“ glaubt N. Unmöglich ist die Rückkehr zu den relativ einfachen Verhältnissen, die Pestalozzi bei seiner Muttererziehung vorschwebten, Fichtes Idealstaat schaltet die Familie ganz aus und Fröbels Kindergarten sowie die Fürsorgeerziehung haben den ernsten Mangel, daß sie den Eltern die Erziehungspflicht einfach abnehmen. N. hält einen Ausweg aus dieser schwierigen Lage am ehesten für denkbar durch sogenannte „Nachbarschaftsgilden“, d. h. je eine Anzahl Arbeiter-Familien würden sich zusammenschließen und eine geeignete Person aus diesen Familien würde etwa 20—25 Kinder als Kindergärtnerin überwachen und beschäftigen. Dafür würde sie von den andern aus deren Löhnen frei verköstigt und unterhalten. Die Familiengruppe würde so selber für ihre Kinder sorgen, selber die Verantwortung übernehmen; das wäre Selbsthilfe in bestem Sinne. Aehnliches möchte N. für die Kinderhorte und Fortbildungsschulen durchführen. Die einzelnen Gilden sollten sich zu größern Verbänden vereinigen und diese wiederum müßten sich an die wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen anschließen. Alle ängstliche Staatsüberwachung müßte natürlich unterbleiben, sowie auch die Staatsunterstützung, außer etwa durch Ueberlassung geeigneter Lokalitäten. Das wäre ein Stück „Sozialismus der Dezentralisation, nicht der Zentralisation“.

Soweit die Skizze, der gegenüber die praktischen Schwierigkeiten leicht aufzuzeigen wären; aber auch N. ist sich wohl bewußt, daß dieses schwierigste Problem der Massenerziehung sich nicht aus dem Handgelenk lösen läßt. Darauf hin und ein wenig darüber hinaus gewiesen zu haben, ist wohl das heute allein Mögliche. A. B.

Der kürzlich verstorbene **Pfarrer Jakob Probst** zu St. Peter in Basel verdient auch in unsern Spalten ein Wort dankbaren Gedächtnisses, das natürlich keine allseitige Würdigung seiner Person zu geben beansprucht. Zwar hat Probst nicht dem Mitarbeiterkreis unseres Blattes nahe gestanden; wir wissen auch nicht, wie er über unsere religiös-soziale Bewegung geurteilt hat. Aber als Mitte der 90er Jahre eine erste Welle eines religiösen Sozialismus unter dem Namen „christlich-sozial“ durch die evangelische Schweiz ging, stand Probst in den ersten Reihen. An einem Instruktionskurs für kirchliche Liebestätigkeit in Bern — es muß im Jahr 1894 gewesen sein — sprach er über „Die soziale Arbeit des Pfarrers“ in seiner gewohnten packenden Weise. Ich habe den Vortrag, der mich in meiner ersten Studentenzeit stark angeregt hatte, nach Probsts Tod wieder hervorgesucht und war frappiert, wie stark die Verwandtschaft mit unserer heutigen religiös-sozialen Bewegung ist. Der Unterschied liegt in einer andern Stellung zur Sozialdemokratie; dieselbe entspricht ungefähr derjenigen der heutigen deutschen Evangelisch-Sozialen, allerdings eher ihrem linken Flügel. Probst tritt als Gegner der Sozialdemokratie auf um ihrer Religionsfeindschaft willen; aber er kommt zu dem Satz: „Streichet aus dem sozialdemokratischen Programm Al-

les, was aus prinzipieller Gottlosigkeit herstammt oder auf dieselbe hinzielt, und der Rest der Forderungen ist christlicher als die Prinzipien der gegenwärtigen sozialen Ordnung oder Unordnung." Probst weiß nichts von der viel behaupteten Neutralität des Evangeliums in wirtschaftlichen Dingen. „Das Evangelium faßt die Arbeit, das Eigentum, den Lohn, die Persönlichkeit auch des geringsten Menschen, die Solidarität der Stände und den Anspruch Aller auch an die hinfälligen Güter dieser Welt so ganz anders auf als der mammonistische Geist unserer Zeit, daß wir da bald wissen sollten, wohin uns unsere Christenpflicht drängt und was wir dem Volke schuldig sind. Das Evangelium kennt keine Arbeiterkraft, mit der man Handel und Spekulation treibt ohne sittliche Rücksicht auf den Arbeiter, es fordert ein ethisches Verhältnis auch auf dem Gebiete der Produktion; es kennt keine Legitimierung des Eigennutzes durch Staatsgesetze und keine staatliche Protektion der gemeinen Sinnenlust." „So wird die Kirche also die Waffen der Gerechtigkeit nach oben und nach unten führen müssen. Nach unten ist dies leicht und geschieht reichlich, darum schwingen wir das Schwert nach oben und fürchten uns nicht vor dem Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit. Die Großen dieser Welt haben der Anwälte genug; so halten wir uns herunter zu den Niedrigen. Wir haben die Ueberzeugung, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem, mag es sich noch so viele Schönheitspflästerchen aufsetzen, ein auf dem gewöhnlichen Materialismus beruhendes, mit den Grundsätzen und dem Geiste des Christentums in Widerspruch stehendes, im letzten Grunde atheistisches, weil mammonistisches ist. Daß wir uns also nicht bemühen, dieser Herrlichkeit das Leben weiter zu erhalten, versteht sich von selbst." „Wir haben unsere Kirche um den Respekt der Großen und Reichen gebracht, nicht durch unser Reden, sondern durch unser Schweigen; denn diese fühlen wohl, daß wir, wenn wir mit dem Geiste des Evangeliums ernst machen wollten, ganz anders mit ihnen sprechen und fahren müßten."

Einen Mann, der so geredet hat, dürfen wir wohl in ehrendem Andenken behalten. L.

# Büchertisch.

**Der unbekannte Pestalozzi,** der Sozialpolitiker und Sozialpädagoge. Von Robert Seidel. Zürich, Orell Füßli. Fr. —.50.

Der Titel dieser Schrift wird wohl auch im Sinne des Autors nicht wörtlich zu verstehen sein; denn er weiß natürlich, daß Pestalozzi, der soziale Reformator, nicht gänzlich „unbekannt" ist. Hat doch u. a. Natorp mit großer Deutlichkeit darauf aufmerksam gemacht. Wir dürfen auch daran erinnern, daß dieser Pestalozzi schon im ersten und zweiten Jahrgang der Neuen Wege (Vgl. R. Ragaz: „Nachfolge Pestalozzis" 1907, Nr. 12 und 1908 Nr. 1, 2 und 4) unseren Lesern ausführlich gezeigt worden ist. Aber relativ unbekannt ist er allerdings, d. h. er muß gegen Pestalozzi den Mann der Schule, meistens zurücktreten. Man hat schließlich aus Pestalozzi wohl gar einen bloßen pädagogischen Methodiker gemacht und damit freilich sein eigentliches Wollen ins Gegenteil verkehrt. Darum ist es verdienstlich, daß Seidel den größeren Pestalozzi zeigt. Er wird gerade in der schweizerischen Lehrerschaft gehört werden. Auch für die, dem der „unbekannte" Pestalozzi schon ein Bekannter ist, enthält die Schrift manches Interessante, besonders aus Pestalozzis Lebensgang.

Ungenügend scheint mir die Darstellung der religiösen Ansichten Pestalozzis. Gewiß erklärt Pestalozzi den Menschendienst als den allein richtigen Gottesdienst, aber der Gottesglaube geht ihm doch nicht im Menschenglauben völlig auf. Das ließe sich leicht zeigen.

L. R.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Ueber die Bekämpfung der Prostitution durch die Fürsorge.

**Vorschläge zum Schweizerischen Strafrecht-Entwurf von 1908.*)**

Im Oktober 1906 hielt Alfred Fournier an der Académie de médecine in Paris einen Vortrag über die Syphilis der ehrbaren Frauen.**) Fournier führte aus, daß unter 100 syphilitischen Frauen 20 sich befinden, welche als Ehefrauen einen durchaus ehrbaren Lebenswandel führen, keusch in die Ehe traten, vom Ehemanne aber angesteckt worden sind; dieser hat die Infektion in der Mehrzahl der Fälle vor der Ehe erworben. Es zeigt sich aus den sehr sorgfältig mit allen Chikanen der modernen Technik untersuchten Fälle, daß selbst im neunten Jahr nach der Infektion die Frau angesteckt werden kann; die Fälle sind relativ selten, aber sie kommen zweifellos vor; die Mehrzahl der Infektionen erfolgt naturgemäß in den ersten Jahren nach der Ansteckung. Und die Schicksale der Frauen? Sie machen eine Syphilis durch, bringen syphilitische Kinder zur Welt; sie selbst erkranken nicht selten früher oder später an Metasyphilis des Nervensystems (Gehirnerweichung, Rückenmarkschwindsucht). Ich verweise auf die kurzen Krankengeschichten, welche Fournier mitteilt.

---

*) Mit diesem Aufsatz gelangen wir endlich zu der lange geplanten Behandlung des sexuellen Problems in den Neuen Wegen. Daß es gerade zu Beginn so realistisch und praktisch angefaßt wird, mit so viel Sachkenntnis und sittlichem Ernst, kann der Diskussion nur zum Vorteil gereichen. Zu einer solchen möchten wir auch lebhaft auffordern. Einen Aufsatz über den Mädchenhandel hoffen wir in Bälde bringen zu können. Natürlich werden wir gerne den Vertretern verschiedener Auffassungen das Wort geben und behalten uns eine redaktionelle Aeußerung vor.

Auf den Aufsatz von Herrn Dr. Müller möchten wir besonders diejenigen Kreise aufmerksam machen, die auf die Gesetzgebung Einfluß haben und wir bitten unsere Leser, uns dabei behilflich zu sein. Probenummern stehen zur Verfügung.

Die Red.

**) Fournier, die Syphilis der ehrbaren Frauen. Uebersetzt von Dr. Vorberg. Wien, Deuticke, 1907.

Kürzlich ist ein umfassendes Buch von Scheuer*) über die Syphilis der Unschuldigen erschienen, welches die gesamte internationale Literatur verarbeitet. Alle diejenigen, welche mit der Pflege und Behandlung Syphilitischer zu tun haben, riskieren eine Ansteckung, ebenso deren Ehefrauen. Coiffeure werden nicht ganz selten Ueberträger von Syphilis, indem sie denselben Rasierpinsel, Bürste u. s. w., mit der sie einen Syphilitischen besorgten, bei einem nicht Syphilitischen anwenden und falls die Gegenstände nicht sorgfältig lege artis nach jedesmaligem Gebrauch desinfiziert werden, ihn anstecken. Die Gefahr, durch syphilitische Ammen Kinder anzustecken und umgekehrt, ist bekannt und hat z. B. in Mailand die Veranlassung zu öffentlichen Untersuchungen gegeben. Die Benützung von Aborten durch Syphilitische ermöglicht ebenfalls eine Verbreitung der Infektion u. s. w. Und eine jede Infektion trägt die Möglichkeit der Erzeugung syphilitischer Kinder und der Erkrankung an Metasyphilis (Tabes, Paralyse) in sich.

Die Gonorrhoe ist nicht weniger gefährlich.**) Auch sie ist nur zu oft die Morgengabe der jungen Gattin und der Anfang langen Siechtums, von Krankheit und Tod. Die so gefürchtete Schwangerschaft im Eileiter ist meist veranlaßt durch eine Tripperinfektion; zahllose Frauenkrankheiten haben da ihre Ursache (Eierstockentzündungen, Entzündungen des Bauchfelles, der Beckenorgane u. s. w.). Der eitrige Augenkatarrh der Neugeborenen, diese wichtige Ursache unheilbarer Erblindung, ist gonorrhoischer Natur.

Und weiter! Syphilis und Gonorrhoe bringen nicht nur Krankheit und Elend über die direkten Erwerber, sondern oft genug auch über ihre Nachkommen, zerstören die Fortpflanzungsfähigkeit.

Die Syphilis ist durch die Keime übertragbar; die syphilitischen Ausschläge der Neugeborenen sind bekannt, ebenso die (syphil.) Sattelnase Hereditärsyphilitischer. Sie haben nicht selten Hirnkrankheiten z. B. juvenile Paralyse, eigenartige Formen von Schwachsinn, Idiotie und Epilepsie. Manche zeigen allerlei Mißbildungen. Zahlreiche Kinder syphilitischer Mütter kommen tot zur Welt, werden nicht ausgetragen, Abortus und Geburten faultoter Früchte sind stets das Leben der Mutter gefährdende Ereignisse. Manche Hereditärsyphilitischen sind steril. — Es kann aber auch die erste Generation keine Zeichen angeborener Syphilis haben, dagegen treten in der Enkelgeneration die geschilderten Verheerungen auf (Fournier).

Die Gonorrhoe ist furchtbar durch die Provozierung der erworbenen Sterilität bei Männern und Frauen.

So werden die Geschlechtskrankheiten auch für die gesunde Fort-

---

*) Scheuer, die Syphilis der Unschuldigen (Syphilis insontium). Wien, Urban & Schwarzenberg, 1910.

**) Kornfeld, Gonorrhoe und Ehe. Wien, Deuticke. — Senator und Kaminer, Krankheiten und Ehe. München, Lehmann.

existenz der Menschheit zu einer Gefahr, mit der nur noch der Alkoholismus konkurrieren kann.*)

Der Nährboden der Geschlechtskrankheiten ist die Prostitution der Frauen, die Verbreiter der Krankheitskeime in die Familie die jene benützenden Männer. Diese Tatsache ist an sich Grund genug, daß der Gesetzgeber der Prostitution sorgfältiges Augenmerk schenkt; weitere Gefährdungen krimineller, moralischer und finanzieller Natur sind weitere Gründe, daß er sich mit ihr zu befassen hat. So kommt es, daß eine jede Strafgesetzgebung einen eigenen Abschnitt, Verbrechen gegen die Sittlichkeit, enthält.

Um diese Bestimmungen, welche die Sittlichkeit betreffen, tobt auf der ganzen Welt ein heftiger Kampf, der sich in die Worte Reglementarismus und Abolitionismus fassen läßt. Wir wollen uns nicht in diese Kämpfe mischen, sondern lediglich einige Anschauungen vortragen, welche sich uns in unserer Amtstätigkeit als kommunaler Arzt aufdrängten; wir werden also auch nicht die Prostitutionsfrage in ihrer Totalität behandeln.**)

Wohl teilweise in Anerkennung des Umstandes, daß die Prostitution der Nährboden der Geschlechtskrankheiten ist, wurde verlangt, jegliche Prostitution unter Strafandrohung zu verbieten. Eine solche Bestimmung würde absolut undurchführbar sein. Der Vorentwurf eines schweiz. Strafrechtes von 1908 bedroht die freiwillige Preisgabe des Körpers nicht mit Strafe, wohl aber die gewinnsüchtige Ausbeutung des Dirnentums einer Frauensperson. Mißbrauch von Pflegebefohlenen, Mädchen, welche das 16. Altersjahr noch nicht zurückgelegt haben, wird mit Zuchthausstrafe bedroht. Wissentliche Verbreitung von Geschlechtskrankheiten wird als Körperverletzung aufgefaßt und ist auf Antrag strafbar.

Es soll also durch Bestrafung der Kuppelei die Ausbeutung der Dirnen verhindert werden, durch Bestrafung wissentlicher Verbreitung venerischer Krankheiten ein Druck ausgeübt werden, daß die Kranken sich behandeln lassen. Durch Erhöhung des Schutzalters auf das zurückgelegte 16. Jahr soll verhindert werden, daß die Unerfahrenheit der Mädchen ausgenutzt wird, um sie der Unsittlichkeit zuzuführen.

---

*) Es ist schon gesagt worden, wenn die Syphilis so gefährlich wäre, dann müßte es schon recht bös um die Menschheit bestellt sein, schlimmer als es tatsächlich der Fall sei; die Syphilis sei so alt wie die Menschheit. Für die europäische und abendländische Menschheit ist zu sagen, daß ihr, wie sorgsame historische Untersuchungen ergeben haben, die Syphilis durch die Seeleute des Columbus aus Amerika gebracht wurde; vergl. Bloch, der Ursprung der Syphilis, Jena 1901, Fischer.

**) Wer sich genauer informieren will, sei auf zwei grundlegende Werke verwiesen: 1. Pareut-Duchatelet, la prostitution dans la ville de Paris, 1857. 3. Aufl. 2 Bände. Das Werk gehört immer noch zu den grundlegenden; es wäre nur zu wünschen, daß man es in der Originalausgabe studierte und nach ihr beurteilte und nicht in den bekannten unzulänglichen Verdeutschungen. 2. Bettmann, die ärztliche Ueberwachung der Prostituierten, Jena 1905, Fischer. Der Autor bemühte sich, den beiden Richtungen gerecht zu werden. Umfängliches Material liegt in den Bänden der beiden Brüsseler Konferenzen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Es wird also ganz prinzipiell zugestanden, daß die Bekämpfung der Prostitution nicht allein durch die Bestrafung, sondern auch durch Fürsorge zu geschehen habe. Diese prinzipielle Stellungnahme der gesetzgebenden Behörden ist sehr wichtig.

Ich bin überzeugt, daß weder die Abolitionisten noch Reglementaristen in wirksamer Weise die Prostitution und ihre Folgen und Ursachen bekämpfen, wenn sie an ihren überkommenen Traditionen festhalten. Wir müssen uns klar sein, daß die allseitige Bekämpfung der Prostitution, soweit sie im Rahmen der jetzigen Gesellschaftsordnung möglich ist, von der sozialen Fürsorge aus zu geschehen hat.

Die Reglementierung, wie sie in vorbildlicher Art in Straßburg im Elsaß ausgeübt wird, vermag in hohem Maße die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten zu bekämpfen; ich verweise auf die klassische Publikation von Prof. Dr. Wolff.*) Man geht dort bereits auch fürsorgerisch vor, indem man nur volljährigen Frauenspersonen den Eintritt in der Kontrolle gestattet, Minderjährige Fürsorgeinstitutionen zur Erziehung übergibt, Inskribierten durch Schutzvereine den Eintritt ins ehrbare Leben ermöglicht.

Wir möchten weiter gehen; ich glaube, daß man in einem demokratischen Staatswesen weiter gehen darf.

Eine Bekämpfung der Prostitution im Sinne der öffentlichen Fürsorge hat sich mit den Dirnen nicht nur als Ueberträgerinnen von Geschlechtskrankheiten, sondern auch als Menschen abzugeben, welche ein Recht haben auf menschenwürdige Behandlung . . . . ein Recht, das man selbst dem schwersten Verbrecher nicht vorenthält. Gewiß ist es wahr, daß die Dirne antisozial wirkt; man bessert sie aber nicht, indem man sie mit allen Mitteln hetzt und sie nie zur Ruhe kommen läßt. Die Unsicherheit ihrer Lage verbittert sie gegen die Gesellschaft, insbesondere gegen die Ordnungsorgane; die Lügen der Dirnen und andere Eigenschaften, welche sie so sehr in Verruf gebracht haben, sind wesentlich durch die ganz unrichtige Behandlung, welche sie tagtäglich erfahren, herangezüchtet. Wie schädlich die Dirnen von der Männerwelt beeinflußt werden, entzieht sich genauen Feststellungen; nur soviel habe ich bei zahlreichen Dirneneinvernahmen erfahren, daß sie es sehr wohl empfinden, ob sie vom Besucher menschlich behandelt werden, oder ob sie lediglich benutzt werden, normale und perverse Triebe in brutaler Art zu befriedigen, als ob sie Tiere wären. An der Psychologie der Dirnen trägt die Männerwelt, welche sie benutzt, eine wesentliche Schuld. In meiner Tätigkeit als kommunaler Arzt und früher in Anstalten habe ich unter vielen hundert Dirnen nicht eine kennen gelernt, deren Schicksal nicht bemitleidenswert gewesen wäre, an deren entscheidenden Wendepunkten nicht die treue leitende Hand gefehlt hatte.

---

*) Wolff, En se plaçant au point de vue purement médical, y a-t-il avantage à supprimer les maisons de tolérance ou à les conserver? Gazette médicale de Strasbourg, 1900.

So war da eine: sie fluchte und zotete ganz schrecklich, benahm sich schamlos; eine nähere Exploration ergab, daß sie früh verwaist war, natürlich dem Wenigstfordernden in Pflege gegeben wurde. Schon mit 8 Jahren richtete sie das Individuum zu Sexualverkehr ab und züchtete bei ihr eine regelrechte Nymphomanie. Das Mädchen wandte sich an den Waisenvogt, der aber als Verwandter des Pflegevaters nicht nur nichts tat, sondern dem Unhold berichtete, der das Mädchen zur Strafe für sein Schwatzen prügelte.

Eine zweite wurde von ihrem Lehrer verführt, als sie 18 Jahre alt war; er verkehrte oft in seiner Wohnung mit ihr, versprach ihr das Heiraten; sie habe ihn gern gehabt und es war ihr auch eine erfreuliche Aussicht, von den Stiefeltern loszukommen. Die Sache wurde ruchbar. Der Lehrer wurde versetzt, das Mädchen von den Stiefeltern auf die Straße geworfen; sie hatte keinen Beruf, arbeitete als Kellnerin, verdiente so wenig, daß schließlich die gewerbsmäßige Prostitution die einzige Möglichkeit bot, sich satt zu essen. Sie war eine Ausländerin; die Berichte, welche über sie eingingen, schilderten sie als eine „anständige" Person, die selbst unter ihrem Handwerk schwer leide; es fehle ihr aber ein Mensch, der genügend Zeit hätte, sie zu einer ehrbaren Arbeit zu erziehen.

Eine dritte, 19jährig, wurde im Momente verhaftet, wo sie mit neun Burschen in einem Schuppen nächtigte und allerlei Bestialitäten sich gefallen lassen mußte. Es war eine blasse, stumpfe Person. Mit 16 Jahren war sie wegen Syphilis in Behandlung, nachher vier Mal wegen Gonorrhoe. Ihr verstorbener Vater war Abkömmling einer verlotterten Familie, in welcher Verbrechen und Geisteskrankheit heimisch sind. Mutter und Schwester wegen Verkuppelung der Explorandin, ein Bruder als Zuhälter bestraft. Sie verdiente als Heimarbeiterin Fr. 1. 20 täglich, aus welchem Verdienst sie und die arbeitscheue Mutter leben sollten. Sie wurde von der Mutter direkt auf die Prostitution verwiesen. Mit 16 Jahren mußte das Mädchen das Zimmer mit einem syphilitischen Schläfer teilen und ihn pflegen; als das Bett für einen andern Schläfer benötigt wurde, steckte die Mutter das Mädchen zum Syphilitiker ins Bett. Die Behörde hatte den Eindruck, das Mädchen sollte auf seinen Geisteszustand untersucht werden; es wurde eine ziemlich geringe Imbecillität festgestellt, auf Grund des Gutachtens erfolgte Anstaltsversorgung. Es war interessant zu beobachten, wie das arme Mädchen, als es merkte, daß man nur sein Bestes wollte, auftaute; sich schließlich tadellos führte, nachdem sie auf Veranlassung der Mutter einmal durchgebrannt war; in der Anstalt wird sie wegen ihres guten Verhaltens sehr gelobt und es besteht eine sehr große Wahrscheinlichkeit, daß sie nach der Entlassung sich in der Freiheit wird halten können, allerdings mit Hilfe eines Vormundes.

Eine vierte ist eine Tochter aus sog. guten Ständen. In ihren Kindheitsjahren war sie Zeugin des Ehebruches ihrer Mutter. Heiratete später, um der Tyrannei von Mutter und Stiefvater zu entgehen,

einen wohlhabenden Mann, der sich als homo- und heterosexuell entpuppte. Das Eheleben war elend; er brachte Dirnen nach Haus, vertrieb die Frau aus dem Schlafzimmer. Nach der Scheidung versuchte die Frau, da die Alimentation nicht reichte, irgendwie etwas zu verdienen. Sie lernte einen Doktor kennen, der sie, man möchte sagen zur Dirne ausbildete. Das Verhältnis endete, wie vorauszusehen war; die Explorandin geriet einer berüchtigten Kupplerin in die Hände, welche sie schamlos ausbeutete. Die Person, in hohem Maße suggestibel, ohne richtige Erziehung aufgewachsen, später an einen Minderwertigen verheiratet, nachher mit einem Lumpen verlobt, entbehrte stets einer sichern Leitung, welcher sie, als psychoneurotisch belastet, dringend bedurft hätte. Sie wurde wegen Hysterie (ca. 32 Jahre alt) in eine Anstalt gebracht, wo sie — nach unserer Meinung zu früh, als daß eine nachhaltige Beeinflussung hätte stattfinden können — entlassen wurde.

Eine fünfte mag die Kasuistik, welche einige Typen bringen soll, schließen. Sie war die Frau eines Fabrikanten; war in den Ferien; ihr Sexualtrieb war so stark, daß sie ihn nicht zu bändigen vermochte und schließlich auf die Straße ging, den Mann zu suchen, der ihren Trieb befriedigte. Die moralische Qualifikation ihres Tuns war ihr ganz klar.

Die Fälle eröffnen auch in dieser skizzenhaften Darstellung einen Blick in ein Meer von Elend. Man wird vielleicht einwenden, das wären Ausnahmen; es ist das nicht wahr, ich werde an anderer Stelle den Nachweis erbringen. Man hat oft gesagt, zum Dirnenberuf würden sich Mädchen entschließen, welche von Haus aus arbeitsscheu sind und die leichte Art des Gelderwerbs jeder andern vorziehen. Das stimmt nach meinen Erfahrungen nur ganz selten, in der Regel ist die Arbeitsscheu etwas Sekundäres, veranlaßt einerseits durch die Erfahrung, wie leicht man als Dirne Geld erwirbt, anderseits durch die leidige Tatsache der polizeilichen Kontrolle, welche es enorm erschwert, eine einmal erhaltene Stellung zu behalten; selten duldet jemand in Haushaltung oder Geschäft einen Menschen, über den die Polizei von Zeit zu Zeit sich erkundigen kommt.

Ich glaube, daß ich nun genügend Anhaltspunkte gegeben habe über die Dirnen als solche und die Gefahren der Prostitution, um meine Meinung zur Bekämpfung äußern zu können. Die Bekämpfung der Prostitution sollte meines Erachtens an mehreren Punkten ansetzen:

1. Behandlung der Dirnen, um sie einem ehrbaren Leben zuzuführen;
2. Behandlung der geschlechtskranken Dirnen;
3. Schutz für Jugendliche, sie vor der Prostitution zu bewahren;
4. Besserung der Erwerbsverhältnisse;
5. Vorkehren, daß die Prostitution möglichst wenig agitatorischen Charakter hat;
6. Schwere Bestrafung des Mißbrauchs von Unmündigen und Pflegebefohlenen; schwere Bestrafung der Zuhälter und Kuppelei; strenge Wirtschaftspolizei.

1.

Die allgemeine Erfahrung zeigt, daß sich unter den Dirnen zahlreiche Individuen befinden, welche abnorm sind. Es gibt nur ganz selten eine, welche frei von Degenerationszeichen ist, in der Regel sind mehrere vorhanden. Auf geistigem Gebiet finden sich ebenfalls zahlreiche Abweichungen von der Norm; das Hauptkontingent stellt die Imbecillität, in zweiter Linie leichtere Formen von Dementia praecox, unter etwa 500 Dirnen habe ich eine einzige Epileptische gefunden, Moral insanity und Hysterie sind selten. Sexuelle Hyperästhesie kommt ziemlich oft vor, häufig befällt sie die Individuen anfallsweise. Manche Dirnen sind Vagabundinnen, ungefähr gleich viele Alkoholikerinnen.

Diese summarische Feststellung zeigt, wo die Fürsorge einzusetzen hat. Jedes männliche oder weibliche Individuum, das die angeführten Anomalien zeigt, wird ohne weiteres in sachgemäße Pflege gegeben — einzig den Dirnen hat man im großen und ganzen diese Wohltat vorenthalten. Eine jede Dirne, welche irgendwie in die Gewalt der Behörden kommt, sollte von Amtswegen nicht nur auf Geschlechtskrankheiten, sondern auf ihren gesamten Gesundheitszustand untersucht werden, weil dadurch sowohl ihre Entwicklung zur Dirne erfahren wird, als auch die Möglichkeiten erkannt werden können, welche dazu dienen, die Person auf ehrbare Wege zu bringen, wenn überhaupt noch etwas zu erreichen ist.

Die Bestimmung des Zivilgesetzbuches, daß lasterhafte Personen bevormundet werden können, genügt für die Prostituierten nicht. Sie können gerade so gut mit dem Strafrecht in Konflikt kommen, wie die Trunksüchtigen. Die Trunksucht erfährt im Abschnitt „sichernde Maßnahmen“ eine Behandlung, welche hinsichtlich der Prophylaxe des Verbrechens geradezu als eine Perle des Vorentwurfs bezeichnet werden darf. Warum soll man nicht in diesen Abschnitt eine Bestimmung aufnehmen, welche für Minderjährige Zwangsfürsorgeerziehung verlangt, für Volljährige, falls das ärztliche Gutachten besondere Maßnahmen als fürsorgerisch berechtigt hielte, eine ähnliche Behandlung? Für die meisten Prostituierten gilt das Dichterwort, daß man sie habe schuldig werden lassen, um sie nachher der Pein zu überlassen.

Bestimmungen, welche diese Möglichkeit geben würden, ergänzen die vorzüglichen Paragraphen des Zivilgesetzbuches.

Diejenigen, welche unbeeinflußbar sind, wird man, wenn sie anstaltsbedürftig sind, internieren, die andern muß man notgedrungen laufen lassen, denn die Prostitution soll nur dann Internierungsgrund sein, wenn entweder die Internierung Aussichten bietet, daß die Person zu einem sozial brauchbaren Menschen erzogen werden kann, oder eine medizinische Indikation zur Internierung zweifellos besteht.

2.

Die Dirne wird für die Gesellschaft in allererster Linie durch die Verbreitung der venerischen Krankheiten gefährlich. Ich habe ein-

leitend skizziert, von welcher Tragweite die venerischen Krankheiten für die Volksgesundheit sind. Hier haben wir ihre Vorbeugung hinsichtlich der Prostitution darzustellen.

Die Reglementierung soll ermöglichen, Dirnen frühzeitig als geschlechtskrank zu erkennen und sie zur Behandlung zu bringen. Ueber den Wert der regelmäßig wiederkehrenden Untersuchung sind die Meinungen geteilt, aber eines dürfte zweifellos sein, daß Dirnen, welche regelmäßig untersucht werden (makro- und mikroskopisch), früher aus dem Verkehr ausgeschaltet werden können, als solche, welche keiner Kontrolle unterstehen und deren Krankheit nur bei Anlaß einer Verhaftung entdeckt werden kann, vorausgesetzt, daß die Dirne sich einverstanden erklärt, sich vom Arzte untersuchen zu lassen. In nicht reglementaristischen Orten gehört es zu einer Seltenheit, daß syphilitische Primäraffekte entdeckt werden, also auch z. B. in Zürich. — Es üben die Dirnen trotz ihrer scheußlichen Krankheit ihr Gewerbe aus und infizieren so und so viel Männer.

Ob man Reglementarist oder Abolitionist ist, bleibt sich gleich; beide anerkennen die Gefahr der Geschlechtskrankheiten und erklären ihre Bekämpfung als eine ebenso dringliche Aufgabe wie die der Tuberkulose und des Alkoholismus.

Die Grundbedingung der Bekämpfung einer Infektionskrankheit ist, daß man die kranken Individuen findet und aus dem Verkehr mit andern Menschen ausschaltet. Wie soll man sich aber Kenntnis verschaffen, daß jemand geschlechtskrank ist? Man sieht selten an den normal unbedeckten Körperteilen, daß die Person krank ist. Man kann hie und da einmal aus einem eigentümlichen Gang auf venerische Krankheit schließen; aber das sind Seltenheiten und es würde eine Ausschaltung lediglich dieser Personen nicht zu einer großzügigen rationellen Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten führen. Mir will scheinen, daß alle diejenigen, welche sich der Prostitution hingeben, auf dem Wege sanitarischer Maßregeln (nicht Polizei) zu regelmäßigen, mindestens zweimal wöchentlich stattfindenden Untersuchungen beim Gemeindearzt sich zu stellen haben, daß die Untersuchungen bei Strafandrohung obligatorisch sind, für die Dirnen unentgeltlich. Der Staat soll sich aus dem unsittlichen Handwerk der Prostitution nicht bereichern.

Die Untersuchung hat neben den Gründen, welche ich unter 1. auseinander setzte, auch den Zweck, den Prostituierten die Wohltat einer Behandlung zu verschaffen, den Besuchern einen gewissen Schutz vor Infektion zu geben. Ich kann nicht verschweigen, daß dieser Schutz aus technischen Gründen kein absoluter sein kann (häufige Schwierigkeit des Gonococcen Nachweises). Die Dirnenuntersuchung geschieht in erster Linie aus dem Wunsche, dafür zu sorgen, daß der Staat möglichst wenig kranke Individuen habe; es ist verkehrt, die Dirnenuntersuchung lediglich aus dem Gesichtswinkel des Schutzes der sich prostituierenden Männer zu betrachten; die sich prostituierenden Frauen verdienen den Schutz ebenso.

Die Art und Weise, wie man der Geschlechtskranken — Männer und Frauen — habhaft werden will, muß eine ganz verschiedenartige sein je nach der Landesgegend. Hier läßt sich als leitender Gesichtspunkt nur aufstellen, daß eine Bestimmung am besten unter den sichernden Maßnahmen aufgenommen wird, welche besagt, daß Personen, welche geschlechtskrank sind, zwangsweise in Spitalpflege gebracht werden können, wenn ihre persönlichen Verhältnisse keine Gewähr bieten, daß die Krankheit sachgemäß behandelt und eine Verschleppung unwahrscheinlich ist, und daß Personen, deren Lebensführung eine Gefahr für die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten bietet, durch die Organe des Sanitätsdienstes zu überwachen sind.*)

3.

Mit den Bemühungen, kranke Dirnen zu heilen, besserungsfähigen zu helfen, ist das, was im Anschluß an das Strafgesetz hinsichtlich der Prophylaxe geschehen kann, nicht erschöpft. Ich halte es für sehr wertvoll, daß die Bestimmungen betreffend die Jugendlichen einer Revision unterzogen werden.

Das Schutzalter ist auf das zurückgelegte 16. Altersjahr angesetzt; es ist das gegenüber kantonalen Bestimmungen die bis zum 15., gegen ausländische, die nur bis zum 14. Jahre gehen, ein Fortschritt. Wir begrüßen ihn aber nur in prinzipieller Beziehung; der positive Fortschritt, der erzielt worden ist, ist sehr gering. Die Ansetzung eines Schonalters hat zweifellos nicht nur die Absicht, die Mädchen vor den Schädigungen des Sexualverkehrs zu schützen, sondern es gesellte sich dazu der Wunsch, es möchte das reifere Alter einen gewissen Schutz bieten vor dem Verfall in die Prostitution, sexuellen Entgleisungen überhaupt. Diese Reife wird durch die Erhöhung um ein Jahr nicht erzielt; wir müssen höher gehen und zwar unbedingt bis zum Alter der Ehefähigkeit, d. h. bis zum zurückgelegten 18. Altersjahr.

Im 16. Altersjahr ist die Pubertätsentwicklung in der Regel noch nicht zum Abschluß gekommen; die Labilität in den Pubertätsjahren ist bekannt und es sollte das Schutzalter auf eine Zeit angesetzt werden, in welcher die Pubertätsentwicklung abgeschlossen ist. Wenn auch die Mädchen bereits einige Zeit im Erwerbsleben stehen, so haben sie noch recht wenig gesehen, noch weniger geistig verarbeitet, um einigermaßen als geschlossene Persönlichkeit den Ereignissen des Lebens gegenüber zu stehen. Das ist schon eher mit 18 Jahren erreicht. Das Mädchen sieht in dieser Zeit sehr viel, es sieht die Eingriffe der Staatsgewalt ins Leben unsittlicher Mädchen, es sieht die schwierige Situation unehelicher Mütter; es kann in diesen Jahren eine Menge von Erfahrungen sammeln, welche ihm einen gewissen Schutz gewähren gegen spätere Entgleisung. Ich halte es also unbedingt für nötig, daß das Schutzalter durchweg auf das zurückgelegte

*) In ähnlicher Art hat sich Herr Prof. Dr. Jadassohn geäußert.

18. Altersjahr erhöht werde. Man hat mir einmal gesagt, diese Bestimmung würde zu zahlreichen Erpressungsaffären führen, und manches Hereinfallen von Männern zur Folge haben, welche alsdann wegen Mißbrauch, Schändung u. s. w. verurteilt werden müssen. — Denselben Einwurf konnte man gegen Bestimmungen des Zivilgesetzbuches, z. B. wegen des Schutzes der illegitimen Mutter, erheben.

Ich habe aber neben dieser Analogie gewichtige Gründe, welche mir die eben angedeutete Gefahr in wenig ernstem Lichte erscheinen lassen.

Die allgemeine Erfahrung zeigt, daß im Wesentlichen ältere Herren nach jungen Mädchen gelüsten, resp. nach der Defloration. Wer die Verhältnisse auch nur einigermaßen Gelegenheit hatte in ihrer Wirklichkeit zu beobachten, wird gesehen haben, daß diese Individuen sich stets sehr sorgfältig informieren, ob das Mädchen das richtige Alter hat; sie sind sehr vorsichtig.

Kommt einmal ein Fall vor, wo ein mißleitetes Mädchen z. B. von 17 Jahren einen Herrn zum sexuellen Verkehr verführt, so wird dieser Tatbestand nicht allein durch den Untersuchungsrichter festgestellt werden, sondern auch durch die ärztliche Untersuchung, die nach unserm Vorschlag eine psychiatrische Begutachtung in sich schließt.

Alle die befürchteten Gefahren schwinden nach meiner Meinung auf ein Minimum zusammen, wenn man den ungeheueren Vorteil erwägt, der durch die Erhöhung des Schutzalters auf das zurückgelegte 18. Altersjahr der ganzen Frauenwelt erwächst.

Wenn ein Mädchen im Alter von 19—20 Jahren (d. h. unterhalb der Volljährigkeit) sich prostituiert und zwar mit eigener Zustimmung, dann soll sie nach der Begutachtung einer Anstalt oder einer Familie zur Fürsorgeerziehung zugewiesen werden.

Es ist nun gar keine Seltenheit, daß minderjährige Jünglinge Prostituierte besuchen. Ich halte es für dringend geboten, daß die Mittelschüler und andere Jünglinge nach Begutachtung durch den Arzt unter besondere Fürsorge-Maßregeln gestellt werden.

Hier wäre noch eine Präventivmaßregel anzuführen, nämlich die sexuelle Aufklärung für Mädchen und Knaben. Kein junger Mensch sollte ins Leben hinaustreten, ohne orientiert zu sein über die Hygiene der Organe seines Körpers. Wenn diese Aufklärung von sachkundiger Seite (Arzt) gemeinsam mit einem Lehrer oder Geistlichen gemacht wird, dann wirkt sie nicht schädlich; ich möchte aber sehr davor gewarnt haben, daß Laien die hygienische Aufklärung vortragen. An den Hochschulen sollte von Amtswegen der Inhaber der Professur für Haut- und Geschlechtskrankheiten verpflichtet sein, jedes Semester drei Vorträge und zwar publice über die sexuelle Hygiene zu halten.

Für die Mittelschüler und Seminaristen ist es nicht allzu schwer, der obigen Forderung zu genügen, für die übergroße Menge der andern Jugendlichen braucht diese Frage eine besondere Regelung. Ich möchte da einen Vorschlag der Berliner Zentrale für Volkswohlfahrt aufnehmen, welcher eine obligatorische Fortbildungsschule für Knaben

und Mädchen verlangt, welche besonders in hygienischer und staatsbürgerlicher Beziehung das heranwachsende Volk beeinflussen sollte. Dieses Postulat erscheint mir geeignet, gegen die zunehmende Verlotterung sehr zahlreicher jugendlicher Personen mit Erfolg zu wirken. Die Durchführung hätte allerdings durch die Schulgesetze zu geschehen.

Der Geistlichkeit möchte ich ans Herz legen, ihre Vorbereitungskurse für die Konfirmation nicht auf die Abendstunden anzusetzen. In vielen Fällen trat der Fall des Mädchens während des Konfirmanden-Unterrichts ein, nicht selten auf dem Heimweg. Es ist auch bekannt, daß es nicht wenige Individuen — meistens ältere, vornehme Herren — gibt, welche unter den in der Dunkelheit heimkehrenden Konfirmandinnen Opfer ihrer Lüste suchen. Was ich hier andeute ist ein kleines Reförmchen, aber vielleicht doch eins, welches durchzuführen möglich ist.

4.

Die Verbesserung der Erwerbsverhältnisse ist weder strafrechtlich noch sonst auf juristischem Wege zu erreichen. Das ist eine Forderung, welche der Volkswirtschafter zu behandeln hat. Wir wollen uns hier damit begnügen festzustellen, daß die Armut viele Mädchen der Prostitution in die Arme treibt, wobei allerdings noch gewisse psychische Anomalien mitwirken.

5.

Wünschenswert ist es, die Prostitution dermaßen zu behandeln, daß sie möglichst wenig agitatorischen Charakter hat. Eine jede größere Stadt hat, wo nicht auf gesetzlichem Wege besondere Vorkehren getroffen sind, einen Strichgang, der die Jugend direkt zur Benützung der Prostitution encouragiert. Es ist eine wahre Danaiden-Arbeit, den Strichgang bekämpfen zu wollen, ohne daß Bestimmungen getroffen werden, welche den Dirnen verbieten, auf der Straße ihre Kunden zu suchen. Der Strichgang ist auch deswegen zu bekämpfen, weil man nicht selten hört, daß anständige Frauen angesprochen werden und zwar durchaus nicht nur am Abend.

Es sollte der Staat das Recht haben, der Dirne eventuell zu verbieten in einer gewissen Gegend zu wohnen, um so die Umgebung der Unterrichtsanstalten, Kasernen ꝛc. möglichst von Dirnen zu säubern. Eine derartige Bestimmung hätte dann auch den Vorteil, daß die Ueberwachung des Lebens und Treibens der Dirnen erleichtert würde, ebenso das Auffinden minderjähriger.

Ueber eine ganze Reihe moderner Vergnügungsetablissemente dürften die Behörden ein sorgfältigeres Augenmerk haben; mit Bestimmungen über Ventilation und Feuersicherheit ist es nicht getan. Ich brauche da nicht in Details mich zu ergehen.

6.

Alle diejenigen, welche entweder Unmündige mißbrauchen, welche die Unsittlichkeit zu eigenem Vorteil ausbeuten, sollten schwer bestraft

werden und zwar nicht mit Gefängnis, sondern stets mit Arbeitshaus. Das Gesindel der Zuhälter verdient ganz schwere Strafen; einige Wochen Gefängnis ist geradezu ein Hohn, wenn man überlegt, in welcher Art sie die menschliche Freiheit anderer beeinträchtigen, wie sie das Unglück dieser ausbeuten, wie sie die Ausgebeuteten und die mit ihnen verkehrenden gesundheitlich ꝛc. gefährden.

Geschäfte, welche nur zum Schein Handel ꝛc. betreiben, daneben der Unsittlichkeit Vorschub leisten, sollten geschlossen werden. Wirtschaften, welche in Tat und Wahrheit Bordelle sind — Animierkneipen — sollten aufgehoben und die Inhaber bestraft werden. Milde gegen Animierwirte ist nichts anderes als Diplomierung des Lasters und Verbrechertums. Vorbildlich scheint mir das englische Kindergesetz zu sein, welches verbietet, daß Kinder sich in Wirtschaften aufhalten dürfen. Neben den körperlichen Schädigungen sind die psychologischen, durch die Zoten und Anzüglichkeiten der Zecher und die oft zweideutigen Vorträge von Bänkelsängern und Phonographen verursacht, nicht zu vergessen. Da könnte durch eine vernünftige Wirtschaftsgesetzgebung viel gutes erreicht werden.

* * *

Ich habe bis dahin einige Probleme besprochen, deren Lösung eine beträchtliche Bekämpfung der Prostitution wäre. Es gibt aber noch andere Wege, die Unsittlichkeit einzuschränken. Ein wichtiges Moment ist die Alkoholenthaltsamkeit. Es ist bekannt, wie oft Gelage im Dirnenhaus endigen. Die gesamte Fürsorge kann ebenfalls mithelfen. Der Kampf muß von allen Seiten geführt werden; es gilt die Volksgesundheit und das Glück zahlloser Menschen.

* * *

Resumierend fasse ich zusammen:

Die Expertenkommission für ein schweiz. Strafgesetz möchte im Abschnitt sichernde Maßnahmen betr. die Sittlichkeit, Bestimmungen aufnehmen, welche

1. Den Prostituierten eine ähnliche Fürsorge (Rettung resp. Heilung) gewährleisten wie den Trinkern.
2. Geschlechtskranke Personen beiderlei Geschlechts gestatten zwangsweise ins Krankenhaus zu versetzen, wenn ihre Verhältnisse keine Gewähr bieten, daß eine Verschleppung der Krankheit unmöglich ist.
3. Die gesamte Fürsorge inkl. ärztlicher Begutachtung soll kostenlos geschehen durch die Sanitätsorgane.
4. Das Schonalter für Mädchen ist überall auf das vollendete 18. Altersjahr anzusetzen. Minderjährige überhaupt sind auf Grund des ärztlichen Gutachtens, wenn die eigene Familie keine Gewähr bietet, zweckmäßig unterzubringen.

Endlich bemerke ich noch, daß eine jede Regelung der Prostitution keinen endgiltigen Charakter haben kann; wie die menschliche Gesell-

schaft sich ändert, soll man auch hier Aenderungen eintreten lassen. Die polizeiliche und strafrechtliche Behandlung der Prostitution hat großenteils bankerott gemacht. Die Erfahrungen der Fürsorge auf andern Gebieten der sozialen Pathologie sind derart, daß sie uns die moralische Pflicht auferlegen, die widerlichste Erscheinung der sozialen Pathologie von dieser Seite aus zu behandeln und damit die Humanität, welche die mächtige Fürsorgebewegung schuf, auf eine Gruppe von Menschen auszudehnen, welche bislang als traurigste Paria der menschlichen Gesellschaft ihr Leben hinbringen mußten.

Dr. med. E. H. Müller (Zürich).

---

# Was wir wollen?*)

Verehrte Versammlung!
Liebe Freunde!

Da die hier anwesenden Vertreter der verschiedenen nationalen Gruppen unserer Bewegung aufgefordert worden sind, über ihre Ideen, Arbeiten, Erfahrungen Bericht zu erstatten, so möchte ich die Gelegenheit benützen, Ihnen Gruß und Dank von den sogenannten Religiös-Sozialen der deutschen Schweiz zu entbieten. Von Herzen dankbar sind wir Ihnen wirklich für die von Ihnen ausgegangene Anregung und Einladung zu dieser brüderlichen Aussprache und gegenseitigen Stärkung in der Gemeinschaft des Geistes. Es ist uns eine besondere Freude, daß sie aus den Kreisen des französischen Protestantismus stammt. Das Wollen, aus dem diese Zusammenkunft hervorgegangen ist, entspricht dem besten Geiste des reformierten Christentums. Denn wenn Luther vielleicht tiefer in das Geheimnis der Freiheit eines Christenmenschen geschaut haben mag, so hat dafür Calvin dem Teil der Christenheit, der von seinem Geiste erreicht wurde, den starken Willen eingehaucht, den Willen, die Ehre Gottes in einer von Gottes Gesetz beherrschten und gereinigten Welt zur Geltung zu bringen. Darum grüßen wir andern Kinder der reformierten Kirche Sie mit Freuden. Auch unser Zwingli war von einem verwandten Geist beseelt. Wir glauben, daß unser Werk und im besonderen dieser heutige Tag unter dem Segen des Größten, was unsere Vergangenheit kennt, stehe.

---

*) Ich veröffentliche diese in Besançon gehaltene (improvisierte) Rede, da sie eine kurze Darstellung der Ziele und der Taktik unserer Bewegung enthält und ich annehme, daß eine solche gerade im gegenwärtigen Augenblick nicht unwillkommen sei. Es ist freilich zunächst bloß meine eigene Auffassung, doch glaube ich mich damit im Einverständnis mit allen unsern Freunden (Kutter eingeschlossen!) zu befinden. Im übrigen sei auf den Bericht über Besançon in der letzten Nummer verwiesen. L. Ragaz.

Wenn ich Ihnen nun über unser Wollen und Vollbringen einiges berichten will, so soll es im bescheidensten Sinne geschehen. Es soll keine Kritik anderer Methoden bedeuten; wir meinen nicht, daß unsere Taktik ein Muster sei. Ich will nicht loben oder tadeln, sondern bloß beschreiben.

Unsere Bewegung ist wie die Ihrige eine religiöse. Sie ist religiös, indem sie sozial und sozial, indem sie religiös ist. Das überragende Ziel, das wir im Auge haben, ist eine Erneuerung des Christentums von Grund aus. Was uns not tut, ist ein neues Verständnis Gottes, des Menschen, Jesu Christi und des Gottesreiches, ein gründliches Umdenken und Umfühlen, eine Umwertung aller Werte, mit Nietzsche zu reden. Aus dieser Erneuerung des Christentums muß auch eine Erneuerung der Welt hervorgehen. Der Sozialismus ist in diesem recht verstandenen Christentum mit enthalten. Wir glauben, daß Gott selbst am Werke sei, diese Erneuerung zu schaffen, daß wir in einer geistigen Schöpfungsperiode leben, die große Möglichkeiten in ihrem Schoße trägt, Möglichkeiten, die das Herz beben machen vor Hoffnung.

Gott ist am Werke — das ist unser Ausgangspunkt. Diese große religiöse Orientierung beherrscht unser Wollen. Aber Gott sucht Mitarbeiter. Und damit gelangen wir zum Handeln. Hier erlauben Sie mir, mich in aller Freundschaft ein wenig gegen einen Teil der Ausführungen Kutters zu wenden. Vielleicht ist das, was ich sagen möchte, mehr eine Ergänzung zu ihnen, als daß es ihnen direkt widerspräche. Ich glaube, daß wir allerdings zum Handeln gelangen müssen, daß wir schon jetzt auch praktisch arbeiten müssen und zwar aus verschiedenen Gründen:

Wenn jemand große Gedanken ausspricht, so kommen die Menschen und fragen: „Wo sind eure Taten?" Bleiben diese aus, so wird den Gedanken kein Glauben mehr geschenkt. Wir dürfen nicht vergessen, in was für eine Situation wir gestellt sind. Geredet worden ist in der Christenheit genug, geredet genug von Gott, Christus, dem Gottesreich, aber es fehlten die entsprechenden Realitäten. Darum sind die Worte entwertet und darum muß nun mit Taten gepredigt werden, damit die Menschen wieder an Gott und das Gottesreich glauben können. Alles Reden hat überhaupt nur dann Wert und Kraft, wenn es der Kommentar zu einem Handeln ist. Das ist auch die Anweisung unseres Meisters. Er sagt zu seinen Jüngern: „Darum lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." Das ist der Sinn unserer ganzen Lage: die Menschen müssen an den Vater glauben lernen durch die Anschauung einer Welt der Gerechtigkeit und Güte.

Wenn aber Kutter sagt, nur aus der rechten Stellung zu Gott könne eine rechte Lösung der sozialen Probleme hervorgehen, so gebe ich ihm darin grundsätzlich recht — das versteht sich unter uns wohl von selbst — aber ich füge hinzu: Zu Gott kommen wir in die rechte Stellung nur, wenn wir auch arbeiten. Gottesverständnis ist weniger

eine Frucht der Meditation, als des Ringens mit großen Nöten und treuen Festhaltens an großen Hoffnungen, also des Arbeitens und Kämpfens mit Gott und für Gott. Das lehrt uns die Geschichte Israels am besten. Wenn wir mit Gott an schwere Aufgaben gehen, von denen wir fühlen, daß sie von Gott gestellt sind und dann in Schwierigkeiten und Dunkelheiten hineingeraten, dann schreien wir zu Gott, dann werden wir empfänglich für sein Licht und dann schenkt er uns seine Offenbarungen. Wenn wir uns aber von allem praktischen Eingreifen fern halten und uns aufs Warten und Meditieren beschränken wollten — und wärs auch in der äußersten Spannung der Seele — dann liefen wir Gefahr, von der Wirklichkeit abzukommen und uns in unsere eigenen Konstruktionen zu verstricken, statt zu Gott zu kommen. Wir müssen in der Wirklichkeit bleiben, um dem wirklichen Gott zu dienen.

Aber Kutter sagt uns, jetzt sei zum Handeln noch nicht Zeit. — Ich frage: Wann wird denn die Zeit gekommen sein? Und wer wird es uns sagen? Wer hat dafür den untrüglichen Prüfstein? Ich glaube, daß wir darin nicht auf menschliche Meinungen achten müssen, sondern auf einen göttlichen Befehl. Dieser göttliche Befehl aber kommt uns wieder aus der uns umgebenden Wirklichkeit entgegen und dazu aus den Bewegungen unseres Herzens und Gewissens. Wenn wir das starke Gefühl haben, daß wir handeln müssen, dann ist die Zeit da. Und daß dieses Gefühl heute in den Herzen überall mächtig lebt, das ist doch offenkundig. Die religiös-soziale Bewegung in der ganzen Christenheit ist auch ein Beweis dafür. Wenn wir jetzt zögern wollten, so liefen wir Gefahr, ob unserer willkürlichen Taktik Gottes Stunde zu versäumen. Dabei brauchen wir uns nicht dadurch beirren zu lassen, daß die Probleme schwierig sind und daß wir sie nicht im Handumdrehen lösen können. Ich denke, große Dinge seien nie von selbst gegangen. Es muß eben gearbeitet, gesucht, geirrt werden. Das ist der Weg zu Sieg und Klarheit allezeit gewesen. Gott gibt uns gewiß das Größte umsonst, aber er gibt es nie ohne unsere eigene Anspannung und viele Dinge sollen wir eben einfach durch Arbeit bewältigen. Irrtümer, Enttäuschungen, Niederlagen können uns dabei oft mehr nützen als Erfolge. Gerade wenn wir mit Gott arbeiten wollen, brauchen wir nicht so ängstlich zu sein. Wir beginnen eben mit dem Verständnis, das wir haben und glauben, daß er uns mehr geben wird, wenn wir am Wenigen treu gewesen sind. Wir folgen getrost unserem Herzen und Gewissen. Wenn wir in Irrtümer und Niederlagen geraten, nun, dann wird die große Sache doch siegen und wir in ihr wachsen und uns zurechtfinden; dann ist Gott größer als unser Herz. Darum meine ich, muß heute unsere Losung sein: Mit Gott vorwärts zum Handeln!

Wenn ich hierin also anderer Meinung bin als Kutter, so nähere ich mich ihm wieder stark, sobald die Frage entsteht, **wie** wir nun handeln sollen. Unsere Taktik muß unseren großen religiösen

Gesichtspunkten entsprechen. Gott ist am Werke und wir sollen seine Mitarbeiter sein. Also kommt es vor allem darauf an, daß wir Gottes Schaffen in der Gegenwart recht verstehen. Wir dürfen nichts machen, sondern nur dem helfen, was werden soll. Die Aufgaben, die Gott einer Zeit stellt, sind gewöhnlich einfach; es ist gewöhnlich nur eine Aufgabe, auf die sich alle andern zurückführen lassen. Diese Aufgabe ist irgendwie in der größten Bewegung der Zeit — die gewöhnlich aus ihrer größten Not entspringt — enthalten. Diese Bewegung wird zunächst vielleicht rein materieller, politischer, ökonomischer Art sein, aber gerade das Aeußerlichste weist auf das Innerlichste hin. Das ist die Wahrheit des sogenannten Geschichtsmaterialismus. Und welches ist nun die größte Bewegung unserer Zeit? Brauchen wir es zu sagen? Es ist der Sozialismus, dessen stärkste Triebkraft wieder die Arbeiterbewegung bildet. Von hier aus stellt uns Gott die religiöse Aufgabe unserer Zeit, von hier aus spricht er zu uns das Wort, dessen wir bedürfen; hier steht er gleichsam und ruft. Und wen ruft er? Uns, die Christen. Das ist unser Glaube. Er will, daß die Christenheit erwache, daß sie sich darauf besinne, was ihr ursprüngliches Ziel war, daß sie das Große hervorhole, das halbvergessen in ihren heiligen Schreinen ruht und das zwar den Sozialismus einschließt, aber noch höher reicht als er.

Eine solche Synthese von Christentum und Sozialismus, die durch eine Erneuerung des Christentums gewirkt werden soll, das halten wir für den Willen Gottes in unserer Zeit. In seinen Dienst möchten wir uns stellen. Durch diese Auffassung wird unsere Taktik bestimmt. Wir wollen uns angesichts dieser großen Aufgabe nicht an kleine Dinge verlieren. Wir wollen auch nicht etwa dem Sozialismus eine eigene Bewegung entgegenstellen, etwa gar eine eigene christlich-sozialistische Partei bilden. Wir nehmen im großen und ganzen einfach das Programm des Sozialismus an und verbinden es mit unserem religiösen Glauben. Wir tun nicht, als ob wir ein soziales Programm und eine soziale Bewegung erst schaffen müßten. Diese sind schon lange da: es ist eine Menge von sozialreformatorischen Vorschlägen und Anstrengungen da, dazu eine Reihe von ethischen Bewegungen. Diesen wollen wir nun nicht „christliche" Pendants zur Seite stellen, sondern den Menschen, die daran tätig sind, sagen, daß ihr Tun und Wollen christlich ist und daß sie es als solches verstehen sollen. Wir wollen ihnen, soweit es an uns liegt, helfen, für ihre Arbeit die höchsten Gesichtspunkte und tiefsten Wurzeln zu gewinnen, ihnen Mut machen, da und dort wohl auch warnen und mahnen, obschon wir uns freilich sagen müssen, daß wir zur Bußpredigt noch kein Recht haben. Wir wollen vor allem mitarbeiten und unsere Arbeit tun als Mitarbeiter Gottes im Dienste seines Reiches. Das ist in erster Linie Arbeit des Kopfes und des Herzens, Seelenarbeit, und niemand soll diese gering schätzen — es ist die schwerste, die es gibt — aber es wird auch direkte praktische Arbeit sein müssen. Hier ist nun freilich ein Unterschied zwischen den Gruppen

und den Einzelnen zu machen. Wir erwarten, daß die Einzelnen auf allen Gebieten sozialer Arbeit kräftig mitmachen — jeder auf seine Weise, nach seinen Gaben und seiner individuellen Berufung — während wir als Gruppen uns mehr in die geistigen Ziele und Probleme unseres Werkes vertiefen, uns innerlich stärken und fortbilden. Freilich mögen auch von den Gruppen als solche praktische Anregungen ausgehen und es wird besonders unsere Aufgabe sein, die Bekehrung der Kirchen zum sozialen Christentum zu fördern.

Sie fragen mich vielleicht zum Schlusse, was für Erfahrungen wir in unserer Arbeit gemacht und was für Erfolge wir aufzuweisen haben. Darüber nur noch in aller Kürze ein Wort.

Wir sind anfangs auf Berge des Mißverständnisses und Mißtrauens auf Seiten der sozialdemokratischen Arbeiterschaft und auf heftigen Zorn, ja Haß der bürgerlichen Kreise gestoßen. Es mußte viel gelitten werden. Nun sind diese Berge schon ein wenig zur Seite gewichen. Es kommt uns von Seiten der sozialdemokratischen Arbeiter viel Vertrauen entgegen, trotzdem das Mißtrauen natürlich noch nicht völlig gewichen ist. Unsere Mitarbeit wird von vielen ihrer Führer freudig willkommen geheißen. Auf unsern Versammlungen halten sie Vorträge und diskutieren mit uns. Es sind auch Anzeichen eines wachsenden religiösen Suchens in der Arbeiterschaft da. In Zürich gibt es zwei Vereine sozialistischer Kirchenglieder; auch an Pfarrwahlen beteiligen sich Sozialdemokraten immer häufiger mit Eifer und gelegentlich mit Erfolg. Daß der soziale Gedanke rasch die Kirchen durchdringt, ist offenkundig. Unsere jungen Theologen sind entweder Sozialisten oder doch mit einem starken Tropfen sozialistischen Oels gesalbt, und Aehnliches gilt von vielen unserer sogenannten Laien. Wir haben Ursache zu Mut und Hoffnung.

Freilich wissen wir, daß wir in Bezug auf unsere letzten Ziele trotzdem erst am Anfang des Weges stehen — aber Wege zu hohen Zielen müssen wohl lang sein. Unser Trost ist, daß wir mit Gott und für Gott arbeiten wollen. Das ist oft schwer — denn man muß dabei wachen Auges und Herzens sein, sich selbst verleugnen, umlernen können; aber mit Gott arbeiten heißt dafür auch trotz aller Unsicherheit doch im Innersten fest sein. Freilich gibt es im Kampf für Gottes Sache — und Arbeit für Gott muß ja oft Kampf sein — nur eine Waffe, die unbedingt siegreich ist, das Leiden „um der Gerechtigkeit willen." Aber wenn wir dazu berufen sind, so wollen wir uns freuen. Man hat die reformierte Kirche die Helden- und Märtyrerkirche des Protestantismus genannt. Nun denn, wenn Gott wieder Heldentum und Märtyrertum fordern sollte — ist das dann nicht ein Zeichen, daß er große Dinge tun will? Möge denn sein Geist uns größer machen, daß wir mit ihm arbeiten können. L. Ragaz.

# Noch etwas zur Encyklika.

Ich gehe vollständig einig mit dem, was die „Zwei Stimmen" in Heft 7 dazu sagen und freue mich dieser Gesinnungsgenossenschaft. Habe ich doch schon genug lächeln müssen über das entrüstete Erstaunen, mit dem viele „Protestanten" die Encyklika aufnehmen. Erstaunt sein darüber kann doch nur, wer bisher die katholische Kirche nicht kannte. Der Wissende ist nicht erstaunt; ihm ist jene päpstliche Kundgebung etwas selbstverständliches und aus alter Gewohnheit anheimelndes.

Indes zu einem Punkte in den Ausführungen meines Freundes Liechtenhan sehe ich mich veranlaßt, eine Bemerkung zu machen. Für das, was er auf S. 226 unten und am Anfang der folgenden Seite sagt, muß ich — es nicht durchtuend sondern nur ergänzend — doch auch noch einen andern Gesichtspunkt geltend machen.

1. „Wir sollten denjenigen .... Katholiken, welche den redlichen Willen zum konfessionellen Frieden haben, die Sache nicht noch viel schwerer machen, indem wir dem Papst mit gleicher Münze heimzahlen. Für sie ist die Encyklika eine große Verlegenheit ꝛc. Da sollten wir den Takt haben, sie nicht auf dieselben (die päpstlichen Urteile über die Reformation) festnageln zu wollen." „Schadenfreude". So kann und muß einer reden, der in gut protestantischer Gegend wohl geborgen lebt, wo die Katholiken höchstens in der Minderheit vorhanden sind und schon deshalb die Grundtendenz ihrer Kirche verhüllen und die harmlos paritätische Note spielen — einstweilen! Gegenüber der Minorität, dem Schwächern ist selbstverständlich Generosität Pflicht des anständigen Menschen.

Aber ein ganz anderes Gesicht hat die Sache für den, der, wie ich in meiner Diaspora (in deren Gebiet sich auch der Fall Meury zugetragen hat, und die sich auch ins Elsaß hinüber streckt — denn was Katholizismus ist, kann man nicht in der Schweiz studieren) mitten in katholischer Umgebung lebt. Denn da tritt uns die katholische Kirche tagtäglich mit dem unbeugsamen Anspruch entgegen: „Wir sind die alleinseligmachende, die einzige Kirche", und mit der unerbittlichen Zumutung: „Ihr seid Abgefallene, Verlorne; ihr müßt in den Schoß des einzigen Heils zurück. Warum wollt ihr denn nicht; warum wollt ihr denn das Gute nicht; warum wollt ihr etwas anderes haben? Es kann nur böser Wille von euch sein, oder Unwissenheit. Aber wir sagen es euch ja. Kommt doch; ihr wollt ja nach eurer eigenen Behauptung Christen sein; so kommt denn zu uns und werdet Christen. Denn nur unsere Kirche ist Christentum, ist die Gemeinde Christi; nur da ist Gott, Wahrheit, Religion, Seelenheil." Und dieser Anspruch und diese Zumutung werden nicht nur in Worten gesagt, sondern vielmehr Tag für Tag in kleinen und größern Einzelfällen des Zusammenlebens betätigt und darnach gehandelt an und

gegen uns Protestanten. Nicht nur durch kleinliche Gehässigkeiten (darüber will ich gar kein Wort verlieren), sondern auch durch Liebeswerben.

Wer nie mitten im Katholizismus drin gelebt hat, hat gar keinen Begriff davon, wie liebenswürdig man da sein kann, um z. B. schwache Seelen vielleicht unter Ausnutzung ihrer schwierigen Lebensverhältnisse und dergleichen zu locken. Und er kann sich keine Vorstellung davon machen, wie unerträglich verletzend dieser unaufhörliche stille Vorwurf, halb verächtlich, halb mitleidig, auf den vereinsamten Evangelischen lastet, wie weh das tut, immer, wenn nicht hören, so doch fühlen und erleben zu müssen, Tag für Tag, immer und immer wieder und ohne Aufhören in all' ihrem Verkehr: „Nur wir haben das Wahre; ihr seid Ketzer, Böswillige oder Betrogene. Wenn ihr doch nur auch die Wahrheit erkennen und der Wahrheit die Ehre geben und zu uns kommen möchtet." Das heißt etwas, tagtäglich, lebenslang so als minderwertige Menschen, Verführte oder Verstockte, angesehen zu werden. Das ist eine furchtbare Last, unter der viele zerstreute Protestanten schmerzlich leiden, wund gerieben werden, und wovon natürlich der Protestant in der Stadt Basel oder im Kanton Zürch oder Bern keine Ahnung hat (z. B. auch die Kometenfurcht letzthin haben Schulkinder benützt, um ihre evangelischen Kameraden aufzufordern: Jetzt müßt ihr aber noch schnell katholisch werden, bevor die Welt untergeht, sonst kommt ihr alle in die Hölle. Wie kann man auch so verblendet sein!). Vor einiger Zeit habe ich einem sehr lieben und geschätzten katholischen Kollegen, der mir die Toleranz seiner Kirche gegen Andersgläubige behauptete, bewiesen, daß seine Kirche ja aus Liebe intolerant sein und das unerbittliche „coge intrare" praktizieren müsse, um die geliebten verirrten Brüder vor dem ewigen Verderben zu retten. Und er mußte mir schließlich in der Hauptsache recht geben. Dazu werden wir eben von Rom niemals als ebenbürtige Gegner angesehen, sondern stets als ohne Grund sich der Kirche widersetzende Rebellen. Das ist's! Und das Ziel läßt die katholische Kirche niemals aus den Augen: Mein müssen sie alle wieder werden! Parität kennt sie nicht.

Gegenüber diesem Anspruch und diesen Zumutungen kommt mir nun die päpstliche Encyklika sehr gelegen. Es ist nicht „Schadenfreude" oder die Lust, jemand in „Verlegenheit" zu bringen. Und von „Heimzahlen mit gleicher Münze" ist selbstredend bei einem anständigen Menschen nicht die Rede; wir haben wahrhaftig Gescheidteres zu tun. Aber ich bin froh, wieder einmal eine authentische Kundgebung von allerhöchster Stelle zu haben, auf die ich diese liebenswürdigen und unliebenswürdigen Liebeswerber (besonders die viel unangenehmern ersteren) „festnageln" und mit der ich ihnen ad oculos demonstrieren kann: „Seht, da müßt ihr doch selbst zugeben, daß eine Kirche, die so redet, in der dieser Geist, diese Gesinnung lebt, und die das Höchste und Heiligste, was wir haben und kennen, so in den Kot zieht und so absolut kein Verständnis dafür aufbringt, uns nicht an-

ziehen, von uns nicht Beifall und Beitritt verlangen und uns nicht zumuten kann, in ihr die Wahrheit, Christus, den Geist Gottes, zu erkennen!" Das ist gewiß nicht „Takt"losigkeit, sondern ehrlicher Kampf um's religiöse Dasein. Ich kann mit dieser Encyklika gerade den friedliebenden und edler denkenden unter den Katholiken (die es gewiß gibt; nicht nur unter den Laien, sondern sogar unter den Geistlichen kenne ich solche; die Menschen sind eben auch da vielfach besser als das System) wieder einmal in aller Freundschaft, aber mit aller Entschiedenheit zeigen — was ihnen meist selber nicht bewußt ist, nämlich: was und wie ihre Kirche ist und denkt, und daß es da für uns nur ein non possumus geben kann.

2. Noch wichtiger aber ist und tiefer führt ein anderes. Ja, es ist wahr: Gerade für die Katholiken, die „den redlichen Willen zum konfessionellen Frieden haben" ist die Encyklika eine „große Verlegenheit". Ganz ähnlich auch schon der Fall Meury, wie ich die Erfahrung machte.

Wenn nun aber L. sehr treffend und richtig fortfährt: „Sie durften nichts dagegen sagen, sie mußten sie verteidigen &c. und stimmen im innersten Herzen diesen Urteilen über die Reformation nicht zu", da kann ich doch nur sagen: Tant pis! Um so schlimmer für sie und ihre Kirche und deren Liebeswerben und Zumutungen an uns. Das ist eben das hoffnungslos betrübende, daß man auf jener Seite das tut und tun muß, und daß sozusagen keiner gewagt hat, den Mund aufzutun. Das ist es eben, was uns am allerschärfsten und weitesten, unüberbrückbar, von Rom trennt. Sonst hätten wir ja schließlich nichts gegen einen Papst als Oberhaupt der Kirche; warum auch? Aber daß er die Gewissen knechtet und zwingt! Etwas, das gegen meine innerste Ueberzeugung ist, doch verteidigen, da hört für uns alles auf. Und eine Kirche, die das verlangt, ja — was viel ärger ist — das zustande bringt in ihren Gliedern, ist nach unserer Anschauung eben dadurch gerichtet. Gewiß werden wir die, die verteidigen müssen und nichts sagen dürfen, auch wo es gegen ihre Ueberzeugung geht, bedauern (ja wahrhaftig bedauern!), aber doch noch etwas anderes! Es wäre doch ihre einfache sittliche Pflicht, da ihre Stimme zu erheben. Und diese Pflicht können wir ihnen nicht erlassen. Ich meine: das darf man doch auch sagen bei Anlaß dieser Encyklika und unsere katholischen Mitchristen darauf „festnageln": Entweder sagt ihr nichts gegen diesen Erlaß und verteidigt ihn, dann seid ihr also damit einverstanden; oder aber wenn nicht, dann ist es euere Pflicht, zu reden.

Das sagen wir wiederum nicht aus Schadenfreude, sondern aus aufrichtigem Mitleid mit unsern Brüdern, denen ihre Kirche die Aeußerung ihrer Ueberzeugung nicht nur verbietet, sondern die sie scheints sogar um das Gefühl für dieses Menschenrecht und um den Willen zu dieser elementarsten Pflicht des sittlichen Menschen gebracht hat. Sie sollten protestieren, nicht wir; wenn sie's täten, es würde uns

nicht einfallen, es zu tun. Aber daß sie's nicht tun dürfen und nicht tun, daß sie verteidigen müssen, was sie im innersten Herzen verurteilen, das ist — das dürfen wir ihnen auch sagen — ein weiterer Grund unseres non possumus auf ihre Zumutungen.

3. Schließlich sollten über dieser Encyklika doch gerade den friedliebenden Katholiken die Augen darüber aufgehen: Der Romkirche, wie sie nun einmal ist, angehören und den konfessionellen Frieden wünschen, sind zwei unvereinbare Widersprüche. Besonders die den „redlichen" Willen zum Frieden haben, sollten das einsehen. Gerade die Encyklika sagt das ja so deutlich als möglich. Aber es gibt eben nicht nur Protestanten, sondern auch viele „Katholiken", die sich gar nicht bewußt sind, was ihre Kirche eigentlich ist, und die deshalb immer meinen, wir könnten und sollten zu ihnen. Darum freue ich mich nicht mit Schadenfreude, sondern mit der Liebe, die sich freuet der Wahrheit, daß die Kundgebung des obersten Kirchenhauptes das wieder einmal urbi et orbi, ihnen und uns gesagt hat.

* * *

Zum Schluß muß ich sagen: Es kommt mir jetzt selbst sonderbar vor, daß ich einmal nach dieser Seite hin reden mußte, während ich doch wahrhaftig alles andere eher bin, als ein konfessioneller Kampfhahn (wofür ich mich getrost auf die ganze katholische Bevölkerung meines Diasporagebietes mit Einschluß ihrer Geistlichen berufen kann) und man mir von gewisser Seite eher das Gegenteil zum Vorwurf machen zu müssen glaubt. Es ist eben auch mir ganz aus dem Herzen gesprochen, was L. am Schluß seines Artikels von der einzig wahren Ueberwindung unserer Gegner sagt. In dem obigen aber handelt es sich nicht um Ueberwindung, sondern um Notwehr, Selbstbehauptung. Also um viel weniger! Bis wir den Katholizismus „wahr" überwinden, müssen wir noch viel gehaltvoller werden. Ich habe nämlich eine sehr hohe Meinung von der katholischen Frömmigkeit. Sie in einer längern Reihe von Jahren kennen zu lernen, war mir ein schöner Genuß und eine persönliche Bereicherung. Ich habe da viel echte, starke, lebendige christliche Frömmigkeit gefunden. Ich weiß mich im innersten eins mit vielen frommen Katholiken. Der Katholizismus hat sogar allerlei vor uns voraus. Es ist ferner meine Ueberzeugung, daß auch heute noch für eine gewisse Kulturstufe die katholische die angemessenere Art von Religion ist. Es würde mir darum auch nie einfallen, einem Katholiken den Uebertritt zu unserer Kirche zuzumuten. Ich lasse also dem katholischen Christentum alle Gerechtigkeit widerfahren und gestehe ihm durchaus Existenz- und Eigenberechtigung, innere Gleichberechtigung zu. Aber — eben das, nur das: wirkliche Toleranz, Parität, Anerkennung unseres Eigenrechtes müssen wir gerade darum unbedingt auch für uns verlangen. Die katholische Frömmigkeit und viele fromme Katholiken werden uns das schon gewähren, aber die katholische Kirche niemals. Das zeigt eben wieder

die Enzyklika. Mein Protest gilt also nicht der katholischen Frömmigkeit, noch vielen einzelnen frommen Katholiken, sondern der Kirche, dem System, den Herrschaftsansprüchen des Klerus, der unsinnigen Meinung, die heute nicht mehr möglich sein sollte, es gebe nur eine wahre Religionsform für alle Menschen, dem uralten unveränderten imperialistischen Instinkt des römischen Imperiums, der diese Kirche treibt. Kurz: nicht dem, was Reich Gottes, sondern dem, was von dieser Welt in ihr ist, das sich allerdings nur zu häufig mit der Frömmigkeit unlöslich verwebt. J. Wirz.

# Soziale Rundschau.*)

**Vom evangelisch-sozialen Kongress; die angebliche Neutralität von Christentum und Sozialismus.** In unserer letzten Nummer ist auf den internationalen Charakter des religiösen Sozialismus hingewiesen worden; es war die Rede von der Bewegung auf französischem, englischem, amerikanischem, italienischem Boden. Wie steht es denn in dem Lande, dessen geistiges Leben mit dem unsrigen doch sonst im engsten Kontakt und innigsten Austausch steht, mit Deutschland? Dort ist die Bewegung in zwei Zweige gespalten: die wesentlich von der Person des verstorbenen Hofpredigers Stöcker bestimmte, kirchlich und politisch stark konservativ gefärbte christlich-soziale Richtung, deren Organ die kirchlich-soziale Konferenz ist, und die evangelisch-soziale, wesentlich von Naumann beeinflußte, die sich um den evangelisch-sozialen Kongreß sammelt. Das stenographisch aufgenommene Protokoll des letzten Kongresses (am 17.—19. Mai in Chemnitz) soll uns zur Charakterisierung der uns viel näher stehenden evangelisch-sozialen Richtung und zu einigen Auseinandersetzungen mit ihr Gelegenheit bieten.

Ich verdanke selbst dem Kongreß und seinen führenden Geistern gerade für mein soziales Denken, Fühlen und Wollen so viel und so Entscheidendes, daß ich seine Arbeit immer noch mit warmer innerer Anteilnahme verfolge. Es ist wirklich eine Elite, die sich da alljährlich zusammenfindet. Moderne Theologen und Nationalökonomen der sogenannten ethischen Schule geben den Ton an. Es sind Männer, welche tief bewegt sind von der sozialen Not ihres Volkes und gemeinsam auf Wege der Hilfe und Rettung sinnen. Sie wollen der drohenden physischen und seelischen Verkümmerung entgegenarbeiten und treffen zusammen in der Ueberzeugung, daß sie im Evangelium Kraft und Anleitung zu dieser Arbeit gewinnen können. So hat der Kongreß seine großen Verdienste um die Weckung des sozialen Gewissens haupt-

*) Herr Pfr. Sutermeister ist wegen seiner Uebersiedelung nach Feuerthalen bei Schaffhausen vorübergehend verhindert, diese Rubrik zu bearbeiten. Die Red.

sächlich unter dem gebildeten Mittelstand. Was in Vorträgen und Diskussion über die sozialen Pflichten der Käufer (Referat von Prof. Herkner) und über Fabrikarbeit und Frauenleben (Referat von Frl. Dr. Marie Baum aus Düsseldorf) gesagt wurde, bietet ungemein viel des Beherzigenswerten und Anregenden; auf Einzelheiten können wir nicht eingehen. Bedeutsam scheint mir vor allem die energische Stellungnahme der Nationalökonomie-Professoren Herkner, Wagner und von Schultze-Gaevernitz gegen diejenige Richtung in ihrer Wissenschaft, welche alle ethischen Gesichtspunkte, alle Normgedanken ausschalten und sie nur als rein darstellend nach Art der Naturwissenschaft gelten lassen wollen.

Den eigentlichen Mittelpunkt des Kongresses bildet aber der Vortrag des Leipziger Pfarrers Georg Liebster über Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung, mit der nachfolgenden Diskussion. Liebster ist der Führer der rührigen sächsischen evangelisch-sozialen Gruppe, welche in eifriger Diskussionsarbeit geistige Fühlung und Auseianderſetzung mit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sucht. Er hat schon in einem Buch und sonst bei mancher Gelegenheit auf die Notwendigkeit dieser Diskussion hingewiesen und, was viel wichtiger ist, praktische Arbeit darin geleistet. Natürlich hat diese Verhandlung reichlich Gelegenheit gegeben, die verschiedenen Ansichten über das gewaltige Problem des Verhältnisses von Christentum und Sozialismus zu äußern. Es fällt uns nun nicht ein, die ganze evangelisch-soziale Richtung auf einzelne Worte festzulegen und dafür verantwortlich zu machen. Es läßt sich aber doch aus der Debatte, den Reden am Begrüßungsabend, aus der Zeitschrift „Evangelisch-sozial“ und persönlichen Eindrücken, die ich bei frühern Anlässen zu empfangen Gelegenheit hatte, ein Gesamtbild gewinnen.

Den Hintergrund bildet die Tatsache, die von Prof. Drews aus Halle (nicht dem Verfasser der Christusmythe) auf dem letztjährigen Heilbronner Kongreß mit erschütterndem Ernst gezeichnet worden war, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft und die christliche Kirche in ihrem geistigen Leben einander in furchtbarem Grade fremd geworden sind. Von dieser Tatsache aus erhob sich die Frage: Wie kann diese Kluft, die sich beständig zu vertiefen droht, überbrückt werden? Es ist wenigstens ein erfreuliches und hoffnungsvolles Symptom, daß dieses Problem so schmerzlich empfunden wird. Aber mir scheint, so wie sie jetzt ist, befindet sich die evangelisch-soziale Richtung noch nicht auf dem rechten Wege zu seiner Lösung. Da sind die englischen, französischen, und wir dürfen ohne Verletzung der Bescheidenheit hinzufügen: auch wir schweizerische religiöse Sozialisten einen Schritt weiter. Wir dürfen aber Anzeichen des Fortschritts mit Freude konstatieren.

Es ist für die deutsche Art ungemein charakteristisch, daß die Frage formuliert wird: Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung. Gewiß entfremden Gegensätze der Weltanschauung die

Menschenherzen, aber ich glaube, sie tun es nirgends so tief wie in Deutschland. Und darum finden wir immer wieder bei Männern, denen man tiefe Einsicht, warmes Herz und redlichen Willen zur sozialen Hilfe nicht absprechen kann, eine Stimmung, welche die Sozialdemokratie als den Feind, ihre Bekämpfung als die dringendste Aufgabe ansieht. Immer wieder wird uns gesagt: „Sie in der Schweiz mögen mit Ihrer Sozialdemokratie zusammen arbeiten können; mit der unsrigen ist es schlechterdings unmöglich.“ Wir sind natürlich nicht in der Lage, das aus Erfahrung widerlegen zu können; wir müssen nur zugeben, daß die Elemente, welche bei uns die Verständigung erschweren, Genossen aus dem Reiche sind — der intellektualistische Doktrinarismus spielt nicht nur beim deutschen Gebildeten, sondern auch beim deutschen Proletarier eine große Rolle, sodaß er überhaupt nichts anerkennt, was nicht in die gleiche Kerbe haut. So sind auch die Männer des Kongresses von der sozialdemokratischen Chemnitzer „Volksstimme“ nur mit Hohn behandelt worden, was sich allerdings zum Teil erklärt aus persönlichem Haß des Redaktors gegen Harnack, den Präsidenten des Kongresses, von dem er sich — offenbar mit Unrecht — aus seiner bürgerlichen Karriere geworfen glaubt; solche „Deklassierte“ sind ja immer die verbittertsten und gehässigsten Elemente. Ich brauche ferner nur den Gegensatz national-monarchischen Empfindens gegen den demokratischen Internationalismus zu erwähnen, um die Schwierigkeit der ganzen Aufgabe voll zu würdigen. Die Gegensätze der Weltanschauung sind groß und tief.

Aber nun will mir eben vorkommen, gerade darin liege der Fehler, daß man diesen Gegensätzen der Weltanschauung allzu großes Gewicht beilegt und infolge dessen auch die Verständigung zuerst auf *diesem* Gebiete der Weltanschauung, der Apologetik, der philosophisch-wissenschaftlichen Diskussion sucht. Ob man dabei mehr den Weg Liebsters einschlägt, den Gehalt des Christentums in die Form der „Dialektik“, d. h. einer wissenschaftlichen Weltanschauung umzugießen, weil der marxistisch geschulte Arbeiter nur in dieser Form Sinn dafür habe, ob man nach dem Vorschlag Weinels mehr die Person Jesu den Entfremdeten nahe bringt, ob man mit von Schultze-Gaevernitz gerade auf den verborgenen und unbewußten Idealismus innerhalb des Marxismus den Finger legt und daran anknüpft, scheint mir im Vergleich zum Hauptpunkt nebensächlich. Man verstehe mich nicht falsch, als ob ich solche Diskussion, solche Verständigungsversuche auf dem Gebiete des Gedankens für überflüssig und wertlos hielte; wer die Gabe dazu hat, soll sich auf diesem Gebiete betätigen. Aber die Hauptsache bleibt doch der „Beweis des Geistes und der Kraft.“ Ueber das, was ich darunter verstehe, kann ich mich hier kurz fassen; ich verweise einfach auf das in der gleichen Nummer abgedruckte Votum von Ragaz auf der Tagung von Besançon. Nicht Bekämpfung der Weltanschauung, welche die Sozialdemokraten bekennen, sondern Bekämpfung der sozialen Not, unter der sie nach Leib und Seele leiden,

sollte das erste sein. Man sollte im Sozialdemokraten nicht zuerst den theoretischen Gegner, sondern den Bruder sehen. Der Weg wäre ein Fortschreiten von einem gewissen Auch-Sozialismus zu radikaleren Forderungen, von einer milden, kühl verständig abwägenden Sozialreform zu einem enthusiastischeren Ton, von einem gewissen wohlgefälligen Ausruhen auf dem Erreichten (vgl. Wagners Rede am Volksabend, Ev.-sozial Nr. 6/7, S. 185 ff.) zu einem ungestümeren Vorwärtsdrängen. Ein solches klareres entschiedeneres Eintreten für die sozialen Forderungen und Ziele des Proletariates, ein solcher Enthusiasmus würde mehr Vertrauen finden und die Kraft des Evangeliums zur Ueberwindung unserer Nöte heller offenbaren. Solche radikaleren Töne scheinen sich von den offiziellen Veranstaltungen mehr in die Volksversammlungen geflüchtet zu haben, welche die Sozialdemokraten nach Schluß des Kongresses mit Goehre, Maurenbrecher und Pflüger als Rednern, zur Auseinandersetzung mit ihm veranstaltet haben. Diejenigen, die dort in der Diskussion sich etwas schärfer ausgesprochen und den allzu zahmen offiziellen Ton des Kongresses abgelehnt hatten, werden vom Generalsekretär in seinem Rückblick (Ev.-soz.Nr. 6 7, S. 218 ff.) zur Mäßigung ermahnt, damit nicht durch solche Abschüttelungsversuche der Kongreß als einheitliche Gesinnungsmacht gesprengt werde; unsere Hoffnung ist im Gegenteil, daß sie auf ihrem Wege fortfahren.

Im Entgegenkommen auf dem Gebiet der Weltanschauung ist mir Liebster eher zu weit als zu wenig weit gegangen; die Religion, die er darbietet, ist eine allzu kühle Luft geworden. Entgegenkommen sollte mehr geübt werden auf dem wirtschaftlichen und politischen Gebiet, in der Anerkennung der idealen Momente des Sozialismus, im Verstehen, wie das Proletariat zu seiner geistigen Stimmung gekommen ist, im offenen schmerzlichen Eingeständnis der frühern und gegenwärtigen sozialen Sünden der Kirche. Täusche ich mich mit dem Eindruck, die Bußstimmung sei auf dem vorigen Kongreß nach dem Vortrag von Drews stärker gewesen? Und schließlich wird das Ziel nicht erreicht werden ohne Opfer. Ich weiß, das zu schreiben ist leicht, denn es handelt sich um etwas, wozu keiner von uns hier in der Schweiz bisher genötigt war: die Preisgabe der Lebensstellung und eine gesellschaftliche Achtung ohne gleichen. Aber es würde sicher seine Wirkung nicht verfehlen. Kurz, stärkere Offenbarungen der Lebens- und Liebeskräfte aus Gott, ein Christentum das nicht nur das Heil der eigenen Seele, sondern Umgestaltung der Welt will, also eine religiöse Erneuerung, das ist es, was not tut und den theoretischen Materialismus der Massen am besten überwinden könnte.

Wir haben schon ausgesprochen, daß Ansätze in dieser Richtung zu konstatieren sind. Das Beste an der von Liebster geführten Bewegung ist doch die religiöse Sehnsucht, „daß christliche und sozialistische Weltanschauung zusammenkommen." Besonders stark klingt der Ton, der uns im Großen und Ganzen am Kongreß zu fehlen scheint, aus den Voten von Professor Weinel und der Pfarrer

von Broecker in Halle und Herz in Chemnitz. Und als ein Fortschritt ist es entschieden zu begrüßen, wenn die sächsischen Evangelisch-Sozialen die Bekämpfung der Sozialdemokratie im Namen des Christentums und den Gedanken einer besondern christlich-sozialen Politik, welche der Sozialdemokratie Konkurrenz zu bereiten hätte, entschieden ablehnen. Sie haben die „Neutralität“ des Christentums in den politisch-wirtschaftlichen Fragen zu ihrer Losung gemacht; sie sagen denen, deren Verständnis für das Christentum sie gewinnen möchten, nicht mehr, sie müßten aufhören, Sozialdemokraten zu sein, wenn sie Christen sein möchten. Das ist, so wie die allgemeine Ansicht in Deutschland noch lautet, ein gewaltiger Fortschritt. Der weitere Schritt wird auf die Dauer nicht ausbleiben, daß die berechtigte Scheu vor Verquickung des Christentums mit einem bestimmten sozialpolitischen Programm (vgl. das von Ragaz hierüber in unserer vorigen Nummer S. 221 Gesagte) auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und die sozialen Konsequenzen des Christentums klarer, entschiedener, begeisterter herausgearbeitet werden.

Als Fortschritt ist es entschieden auch zu begrüßen, wenn sozialdemokratische Führer diesen Standpunkt der Neutralität zwischen Christentum und Sozialismus verfechten. In Deutschland dürfte diese Meinung noch nicht die herrschende sein — mit durch die Schuld der Kirche; bei uns ist sie die offizielle geworden. In einem Schriftchen „Zur Klarheit und Kraft“, verfaßt von Nat.-Rat Greulich, herausgegeben von der Geschäftsleitung der sozialdemokratischen Partei des Kantons Zürich und gedruckt in der Buchdruckerei des „Volksrecht“ wird den Freidenkern bündig erklärt, ihre Propaganda habe mit der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung gar nichts zu tun, die religiösen Ueberzeugungen vieler Parteimitglieder müßten respektiert und dürften nicht geschmäht werden; wer eine Besserung erst dann erwarte, wenn die Religion ausgerottet sei, könne noch sehr lange warten; es sei sehr wohl möglich, daß der materialistischen Richtung unserer Zeit eine stärkere religiöse Welle folge; meist würden die Kirchen durch Angriffe wie die freidenkerischen nur gestärkt, dieselben seien für richtige Sozialisten nur eine Zeit- und Kraftvergeudung.

Diesen Aeußerungen möchte ich zwei Berichte gegenüberstellen, die sich freilich für uns Schweizer — vollends für deutsche Ohren — wie ferne Zukunftsmusik anhören. Die „Christl. Welt“ Nr. 21 berichtete von einer „Christlichen Maifeier unter englischen Arbeitern.“ Herbert Stead, der Vorsteher des Londoner Settlement Browning Hall, veranstaltete im vergangenen Mai eine eigentümliche Evangelisationswoche, eine „labour week“. Jeden Abend sprach ein politischer Arbeiterführer über eine religiöse Frage, und alle stimmten überein in der Hochschätzung und Verehrung des „Arbeiters Jesus von Nazareth,“ alle waren eins in der innigen Verbindung von Christentum und Sozialismus. Den Höhepunkt scheinen die Reden des sozialistischen

Parlamentariers Keir Hardie und des Präsidenten der englischen Gewerkschaften, W. Steadman, gebildet zu haben. Der Berichterstatter der „Christl. Welt“ schreibt: „Wer die labour week mit erlebte, bekam das Gefühl, als ob ein Stück des alten urchristlichen Enthusiasmus wieder aufgewacht wäre, so begeistert, kraftvoll und ernst zugleich war die Stimmung, welche die Redner beseelte und sich von ihnen auf die Versammlung übertrug. Allem Anschein nach war es durchaus kein vorübergehender Rausch, wenn man nicht die Arbeiterbewegung selbst nur einen solchen nennen will. Denn verschiedentlich wurde ausgesprochen, daß die englische Arbeiterbewegung zugleich eine religiöse Bewegung sei, die das Ziel habe, das soziale Evangelium Jesu und sein großes Gebot der Nächstenliebe wirksam zu machen.“

Im „Essor“ Nr. 22 lasen wir einen Bericht über den Besuch der englischen „brotherhoods“, d. h. Bruderschaften bei den Sozialisten von Lille. Diese englischen christlich-sozialistischen Arbeitervereine trugen in ihrem Zuge Fahnen mit der Aufschrift: „Jesus Christus, der einzige soziale Reformator, führt und erleuchtet uns,“ und ihr Zentralpräsident Ward erklärte: „Wir sind die Abgesandten der sozialen Demokratie, deren König Christus ist.“ Prof. Passy, den unsere Leser aus der letzten Nummer kennen, und der schon erwähnte Keir Hardie hielten zündende Reden, um ihrer christlichen und sozialistischen Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Die atheistischen französischen Sozialistenführer hätten dieser Kundgebung ziemlich hilflos gegenübergestanden, erzählt der Berichterstatter des „Essor“, und noch vor zehn Jahren wäre sie nicht möglich gewesen. Die Arbeit der Socialistes chrétiens sei also nicht umsonst — in Lille hat Gounelle eine Zeit lang gewirkt. Nun gibt es freilich nicht viele Gounelles, und an dem Aufzug der brotherhoods ist uns einiges allzu „englisch“. Aber dürfen uns solche Erscheinungen nicht Hoffnung machen, daß auch bei uns und in Deutschland auf christlicher und sozialistischer Seite die „Neutralität“ immer mehr überwunden und ein fester Bund von Christentum und Sozialismus geschlossen wird?

R. Liechtenhan.

---

# Umschau.

**Den Bodenreformern zur Aufmerksamkeit empfohlen.** Die Bodenreformbewegung kommt nicht zur Ruhe und mit Recht. Wir haben sie nötiger als je. Die Gedanken von Henry George ergreifen immer wieder warmherzige und tatkräftige Menschen. In England ist es Joseph Fels, der neuerdings seine Bestrebungen in großem Stil wieder aufgenommen hat und zwar im Sinne praktischer Versuche. Vielleicht berichten wir einmal Genaueres darüber. Für diesmal möchten wir bloß eine Mitteilung machen, die wie mir scheint, alle Beachtung verdient. Herr Fels hat unlängst an eine Anzahl schweizerischer Persönlichkeiten, von denen er annimmt, daß sie sich für die Sache der Bodenreform interessieren, folgendes Schreiben gerichtet, das wir in deutscher Uebersetzung wiedergeben:

London E. C., Wilson-Street 39,
6. Juni 1910.

Geehrter Herr!

Sie haben vielleicht im Zusammenhang mit der Bodenreformbewegung von mir gehört. Ich unterstütze die an Henry George anknüpfenden Bewegungen in Amerika, Großbritannien, Dänemark, Schweden und den verschiedenen englischen Kolonien.

Es ist mein herzlicher Wunsch, daß sich auch in andern Ländern Gesellschaften für die Verwirklichung der Gedanken von Henry George bilden. Wenn dies in der Schweiz geschehen kann, so biete ich eine Summe bis zu 25,000 Fr. jährlich auf fünf Jahre an, vorausgesetzt, daß der gleiche Betrag in der Schweiz aufgebracht wird.

Ich habe diesen Brief an folgende Personen gerichtet und hoffe, daß dies das Mittel sei, eine solche Gesellschaft, wie ich sie oben angedeutet habe, ins Leben zu rufen. (Folgen die Namen.)

Mir scheint, das Angebot (125,000 Fr. in fünf Jahren) dürfte wohl erwogen werden. Freilich — wie bei uns in der gleichen Zeit eine solche Summe aufbringen? Auch wäre noch zu fragen, ob Herr Fels sein Angebot nur für den Fall macht, daß diese Gesellschaft die Forderung der single tax, d. h. der Ersetzung aller Steuern durch die auf Grund und Boden, zu der ihrigen machte. Dann wäre dafür bei uns keine Aussicht (vergl. Nr. 11, Jahrg. 1909, S. 355 f.). Aber es lohnte sich doch wohl, einmal bei Herrn Fels anzufragen. Wir empfehlen die Notiz der Aufmerksamkeit derer, die sich mit der Bodenreform beschäftigen. Herr Fels ist jedenfalls ein durchaus ernst zu nehmender Mann. Die Namen der Personen, an die er seinen Brief gerichtet hat, teilen wir auf Wunsch gerne mit L. R.

Erfreuliche Ansätze zur **Belebung der Kirchen** zeigen sich da und dort. So hat die letzte St. Galler Synode beschlossen, künftig an Stelle bloßer Diskussionen über den Geschäftsbericht wichtige Fragen des Volkslebens, vor allem auch soziale, zu besprechen. Das Hauptverdienst an diesem Beschluß hat unser Freund, Pfarrer Bader in Degersheim. Wir betrachten diese Neuerung als ein gutes Zeichen. Nötig haben es unsere kirchlichen Körperschaften freilich, aus dem nichtigen Kleinkram herauszukommen, mit dem sie im Angesicht der großen Aufgaben der Gegenwart, die Gott stellt, die Zeit totschlagen, als ob sie der Welt ihren Unwert dokumentieren wollten. Vivant sequentes! L. R.

Wir möchten nicht unterlassen, unsere Leser auf ein anderes erfreuliches Symptom der religiösen Entwicklung hinzuweisen, die **Weltmissionskonferenz**, die vor kurzem in Edinburg abgehalten wurde. Ich halte sie für eines der wichtigsten Ereignisse der letzten Jahre. Es waren dabei alle Kirchen und Missionsgesellschaften der christlichen Welt (natürlich nur der protestantischen) vertreten. Der anglikanische Bischof saß neben dem Dissenter, der christliche Hindu, Japaner, Chinese neben dem deutschen Pastor. Kein Mißton wurde laut. Die Versammlung stand unter dem Eindruck, daß die Christenheit vor einer Situation stehe, wie sie schon lange nicht mehr dagewesen, einer Situation voll ungeheurer Verheißungen. Einstimmig sagten die Männer, die aus aller Welt her zusammengekommen waren: die Welt ist heute für Christus offen. Eine tiefe Bewegung geht durch die sog. Heidenwelt. Ueberall die Ahnung eines neuen Tages und die Sehnsucht darnach. Es ist eine Gotteszeit. Sie muß benützt werden. Es gilt eine große Anstrengung der Christenheit, ein Erwachen und Gerüstetsein. Es gilt aber auch, neue Wege für die Botschaft von Christus für die Heiden zu finden. Nicht Dogmen und Katechismus, sondern das Gottesreich Nicht blindes Verdammen der heidnischen Religion, sondern Anknüpfung an die darin vorhandene Gottesoffenbarung. Also vor allem Verständnis durch Liebe und Ehrfurcht und dazu praktische Hilfe. So dämmert der Tag herauf, wo alle Völker und Religionen im Reiche Gottes ihre Einheit und Freiheit finden. Es ist doch eine Freude zu leben — trotz alledem! L. R.

Daß **Finnlands** Freiheit vorläufig verloren scheint, ist freilich ein trauriges Erlebnis, ähnlich wie es einst die Niederlage der Buren für viele von uns war. Aber gerade dieses Beispiel mag uns ein Trost sein. Sehen wir nicht heute deutlich ein, daß es durch dieses Unglück aufwärts gegangen ist mit dem Burenvolk? Sagen uns nicht seine eigenen Vertreter und alle Sachverständigen,

daß die Buren heute freier und mächtiger dastehen, als vor dem Kriege! So wollen wir auch für Finnland hoffen und nicht von seinem „Ende“ reden. Es ist noch nicht aller Tage Abend.

Daß es möglich ist, auch ungeheure Uebel zu besiegen, wenn tapfere Menschen mit Gott dagegen in die Schranken treten und ihre Seele dransetzen, zeigt doch auch wieder die **Kongosache.** In Deutschland hat sich eine Kongoliga gebildet, zu der die besten Namen des Landes gehören und die an ihrem Orte die Bestrebungen von Christ, Claparède, Morel u. a. aufnimmt. Etwas heller ist es doch schon jetzt geworden in der Kongofinsternis, wenn auch bei weitem nicht so, wie es etwa dargestellt wird, und wir dürfen hoffen, daß es auch einmal noch ganz Tag werde. L. R.

Zum **Kongress von Besançon** sind noch einige Berichtigungen und Nachträge anzubringen. Der dänische religiöse Sozialist heißt Lindeberg, nicht Lindtberg. Raoul Allier ist Professor der Theologie in Paris, nicht Professor der Philosophie in Montauban. Einige Druckfehler wird der Leser von selbst berichtigt haben.

Ich füge als Nachtrag hinzu, daß über Wilfred Monods Wollen seine beiden Bücher: L'Evangile du Royaume (Predigten) und Aux croyants et aux athées gut orientieren; letzteres besonders ist ein ergreifendes Dokument seines Ringens mit dem Problem des Uebels in der Welt. — Von J. R. Champbell ist sein Hauptwerk: The new Theology (Die neue Theologie) neuerdings ins Deutsche übersetzt worden. Traub hat dazu die interessante Vorrede geschrieben.

Der Kongreß hat das Maß von Beachtung gefunden, das er etwa erwarten durfte und bei Vielen Freude erregt. Rade entbietet ihm in der „Christlichen Welt“ ein herzliches Willkommen. Dem gegenüber hat es nichts zu bedeuten, wenn ihm von anderer Seite ein wenig fromme Galle angespritzt wird. Die schadet niemanden. L. R.

# Büchertisch.

**Pflichten und Rechte der Genossenschaftsangestellten** im Lichte der **Genossenschaftsidee.** Von Dr. Karl Munding. Verlag des Verbands schweiz. Konsumvereine. Basel. 132 S. Preis 50 Cts.

Eine bedeutsame Schrift! — bedeutsam wenigstens für solche, denen die Verbindung der sozialen Bewegung mit ethischen und religiösen Gedanken eine wichtige, vielleicht die allerwichtigste, Angelegenheit ist. Eine solche Verbindung aber ist in dieser Schrift auf eigenartige Weise hergestellt. Der Verfasser, der in der Genossenschaftssache lebt (ähnlich wie Dr. Hans Müller), faßt diese als eine Form, ja als die Form der praktischen Ausgestaltung des Christentums auf. Er begründet diese Ansicht nicht nur unmittelbar aus dem idealen Sinn der Genossenschaft heraus, sondern stützt sich auch auf eine geschichtsphilosophische Konstruktion großen Stils. Dabei entfaltet er eine umfassende und tiefgründige Belesenheit, die auch die Theologie einschließt und um die ihn mancher Theologe beneiden könnte. Es gehört zu der ganzen Eigenart dieser Schrift, daß sie ihre Gedanken oft in Bibelworten ausklingen läßt. Die Verbindung zwischen Religiös und Sozial, die wir gewöhnlich vom Religiösen aus suchen, wird hier vom Sozialismus her erreicht.

Ich kann meinerseits dem Grundgedanken der Schrift nur zustimmen und mich darüber von Herzen freuen. Das Genossenschaftswesen ist mir namentlich in früheren Zeiten als die edelste Form des Sozialismus erschienen. Das scheint allen christlichen Sozialisten nun einmal im Blute zu liegen. Munding bekennt, daß er am stärksten durch Viktor Aimé Huber angeregt worden sei. Dieser aber ist seinerseits durch die christlichen Sozialisten Englands, Maurice, Kingsley, Hughes u. a. beeinflußt. Auch Stöcker proklamierte auf seine Weise den Genossenschaftsgedanken und so stehen auch die heutigen christlichen Sozialisten unter den Reformierten Frankreichs einander sympathisch gegenüber. Das war sicher kein Zufall: diese Sympathie der christlichen Sozialisten für das Genossenschaftswesen beweist die innere Verwandtschaft

von Christentum und genossenschaftlichem Denken.

Munding sagt freilich von den „Religiös-Sozialen", sie seien dem Problem des Genossenschaftswesens noch nicht recht nahe getreten. Er hat darin ganz recht. Einzelne von uns haben sich freilich theoretisch und, soweit als es ihnen möglich war, auch praktisch damit beschäftigt, aber die „Bewegung" hat noch nichts dafür getan. Auf dem Programm der Neuen Wege nahm es zwar von Anfang an einen Ehrenplatz ein, aber auch hier ist es uns nur langsam gelungen, an die Sache heranzukommen. Der Aufsatz von Dr. Hans Müller soll uns hoffentlich weiter führen, wie auch Mundings Schrift das tun wird. Jedenfalls fehlt es uns nicht an Verständnis und Sympathie für die große Sache.

Um auf das Problem zurückzukommen, das Munding so sehr anliegt, so erscheint auch mir entscheidend wichtig, daß in den Genossenschaften der genossenschaftliche „Geist" sich entfalte, daß sie nicht, wie man ihnen so oft vorwirft, wieder rein kapitalistische Orientierung annehmen. Mundings Schrift ist uns gerade darin so erfreulich, weil sie wieder zeigt, daß der „neue Geist" im Genossenschaftswesen nicht erstorben ist, daß es in der Bewegung Männer gibt, die das genossenschaftliche Ideal der Rochdaler Pioniere festhalten. Wir hoffen in Bälde von andern Bestrebungen berichten zu dürfen, die das gleiche Ziel verfolgen. Mundings Schrift sei dringend empfohlen. L. R.

Die **wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der schweizerischen Heimarbeit,** mit besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse der schweizerischen Heimarbeit-Ausstellung, 1. Heft. Im Auftrage des Organisationskomitees als Schlußbericht herausgegeben von Jakob Lorenz.

Man braucht nicht zu fürchten, daß das Problem der Heimarbeit nach Schluß der Ausstellung liegen gelassen werde. Sie bildete nur den Beginn einer Aktion, die nicht aufhören wird, bis dieses Problem gelöst ist. Als erstes Zeichen dieser vorwärtsgehenden Aktion erscheint nun der Schlußbericht über die Ausstellung selbst, dessen erstes Heft nun vorliegt. Das Ganze ist auf zehn Hefte berechnet. Es soll eine sorgfältig wissenschaftliche Bearbeitung des durch die Ausstellung gewonnenen Materials enthalten. Freunde und Gegner der Ausstellung, denen es um gründliche Belehrung über dieses so wichtige Thema zu tun ist, werden sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Dieses erste, reich mit Tabellen und graphischen Darstellungen versehene Heft macht den besten Eindruck. Prospekte versendet die Grütlibuchhandlung, wo das Werk erscheint. L. R.

**Ins volle Leben, ins volle Glück! Unserer Töchter soziale Pflicht. Frauenstimmrecht?** Von Frau Adolf Hoffmann, Genf.

Diese Schriften von Frau Hoffmann (es sind nur wenig umfangreiche Hefte, das dritte ein Vortrag), vereinigen in seltener Weise warme positive Frömmigkeit mit sozialem Weitblick und Freiheit des Urteils und erquicken durch die starke Herzenskraft, aus der sie stammen. Sie gehört zu den nicht allzu zahlreichen schweizerischen Frauen, deren religiös positives Bekenntnis sie nicht hindert, die wesentlichen Forderungen der Frauenbewegung zu vertreten. Ich wünschte, daß sehr viele Töchter und Mütter diese Worte lesen — namentlich solche, deren Frömmigkeit einen engen und selbstischen Charakter anzunehmen droht. — Der Vortrag über Frauenstimmrecht ist im Verlag der „Frauenbestrebungen" in Zürich zu haben. L. R.

**Die Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachforschung** von D. Adolf Deißmann, Professor in Berlin. Tübingen, Mohr. 48 Seiten. Preis Fr. 1.35.

Der Verfasser ist unsern Lesern kein ganz Unbekannter mehr. Seinen sprachlichen Forschungen verdanken wir für das Verständnis des Neuen Testamentes Vieles; er hat nicht nur einzelne Stellen und Gedanken besser erschlossen, sondern auch neue Gesichtspunkte der Betrachtung eröffnet. Hier unternimmt er einen Streifzug durch das Neue Testament vom Standpunkt des Sprachforschers und fragt: was ist semitisch, orientalisch, was ist griechisch? Wir folgen ihm dabei mit gespanntem Interesse, denn er weiß auch den trockensten Fragen wunderbares Leben einzuhauchen, er wird nie langweilig. Die Philologentugenden, die er in vollem Maß besitzt, haben Blick

und Herz für die lebendigen Menschen, und zwar gerade für die unscheinbaren und ungelehrten, nicht abgestumpft. L.

**David Friedrich Strauss als Dichter.** Ein Vortrag von H. Schachenmann, Pfarrer in Basel (Volksschriftenverlag August Frick, Zürich II).

Es wirkt überaus wohltuend, Friedr. Strauß in diesem Vortrag, von seiner — ich möchte sagen — menschlichen, und nicht von seiner „theologischen“ Seite zu sehen. Der Verfasser hat es verstanden, in anziehender Weise, in schöner, dem Stoffe angemessener Sprache, den Dichter Strauß vor unser geistiges Auge zu stellen. Die vielen eingeflochtenen Proben Strauß'scher Dichtkunst zeigen allerdings, daß die Poesie ihm „Muse“, nicht „Göttin“ war. Der kritische, reflektierende Geist guckt an gar manchen Stellen in Sprache und Inhalt hervor. Eine herrliche Ausnahme bilden die schwermütigen Gedichte, bes. „Abendseufzer“ und: „Wem ich dieses klage“, sowie das ergreifende „Jesuslied“ aus dem Jahre 1827 oder 1828. Diese Poesien sind nicht „gemacht“, sondern geworden aus innerstem Empfinden und Erleben heraus.

In unserer modernen Zeit, da man den Märtyrern vergangener Tage Denkmal um Denkmal setzt, ist es wohl begreiflich und auch durchaus am Platze, das Große und menschlich Schöne des unbarmherzigen Evangelienkritikers neu zu würdigen, und so auch dieses „Propheten“ Grab zu schmücken. B. Pfister.

**Theodor Häring:** Unser Glaube an Christum im täglichen Leben. (Moderne Predigtbibliothek; Vandenhoeck und Ruprecht 1908). Preis geheftet Mk. 1.20, gebunden Mk. 1.80.

Eine Sammlung von Predigten, in der Tübinger Stiftskirche gehalten, wird uns hier vorgeführt. Die Gottesdienste in der Stiftskirche sollen — nach dem Vorwort des Verfassers — nicht akademische, sondern Gemeindegottesdienste sein. Trotzdem sind die vorliegenden Predigten von Th. Häring für Laien nicht sehr leicht verständlich. Man muß sich ordentlich hineinlesen. Wie sehr z. B. unterscheiden sie sich nach Inhalt und Form von den Benz-Predigten! Und doch sprudelt in dieser Schrift ein wunderbar tiefes religiöses Erleben; dazu gesellt sich liebevolles Verständnis für das Suchen „für die Nöte und Probleme unserer Zeit.“ Und im Zentrum jeder Predigt steht Jesus, der „voll und ganz in dieser Welt, und doch in der Ewigkeit“ stand, der deshalb, weil er uns den Vater unverhüllt zeigt, ein Recht hat, zu uns zu sprechen: Versuchs mit mir. — Die Texte der Predigten sind hergenommen aus Matth., Luc. und Joh.

B. Pfister.

**„Hermann Hitz“**, Roman von Felix Möschlin. Berlin 1910. Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin). M. 3. 50; geb. M. 4. 50.

Felix Möschlin hat mit seinem Roman „Die Königsschmieds“ einen großen Wurf getan. Sein neues Werk, etwas rasch auf das erste folgend, befriedigt wohl literarisch, aber nicht nach seiner ethischen Seite. Es erzählt die Geschichte eines hochbegabten Architekten, den die Sehnsucht nach „seinem Werk“ nach Berlin führt, der dort einer jugendlichen Dirne etwas höherer Art ins Garn läuft, sich mit ihr verheiratet und, seiner Künstlerideale rasch bar geworden, in Kunstfrohnarbeit nnd spießbürgerlicher Behaglichkeit droht aufzugehen. Da kommt das Kind und mit ihm eine Folge von Geschehnissen, die über die wahre Natur der Mutter keinen Zweifel mehr übrig lassen. Hermann flüchtet mit dem Kind zu seinem Vater in die schweizerische Heimat; dort erstickt er, um sich zu befreien und der Gesellschaft den Zuwachs eines höchst belasteten Individuums zu ersparen, sein Kind in Kissen, eilt nach Berlin zurück und beginnt ein neues von Erfolg gekröntes Leben und Streben. Aber, obschon er in einer edlen Person, seiner Zeichnerin, das Wesen kennen lernt, das geeignet scheint, für ihn eine neue Zukunft heraufzuführen, läßt er sich doch wieder von seiner, vorher entlaufen gewesenen, nunmehr zurückgekehrten Frau umgarnen; sie lockt ihm sein Geheimnis ab und denunziert ihn aus Wut über sein angesponnenes Verhältnis der Polizei. Folgt Untersuchungshaft und Gerichtsverhandlung in der Heimatstadt Altenburg, Verurteilung und Selbstmordversuch und widerwillige Heilung im Spital vor Antritt der Strafe — aber so schlimm steht's nicht; alles von seiner Verhaftung an hat er nur im Gefängnis geträumt im Fieberwahn; sein Vater hatte nämlich das bedrohte Kind gerettet, den Sohn

aber im Glauben gelassen, es sei tot. Er eilt nun herbei, klärt alles auf, beweist, daß das Kind nicht einmal Hermanns Kind ist, sondern von einem Portier stammt, wie ihm die geängstete Dirne verraten hat, befreit so den Sohn aus Gerichtsklauen und Ehefesseln und führt ihn einer bessern Zukunft zu.

Die Geschichte ist überaus flott erzählt, das Tempo des Vortrages rasch und ohne die geringste langweilende Breite, auch da, wo man dem Dichter auf seine dialektischen Gänge folgen muß. Und sprachlich ist das Werk trotz einigen Irrungen kernig wie sein erstes. Aber die ethische Seite und einige psychologische Mißgriffe erregen starkes Kopfschütteln. Es ist etwas Großes um den Kampf um ein höheres Leben, und die Geschichte der Künstler aller Zeiten lehrt, daß es dabei oft über Leichen und gebrochene Herzen geht. Aber wo kämen wir hin, wenn solch schrankenloser Individualismus wie der Hitzische um sich griffe? Und darf ein Kind geopfert werden, bloß weil die Möglichkeit einer Entwicklung zum Verbrecher in ihm liegt? Und gibt es im Jahrhundert des Kindes nicht etwas wie Erziehnng, zumal sich von den verbrecherischen Anlagen — außer den roten Haaren! — noch gar keine hat zeigen können? Und sollte ein dergestalt von sich hochdenkender Mann wie Hermann Hitz nicht auch meinen, seine eigenen vortrefflichen Anlagen böten „die Möglichkeit einer Regeneration", überböten an Kraft das von der Mutter Seite her vererbte Dirnenhafte? Wird ferner ein Künstler, für den es nur eine Sehnsucht nach dem Werk gibt, für den das Weib sozusagen nicht existiert, diesem hohlen Geschöpf so mir nichts dir nichts verfallen? Und, diese Möglichkeit zugegeben, wird er sich, wenn dessen Dirnenhaftigkeit einmal erkannt ist, trotzdem noch gebunden fühlen, wo doch sonst für den schrankenlosen Künsterindividualismus der Weg zum Ziel auch über schuldlose Geschöpfe leicht hinweg führt? Zu diesen Bedenken kommt noch ein weiteres hinzu; es betrifft die Vortragsweise. Hermann Hitz will ernst genommen sein als Mensch und als Künstler; wo sich der Held aber verliebt, da verfällt (in der Tragik) die Erzählung in den ironisierenden Ton eines humoristischen Romans; das scheint mir eine innere Stilwidrigkeit, wichtiger als stilistische Entgleisungen. Schade für das Werk, das mit seinen vielen prachtvollen Partien dennoch einen Beweis einer vollsaftigen Dichternatur erbringt, daß es nicht völlig ausgereift erscheint.

Ernst Jenny.

## Gegen den Alkohol.

**Wirtshausreform und Frauenarbeit.** Von Frau S. Orelli, Zürich.

**Alkoholgenuss und Verbrechen.** Von Oberrichter Lang, Zürich.

**Kultur und Alkohol.** Von Dr. med. E. Neumann, Bremen.

**Alkohol und Rassenhygiene.** Von Dr. med. Fock, Hamburg.

**Die Gefahren des Biergenusses.** Von Dr. med. H. Hoppe, Königsberg.

**Wozu führt uns die Betrachtung der Alkoholfrage?** Von Dr. med. K. Mayer, Barmen.

**Ein neues Leben.** Von Joseph Anker.

Wir können diese Schriften gegen den Alkohol nicht einzeln besprechen, zeigen sie aber gerne an, weil es immer Leser geben kann, die dadurch angeregt werden, sich die eine oder andere Schrift kommen zu lassen, vielleicht gerade eine ganze Partie davon. Das läßt sich leicht erschwingen, kosten sie doch einzeln nur 10—20 Cts. Zu haben sind alle bei der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes in Basel.

Weil Abstinenzvereine das Bedürfnis nach kleinen Theaterstücken haben, die zu ihren Bestrebungen passen, ohne doch aufdringlich tendenziös zu sein, so seien folgende bei dieser Gelegenheit empfohlen:

Der Ruf in die Hauptstadt. Von Eva Nadig. Sauerländer, Aarau.

Sein einziger Fehler. Von Clara Ragaz, Reinhardt, Basel. L. R.

## Redaktionelle Bemerkung.

Wegen Platzmangel mußte leider wieder Verschiedenes zurückgestellt werden. Wir bitten die Verfasser um Geduld und versprechen, auf Abhilfe bedacht zu sein.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Aufruf an die Christen.*)

Was der heutige Protestantismus uns am schmerzlichsten vermissen läßt, ist eine richtige Darstellung seines Wesens auch im sozialen Leben."

Dieser Ausspruch Frommels**) macht alle langen Erklärungen des Begriffes „Soziales Christentum" überflüssig.

Die protestantischen Christen, die finden, daß das Christentum etwas anderes sei als „getröstеter Sündenschmerz" (wie Harnack sich ausdrückt), die der Meinung sind, daß das soziale Heil die Vorbedingung ist für das individuelle Heil und die gegen den Eklektizismus und die Trägheit gewisser Kirchen Protest erheben wollen, haben sich sozial genannt.

Das Wort „sozial" gefällt nicht jedermann; aber dafür können sie nichts. Dafür kann auch das Christentum nichts. Der Fehler ist bei jenen zu suchen, die sich Christen nennen, ohne die einfache Lehre des Meisters: „Liebet einander", verstanden oder gar in die Praxis umgesetzt zu haben.

Wir protestantische Christen, wir Laien vor allem, haben gar zu leicht die Verwirklichung des Gesetzes der Bruderschaft und Solidarität vergessen. Wir haben für unser individuelles Bedürfnis eine bequeme Religion zurecht gemacht. Wir haben unsere unmittelbare soziale Verantwortlichkeit nicht genügend verstanden. Das steht unwiderleglich fest. Da gibt es keine Entschuldigung. Da heißt es nur den Fehler eingestehen und sich ans Werk machen.

Was haben wir tatsächlich getan?

Wir haben unsere Religion in die Kirche eingeschlossen, in die Kirche, die viel ist, aber nicht alles. Wir haben die Kirche erstarren

---

*) Dieser Aufruf hatte den Zweck, zum Kongreß von Besançon einzuladen, wir glauben aber, daß er auch post festum noch seinen Wert habe. Er spricht freilich Gedanken aus, die in den Neuen Wegen von Anfang an vertreten worden sind, aber sie erhalten dadurch ihren besonderen Wert, daß ein „Laie" und praktischer Politiker sie ausspricht, dem sie gerade aus der Praxis emporgewachsen sind. Möge sein Ruf zu einem weiteren Erwachen der Christen dienen. Die Red.

**) Gemeint ist der vor einigen Jahren verstorbene Gaston Frommel in Genf.

lassen im Streben nach Machterweiterung und nach Erbaulichkeit. Wir haben unsern Glauben durch endlose dogmatische Diskussionen unfruchtbar gemacht. Wir, die Laien, haben unsern Pfarrern die Sorge um die göttlichen Dinge und die Ausübung christlicher Barmherzigkeit überlassen und haben uns darauf beschränkt, sie anzuhören und sie zu kritisieren, wenn sie nicht die gewünschte Beredtsamkeit entfalteten.

Wir haben die Pflichten der Laienreligion abgewälzt auf die offizielle Religion. Wir haben vor allem untätig und unbekümmert zugeschaut, wie die sozialen Probleme immer zahlreicher und immer schwieriger wurden.

Das ist umso schlimmer, als von uns eine bestimmte Stellungnahme im Sinn eines sozialen Fortschrittes seit langem von Seiten derjenigen erwartet wurde, die mit unsäglichem Elend ringen. Ja, auch die Atheisten und Materialisten erwarteten es von uns, weil sie den neuen Glauben, den wir ihnen anbieten wollten, nicht verwirklicht sahen in unserm Leben, unserm Handeln, unserer täglichen Lebensführung. Ach, wie sehr haben sie Recht! Die große Mehrzahl der Christen meint noch heute, um das ewige Leben zu erwerben, müsse man in erster Linie das Heil der Seelen suchen und da wieder zuerst sein eigenes Seelenheil und daneben eine wohlgemeinte Liebestätigkeit üben.

Und doch wissen wir, daß es nicht genügt, den Charakter zu bilden und das Gewissen zu entwickeln. Man muß den Menschen den Weg der Arbeit zeigen und in ihnen den unersättlichen Wunsch nach Taten und nach greifbaren Früchten derselben wecken.

Was bedeutet für uns ein „himmlischer Vater", wenn wir nicht Brüder sind?

Nun sind wir aber eine Gesellschaft von Brüdern.

Wie haben wir diese Gesellschaft organisiert? Worin verwirklicht sie die Brüderlichkeit? Wann und wie übt sie die Solidarität aus? Die menschliche Solidarität macht sich nicht von selbst; sie muß organisiert werden. Das Evangelium verwirklichen, heißt die Solidarität organisieren. Da liegt unsere unmittelbare Aufgabe.

Haben wir sie verstanden? Haben wir sie erfüllt? Deswegen, daß einer sich Christ nennt, wird er nicht durch irgend ein Mirakel oder durch eine plötzliche Ausgießung des heiligen Geistes das Monopol darauf bekommen, eine Kraft des Guten zu sein.

Es gibt Atheisten, es gibt Materialisten, die ohne jede Hoffnung auf ein Jenseits ihr Leben dem Guten geweiht haben, und wir, die wir uns zu einem religiösen Glauben bekennen, wir, die wir beten können, wir, die wir an das ewige Leben glauben, wir haben uns oft in der großen Arbeit für eine bessere Gerechtigkeit auf Erden durch andere überholen lassen.

Weder unsere Gebete, noch unsere Danksagungen, weder der glühendste Ausdruck unseres Glaubens, noch die aufrichtigste gottesdienstliche Handlung wiegen den schwächsten Wunsch nach Gerechtigkeit

auf. Fallot hat es uns gesagt und immer wieder gesagt: „Das ewige Leben fängt schon auf Erden an.“

Und jetzt gibt es für uns nur noch ein Mittel, den Atheisten und der sich von Christus abwendenden Menge zu beweisen, daß wir Religion haben und daß sie etwas wert ist, daß unser Gott eine Realität ist und daß wir ein Ideal haben: Wir müssen an der Organisation der Solidarität auf Erden arbeiten.

Die Bewegung beweist man dadurch, daß man geht, die Realität der evangelischen Moral dadurch, daß man das Gute übt. Denn da erhebt sich eben die unvermeidliche Frage:

Die Brüderlichkeit verlangt eine organisierte Solidarität, die Solidarität aber kann nicht zur Herrschaft gelangen ohne die Anerkennung des Wertes und der Freiheit der menschlichen Persönlichkeit. Diesen Wert drückten unsere sozialen Gesetzgebungen durch die Verleihung der bürgerlichen Rechte aus, die aus dem Menschen einen Bürger machen und die allein es ihm erlauben, seine täglichen Pflichten gegen sich und seinen Nächsten zu erfüllen. Das Evangelium soll den *christlichen Bürger* schaffen. Was tun wir zu diesem Zwecke?

Eine gute Handlung ist eine Handlung, die Glück und Frieden schafft. Das Glück und der Friede, die wir uns für den Himmel erträumen, bauen sich auf die Erde auf. Die Grundmauern der künftigen Welt sind hienieden, in unserm Haus, in unserem Gemeinwesen, in unserm Vaterland zu errichten.

Auf welchen Fels bauen wir das Haus? Wie richten wir das Gemeinwesen ein — auf welchen rechtlichen Grundlagen? Wie sichern wir unser Vaterland — auf Grund welcher sozialen Prinzipien?

Haben wir protestantische Christen Antworten auf diese Fragen?

Wir reden von der heiligen Strenge der Moral des Evangeliums. Aber wie haben wir den Bürger gebildet? Und welche Pflichten haben wir ihm vorgezeichnet? Und doch stehen wir da vor Tatsachen, die uns aufs höchste beunruhigen müßten. Wir haben vor uns die Not und das Elend einer Unzahl von Brüdern; wir stehen vor der Ungerechtigkeit, die der immer sich erneuernde menschliche Egoismus nach sich zieht. Alles ruft nach einer Lösung. Beschäftigt sie uns?

Wenn uns die Tatsachen im Wege sind, finden wir uns gerne mit ihnen ab, indem wir uns feige an den bestehenden Zustand gewöhnen oder indem wir uns mit einer fernen Hoffnung trösten. Aber hilft das auf die Länge?

Da wir mit bloßem Reden die Menschen nicht glücklich und gut machen können, bitten wir für sie um jenseitige Seligkeit. Aber haben wir alles getan, um unsere Brüder hier auf Erden glücklich zu machen? Haben wir uns nicht oft hinter den zwei großen Worten verschanzt, deren tiefer Sinn wir nicht verstanden haben:

„Arme habt Ihr allezeit bei Euch.“ „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Wir leben auf einem kleinen Planeten, der durch eine geheimnis=

volle und gewaltige Macht durch den Raum getragen wird. Auf diesem Planeten gibt es Millionen von Wesen, die arbeiten, weinen und seufzen, ohne vom Produkt ihrer Arbeit ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Einige unter ihnen bekämpfen sich und würgen sich gegenseitig auf Befehl. Einige unter ihnen, die reich und mächtig sind, beuten die Elenden aus. Auf dieser kleinen Welt, die im unerforschten All kreist, gibt es so viel unverdientes Leiden, brutale Ausbeutung, hoffnungslose Zusammenbrüche. Millionen von Kindern werden im Schmutz geboren, wachsen im Sumpf auf und lernen das Leben in der Schule des Lasters kennen, ohne je frische Luft und Sonnenschein der freien Natur oder das Glück eines traulichen Herdes genossen zu haben.

Vor der Zeit verbraucht, erblich schwer belastet, steigen sie ins Grab, ohne je wahre Lebensfreude kennen gelernt zu haben. Ihr Schicksal ist eine Bankrotterklärung der Menschlichkeit und ein Widerspruch gegen die Vernunft . . . Und angesichts dieser Leiden, die unermüdliche Hingebung umsonst zu lindern sucht, verstehen wir den Ernst des großen Menschheitdramas nicht und merken nicht, daß unsere Untätigkeit ein Attentat gegen Gott ist, das weder durch fromme Lieder noch durch Gebete gesühnt werden kann. Man mag mir einwenden, daß der gemeinnützigen Werke die Fülle da sind und daß sie die Ehre des Protestantismus ausmachen. Aber das ist nicht das, worauf es ankommt. Haben wir versucht, das System zu ändern und das Uebel an der Wurzel anzugreifen? Haben wir uns zu diesem Zweck gemeinsam und solidarisch organisiert? Nein.

Sehet dort ein Schiff, das menschliche Wesen nach unbekannten Ufern trägt. An Bord bekämpft man sich, man fällt übereinander her, um irgend einen Schatz zu erbeuten, man betäubt sich in egoistischen Genüssen, man schreit, man lacht, man klagt, man fleht, man ruft nach Glück und Gerechtigkeit — und dort am Vorderteil stehen Männer, die guten Willens sind, schauen nach dem endlosen, stets wieder entfliehenden Horizont und träumen in Verzückung von fernen Ufern.

Gleichen wir nicht oft diesen Menschen?

Ich möchte richtig verstanden werden: die protestantischen Christen — wie übrigens die andern auch — tun gewiß viel Gutes. Es ist viel große Hingebung da, wer dürfte das leugnen? Aber es fehlt uns an der auf ein Ziel gerichteten überlegten Tat, an der organisierten christlich sozialen Tätigkeit. Das haben wir uns in den Ländern französischer Zunge noch nicht klar gemacht.*)

* * *

Wir müssen das Träumen aufgeben und uns zum Kampfe vereinigen. Wir müssen die ökonomischen Ursachen der sozialen Uebelstände untersuchen. Aendern wir die Herzen, aber ändern wir auch

---

*) Ebensowenig in den Ländern deutscher Zunge. (Anmerk. der Uebers.)

das System! Die Herzen entfalten sich nicht unter dem Druck körperlicher Leiden und beklemmender Angst. Wer nur die Seelen retten will, löst nur die eine Hälfe des Problems. Es gibt Körper, die mit unerträglichen Ketten gefesselt sind und Geister, die in harter Knechtschaft erstarrt sind. Brechen wir die Ketten und befreien wir die Sklaven! Lasset nns praktischer, logischer, mutiger und konsequenter werden. Lasset uns vor allem ein weniger bequemes Christentum haben. Organisieren wir die Solidarität oder verzichten wir darauf, uns Christen zu nennen!

* * *

Das soziale Christentum bedeutet eine bestimmte Richtung des christlichen Denkens und Handelns. Die sozialen Christen haben viel Studium und Gedankenarbeit geleistet, nun ist es an der Zeit, in die Arena zu steigen und zu kämpfen.

Jetzt ist der Augenblick für uns Christen gekommen, endlich ernst zu machen mit unsern Grundsätzen und unserer Lehre.

Kein neues Dogma, keine neue Philosophie! Keine neue Religion! Die Dogmatik hat uns genug geschadet, und wir haben uns um ihretwillen genug in nutzlosen byzantinischen Diskussionen verloren und entzweit. Aber was sollen wir denn tun, was wollen wir verkünden?

Wir wollen vor allem als Christen den unzerstörbaren Wert der menschlichen Persönlichkeit verkünden und für ihre Autonomie eintreten, um ihr im Gemeinwesen und im Vaterland ihre Aufgabe vorzeichnen zu können. Wir wollen den christlichen Bürger definieren. Es handelt sich nicht bloß darum, festzustellen, daß alle Seelen vor Gott gleichwertig seien. Wir haben im Namen der Freiheit der menschlichen Persönlichkeit zu verkünden, daß die Menschen ein angeborenes Recht auf das Leben haben, daß sie glücklich sein sollen und daß sie alle auch vor den Menschen das gleiche Recht erlangen müssen.

Nun drückt sich aber die menschliche Autonomie in der bürgerlichen Persönlichkeit aus. Die bürgerliche Persönlichkeit, wie sie im Gesetz bestimmt wird, ist die Grundlage der Gerechtigkeit und die Bedingung der Brüderlichkeit. Die bürgerliche Gleichheit aller vor dem Gesetze ebensogut die Bedingung der Gerechtigkeit, wie die Einheit der Moral — einer von dem natürlichen Wesen und folglich auch vom Geschlechtsunterschied der Menschen unabhängigen Moral — die Bedingung der Freiheit ist.

Als Christen müssen wir für dieselbe Moral für Mann und Frau eintreten und darauf hinarbeiten, alle Ungleichheit der Rechte zwischen den beiden Geschlechtern auszutilgen.

Autonomie der menschlichen Persönlichkeit, Einheit des Rechtes, Gleichheit des Rechtes, das sind die Grundbedingungen eines friedlichen sozialen Lebens. Lasset darum uns Christen (gemeinsam mit andern) um einer gesunden Organisation des Gemeinwesens und des Staates willen einstehen für die absolute Notwendigkeit des allgemeinen Stimm=

rechtes, damit jedes menschliche Wesen, ob Mann oder Frau, sich beteiligen könne an der Organisierung der Gesellschaft, in der es lebt und an der Ausarbeitung der Gesetze, denen es unterworfen ist. Das politische Stimmrecht ist zugleich das grundlegende soziale Recht. Die Männer haben es sich als ausschließliches Privilegium angeeignet und es den Frauen verweigert. Sie haben damit einen fundamentalen Irrtum begangen.

Verkünden wir das unbeschränkte Stimmrecht! Verkünden wir das Stimmrecht der Minoritäten durch die Proporzionalwahl! Verlangen wir die Wahlgerechtigkeit! Das politische Recht ist das grundlegende bürgerliche Recht. Wir vergessen es oft, indem wir die Politik zu einer besonderen und ausschließlichen Kategorie der Tätigkeiten eines Bürgers machen und sie etwa in Gedanken mit irgend einem Menschen verbinden, der gut zu reden versteht, Ränke schmiedet und schöne Programme aufstellt zur Befriedigung der fortschritthungrigen Menge. So haben wir den Bürger sich aus Trägheit seiner wichtigsten Rechte entäußern lassen.

Als Christen erachten wir es darum für bürgerliche Pflicht, uns für das gemeine Wohl zu interessieren. Scheint es Ihnen nicht auch, daß die Professionspolitiker uns genugsam das Schauspiel parlamentarischer Komödien gegeben haben, indem sie die Politik verderbt und verächtlich gemacht und sie zum Markt aller Eitelkeiten umgewandelt haben? Die Politik ist die Organisation der öffentlichen Ordnung und der bürgerlichen Freiheiten. Warum zögern wir denn noch, wir Christen, uns um unsere politischen Pflichten zu kümmern? Ist es Feigheit? Ist es die Angst, unsere Ruhe zu stören? Ist es Furcht vor Verleumdung und übler Nachrede? Warum jammern wir denn unaufhörlich über das Elend und die Schändlichkeit der politischen Moral? Tun wir denn als Christen etwas, um aus diesem Jammer herauszukommen?

In diesem Punkte haben wir unsere Pflicht als christliche Bürger schwer vernachlässigt. Die Entwicklung der repräsentativen Demokratie, die nahe Einführung der direkten Demokratie, wie sie in der Schweiz durch das Referendum und die Volksinitiative schon in ihren Anfängen existiert, zeigen uns deutlich, wo unsere Pflicht liegt. Unsere Verachtung der Politik ist kindisch. Unsere Klagen über das Anwachsen des parlamentarischen Sozialismus sind lächerlich. Wer verhindert uns denn, ein Gleiches zu tun? Es ist leicht, die Tagesprobleme im Salon und an Kongressen zu besprechen. Gehen wir doch auf den Kampfplatz selbst! Stehen wir mit unserer Person ein! Sagen wir einmal, daß wir eine reinliche Politik wollen und daß eine solche Politik möglich und nötig ist! Die Aufgabe, die wir als christliche Bürger haben, reicht weiter als die Schwelle unseres Heims oder die Versammlungssäle der gemeinnützigen Komitee; die Organisation der Demokratie verlangt entschlossene Männer. Sind wir solche?

Wenn ich über diese ernste Frage: die Pflicht des Christen

gegenüber der Politik rede, möchte ich nicht mißverstanden werden. Man hat mir gesagt: Wollen Sie denn pfarrherrliche Wahlbureaux einrichten? — Darum handelt es sich nicht. Die eigentliche Politik tritt immer mehr zurück hinter der sozialen Gesetzgebung und ethische Fragen tauchen auf, von deren Lösung die Zukunft des Landes und das Wohl der Bürger abhängt. Wenn eine Bewegung zu gunsten eines Antialkoholgesetzes einsetzt, soll sich da der christliche Bürger dafür nicht interessieren, weil die Debatte sich auf einem parlamentarischen Schauplatz abspielt?

Wenn ein Parlament oder ein Volk dazu berufen ist, sich über Fragen der Hygiene, des Arbeiterschutzes, der Bürgerrechte auszusprechen, sollen wir Christen uns dann mit Artikeln, Diskussionen und Gerede begnügen? Täten wir nicht besser, zu versuchen, eine Aktion in die Wege zu leiten, die zu der nach unsern Ueberzeugungen und unserm Dafürhalten richtigen Lösung führte? Man sollte diese Frage nicht einmal stellen müssen. Wenn eines Tages eine Parlaments- oder eine Volksabstimmung ein Land in schwere Verwicklungen bringt oder es in seiner Würde schädigt, dann mögen diejenigen sich nicht beklagen, die ohne irgend einen stichhaltigen Grund geschwiegen und abseits gestanden haben. Die Menschen machen die Geschichte. Die Menschen haben die Geschichte und die Politik, die sie verdienen.

Ich sage den Christen: Lasset uns jeweilen die unsern Parlamenten vorgeschlagenen sozialen Gesetze prüfen, nicht in Form platonischer Diskussionen, sondern, wenn es nötig ist, vor dem Volke und mit ihm. Geben wir dazu, wenns Not tut, sogar selbst die Anregung! Wir müssen uns als christliche Brüder zusammentun, um die Ausarbeitung von Gesetzen zu veranlassen, die uns nötig erscheinen und wir müssen unsern Gruppen die vollkommene Freiheit lassen, ihre Wünsche zur Geltung zu bringen, wie es ihnen am besten scheint.

Wir beschweren uns über die politischen Hetzer. Wir machen sie für die sozialen Unruhen verantwortlich. Ja, das ist leicht zu sagen, wenn man selbst nichts tut. Und wenn wir uns nun entschlössen, selbst einmal solche „Hetzer“ zu sein? Wenn wir nun einmal daran arbeiteten, dem Volke Arbeitsorganisationen und gesetzliche Schutzbestimmungen zu geben, so daß die Schwachen verteidigt und die schlechten Führer beseitigt würden?

Solange wir dazu nicht den Mut haben, dürfen wir uns auch nicht beklagen.

Solange wir uns nicht zu praktischer Arbeit, zu einem direkten Vorgehen auf sozialem und gesetzgeberischem Gebiet entschließen, werden unsere Klagelieder und unsere Seufzer über die Zerrüttung der Demokratie und über die Verderbtheit der öffentlichen Gewalten einen falschen Klang haben und zu nichts führen.

Als Christen müssen wir zuerst das Elend des Proletariats entschlossen ins Auge fassen, es als ein entsetzliches soziales Uebel erkennen lernen und nicht als ein trauriges aber unüberwindliches Verhängnis. Die Sklaverei des Proletariats soll und muß nicht sein!

Was tun wir, um unsere Brüder aus der ökonomischen Knechtschaft zu befreien? Welches ist unsere Stellung gegenüber der brennenden Frage des Lohnes, seiner Umgestaltung, seiner Aufhebung? Was haben wir vorzuschlagen?

Als Christen müssen wir Stellung nehmen zu der Frage des Gewerkschaftswesens und der Arbeitervereinigungen und wir müssen uns fragen, welche Organisationen sich am besten eignen, um das Proletariat aus der Knechtschaft gewisser kapitalistischer Ausbeuter zu befreien?

Glauben wir an die Möglichkeit dieser Befreiung? Finden wir die stetige Vorwärtsbewegung der industriellen Entwicklung zum Kollektivismus, der ihre Ungleichheiten mildern will, gut und wollen wir sie unterstützen? Wie denken wir uns den Industriestaat, dessen Grundlinien sich in der Monopolisierung der öffentlichen Betriebe zeigen? Was sagen wir als Christen zu dem organisierten Klassenkampf, wie er sich in der immer zunehmenden Gewerkschaftsbewegung entwickelt?

Was denken wir als Christen von der Mitarbeit der Staatsbeamten in administrativen und technischen Behörden? Denken wir, daß der Staatsarbeiter mit der Zeit wirklicher Mitarbeiter in dem Betriebe werden könne, in dem er unentbehrlich ist? Halten wir dafür, daß das Genossenschaftsprinzip, das auf dem Gebiete des Handels und der individuellen Produktion schon verwirklicht ist, jetzt in den öffentlichen Betrieben eingeführt werden kann, die der Staat übernommen hat?

Was antworten wir auf alle diese Fragen? Wir müssen uns doch endlich fragen, ob die Menschheit dazu bestimmt sei, auf alle Zeiten in Kapitalisten und Proletarier eingeteilt zu sein und ob derjenige der, unter das eherne Gesetz des Taglohnes gebeugt, durch seiner Hände Arbeit zu der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes so wesentlich beiträgt, nie mehr als ein kärgliches Scherflein daraus ziehen soll. Wir müssen uns fragen, ob die moralische Befreiung des Proletariates, die wir alle wünschen, nicht sehr eng verknüpft sei mit seinem ökonomischen Lose.

Wir seufzen über die Unwissenheit und Roheit der Volksmassen. Was tun wir, um die Arbeitsbedingungen dieser „Unwissenden“ zu ändern, um ihre Arbeitsstunden zu kürzen, um ihre Lohnverträge zu beeinflussen, um ihnen Arbeit unter guten hygienischen Bedingungen und gesunde Wohnungen zu sichern? Sind wir, mit einem Worte, dem ökonomischen Problem zu Leibe gerückt, das je länger je mehr in der Gesetzgebung seine Lösung finden wird?

Ich wiederhole: wir Christen haben im Allgemeinen über alle diese Fragen geschwiegen oder, was schlimmer ist, wir sind sehr verschiedener Meinung darüber gewesen.

Mir scheint es, wir müßten uns jetzt auf ein Ziel einigen, und in einer bestimmteren Form die Notwendigkeit der Vereinigung auf

ökonomischem Gebiete postulieren, die die unbeschränkte Konkurrenz durch das Genossenschaftswesen und den Kampf des einzelnen Arbeitnehmers gegen das Kapital durch den Vertrag zwischen dem Kapital und der Berufsorganisation ersetzt.

Wir müssen die Notwendigkeit der staatlichen Intervention anerkennen, ohne dabei das Gesetz als ein unfehlbares Universalmittel anzusehen, sondern nach dem kräftigen Bilde Ch. Gide's als die notwendige Hemmvorrichtung, die die Reformen festlegt, die Auswüchse des Egoismus beschneidet und die Schwachen beschützt. Wir wollen, daß das Kapital anders arbeite und daß der Arbeiter etwas besitze. Wir wollen das Prinzip des individuellen Besitzes menschlicher und moralischer machen, indem wir ihm Grenzen setzen und indem wir es der Aufsicht der Allgemeinheit unterstellen.

Wir glauben, daß die ökonomische Gerechtigkeit eine fortschreitende und weitreichende Vergesellschaftung der Güter der Erde und der großen Produktionsmittel verlange, und daß die Ausnützung der natürlichen Werte, der Warenaustausch und das Kreditwesen dadurch gerechter werden, gleichzeitig mit einer dadurch ermöglichten moralischen, ökonomischen und seelischen Entwicklung der Arbeiterschaft.

* * *

Als Christen müssen wir für die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Herrschaft des Geldes, des Wuchers, der Ringbildung der Spekulation und des Börsenspiels auftreten. Was tun wir in dieser Hinsicht?

Erkennen wir das Problem des Handels in seinem ganzen Umfang, die Schäden der aufs Aeußerste getriebenen Konkurrenz, die aus dem ungezügelten Spiel des Gesetzes von Angebot und Nachfrage hervorgehen?

Haben wir auf diesem Gebiete der Verantwortlichkeit des Käufers im Kaufverkehr nachgespürt? Sind wir nicht auch hier oft mitschuldig an vielen Irrtümern und Ungerechtigkeiten, besonders gegenüber jener schlechtbezahlten Klasse von Arbeitern, die die sogenannte Heimarbeit beschäftigt oder denjenigen gegenüber, denen die Ansprüche des Publikums sogar die Sonntagsruhe rauben. Können wir nicht, wie es uns die neugegründeten Käuferliguen zeigen, im ökonomischen Leben eine andere Rolle als nur die der Zahlenden spielen, und das gerade weil wir als Käufer eine gewisse Macht besitzen? Was antworten wir als Christen auf diese wichtige Frage?

Als Christen müssen wir dagegen ankämpfen, daß die Reichen ihre Hand auf die Schätze der Kunst legen und die Armen sozusagen ganz davon ausgeschlossen sind. Wo sind unsere Organisationen für soziale Kunst?

Als Christen müssen wir mutiger unsere Anklage erheben gegen alle Angriffe auf die Menschenrechte, das Völkerrecht, insbesondere das Recht der kleinen Völker. Wir müssen Protest erheben gegen die militärischen Unternehmungen, die meistenteils politische und finan=

zielle Interessen unter dem Vorwand vaterlandsfreundlicher, kolonialer Ausdehnung verbergen. Denn die Unbedenklichkeit, mit der man den gemeinen Mann zur Ehre des Vaterlandes und der Armee hinmorden läßt, ist erschreckend. Wir hätten uns in Masse erheben sollen gegen diese Mißbräuche der Gewalt und des Geldes, gegen diese Schlächtereien und diese fürchterlichen Massenmorde, die sich der deutsch-französische, der griechisch-türkische, der südafrikanische, der russisch-japanische, der spanisch-amerikanische und der marokanische Krieg genannt haben . . .

Haben wir Protest erhoben? Haben wir, so wie es unsere Pflicht gewesen wäre, für die internationalen Schiedsgerichte gearbeitet? Wann und wo haben die Mitglieder unserer protestantischen Kirchen ihre Stimme zu einem einmütigen Protest erhoben?

Ich verlange gewiß nicht von der Kirche, daß sie beständig soziale Schlachten liefern solle, auch nicht, daß sie als solche sich direkt an öffentlichen Kämpfen beteilige. Die Kirche bleibe der Herd geistigen Lebens, aber wir wünschten, daß dieser belebende Herd Strahlen aussendete, daß Sendlinge von ihm ausgingen, die sich bestimmter praktischer Arbeit widmeten. Was nützt uns ein Herd, der nicht Wärme ausstrahlt und nicht Leben mitteilt!

Wir anerkennen mit Fallot, daß die Kirche vor Allem sich auf die religiöse Tätigkeit beschränken muß und daß dies ihre „Spezialität“ ist. Aber das genügt nicht.

„Man darf den sozialen Einfluß — sagt Fallot — nicht mit dem sozialen Werk verwechseln.“

Nun hat aber die Kirche nur dann eine Mission in dem schrecklichen Kampf der Interessen und Egoismen, der das zwanzigste Jahrhundert erregt, wenn sie den Mut hat, der sozialen Gefahr in voller Ehrlichkeit ins Auge zu schauen, wie Fallot es von ihr verlangte, um dann Jünger heranbilden zu können, die fähig sind zur Tat.

Die Kirche kann darum den großen Fragen nicht fern bleiben, von denen das Leben und die Zukunft der Nationen abhängen. Sie kann nicht schweigen, wo Unrecht und Gewalt herrschen. Möge die Kirche die Mission auf sich nehmen, die ihr Fallot vorgezeichnet hat: „als Kirche auf dem Gebiete der moralischen und sozialen Werke das zu tun, was niemand anders tut, oder tun will.“ Hier hat die Kirche auf Jahrhunderte hinaus Arbeit.

* * *

Und es gibt noch viele andere Fragen über die wir uns als Christen klar werden sollten und zwar im Namen des Christentums.

Die öffentliche Moral ist gefährdet durch die Ueberhandnahme der schmutzigen Kunst und Literatur. Was tun wir da? Unsere Strafgesetze sind noch von einer unerhörten Barbarei gegenüber den Kindern. Diese gleichen Gesetzbücher begünstigen unglaublichen Gewaltmißbrauch und schreiende Ungerechtigkeiten gegenüber der verführten und verlassenen Frau. Was tun wir?

Die Tagespresse wird je länger je schamloser in ihren Feuilletons und in ihren anstößigen Berichten über Verbrechen aller Art. Was tun wir? Unterstützen die anständigen Leute die anständige Presse? In unsern fortschrittlichsten Zivilgesetzen ist die Frau noch gewissen Sonderbestimmungen unterstellt, die sich durch die Heirat verschärfen und sie so in sozialer Beziehung noch heuchlerischer machen. Ihr Anrecht auf ihr Vermögen und auf ihre Kinder wird oft genug geopfert unter der Herrschaft von Gesetzen, die der Mann einführt, allein ausarbeitet und in denen er sich den Löwenanteil sichert. Was tun wir?

Unsere modernen Städte sind wohl versehen mit schönen Läden und Schulpalästen, und es ist gut so. Aber es fehlen darin auch nicht die verpesteten Spelunken, die Kursäle, wo das Hazardspiel geübt und wo unsere Studentenschaft entsittlicht wird, die Winkelkneipen, wo Alkohol und geschlechtliche Ausschweifung sich die Hand reichen, die Tingeltangel, wo der schlimmste Unfug den Leuten das Geld aus der Tasche lockt. Was tun wir? Gewiß, es werden Aufrufe erlassen, mutige Männer haben sich dagegen erhoben, schreiben, reden dagegen. Aber sie sagen selbst, daß sie eine kleine Minderheit sind, daß die große Masse der Christen sich nicht rührt. Warum nicht?

In gewissen Ländern, in gewissen Städten besteht noch unter den sich christlich und zivilisiert nennenden Verwaltungen die scheußliche Einrichtung, die sich Sittenpolizei nennt, diese Einrichtung, die aller Vernunft und aller Gerechtigkeit Hohn spricht, diese gesetzlich geschützte Niederträchtigkeit. Wann haben sich die Protestanten in Masse gegen diese Niederträchtigkeit erhoben? Wo sind die organisierten Protestationen der „Protestanten“?

Ist die große englische Vorkämpferin, die in ihrem freien Vaterlande in dieser Frage den Sieg davon getragen hat,*) je von der großen Masse des Protestantismus unterstützt worden? Wohl ist sie stark und mutig genug gewesen, sich darüber hinwegzusetzen, aber nur unter Schmerzen und Opfern und mannigfachen Enttäuschungen. Sie, die große Christin, hat oft über die Untätigkeit ihrer christlichen Brüder und Schwestern geweint. Was haben wir getan?

Nach einem Leben voll Arbeit wird der Greis durch Alter und Krankheit arbeitsunfähig. Wo sind die Altersversicherungen, die wir ausgearbeitet haben, um unsere alten Leute von der Schande der öffentlichen Wohltätigkeit zu bewahren?

In unseren Städten haben wir die Häuser der Reichen, wo glückliche Familien vor der Not geschützt sind und ihren Kranken alle Sorgfalt und Pflege angedeihen lassen können und daneben durchseuchte Hütten, in denen eine Bevölkerung vegetiert, die eine leichte Beute der Epidemien wird und die dann eine erschreckend große Sterblichkeit aufweist. Haben wir den gesundheitswidrigen Wohnstätten

---

*) Josephine Butler.

entschlossen den Krieg erklärt? Mühen wir uns um neue Gesetze über Bau und Hygiene der Wohnungen? Was für Taten haben wir auf diesem Gebiete aufzuweisen? Glauben wir, daß die paar Arbeiterstädte, deren großer sozialer Wert ja unbestritten ist, genügen?

Und wenn wir auch nicht hoffen dürften, unsere Wünsche erfüllt zu sehen, haben wir sie wenigstens ausgesprochen?

Unsere Länder rühmen sich mit berechtigtem Stolz der wunderbaren Naturschönheiten, die von aller Welt bewundert werden und die unsere Freude wären, auch wenn sie nicht zugleich eine Einnahmequelle für unser Land bildeten.

Was tun wir aber, um sie vor der schändlichen geschäftlichen Ausbeutung zu bewahren? Protestieren wir gemeinsam und unablässig gegen diese systematische Erniedrigung unserer Länder?

Und die bedenklichen Probleme der Bodenverschuldung, des Bodenwuchers, der Bodenspekulation, der Notlage der Bauernsame? Was sagen wir Christen zu alledem?

* * *

Wir haben nun die Tatsachen und die Prinzipien miteinander besprochen. Lasset uns zum Schluß ein paar Worte über die Art des Vorgehens reden.

Im Christentum und der Reformation ist das Recht der freien Forschung eingeschlossen.

Die freie Forschung gelangt zum Ausdruck in der Anwendung wissenschaftlicher Methode in jeder Art von Untersuchung. Diese Methode macht den Wert der exakten Wissenschaften aus; aber wir geben sie mit einer erstaunlichen Leichtigkeit auf, sobald wir uns sozialen oder psychologischen Problemen gegenüber befinden.

Die Methode der freien Forschung führt, wenn sie auf religiöse und soziale Erscheinungen angewendet wird, zur Bescheidenheit und Weichherzigkeit im Urteil. Der Christ muß sich an diese Methode halten.

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werden.“ Wir werden, wenn wir uns dieses Wort zum Leitspruch nehmen, weniger Verdammungsurteile aussprechen und wir werden uns nicht mehr in Parteien einreihen lassen, in denen Parteiparole, Günstlings- und Cliquenwirtschaft den Ausschlag geben.

Lasset uns nicht über die Katholiken zu Gerichte sitzen, bei aller Festigkeit gegenüber dem Katholizismus! Es gibt Leute, die in unbegreiflicher Naivetät von einer Pflicht des Proselytenmachens ihnen gegenüber reden, wo doch unsere erste Pflicht im Kampf gegen den römischen Klerikalismus darin besteht, ihm einen makellosen und vollkommen unantastbaren Protestantismus gegenüber zu stellen. Denn es ist weniger der römisch-kirchliche Geist, der Verheerungen anrichtet, als die Untätigkeit des Protestantismus gegenüber den großen sozialen Schäden, seine dogmatische Zerrissenheit und seine zaudernde Haltung.

Lasset uns mit den Katholiken, die guten Willens sind, arbeiten, so oft sich Gelegenheit zu einer gemeinsamen Förderung des Guten

bietet. Der soziale Katholizismus arbeitet kräftig und wir dürfen uns darüber freuen; aber wollen wir darauf warten, daß er uns die Marschroute vorzeichnet?

* * *

Dieses Recht auf freie Forschung müssen wir auch auf die Kritik des Sozialismus anwenden.

In sehr wichtigen Fragen ist uns der Sozialismus zuvorgekommen. Er schreitet einem Ideal der Brüderlichkeit entgegen und er ist von einem glühenden Glauben an ein künftiges Reich ökonomischer Gerechtigkeit durchdrungen. Seine entschiedene Stellungnahme zu gunsten des Frauenstimmrechtes und gegen die Reglementierung des Lasters, seine Zähigkeit und Ausdauer im Suchen nach dem besten Modus der Volksvertretung in der Demokratie, seine mutige Haltung gegenüber der Vergewaltigung kleiner Völker sind, wir wollen es offen gestehen, beschämend für unsern Protestantismus. Hat also der Sozialismus vielleicht eine besondere Kraft der Gerechtigkeit („Sie müssen"), die ihn führt und die wir nicht besitzen?

Gewiß gibt es Punkte, in denen viele von uns sich vom doktrinären Sozialismus trennen. Wir haben eine andere Lebensanschauung, einen andern Begriff von Moral, von Persönlichkeit, und ein Zukunftsideal, das das sozialistische Freidenkertum nicht anerkennt. Wir sind auch nicht einverstanden mit gewissen Methoden heftiger Polemik, mit einer gewissen Aufhetzung zum Klassenhaß, die übrigens von vielen Sozialisten selbst verurteilt werden.

Aber, wenn wir aufrichtig sein wollen, gibt die heutige christliche Gesellschaft mit ihrem Spekulationsfieber, ihren Vergewaltigungen, ihren Eroberungskriegen, ihrer Anbetung des Geldes, ihrer Zerrüttung der Sitten, ihren heuchlerischen Gesetzen und ihren Gerichts-Komödien dem revolutionären Sozialismus ein gutes Beispiel? Sind die Fehler, die Verbrechen und die Ungerechtigkeiten unserer zivilisierten Gesellschaft nicht schwerwiegender, als die revolutionären Aufwallungen der Notleidenden, der Enterbten, der Verbitterten dieser Erde?

Nun denn, wir Christen, ist der Balken nicht vielleicht in unserm Auge?

* * *

Die Association protestante pour l'étude pratique des questions sociales*) hat sich mit verdankenswertem Mut seit einigen Jahren das Studium sozialer und ökonomischer Probleme zur Aufgabe gemacht. Sie hat uns den Weg vorgezeichnet. Aber das ist nur eine Etappe. Wir müssen weiter gehen. Unsere Pflicht ist nun, das Problem näher ins Auge zu fassen und uns zur Tat zu rüsten. Die schönen „Brüderschaften" im Norden Frankreichs beweisen uns, daß man genug Arbeit findet, wenn man handeln will.

Wir brauchen nicht mehr von der religiösen Seite der Frage zu sprechen. Religion ist Privatsache. Lassen wir die Dogmatik bei Seite!

---

*) Vgl. Nr. 7 (Bericht über Besançon).

Lassen wir die Theologie bei Seite . . . vorderhand wenigstens, damit wir Zeit gewinnen, uns zu finden und uns zu vereinigen.

Wir sind in der Hauptsache einig: daß wir den Sieg des Guten, des Gottesreiches wollen. Warum sollten wir uns denn trennen lassen im Augenblick, wo wir zum Handeln berufen sind?

Wir haben uns zu lange ausschließlich um unser Seelenheil gekümmert; denken wir nun einmal an das Heil der Menschheit. Unsere Brüder verlangen nach Glück und Gerechtigkeit. Wenn unser religiöses Leben sich nicht in die Tat umsetzt, bleibt es nichts als eine wertlose psychologische Erscheinung. Mögen darum unsere Kirchen, als Mittelpunkt des geistigen Lebens, das soziale Uebel zu ihrem Studium machen, ohne die religiöse Aufgabe aus dem Auge zu verlieren, die ihnen zugeteilt ist.

Die Christen, die eine neue Ordnung der Dinge ersehnen, müssen sich zusammenschließen.

Die Laien müssen aufwachen und müssen unsere Pfarrer entlasten, indem sie Aufgaben auf sich nehmen, die jene nicht immer erfüllen können.

Die Christen müssen einmal zu festen Grundsätzen praktischer Arbeit gelangen. Sie müssen als Christen und im Namen des Christentums in die Arena des sozialen Kampfes steigen.

Das soziale Christentum muß sich organisieren und zur Tat übergehen.

Welche Grundsätze sind aufzustellen?

Welche Aufgaben sind zuerst anzufassen?

Wie sollen wir uns zur sozialen Frage stellen?

Darüber möchte ich mit allen protestantischen Christen, mit den protestantischen Christen aller Länder, Pfarrern und Laien, reden. Der Name der verschiedenen Richtungen tut nichts zur Sache; es mag sich um soziale Christen oder um christliche Sozialisten oder sozialistische Christen, um religiöse Sozialisten oder kurzweg um Christen handeln — alle diejenigen, die im Namen des Christentums etwas Größeres herbeiführen und praktische Arbeit leisten wollen, mögen sich zusammentun.

Wenn das Vaterland von einem feindlichen Einfall bedroht ist, erheben sich alle Bürger.

Das Vaterland ist aber bedroht, wenn die Geißel der Armut, der Not, der Ungerechtigkeit, der Entartung nicht bis zum Aeußersten bekämpft wird von denjenigen, die ihre Religion als eine Religion der Liebe ausgeben. Wir maßen uns nicht an, das ganze Problem zu lösen; wir wollen nur, daß die Christen zum mindesten es als Problem anerkennen, daß sie einsehen, wie ernst und dringend es da steht und wie nötig es ist, daß wir uns entschlossen an die Arbeit machen. Wir werden mit allen arbeiten, die uns die Hand dazu reichen; wir wollen treu zu unserer Fahne stehen in der Ueberzeugung, daß die Stunde des Handelns gekommen ist. **A. de Morsier (Genf).**

# Die Erziehungsreform und Ludwig Gurlitt.

## I.

Man hat das ausgehende 18. Jahrhundert das pädagogische Zeitalter genannt. Mit Recht: selten wohl haben Erziehungsfragen so sehr die ersten Geister der Zeit beschäftigt. Man denke neben den bekannten Namen, die in jeder Erziehungsgeschichte einen Ehrenplatz einnehmen, daran, wie ein Kant, ein Hegel, ein Schleiermacher neben ihrer sonstigen Geistesarbeit den Studenten Vorlesungen über Erziehungslehre hielten, man denke an „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und die „pädagogische Provinz“ der „Wanderjahre“, an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“, an manche seiner Literaturbriefe, die sich mit den Erziehungsfragen seiner Zeit befassen, an Jean Paul und viele andere.

Auch heute leben wir in einem pädagogischen Zeitalter. Eine solche Masse von Schriften über Erziehung hat wohl das 18. Jahrhundert nicht hervorgebracht wie unsere Zeit, es sind aber anderseits damals mehr als heute die führenden Geister gewesen, die zum Worte kamen. Unser demokratisches Zeitalter hat auch die Tätigkeit der Feder demokratisiert. Eins aber ist sicher: Den Erziehungsfragen kommt heute wieder ein sehr großes Interesse entgegen. Ein Buch, das hier neue Anregungen und Gedanken verspricht, findet sicher seine Leser. So ist es nicht auffallend, daß die angekündigte „Erziehungslehre“ Ludwig Gurlitts*), der als „Schulreformer“ und „Moderner“ bereits einen Namen hatte, von vielen mit größter Spannung erwartet wurde. Wer ihn aus frühern Schriften kannte, hoffte zum mindesten auf eine etwas reifere Zusammenfassung seiner Ideen, andere mögen eine Art Erziehungsevangelium nach der Art von Rousseaus „Emile“ erwartet haben. Nun ist das Buch seit mehreren Monaten erschienen und hat einerseits Freude, anderseits Enttäuschung bereitet.

Da ich nicht zu den Leuten gehöre, die mit dem Buche eine neue Epoche in der Geschichte der Erziehung datieren, will ich nicht in erster Linie von dieser neuen Erziehungslehre sprechen, sondern den schwierigen Versuch wagen, auf kurzem Raum das viel genannte und meist wenig gekannte Problem zu skizzieren, das durch den Namen „Erziehungs- und Schulreform“ gekennzeichnet wird. Gurlitts Buch mag dann in diesem Zusammenhang seine Stellung finden.

Wer in dieser Bewegung nur ein Reklamegeschrei politischer Streber oder eine Standes- und Gehaltsfrage der Schulmeister sehen will, der mag hiefür seine Anhaltspunkte haben und wird nicht leicht eines Bessern zu belehren sein. Aber ich glaube, er verwechselt üble Symptome, die jeder Bewegung mit Zukunftsaussichten ankleben, mit

---

*) **Ludwig Gurlitt, Erziehungslehre. — Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin), Berlin.**

der Sache selbst. Ganz selbstverständlich hängen sich an die Bewegung Leute, die entweder ein Geschäft, oder sich selber auf billige Weise einen Namen machen wollen. Und ebenso natürlich sucht jede berechtigte und unberechtigte Kritik an bestehenden Schulverhältnissen sich unter diesem großen Schilde zu bergen. Es will oft scheinen, daß der der größte Schulreformer sei, der den Mund am vollsten nimmt mit absprechenden Worten über alle bisher geleistete Arbeit. Kritik muß natürlich sein, scharfe und klare Kritik, aber wenn die Schulreform nicht etwas positives, aufbauendes in sich hat und nicht eine Höherentwicklung von vorhandenen Ansätzen bildet, dann hat sie wenig Aussicht auf Erfolg. Vor allem liegen die Dinge nicht so, daß die Menschheit bis heute von Erziehung rein gar nichts verstanden hätte und nun erst lernen müßte, was denn eigentlich eine richtige Erziehung sei. So mag sich vielleicht in manchem Kopfe die Lage spiegeln, der bei dem Worte „modern“ auf alle Fälle von einem Begeisterungstaumel erfaßt wird, und dem das Alte stets von vornherein das Schlechte ist. Es wäre in Erziehungsfragen geradezu ein Wunder, wenn absolut Neues zu Tage treten sollte, denn die Probleme: Väter und Söhne, Autorität und Freiheit, inneres Wachstum und Möglichkeit der äußern Einwirkung sind zweifellos so alt, als die Menschheit selber und mußten von denkenden Vätern und Erziehern wieder und wieder entweder rein praktisch für die eigenen Bedürfnisse oder mehr theoretisch für einen größern Kreis gelöst werden. So hat es zweifellos vor uns schon sehr viele Erziehungsreformen gegeben, auch wenn sie nicht mit Schriften und Büchern sondern mit weniger lauten Mitteln durchgeführt wurden. Also: Erziehungsreform ist nicht etwas, was das 20. Jahrhundert wegen seiner besondern Aufgeklärtheit erfunden hätte, sondern eine fortlaufende Erscheinung in der Menschengeschichte.

Zwei geschichtliche Gesetzmäßigkeiten sind es, die eine solche Reform immer wieder gebieterisch notwendig machen: einmal die Tatsache, daß die Menschengeschichte nicht stehen bleibt — ob sie sich verbessert oder verschlechtert, braucht hier nicht untersucht zu werden, das ist Glaubenssache. Sicher ist, daß sich unsere gesellschaftliche Struktur, unsere materielle und geistige Kultur im weitesten Sinne fortwährend verändert. Erziehungsfragen aber sind Kulturfragen und können darum von solchen Aenderungen nicht unberührt bleiben. Anderseits aber — und das ist der zweite entscheidende Punkt — hinterlassen gerade Zeiten einer intensiven geistigen Kultur, die Ausgangsepochen großer geistiger Bewegungen, gewisse Kristallisationsprodukte, die die Tendenz immer größerer Erstarrung in sich tragen und die sich dann den Veränderungen der Zeit als das Feste, Heilige oder auch Selbstverständliche und Alleinvernünftige entgegenstemmen. Man denke nur an Kirchenbildungen, an Rechtsanschauungen, die in bestimmten Staatsformen ihren Ausdruck finden, oder auf unserm Gebiete an eine Unterrichtsmethode wie die auf Herbart und damit auf das „pädagogische Zeitalter“ zurückgehende,

an Schul„ideale“ wie das neuhumanistische. Diese Kristallisationen sind ursprünglich Produkte der lebensvollsten Zeiten, Niederschläge des persönlichsten Lebens tiefgründiger Menschen. Sie haben den ersten Zeiten, die auf ihre Entstehung folgten, gewiß die besten Dienste geleistet, aber allmählich wich das persönliche wie das Kulturleben der fortschreitenden Zeit mehr und mehr aus ihnen, sie wurden als heilig verehrt und als Zwang empfunden. Man mußte sie mit der Zunge loben, wenn man es auf einem bestimmten Gebiete zu etwas bringen wollte. Man empfand den Widerspruch zwischen dem wirklichen Leben im weitesten Sinne und der geheiligten Form immer schärfer, bis diese Spannung die alte Schale zersprengte. Nicht vergebens ist auch heute der Kampfruf in erster Linie „Schule und Leben.“ Ausdrücke wie „Schulwissen“ und „Schulmoral“ erinnern daran, daß um die Schule Zäune errichtet worden sind, die dem flutenden Leben oft den Zutritt verwehren.

Wir stehen nun vor der nicht leichten Frage: „Welche Rechtstitel hat denn nun gerade unsere Zeit auf eine Reform der Erziehung und des Unterrichts? Oder mit andern Worten: Welche wertvollen Kulturströmungen, welche geistigen Gemeinwerte aller denkenden Menschen von heute fluten durch unser Leben, aber noch nicht oder noch nicht in vollem Maße durch unsere Erziehung und Schule? Wo ist das neue Leben, wo sind die Hindernisse? Um sich die Fragen an einem konkreten Beispiel zu stellen, denke man nur etwa an die Mädchenerziehung und ihre Probleme. Daß in unserer Zeit solche Spannungen zahlreich und intensiv vorhanden sind, das bedarf wohl keines Beweises. Aber sobald wir fragen: Welches sind denn die neuen Lebenswerte, welches sind die Haupthindernisse, so werden wir kaum zwei Menschen finden, welche die gleiche Antwort geben. Der eine wird für alle Uebel den staatlich monopolisierten Massenbetrieb verantwortlich machen, der andere den altsprachlichen Unterrichtsgang unserer Gebildeten, ein dritter den Unterrichtsschematismus der Herbart-Zillerschen Schule u. s. w. Auch über das neue Leben, das eindringen soll, wird theoretisch nicht leicht eine Einigung erzielt werden: Der Kaufmann wird das fixe Rechnen als Lebensaufgabe der Schule betonen, der Techniker gewisse physikalische und chemische Kenntnisse, die er bei seinen Arbeitern oder auch bei seinen staatlichen Vorgesetzten vermißt, ein überzeugter Freigeist wird die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung in unsern Schulen vermissen u. s. w. Es wird nicht leicht sein, in jedem Falle Privat- oder Standes- und Berufswünsche von allgemeinen und wertvollen Kulturströmungen zu unterscheiden. Und auch unter diesen sind es nur einzelne, die eine dauernde Umgestaltung der menschlichen Gesellschaftsstruktur oder des menschlichen Innenlebens bewirken (die französische Revolution; die Gesetzmäßigkeit des Naturverlaufes), andere haben mehr den Charakter von Wellenbewegungen, die in regelmäßigen Abständen hin- und herfluten (Rationalismus und Romantik; Ge-

schichtsüberschätzung und -Unterschätzung), wieder andere erweisen sich in kurzer Zeit als bloße Modeerscheinungen (ich erinnere aus der Vergangenheit an die Griechenbegeisterung der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts). Das sind nicht prinzipiell verschiedene Erscheinungen, wohl aber Abstufungen der Bedeutung und dem Werte nach, den sie für die Kultur haben.

Es kann sich darum für die Zeit, in der wir stehen, nur um einen Versuch handeln, die Hauptlinien unserer Kulturentwicklung, die auf die Schule eindringen zu zeigen, eben wie sie mir erscheinen. Ohne Kritik und Wertschätzung wird das nicht möglich sein. Ich lege aber darauf weniger Gewicht, meine Absicht ist vielmehr, den Sinn, die Notwendigkeit und Bedeutung der heutigen Schulreformbewegung zu erweisen, etwas mehr Klarheit zu schaffen über eine Sache, die in aller Munde ist, unter der aber ganz verschiedenes verstanden wird. Die Lösung wird nicht auf dem Papier geschehen, sondern in der treuen Arbeit aller, die mithelfen wollen.

## II.

Mit Recht mag hier an die Spitze gestellt werden die ganze Strukturveränderung unserer westeuropäischen Gesellschaft, die seit hundert Jahren im Gange, aber noch nicht zu ihrem Abschluß gekommen ist. Für uns kommt namentlich in Betracht, daß eine stets wachsende Zahl von Menschen Anteil verlangt an den höhern geistigen Kulturgütern, heute vor allem auch ein großer Teil der industriellen Arbeiterschaft. Diesem Streben steht wie ein Dogma der Satz gegenüber, daß die Bildung stets aristokratisch gewesen sei, daß zu allen Zeiten hunderte von Händen arbeiten mußten, um einem Kopf die Freiheit zum Denken und Forschen zu schaffen. Dieser Zug unserer Zeit bringt mit Notwendigkeit eine gewisse Ausgleichungs- und Nivellierungstendenz in die Fragen der Bildung und Schule. Wir kennen die Forderung, daß womöglich alle Schüler acht Jahre lang durch dieselbe Schule gehen sollen, um dann je nach Bedürfnis in Berufsschulen einzutreten. Wenn man Berg und Tal ausgleichen will, so kann man entweder die Berge abtragen oder die Täler ausfüllen. Eine regelmäßig in der Geschichte wiederkehrende bildungsfeindliche Strömung — man denke an die Täufer der Reformationszeit — verlangt stets das erste der Bildung ihrer Zeit gegenüber. Ebenso ist für unsere Zeit die Gefahr der Verflachung der geistigen Kultur nicht gering und gar viele fürchten sie. Aber auch das zweite ist möglich und doch wohl schon im Werke. Und wenn dabei da oder dort etwas abgetragen wird, vor allem ein gewisser Bildungsdünkel bestimmter Kreise, so ist der Schaden noch nicht so groß. Es scheint mir gerade die heutige Aufgabe gebildeter Kreise zu sein, dadurch, daß sie etwas von ihrem Ueberfluß abgeben, zu zeigen, was ihre Bildung wert ist und wodurch sie sich über eine bloße Schlagwort- und Phrasenbildung erhebt. Dann bleibt es nicht bei einem

Herabziehen und Ausgleichen der Bildung und für die Erziehung nicht bei der Forderung „jedes Kind durch die gleiche Schablone“, sondern es kommt zu einem Aufsteigen einer breitern und urwüchsigern geistigen Aristokratie als die bisherige sein konnte.

Nur Nebenerscheinungen der sozialen Umgestaltung und hoffentlich Provisorien sind die vielen, heute gewiß notwendigen Fürsorgeaufgaben, die der Schule aufgebürdet werden. Die Schule ist da nur Stellvertreterin des durch manche Umstände — ich nenne nur fabrikmäßige Frauenarbeit — dazu unfähig gewordenen Hauses. Das Wesentliche ist der demokratische Zug auch gegenüber den Bildungsgütern. Der Zug ist vorhanden und wird sich seine Formen schaffen.

Ein zweiter Einschlag, der sich bei der Schulreformbewegung als treibende Kraft geltend macht, sind die naturwissenschaftlichen und technischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts. Ich denke dabei weniger an das, was gelegentlich mit dem hohen Namen einer „naturwissenschaftlichen Weltanschauung“ auftritt; in Beziehung auf die Grenzen unserer exakt-wissenschaftlichen Erkenntnis ist in neuester Zeit eine entschiedene Wendung zu größerer Bescheidenheit und Zurückhaltung bemerkbar. Aber unser aller Denken ist insofern von der Naturwissenschaft beeinflußt, daß wir alle in ganz anderm Maße als frühere Generationen mit einem unverbrüchlich gesetzmäßigen Naturverlauf rechnen, daß der großen Mehrzahl die Errungenschaften der Technik als das eigentlich Große unserer Zeit erscheinen, und schließlich daß der Entwicklungsgedanke, der vom Gebiete der Naturwissenschaften aus seinen Siegeszug auch durch die historischen Wissenschaften angetreten hat, heute doch alles Denken, nicht nur der Gebildeten, durchdringt. Von hier aus wird Stoff und Methode unseres öffentlichen Unterrichtes vielfach kritisiert: zu viel Vergangenheit, zu wenig Gegenwart, zu viel Spekulation, zu wenig Empirie. Ein Religionsunterricht z. B., der bis zur obersten Stufe — nicht bloß in märchenhafter Darstellung auf der Unterstufe — mit Durchbrechungen der Naturgesetze, wie mit etwas Alltäglichem, wenigstens für vergangene Zeiten rechnet, wird als Anachronismus empfunden. Der absolute Wert irgend eines Unterrichtsstoffes für alle Zeiten, also etwa des Lateinischen als Uebungsfach für logisches Denken, wird mit kritischen Augen betrachtet. Auch im Unterricht wird dem Werden der Dinge, dem Entstehenlassen mit Hilfe des Schülers mehr Gewicht beigelegt, als der Uebermittlung fertiger Wissensstoffe. Entwicklung, induktive Methode, sind auch hier die Forderungen. Von dieser Seite her tritt namentlich der Chemiker Ostwald in die Schulreformbewegung ein. Es ist dies zugleich der populärste Teil der Bewegung namentlich im freisinnigen Bürgertum und in Lehrerkreisen.

Wenn schon von diesem Punkte aus der Wert des alten Gymnasialunterrichtes nicht hoch eingeschätzt wird, so geht man von einer andern Seite noch schärfer dagegen vor. Diese Opposition nimmt

Stellung im Namen des Deutschtums als Rasse. Naturgemäß spielt sich diese Seite der Bewegung vor allem im Reiche ab. Dort ist das Jahr 1870 ein einschneidender Wendepunkt: eine starke und einige deutsche Nation, Gegenwartsziele, technischer Aufschwung, Besinnung und Pochen auf die eigenen Kräfte in politischer, künstlerischer und religiöser Beziehung, das sind die Farben in diesem Bilde. Langbehn, der Rembrandtdeutsche, ist in mancher Hinsicht der Prophet dieser Bewegung. Ihre Anhänger rekrutieren sich vielfach aus gebildeten und aristokratischen Kreisen, denen die Erinnerung an den lateinischen und griechischen Pedantismus ihrer Schulzeit auf dem Gemüte lastet. Sie führen im ganzen die radikalste Sprache. Ich nenne nur Rudolf Pannwitz und eben Gurlitt. „Nicht junge Römer, junge Deutsche sollen erzogen werden." Latein und Griechisch untergraben nur die deutschen Rasseninstinkte. In diesem Sinn zählt auch der deutsche Kaiser zu den Schulreformern, er hat seiner Zeit mit seiner Rede auf der Dezemberkonferenz des Jahres 1890 lebhaften Beifall gefunden. Die Gleichstellung der lateinlosen Oberrealschulen mit den Gymnasien punkto Berechtigungen war der organisatorische Ausdruck dieser Forderungen, natürlich viel zu wenig für die Extremen.

Das alles sind Reformbestrebungen, die der ganzen Erziehung neue Ziele, dem Unterricht neue Stoffe und oft der äußern Gestaltung der beiden neue Formen geben möchten. Es sind darum ihre Forderungen in die Zeitungen und Ratssäle gedrungen und so auch zu Leuten, die der Schule ferner stehen. Viel weniger aber ist das der Fall bei den Versuchen, die innere Gestaltung der Erziehung und des Unterrichtes, die Mittel und Wege, um im einzelnen zum Ziele zu gelangen, einer Revision zu unterziehen. Obwohl sie für Außenstehende mit weniger Geräusch auftreten, sind sie zweifellos tief einschneidender Natur für die Nächstbeteiligten, das Kind und den Lehrer. Auch sie haben ihren Hintergrund in den Zeitverhältnissen. Wie bei allen geistigen Strömungen einer Zeit ist der einzelne nicht etwa reiner Typus der einen oder andern Art, sondern man kann nur sagen, daß bei dem einen Vertreter mehr die eine, bei einem andern mehr eine andere Seite vorherrscht, aber in jedem sind doch schließlich die verschiedenen Linien mannigfach verschlungen und verbunden, mehr oder weniger betont.

Vor allem hat uns eine tiefere und umfassendere Beobachtung der Kindesnatur in neue Bahnen gewiesen. Für die ältere Schulpsychologie, die auf Herbart zurückging, war das Kind eben doch in erster Linie ein Wesen, das auf Grund von Anschauungen Begriffe bildet und diese Begriffe auf sein sittliches Verhalten anwendet. Aller Unterricht sollte schonungslos diesen Gang durchmachen. Ganze Lehrergenerationen sind in dieser theoretischen Anschauung groß geworden, wenn auch ihre Praxis oft besser als die Theorie war. Von der kolossalen Macht dieser Anschauungsweise geben am besten die pädagogischen Literaturerzeugnisse Kunde. Mit einem Bienenfleiß ohne

gleichen ist der ganze Unterrichtsbetrieb zu unzähligen Malen nach diesem Schema bearbeitet worden. Wer ein systematisches Lehrbuch der Pädagogik zur Hand nimmt, wird in neun von zehn Fällen auf diese Anschauungen oder doch auf den Rahmen stoßen, in dem sie sich zu bewegen pflegen. Extra ecclesiam nulla salus*) heißt es in der katholischen Kirche, außerhalb des durch die Formalstufen bezeichneten Ganges gibt es keinen psychologischen Unterricht, tönt es immer wieder von seiten jener Pädagogenschule.

Schon vor anderthalb Jahrhunderten hat Rousseau den Versuch unternommen, das Kind gerade so zu nehmen wie es ist, und nicht bloß als halbfertigen Erwachsenen oder als Eintrichterungsorganismus. Man hat ihm gewiß mit Recht manche künstliche Konstruktion vorgeworfen. Aber seine Grundanschauungen haben als ein revolutionärer Sauerteig vertiefend fortgewirkt und konnten auch durch die Festlegungen Rousseau'scher Gedanken in Erziehungssystemen nie ganz erstickt werden. So manches, was heute als das Neueste auf den Markt gebracht wird, ist nichts als Weiterwirken Rousseaus.

Eine genauere Kinderforschung — ich verstehe darunter durchaus nicht nur das, was sich heute als experimentelle Psychologie in den Vordergrund stellt — hat in vielen Punkten zu Rousseau zurückgeführt, oft freilich auch über ihn hinaus. Man fragt wieder, was das Kind denn in Wirklichkeit für Anschauungen, Interessen und Wünsche habe, an die die Schule anknüpfen könnte, man ist sich darüber klar geworden, daß ihm seine geistige Nahrung nicht stets mit derselben Sauce serviert werden dürfe, daß die Bereicherung seines Lebensinhaltes durchaus nicht immer auf dem Wege des klaren Begreifens fortschreitet. Man erkennt die Gefahr unserer Massenerziehung, daß intelligente wie schwache Kinder dadurch vergewaltigt werden. Und schließlich das Wichtigste: man betont in der heutigen Psychologie mit ganz neuem Nachdruck, daß der Mensch und damit auch das Kind nicht nur Eindrücke erhalte, sondern daß diese Eindrücke alle dazu dienen müssen, um einen Ausdruck, eine Reaktion von seiner Seite hervorzurufen, einfach weil beides innerlich zusammengehört.

Namentlich in Amerika wird theoretisch wie praktisch wieder ein Hauptgewicht auf die aktive, tätige Seite im Menschen gegenüber der mehr passiven, bloß Kenntnisse und Gemütserregungen in sich aufnehmenden Seite gelegt. Der amerikanische Psychologe James wäre hier in erster Linie zu nennen. Aus diesen Erkenntnissen heraus ertönt der Ruf „Arbeitsschule"; ihre praktischen Möglichkeiten freilich werden erst an einzelnen Orten z. B. in München ausprobiert und der Begriff leidet noch unter den größten Unklarheiten, als ob man etwa durch Handfertigkeitsunterricht allen andern Unterricht ersetzen könnte, womöglich bis hinauf zur Universität. Das ist natürlich nicht die Meinung praktischer Vertreter dieser Idee, sondern von

*) Außerhalb der Kirche gibt es kein Seelenheil.

Leuten so gedeutet, auf die schon das Wort „Arbeit“ berauschend wirkt wie etwa auf die Zeitgenossen der französischen Revolution „Freiheit“ und „Gleichheit“. Darum ist aber die Sache nicht weniger wertvoll, wenn man sie faßt als körperliche und geistige Aktivität der Schüler um jeden Preis, auch um den, daß der Wissensstoff zweifellos wesentlich eingeschränkt werden muß. Dahin gehören auch die Versuche, bis auf die obersten Schulstufen gelegentlich im Freien zu unterrichten, also an der Stelle, wo die Gegenstände im Leben wirklich vorkommen und sich bearbeiten lassen. Diese Versuche mögen zunächst recht unvollkommen und spielerisch ausfallen, namentlich in unsern Massenbetrieben, aber der Erfolg ist schließlich doch nur Sache der Uebung und Gewöhnung. Und wenn dabei der zweite Teil des „mens sana in corpore sano“*) wieder mehr zu seinem Rechte kommt, so ist der Gewinn um so größer. Denn hier die brauchbaren Formen zu finden, daß der Körper zu seinem Rechte komme, das ist namentlich ein Stück städtischer Schulreform. Das Wertvollste, was ein Schüler auf den Lebensweg mitnehmen kann, ist zweifellos eine gute Methode körperlich und geistig zu arbeiten, die Aufgaben des Lebens zu bewältigen. Das verstehe ich am letzten Ende unter den Worten „Arbeitsschule“ und „Arbeitsprinzip“. Das Wort bedeutet heute noch eine Aufgabe, eine Richtung, nicht ein Schema, das ohne weiteres von jedem durchgeführt werden kann.

Ungezwungene Beobachtung der Kindernatur ist es auch, die zu der Forderung einer Neugestaltung des Anfangsunterrichts geführt hat. Ich nenne hier den Bremer Scharrelmann, der in vielem an Rousseau erinnert: nicht der Lehrer soll stets Ziel und Weg bestimmen, sondern der Schüler soll mindestens das Gefühl seiner aktiven Teilnahme daran haben. Alles, was die eigene Produktivität des Kindes fördert, soll ausgenützt und diese nicht etwa erstickt werden, daher: im Anfang spielende Tätigkeit des Kindes durch Zeichnen und Modellieren, Sprechenlassen, wie den Kindern die Hand und der Schnabel gewachsen sind, freie Aufsätze, wenn einmal das Bedürfnis schriftlichen Ausdruckes vorhanden ist, Zurückstellen von Lesen und Schreiben für die erste Zeit. Dafür viel Erzählen und Erzählenlassen. Das sind alles Dinge, die in Lehrerkreisen schon sehr bekannt sind und zum Teil ausgeübt werden, deren praktische Verwendung in der Massenschule unserer Städte aber oft noch sehr problematisch ist.

Ebenso schwer ist oft praktisch die uralte und ewig wahre Forderung aller vernünftigen Erzieher durchzuführen, daß die Disziplin weniger durch Kommando, Zwang und Strafe als durch Vertrauen zustande gebracht werden sollte. Die Sache scheint selbstverständlich, für Vertrauen sind fast alle Kinder zugänglich, aber gar manche Lehrer, die das Vertrauen auf Lehrerkonferenzen und in Zeitschriften stets im Munde und in der Feder führen, führen ebenso regelmäßig

*) Ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe.

vor der Klasse den Stock in der Hand. Die Durchführung wird da stets an der Person des Lehrers hangen: was bei dem einen zur Freiheit führt, führt beim andern zur unfreiwilligen Anarchie. Ja es gibt heute sogar einzelne Schulen — natürlich private — die bewußt die Anarchie, d. h. das Zurückweichen vor jedem Einfall und jeder Laune des Kindes zum Prinzip der Disziplin erheben. So Berthold Otto, der wohl durch seine Zeitschrift „Der Hauslehrer“ manchen Leuten bekannt sein dürfte, in seiner Schule zu Großlichterfelde. Ernsthafter sind die Versuche zu nehmen, die in Amerika gemacht werden, in Form einer „School-City“, die Schüler zur Selbstregierung zu erziehen (Förster, Schule und Charakter, S. 150—177). Wie gesagt: das persönliche Moment spielt da die größte Rolle. Die Organisation der Schule kann höchstens als Hemmnis in Betracht kommen, wenn sie durch jährlichen Klassenwechsel kein richtiges Vertrauen zwischen Schüler und Lehrer aufkommen läßt.

Mit der weniger einseitigen und schematischen Erfassung der Kinderart im allgemeinen geht Hand in Hand eine stärkere Betonung der Individualität des einzelnen Kindes, der Persönlichkeit des Lehrers und auch der Individualität des Unterrichtsstoffes. Gar viele konnten mit den groben Schemen „das Kind“, „das Ziel“, „der Stoff“, „die Methode“ einfach nichts mehr anfangen. Der praktische Wert dieser groben Begriffe etwa für den Seminarunterricht liegt ja auf der Hand, aber in der wirklichen Schule draußen gibt es Lesestücke, lyrische Gedichte, biblische Geschichten, geographische und naturkundliche Stoffe. Nicht überall ist das Ziel das Erheben zum Begriff, nicht überall der Weg zum Ziel die gepriesene „Methode“. An höhern Schulen, wo man von der wissenschaftlichen Arbeit her wußte, daß hier jedes Problem eigene Anforderungen an die Methode stelle, hat man diese Individualität — namentlich die des Stoffes und des Lehrers — stets betont, womit nicht gesagt sein soll, daß dort nicht oft auch armselige Schablonen regieren. An der Volksschule wurde stets mehr die andere Seite betont. Ein großer Teil des Unverständnisses, womit die Vertreter der beiden Schularten sich bis heute oft gegenüberstehen, kommt auf die Rechnung dieses oft überspannten Gegensatzes. Man redete direkt zweierlei Sprachen.

Heute aber dringt in fast alle Kreise wieder eine höhere Schätzung der persönlichen, nicht restlos in feste Verstandesformen faßbaren Werte ein. Die Eigenart der Menschen und Dinge genießt wieder eine größere Achtung. Ich möchte das fast einen romantischen Zug unserer Zeit nennen. In der Schule wächst wieder mehr und mehr das Verständnis: es geht nicht an, ein lyrisches Gedicht, einen Naturgegenstand und eine biblische Geschichte über den gleichen Leist zu schlagen. Nicht nur der Stoff, sondern auch die Aufgabe und der Weg sind andere und wahrscheinlich wird auch der Eindruck, der Erfolg, „die Apperzeption“ bei den verschiedenen Kindern eine andere sein. Dem einen Lehrer wird mehr der eine, dem andern der andere Stoff liegen, auch er

hat das Recht, mit seiner Eigenart im besondern zu wirken. Es handelt sich beim Unterrichten ja gar nicht nur um deutliche Begriffe und Vorstellungen, geschweige denn, daß diese allein das Handeln bestimmen könnten; das ist nur eine Seelentätigkeit, vor der mehr schwebende Gefühls- und Stimmungswerte, Geahntes und Halbbewußtes nicht bedeutungslos werden dürfen. Denn sie sind für unser Verhalten im Leben zum mindesten den klaren Begriffen gleichwertig.

Nach dieser Richtung liegt auch all' das, was unter dem Namen „Kunsterziehung“ zusammengefaßt wird. Der Name verleitet leicht zu billigem Spott, als ob nun aus jedem Kinde ein Künstler oder ein ästhetisierender Genußmensch werden sollte. Daran denkt natürlich kein vernünftiger Mensch. Sondern die ganze Bewegung geht aus auf eine Berücksichtigung und Ausbildung derjenigen Kräfte im Kinde, die bisher als zu wenig rational faßbar ganz dem Zufall überlassen wurden: Sinn für das dem Auge und Ohr Wohlgefällige, Sinn für das innerlich Wahre an Kulturerzeugnissen gegenüber dem bloß auf Effekt Gearbeiteten. Die ganze Bewegung geht weit über die Schule hinaus, ihre Segnungen erkennen wir am klarsten, wenn wir unsere heutigen Wohnhäuser mit denen aus der Zeit vor 15 und 20 Jahren vergleichen. Unsere Augen für das Echte sind schärfer geworden und das soll auch der jungen Generation zugute kommen: auch das Schulzimmer soll zum mindesten nicht den Geschmack verderben, das Zeichnen soll in erster Linie ein Sehenlernen und nicht eine Strichtechnik sein, auch die Kinder sollen ein Gedicht, das echte Stimmungswerte enthält, genießen und womöglich von bloßem Wortgeklingel unterscheiden lernen. Das ist Kunsterziehung, so viel ich davon verstehe und soweit es sich in kurzen Worten ausdrücken läßt. Die Ziele mögen praktisch noch für manchen Lehrer als zu hoch gesteckt erscheinen, wertlos sind sie ganz gewiß nicht.

Kehren wir nun zu unserer am Anfang gestellten Frage zurück, welche Strömungen unseres Lebens fördernd auf die Schule eindringen, und welche Kristallisationsprodukte der frühern Zeiten ihnen hindernd im Wege stehen, so werden wir sagen können: es sind die sozialen Umbildungen, die notwendigen Ergebnisse unseres naturwissenschaftlichen Denkens und speziell in Deutschland das nationale Selbstbewußtsein, die an den Pforten der Schule anklopfen, ferner ein tieferes und wahreres Verständnis des kindlichen Wesens und ein wachsender Sinn für die Eigenart der Menschen und Dinge gegenüber aller Schablone, die uns das Problem der Erziehung und Schule von neuem in seiner ganzen Größe und Schärfe stellen. Die Kristallisationsprodukte aber sind neben den einzelnen Schultraditionen — „wir sind bekannt als gute Schule“ — das an vielen Orten innerlich unwahr gewordene neuhumanistische Bildungsideal und die vielfach zur starren Form gewordene Herbart-Ziller'sche Unterrichtsmethode, und nicht zum mindesten die Lehrpläne, die dem Lehrer wenig oder keine Freiheit lassen.

A. Barth.

(Schluß folgt.)

# Vom Berliner Kongress für freies Christentum und religiösen Fortschritt August 1910.

Winterthur, den 21. August 1910.

Lieber Freund,

Also von Berlin und wie es mir daselbst ergangen ist, möchtest Du etwas hören. Ich will versuchen, Dir etwas Weniges davon zu erzählen, die Hauptsache kannst Du ja dann in dem gedruckten Protokoll lesen. Daß ich dabei frisch vom Leder ziehe und diesen und jenen etwas unsanft behandle, dafür brauche ich nicht erst um Entschuldigung zu bitten, das bist Du ja an mir gewöhnt. Das wird bei mir erst mit dem Alter vielleicht besser werden, vorläufig mußt Du mich nehmen, so wie ich bin.

Zuerst einige angenehme Mitteilungen. Dazu rechne ich z. B., daß alle Steifheit vom Kongreß verbannt war. Schon äußerlich. Ich hatte zur Vorsorge meinen Gehrock in meinen Rucksack gepackt und gleich bei meiner Ankunft für 1 Mark 50 Pfg. ausbügeln lassen. Ich hätte mir beides, Gehrock und Bügeln, schenken können, denn ich zog ihn nur gar nie an. Und ob auch der Saal, in dem der Kongreß tagte, sehr offiziell und zeremoniell aussah und hinter der Rednerbühne der deutsche Kaiser mit allerhöchstem Schnurrbart höchst schneidig aus dem dicken goldenen Rahmen heraus die verschiedenen Redner fixierte — der Ton, in dem der Kongreß präsidiert wurde, in dem man miteinander verkehrte, war ein recht natürlicher, schier gemütlicher. Feierliche Eröffnungs- und Begrüßungsreden von k. k. Ministerien, Konsistorien u. s. w., wie sie z. B. am evangelisch-sozialen Kongreß vorkommen, gabs glücklicherweise keine und eigentliche Phrasen auch nur ganz selten; dann und wann sogar recht erheiternde Augenblicke, so z. B. als Förster aus Frankfurt zur Einleitung seines Vortrages über die Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland den Zuhörern den freundlichen Rat gab, die ihm zugemessene halbe Stunde zu einer Frühstückspause zu benützen, denn sein Stoff sei etwas trocken und die Zuhörer sollten sich ihre Frische für den zweifellos viel interessanteren Vortrag seines Nachfolgers, Troeltsch aufsparen — ein Rat, dem übrigens und ohne nachträgliches Bedauern fast niemand Folge leistete.

Fröhlich war auch der Anfang von Lhotzkys Ansprache. Er lautete ungefähr: „Unser Kongreß ist das reinste religiöse Babel. Wie drollig müssen sich unsere Religionen und Religionsgespräche vor Gottes Auge und Gottes Ohr ausnehmen. Mir ist, als sähe ich Gott Vater den Kopf schütteln und hörte ihn sagen: Ne, Kinder, was ihr nicht alles könnt!“

Ein fröhliches Lächeln zog auch durch die Versammlung, als der Vertreter der sieben liberalen Kirchen Australiens in seiner heißen

Dankrede an die deutsche Theologie und Philosophie sich sogar die Behauptung leistete, er glaube, man kenne in Australien Paulsen und Eucken vielleicht besser als in ihrer deutschen Heimat.

Schon gefährlicher war das Gelächter bei denjenigen Vortragenden, die, trotzdem sie immer davon redeten es tun zu wollen, nie zum Schlusse kamen. Da fing man eben einfach an und hörte nicht mehr auf zu klatschen, bis man mit diesem sehr handgreiflichen Mittel dem Redner zum Schlusse verholfen hatte. Eine Beifallssalve mußte sich auch ein deutscher Professor gefallen lassen, als er nach einer mit entsetzlich unanschaulichen Erörterungen zugebrachten Viertelstunde in einem inspirierten Augenblick die Worte sprach: Doch wenden wir uns nun vom Abstrakten zum Konkreten. Die Wendung trat freilich bis zuletzt nicht ein. Und ganz gelungen ging es dem Professor, der über die Predigtkunst in Deutschland sprach, aber auf eine so unglückliche, umständliche Weise, daß männiglich und erfreulicherweise auch er selbst in ein Lachen ausbrach, als er gegen den Schluß seines Vortrages betonte, wie wichtig es sei, daß der Prediger seine Predigt auf seine Zuhörer abzuzwecken und diese, statt zu langweilen, zu interessieren verstehe.

Doch nun von den fröhlichen zu den großen Augenblicken. Solche gab es, freilich etwas weniger reichlich, als ich und wohl nicht nur ich, erwartet hatte. Das rührte einmal davon her, daß von den vielen angekündigten Rednern, ein gutes Dutzend nicht erschien. Ich nenne nur Naumann, der seine ihm notwendige Kur nicht unterbrechen durfte, Herrmann-Marburg, Campbell-London, Booker-Washington, Eliot-Boston, Peabody-Cambridge, und leider auch Kutter und Ragaz-Zürich. Die Schweiz war nur durch Professor Montet und vier inländische Pfarrer vertreten. Ein anderer Grund lag wohl darin, daß fast alle Redner ihre Vorträge wörtlich ablasen und ein dritter darin, daß nie eine Diskussion stattfand. Letzteres mag aus vielen Gründen das Richtige gewesen sein; es hatte den Vorteil, daß so das Programm, freilich in etwas monotonem Verlauf abgewickelt werden konnte, aber den großen Nachteil, daß die Geister nie zum Aus- und Aufeinanderplatzen kamen.

Große Augenblicke waren für mich die beiden Male, da Professor Rauschenbusch aus Rochester (Nordamerika) sprach; das eine Mal berichtete er von der sozialen Erweckung der letzten fünf Jahre in sämtlichen protestantischen Kirchen Nordamerikas. Während vor noch nicht langer Zeit auch in Amerika der Glaube noch zu Recht bestehen konnte, mit Fleiß und Sparsamkeit sei es jedermann möglich, seines Lebens froh zu werden, drohe jetzt der Kapitalismus das amerikanische Volk — wie die Schlange den Laokoon und seine Söhne — zu umschlingen, aber gottlob, auf der ganzen Linie der amerikanischen protestantischen Kirchen sei das soziale Gewissen und damit das soziale Verständnis und damit der feste Wille zur gemeinschaftlichen Tat erwacht, und z. B. von den Bischöfen der Methodistenkirche, höchst

bedeutenden Männern, schon vor zwei Jahren ein mutiges Manifest erschienen.

Das andere Mal hörte ich Rauschenbusch in einer der drei gleichzeitig im Norden, NO. und SW. Berlins abgehaltenen Volksversammlungen über das Wort reden: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Er führte in ergreifend schlichter und frommer Weise aus, wie in den Tatsachen des Familienlebens, der Erinnerung ans Elternhaus, der Liebe zum Weibe, der Geburt seiner Kinder, den Freuden, Pflichten und Tragödien des Familienlebens der moderne Großstadtmensch wieder zur Ahnung von etwas Heiligem in und über seinem und seiner Kinder Leben geführt werden könne und wie es dann gelte, dieses Heilige in den Mittelpunkt der Familie zu stellen. Rauschenbusch hat äußerlich gar nichts Bestechendes, Gewaltiges, aber er redete wirklich wie Einer, der Gewalt hat und nicht wie die Schriftgelehrten.

Nicht neben, aber gleich nach Rauschenbusch muß ich Dr. Max Maurenbrecher, jetzt in Erlangen, nennen. Er ist bekanntlich von Naumann, dem er wohl viel, z. B. auch an rednerischem Geschick, aber wohl noch Tieferes zu verdanken hat, zur sozialdemokratischen Partei übergegangen, schreibt regelmäßig in die sozialistischen Monatshefte, die ich bei dieser Gelegenheit einfach jedermann empfehlen möchte, und hat neben den von Liechtenhan in den Neuen Wegen vortrefflich besprochenen Büchern über Jesus und Paulus — in einem fast 600seitigen Band die biblischen Geschichten kritisch herausgegeben. (Berlin, Verlag Vorwärts 1910; 7 Mk. 50 Pfg.) An die schlichte Kraft und Tiefe des amerikanischen Professors reichte freilich Maurenbrecher trotz seinem viel mächtigeren, eindrucksvollen Pathos nicht heran. Es gelang ihm nicht ganz, sich vor gewagten Verabsolutierungen zu hüten wie z. B. derjenigen, die Kirche der Orthodoxie sei dem Volke schon seit Generationen die Religion schuldig geblieben oder der andern, die Pflicht zur sozialen Um- und Neuschaffung der menschlichen Gesellschaft sei das Ein und Alles, um das es sich in der heutigen Lage handle — oder vor der dritten, die Lösung der Frage, was das Leid für einen Sinn habe, liege darin, daß es überhaupt gar keinen habe als den, daß wir es wegschaffen. Die erste dieser Behauptungen wies schon sein Nachredner am selbigen Abend als eine unbeweisbare zurück und jeder von uns wüßte, schon nur aus seinem kleinen Bekanntenkreise Beispiele an den Fingern aufzuzählen von Männern und Frauen, die bei aller kirchlichen Rechtgläubigkeit, Träger und Vermittler einer lebendigen und echten Frömmigkeit gewesen sind.

Die zweite Behauptung vergißt, daß so lange es eine Menschengeschichte gegeben hat und geben wird, neben dem was der Einzelne als Glied der menschlichen Gesellschaft ist und als solcher an dieser Anteil hat, jeder Mensch sein ganz individuelles Geschick erlebt und verarbeiten muß, und dabei auf Rätsel, Geheimnisse, Zusammenhänge, Konflikte, Situationen stößt, die Keiner genau so wie er erlebt, die

darum ihm keine Gesellschaft lösen oder abnehmen kann, sondern mit denen er aus seiner eigenen Natur und Situation heraus ganz allein sich auseinandersetzen und fertig werden muß.

„Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.“

Und etwas ähnliches gilt auch in Betreff der dritten Behauptung. So großzügig die auf den Sinn des Leidens gegebene Antwort Maurenbrechers ist und so gewiß sie gegenüber millionenfachem Leid tatsächlich die einzig zutreffende, wirklich lösende Lösung ist, restlos wird das Leid damit unbedingt nicht richtig gedeutet, denn es ist eine zu ernste und gewaltige Menschheitserfahruug, daß zahllosem Leid tatsächlich noch ein anderer, tieferer, sehr viel tieferer Sinn innewohnt als bloß der, es für sinnlos zu halten und als sinnlos wegzuschaffen.

Aber von solchen bei einem so temperamentvollen Parteipolitiker und Volksredner sehr leicht verständlichen Ungenauigkeiten abgesehen, gehörten Maurenbrechers Reden sicher zum Bedeutendsten, was dieser Kongreß neben ordentlich viel Unbedeutendem brachte. Wenn Maurenbrecher redete, fühlte man sich — was bei den meisten Reden nicht der Fall war — hinausgetragen und hineingeworfen in die große, tiefe, ernste Leibes- und Geistes- und Seelennot der Masse, die da draußen vor den Fenstern des Kongreßsaales ihr Dasein führt, ihren Kampf kämpft und sehnsüchtig nach etwas Neuem sich ausstreckt. Wie Flußtiere, die mit ihren Riesenleibern aus der Stromesflut auftauchen und in unheimlicher Größe und Schwere ans Ufer steigen, so kamen und wuchsen und schritten unter dieses Redners Zauberwort die religiösen und sozialen Probleme der Gegenwart in ihrer Urgestalt und Urgewalt heran.

Mit furchtbarer Wucht schilderte Maurenbrecher, wie die Großstadt dem, der sie betritt, einerseits alles nimmt und in Stücke schlägt, was er an bloß ererbter, bloß überlieferter, nur auswendiggelernter und anerzogener Sitte und Frömmigkeit mit sich bringt, wie in diesem Wirbelsturm modernen Denkens und Lebens die sogenannte Religion von Hunderttausenden wie Spreu in alle Winde fliegt und sich als ein elendes Etwas, ein ohnmächtiges Nichts erweist und wie doch andererseits gerade in der Großstadt, in ihrer Not und in ihrer Masse, der Mensch zum Ernst seines Daseins erwacht, die Not und seine halbtierische Existenz als etwas, das nicht sein muß, nicht sein *soll*, empfinden und hassen, sich selber als das, was er ist, als Teil und Glied eines ungeheuren, geheimnisvollen Ganzen begreifen und erleben lernt, nun im willenskräftigen Anschluß an dieses Ganze in den Gang des Geschehens eingreift und aus einem unbedingten Müssen heraus, aus einem Zwang, der stärker ist als er, der Einzelne, sich sein und seiner Mitmenschen Dasein umschafft und sich aus dem Beherrschten zum Beherrscher macht.

Während man bei so manchem andern Kongreßvortrag sich bloß als Zuhörer, ja Zuschauer fühlte und zusehen mußte, wie der Redner

seinen Stoff in Begriffe brachte, um ihn dann wieder in Begriffen aufzulösen, hier war's umgekehrt. Hier stoben die Begriffe vor der Wirklichkeit, die aufgezeigt wurde, auseinander und wurde man in Probleme eingeführt, die einer begrifflichen Lösung spotten, die erlebt sein wollen, und nur durch die Tat gelöst werden können, bei deren Vorführung man sich nicht mehr als bloßer Zuschauer, sondern als Mitbeteiligter und Mitverantwortlicher fühlte. Das hat Maurenbrecher erreicht und dafür sei ihm herzlich gedankt.

Ein anderer Höhepunkt war Harnacks Vorlesung über „Das doppelte Evangelium im neuen Testament". Schon der Umstand, daß sie im dicht gefüllten, größten Hörsaal der Universität stattfand, gab der Stunde einen besondern Charakter. Man saß da und harrte auf den Kommenden in dem Bewußtsein dessen, was in diesem auditorium maximum schon ganzen Studentengeschlechtern an Geist und Gelehrsamkeit geboten worden ist, und was es bedeutete, einen der gelehrtesten und meistgenannten Theologen Deutschlands über dieses Thema sich aussprechen zu hören. Der Ertrag der Vorlesung war denn auch reich. Mit meisterhafter, so manch anderem Kongreßvortrag abgehender Kürze, entwickelte Harnack Stoff und Problem. Die Lösung freilich war, wie man es bei Harnack gewöhnt ist, eine im Vergleich zum Ernst und zur Schwierigkeit des Problems nur zu einfache, nur zu befriedigende, fast möchte ich sagen, zu elegante. Er schloß nämlich damit: „So ist das ‚doppelte Evangelium' — kurz gesagt: die Verkündigung Jesu Christi und die Verkündigung von Jesus Christus — heute noch so nötig wie es früher war. Das erste enthält die Wahrheit, das zweite den Weg, beide zusammen bringen das Leben."

Ich sehne mich immer wieder und sehnte mich auch nach dieser wie gesagt eleganten Vorlesung nach Theologen, die den Mut haben, auch mit Unlösbarkeiten, in Konflikten zu enden und statt den Zuhörer mit einem beschwichtigenden: „sowohl als auch" zu entlassen, ihm ein „Entweder-oder" als Stachel ins Gewissen zu drücken. Aber Harnack ist eben Historiker. Da gilt es: „wir sollen nicht weiser sein wollen als die Geschichte . . . . Es mag wohl so gut sein, wie es gegangen ist." Gewiß — so betrachtet, so empfindet der Weise, der Reife das Geschehene, das Gewordene; aber so schafft man selber keine Geschichte, kein Vorwärts, kommt es nicht zu einem Bruch, zu etwas Neuem, und das gehört doch auch — ja, das ist doch eigentlich das „Wesen des Christentums". Wie Harnack als Dogmatiker ein ächter Schüler Ritschl's geblieben ist, das kam auch in den Worten zum Ausdruck, in denen er erklärte, Gott sei uns nun einmal erkennbar nur nach seiner Heiligkeit und Liebe — also nur an Menschen. Nur durch diese Eigenschaften sei uns Gott eben Gott. Damit ist ja gewiß etwas sehr Tiefes ausgesprochen, aber diese Isolierung des Göttlichen, das in Menschen sich uns kund tut, von dem übrigen Tatbestand und Naturvorgang, den der Mensch bedeutet, und als der er nun

einmal ein Teilstück eines ungeheuren Ganzen ist, die verträgt unser Geschlecht, unser Gewissen einfach nicht. Sie ist eine gegenüber dem Ernst und dem Gewicht der Sache unerlaubte Abstraktion und so tief sie auch im innersten der Wahrheit entspricht, so ungenügend, nicht umfassend und zwingend genug ist sie gegenüber der tatsächlichen Verflechtung alles Seins und Geschehens, in die unser Menschendasein nun einmal mit hinein geflochten ist.

In dieser Hinsicht stellte Schrempf-Stuttgart den Gegensatz zu Harnack und den meisten Rednern des Kongresses dar. Schon die Ankündigung seines Vortrags: Was unsereiner will — ein Bekenntnis, kein Programm — deutete an, daß es Schrempf nicht darauf ankommt, er sich im Gegenteil peinlich davor hütet, alles was sich im Laufe der Geschichte aus dem ursprünglichen Christentum entwickelt hat, als zum Wesen des Christentums gehörig, ja überhaupt als Religion gelten zu lassen. Er hält für wirklich religiöse Menschen, und zu denen zählt er auch sich, alle die Menschen, „die die Ewigkeit im Sinn haben und darum die Zeit nicht mehr ernst zu nehmen brauchen und vermögen". Religion ist nach ihm weder etwas „Befriedigendes" noch etwas „fürs Volk", sondern nur für den Einzelnen, nicht eine bestimmte Lebensbetätigung sondern Lebensstimmung.

Schrempf vertrat mit seinem Votum, wie Lhotzky mit dem seinigen, unzweifelhaft etwas sehr Wesentliches vom Evangelium. Wie Lhotzky — darin fast oder wohl der Einzige unter allen Kongreßrednern — das Kindliche im Verhältnis des Menschen zu Gott und das Väterliche im Verhältnis Gottes zu den Menschen inmitten der Unkindlichkeit, die die meisten Kongreßreden atmeten, kühn und eben kindlich, in der großen Bedeutung dieses Wortes zum Ausdruck brachte, so kam in Schrempfs Bekenntnis eine dem ursprünglichen Evangelium nicht weniger wesentliche und den theologischen Kongreßvorträgen ebensosehr mangelnde Stimmung zu ihrem Recht; nur schlug bei dem Einen wie bei dem Andern, bei Lhotzky die Betonung des kindlichen, bei Schrempf diejenige des am Diesseits uninteressierten Wesens der christlichen Frömmigkeit in eine mit dem Werbedrang und der Tatkraft des Evangeliums unverträgliche, ja unerträgliche Einseitigkeit um.

Zu den Höhepunkten der Tagung möchte ich auch das zählen, was Prof. Titius (Göttingen) über Recht und Schranken des Evolutionismus in der Ethik sagte. Er bemühte sich, was nun einmal bei einem Theologieprofessor nicht selbstverständlich ist, sich und seinen Zuhörern die Wirklichkeit vor Augen zu halten, diese geheimnisvolle Wirklichkeit, in der unser Geschlecht aus der Tierheit aufgestiegen ist und die, je ernster der Mensch sich mit ihr auseinandersetzt und in ihr Mensch werden und bleiben will, ihm die Antwort auf seine letzten Fragen schuldig bleibt und ihn zwingt, sie sich selber zu geben aus einer ihm nun einmal angeborenen, ob mit dem Entwicklungsdogma vereinbaren oder unvereinbaren Veranlagung heraus, diesem geheimnisvollen, aber unleugbar und unersetzbar vorhandenen Etwas, mögen wir es

nun nennen wie wir wollen, aus dem wir einerseits unsere sittlichen Ideale erst schaffen und mit dem wir andrerseits uns doch wieder an sie gebunden, ihnen verpflichtet fühlen. Als der Redner aus tiefer Bewegung die zwei Sätze aussprach: Ich kann schließlich leben, ohne die Welt zu verstehen, aber ich kann nicht leben, ohne zu wissen, was ich soll — da antwortete ihm die Zuhörergemeinde mit einem aus ebenso tiefer Bewegung hervorbrechenden, dröhnenden Beifall. Dieser Beifall war mir ein neues Zeugnis, wie erlösend eine schlicht ausgesprochene Wahrheit wirkt, wie verdient unsere dogmatische und ethische Theologie sich machte, wenn sie alle ihre Probleme so schlicht formulierte und wie der Theologe, wenn er gründlich und tief theologisiert, ganz von selbst nicht anderswo anlangt, als wo jedes nicht durch die Hochschule, aber durch die Schule des Lebens gegangene und in ihr tief und fromm gewordene Menschenkind auch.

Damit habe ich das, was mir am Kongreß am meisten Eindruck gemacht hat, aufgezählt. Ich könnte dem noch beifügen die warme Ansprache von Gounelle-Paris mit der Grundsehnsucht und Grundforderung: Il nous faut l'inspiration pas seulement d'une vie sainte, mais d'une société sainte, die sympathische Art, in der Paul Hyacinthe Loyson, rédacteur du siècle, Sohn des auch erschienenen 85jährigen Père Hyacinthe, und Wilfred Monod-Paris von den nach der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich gegründeten fraternités redeten, freien Vereinigungen, in denen Freidenker und Freigläubige in brüderlicher Gesinnung gemeinschaftliche Wahrheiten zu vermitteln streben, auch Pfannkuche-Osnabrück entwickelte in gründlichem, echtlutherischem, unreformiertem Gedankengang die These: Ein Christ kann Sozialist sein, aber muß es nicht sein, Gleichartigkeit der Gesinnung schließt noch nicht Gleichartigkeit der Methode in sich. Der Sozialismus richtet ein Gesetz auf, indem er die Wirtschaftsordnung dogmatisiert, Christus aber ist des Gesetzes Ende. Darum nach Luther: Kirche und Rathaus trennen, sonst frißt eins das andre und kommen beide um. Auch Dr. Lipsius-Bremen, Sohn des verstorbenen Professors Lipsius-Jena, vertrat mit viel Ernst und Wärme die Kalthoffsche Richtung im Sinne eines den unitarischen Gottesbegriff wegen seiner logischen Unvollziehbarkeit ablehnenden, tatkräftigen idealistischen Pantheismus. Gottlob, sagte ich mir auch da wieder, kommt es im Leben nicht darauf an, in wiefern uns Gott ein logisch vollziehbarer Begriff ist, sondern darauf, ob wir in einem kindlich-tiefen, männlich-tapfern Verhältnis zu dem verborgenen, nach Offenbarung drängenden Sinn unseres Lebens stehen. Daß der kindlich gesinnte, logisch vielleicht unzulängliche Frömmigkeitstypus dem logisch korrekteren, aber aller Kindlichkeit ermangelnden überlegen ist und bleibt, das ist mir gewiß und lieber will ich auf logische Vollziehbarkeit meines Gottesbegriffs als auf ein kindliches Verhältnis zu Gott selber verzichten, jedenfalls mache ich nicht letzteres von ersterem abhängig.

Ja, und Traub, Troeltsch, Bousset, Gunkel, Dorner, Weinel,

Baumgarten, die ganze Reihe deutscher Theologen — und dann die Vertreter außerchristlicher Länder und Bekenntnisse? — von denen hast du ja noch kein Wort gesagt . . . Werde ich auch nicht mehr viel sagen, von den außerchristlichen nicht, weil ich sie entweder nicht gehört oder nicht verstanden oder keinen besondern Eindruck von ihnen empfangen habe, wie denn überhaupt der Schwerpunkt des Kongresses ganz unbestreitbar nicht in dem lag, was sie uns, sondern wir ihnen zu sagen hatten. Aber um so mehr erwartest Du begeisterte Berichte von den Referaten der genannten deutschen Theologieprofessoren. Es tut mir leid, ich kann Dir nicht verhehlen, wenn Du's doch wissen willst, daß ich ein klein wenig enttäuscht war. Aber um das zu erklären und zu begründen, dazu müßte ich Dir einen ebenso langen Brief schreiben wie den, den Du jetzt glücklich hinter Dir hast. Für diesmal jedenfalls Schluß! Von Herzen Dein, wie hat mich doch einmal unser Professor der systematischen Theologie genannt? Ah richtig! Dein „Laienführer".

---

# Umschau.

Die nächste **religiös-soziale Konferenz** soll am 24. und 25. Oktober in Bern stattfinden. Das Programm erscheint in nächster Nummer. L.

Zu der Notiz über die **Belebung der Kirchen** in der letzten Nummer bemerke ich auf Wunsch von Herrn Pfarrer Bader, daß es sich dabei um eine Sache handelt, die freilich angeregt und in die Wege geleitet worden sei, vielleicht auch zustande komme, aber noch nicht für ein Faktum gelten könne. Ergänzend sei erwähnt, daß ein Antrag im gleichen Sinn auch der letzten Basler Synode von Lehrer Bolliger eingereicht wurde, aber noch nicht zur Behandlung kam. L. R.

Eine erfreuliche Kundgebung ist der **Aufruf zur Gründung eines Verbandes für internationale Verständigung,** zunächst für Deutschland, unterzeichnet von einigen namhaften Vertretern der Wissenschaft und Politik. „Schon haben die technischen Umwälzungen eine Epoche des Internationalismus herbeigeführt, aber die politische Organisation der Kulturwelt ist hinter ihr zurückgeblieben bei dem Nebeneinander unverbundener Einzelstaaten." „Wenn die Rüstungen der großen Mächte in dem jetzigen Tempo fortschreiten, so bedeuten sie ein Wettlaufen zum Ruin." Was der Verband will, ist ein Ausbau der schon vorhandenen Ansätze zu einer festen und planvollen Organisation der internationalen Beziehungen. Ein anderes System soll im Staatenverkehr herbeigeführt, die internationale Schiedsgerichtsbarkeit ausgebaut werden. Man will überhaupt planmäßig auf eine Klärung und Verständigung bei internationalen Konflikten hinarbeiten. Sollen aber die Regierungen in dieser Richtung beeinflußt werden, so muß ein starker Druck der öffentlichen Meinung vorhanden sein. Sie zu organisieren ist der nächste Zweck des Verbandes. Aus historisch leicht verständlichen Gründen ist das nationale Empfinden in Deutschland zur Zeit so stark, daß der Boden für solche Pflege internationaler Beziehungen weniger empfänglich ist. Deshalb ist die Aufgabe besonders dringend, das deutsche Volk davon zu überzeugen, „daß im letzten Grunde die gemeinsamen Interessen der konkurrierenden Staaten größer sind wie ihre Rivalitäten, und daß darum eine internationale Verständigung möglich ist." Wir wünschen diesen Bestrebungen von Herzen großen Erfolg; er wird davon abhängen, ob sie aus ihren akademischen Höhen den Weg zum „gewöhnlichen Volk" finden. L.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Die Erziehungsreform und Ludwig Gurlitt.

III.

Ich weiß es wohl: es ist ein erschreckendes Vielerlei von Wünschen und Forderungen, die auf die Schule eindringen, es ist Altes und Neues, Gereimtes und Ungereimtes, Praktisches und Utopisches darunter. Und mancher Lehrer wird sagen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Manche im ersten Eifer angestellten Versuche mit Unterricht im Freien, Vertrauensdisziplin oder Arbeitsunterricht haben fehlgeschlagen. Mancher Lehrer oder Schulvorsteher, dessen Mund von „Schulreform" förmlich überfloß, hat das Wort nur zum Deckmantel seiner Bequemlichkeit oder seines Sensationsbedürfnisses gebraucht — ich kenne einen großen Schulreformer, der sich in erster Linie die Korrektur der schriftlichen Arbeiten schenkte, um seinen Reformeifer zu bezeugen. Ich zweifle auch nicht, daß im Gegensatz zu solchen Leuten mancher stille Lehrer längst in der Richtung arbeitet, die andere nur mit Worten preisen. Auch gebe ich zu, daß zwischen den einzelnen Linien noch Widersprüche bestehen: Demokratisierung der Bildung scheint z. B. Individualisierung direkt auszuschließen. Die praktische Gestaltung des Arbeitsunterrichts, d. h. namentlich die enge Verbindung der Handtätigkeit mit dem Erwerb geistiger Fähigkeiten, wie sie für die Volksschule zweifellos wünschbar wäre, ist noch nirgends gefunden. Und so ließen sich die Schwierigkeiten nach Belieben häufen. Doch dafür werden schon andere sorgen; der Zweifel an jeder neuen Erscheinung ist stets reicher an Gründen, als der Glaube.

Aber wo liegt denn eigentlich die Einheit in all' diesen Strömungen? Und damit: worin besteht ihre Wirkung, worin das Bessere, das sie uns gegenüber den bisherigen Zuständen in Erziehung und Schule versprechen? Mir scheint der Kern der ganzen Bewegung in ihrer durchgehenden Richtung auf größere und tiefere Lebenswahrheit zu liegen. Und zwar äußert sich diese Tendenz nach zwei Seiten: die Schulreform

sucht einen **innigen Zusammenhang mit den heute speziell wirksamen Kräften unseres Kulturlebens** und **eine eingehendere Berücksichtigung der kindlichen Eigenart**, wie sie sich aus der Beobachtung darstellt und nicht wie sie auf spekulativem Wege gewonnen wird.*) Was ich unter Lebenswahrheit verstehe, wird am besten ein Vergleich klarmachen: Wir alle erleben es heute, wie in der Baukunst eine neue, ehrlichere Richtung eine ältere ablöst. Während man einst gar keinen Widerwillen empfand, italienische Renaissancehäuser mitten in unsere nordischen Stadtbilder zu pflanzen, hat man heute viel mehr Sinn dafür, was in die Umgebung, in das Leben der eben an dem bestimmten Orte wohnenden Menschen hineinpaßt. Arbeitete man früher mit bestimmten Schablonen, die der Gothik oder der Renaissance entlehnt waren, so knüpft man heute lieber an das praktisch Brauchbare und Wertvolle an, wie es oft ein feiner Sinn der nächsten Vorfahren gestaltet hat. Während man früher nach Wunsch und Geldmitteln Schmuck aufklebte, soll heute die Form des Baues als Ganzes wirken, sollen seine Verhältnisse den Schmuck bilden. Künstlicher Marmor, vorgetäuschter Sandstein, das sind Dinge, die uns heute in den Augen wehe tun. Nicht viel anders steht es mit den Tendenzen der Schulreform: Abneigung gegen das nur äußerlich aufgedrungene Fremde, gegen Schablonen, gegen alles nur äußerlich Angeklebte und alles Unwahre, und anderseits Sinn für das Eigengewachsene im Volke wie beim Einzelnen, Sinn für das Ganze und innerlich Wahre, das tritt auch auf diesem Gebiete in Erscheinung.

Die Schulreform ist eine Wirklichkeitsbewegung, sonst wäre sie von vornherein verloren. Drum werden ihre demokratischen Tendenzen nicht einfach in eine unwahre Egalisierung der Begabten und Dummen auslaufen, aber neue Möglichkeiten für Begabte aus allen Schichten der Bevölkerung wird die Bewegung schaffen; daß uns tiefere Naturerkenntnis den Sinn für das Wirkliche in mancher Hinsicht stärkt, das braucht nicht bewiesen zu werden. Auch die nationale Grundlage unserer Geisteskultur ist eine Tatsache, die heute kaum mehr bestritten werden kann. Auf der Hand liegt diese Wirklichkeitstendenz in dem Ausgehen der Erziehung von dem Kind, wie es wirklich ist und reagiert, von dem Kind vor allem als einem handelnden und fühlenden und nicht nur einem begrifflich abstrahierenden Wesen.

Das sind wie alles Vorangehende Andeutungen. Meine Absicht war nur, einen Ueberblick über die mannigfaltigen Erscheinungen zu versuchen, die unter dem Namen Schulreform gehen, sie etwas näher in ihren Beziehungen aufzudecken und zu zeigen, daß es sich um etwas innerlich Notwendiges handelt, das ehrlicher Mitarbeit wert ist, trotz manchem gegenteiligen Schein. Nicht daß ich glaubte, nach einer

*) Ich möchte an dieser Stelle auf eine Rede des Hamburger Seminardirektors Cordsen hinweisen, die in ganz vorzüglicher Weise die Aufgaben der Schulreform zusammenfaßt. Sie ist abgedruckt in der Zeitschrift für experimentelle Pädagogik 1910 I, S. 59 ff.

Durchführung jener Forderungen werde für die Schule ein Reich Gottes auf Erden kommen. Es werden auch da wieder Verknöcherungen und Erschlaffungen folgen, wenn nicht Menschen da sind, die ihr Leben stets wieder dagegen einsetzen. Das scheint eben ein ehernes Weltgesetz zu sein, daß auch das Beste, Persönlichste und Lebendigste allmählich als Institution, als Massenveranstaltung verkapselt und versteinert wird. Freuen wir uns, in einer Zeit zu leben, da alte Schalen gesprengt werden und seien wir nicht zu ängstlich darum besorgt, ob das neue Leben, das daraus hervorwächst, auch unsere Bequemlichkeit und alles, was uns im Laufe der Jahre gewohnt und lieb geworden ist, genügend schont!

## IV.

Jeder Bundesgenosse ist willkommen! das mag im politischen und wirtschaftlichen Kampfe taktisch richtig sein, ob auch auf unserm Gebiet, ist sehr fraglich. Gurlitts „Erziehungslehre" enthält nicht nur all das, was eben als die Linien der Schulreform bezeichnet wurde und noch viel mehr, sondern auch sämtliche Schlag- und Kampfworte, die von irgend einer Seite jemals ausgegeben worden sind. Wenn jemand die Gabe hat, aus einem Buche nur die Worte herauszuholen, die ihm in den Kram passen, dann mag er davon entzückt sein. Mir hat auch vieles in den Kram gepaßt, aber ich habe das Buch mit steigendem Widerspruch gelesen und mir sagen müssen: Wenn ein Buch geeignet ist, der Sache einer realen, kulturschaffenden Erziehungs- und Schulreform entgegenzuarbeiten, so ist es dieses. Mir war es beim Lesen stets, als stehe ich vor einem Volksredner, der durch ein mit Sicherheit stets applaudierendes Publikum und durch Gegner, die in einer ungefährlichen Entfernung stehen, gereizt, in ein immer heftigeres Schimpfen hinein gerät. In der Volksversammlung wirken Widersprüche und unverschämte Behauptungen über alles und jedes, was sich zwischen Himmel und Erde befindet, vielleicht ganz gut, in einem Buch werden sie viele aufrichtige und ernsthafte Menschen einfach abstoßen: „Das ist nun also die Schulreform." Viel Geschimpf und viel Negation, aber nur wenig Brauchbares für die Erziehung und namentlich für die Schule, wie sie sich nun eben einmal in der rauhen Wirklichkeit mit ihren großen Massen gestaltet.

Eine Inhaltsangabe des Buches zu geben, gehört zu den Unmöglichkeiten. Leichter läßt sich sagen, was diese Erziehungslehre im Gegensatz zu den landläufigen Werken dieses Namens nicht ist: sie ist nicht systematisch und ist nicht langweilig. Gleich das erste Kapitel heißt: „Eine allgemeine Erziehungslehre gibt es nicht." In lose aneinander gereihten Kapiteln folgen dann die Gedankensplitter Gurlitts über allerlei schwierige Fragen wie natürliche Erziehung, Pflicht, Persönlichkeit, Verhältnis der Generationen, ein ganz dürftiges Kapitelein über religiöse Erziehung, Willensbildung, Körperkultur ꝛc. Ich habe Gurlitt bereits unter die spezifisch deutsch-nationalen Er-

ziehungsreformer eingereiht. Dazu berechtigen nicht nur die frühern Bücher Gurlitts, sondern auch die Gewichtverteilung in diesem neuen Buch. Die Erhaltung einer guten Rasse ist eine Hauptsorge Gurlitts. Stark betont wird die gute Tradition in der Erziehung: „Von Alters her bis auf den heutigen Tag ist eine klare Berufs- und Standesbildung noch immer die vernünftigste und erfolgreichste.“ (S. 2.) Die Vererbung muß der Grundgedanke sein, auf den sich die ganze Erziehung aufbaut. Zweifellos ein richtiger Gedanke, wenn er nicht zu einseitig betont wird. Eine extreme Betonung müßte konsequenterweise die Möglichkeit der Erziehung leugnen. Wir sind dann einfach das Produkt unserer Ahnenreihe.

Gurlitt ist in diesem Punkte durch und durch Aristokrat, denn „auch die Natur ist nicht demokratisch“. (S. 59.) „Der Offiziersstand liefert uns den besten Typus des deutschen Mannes“. (S. 318.) In England und seiner Erziehung erkennt Gurlitt sehr oft das Vorbild. Natürlich denkt er nicht etwa einfach an Konservierung des jetzigen Adels, sondern vor allem auch an Züchtung eines neuen Kraftadels. „Wir brauchen heute in Deutschland nichts mehr als einen gründlichen Persönlichkeitskultus.“ Ein an Antisemitismus erinnernder Haß gegen alles Christliche, ein teutomanischer Widerwille gegen alle Fremdkultur, eine Vorliebe dafür, alle sittliche Tradition auf den Kopf zu stellen und ein Gevatterspruch Nietzsches über dem ersten Kapitel lassen erkennen, wer der geistige Vater dieser Gedankengänge ist.

Gurlitt *will* abstoßen, um sich dann über die Moralphilister erhaben zu fühlen, sonst hätte er nicht in eine „Erziehungslehre“ eine Verteidigung der kasernierten Prostitution eingereiht (S. 337) und die natürliche Moral der höchsten Stände gepriesen, in der Gestalt eines österreichischen Adligen, der die Geburt seines hundertsten unehelichen Kindes feierte. (S. 331.) Wer weiß, bald bekommen wir einmal ein Buch „Der Simplizissimus als Erzieher zur Moral“. Daß er in jenem Kapitel über Körperkultur nichts als den brutalsten Männeregoismus in sexuellen Dingen predigt, das scheint ihm wohl nur recht und billig.

Doch genug von diesem Kapitel. Es ist natürlich nur konsequent, wenn man Persönlichkeitskultus fordert, daß die *eigene Person* dabei nicht zu kurz kommt. Zwar spielt die extrabegnadete Familie Gurlitt nicht mehr eine so große Rolle als Musterbeispiel wie in frühern Büchern, immerhin werden Gurlitt's Kinder noch oft genug als Beweis für eine gelungene zwangfreie Erziehung angeführt, „auch unsere staatliche Schule erkennt das Betragen und die Leistungen meiner Kinder als mustergültig an.“ (S. 153.) Oder: „Ich mache, um mich und andere zu überzeugen, dieses Experiment (d. h. Erziehung ohne Schule) schon mit meinen eigenen Kindern, zum Teil nur, weil der Staat von ihnen Zeugnisse fordern wird, die ich ihnen leider selbst nicht ausstellen darf. Aber was ich bei diesem Versuche erlebe, das setzt mich und alle, die es beobachten, in Erstaunen und ist zugleich die härteste Kritik, die ich an den frühern Erziehungslehren üben

kann.“ (S. 47.) Also Vater, Erzieher, Ankläger und Preisrichter in einer Person. Interessanter wäre natürlich in zehn Jahren mit diesen Musterkindern einmal zusammenzutreffen, und dann seine Erfahrungen zu sammeln. So müssen wir eben die Musterhaftigkeit auf Treu und Glauben annehmen.

Dieses souveräne „Ich“ hat natürlich auch das Recht, im Ton selbstverständlichster Ueberlegenheit nach allen Seiten hin Fragen aus dem Handgelenk zu entscheiden, über die sich die größten Denker durch Jahrhunderte abgemüht haben. So werden die Philosophen abgefertigt, die sich törichterweise über den Zweck des Lebens den Kopf zerbrochen haben: „Zweck des Lebens ist das Leben selbst“. (S. 19.) Noch einfacher gestaltet sich im Vorbeigehen die Lösung der sozialen Frage: „Die ganze Kunst des Befehlens und Gehorchens besteht darin, daß man die rechten Menschen an den rechten Platz stellt und ihnen nur das zur Pflicht macht, was schon in ihrer ganzen Natur vorbereitet liegt. Damit ist zugleich das soziale Problem gelöst, denn damit sind den Menschen ihre Plätze angewiesen nach Maßgabe ihrer Kräfte.“

Nur wenige außer dem Verfasser sind für das Erziehungsgeschäft geeignet: Es sind ungeeignet „die meisten der deutschen Mütter, aber auch die meisten der deutschen Väter.“ (S. 48.) „Das Kind vor den Schulmeistern zu retten, ist jetzt die dringlichste und verdienstlichste Tat.“ (S. 47.) „Lehren an sich ist überhaupt wohl kein vollberechtigter Beruf.“ (S. 100.) „Das beständige Sichbeugen zu den Kindern macht den Lehrer kindisch“ (S. 102) u. s. w. Ich will das Berechtigte, das in diesen pointierten Sätzen liegt, nicht einmal bestreiten, nur als Folie zu des Verfassers eigener Vorzüglichkeit im Erziehen wirken sie gar zu naiv. Eine leise Andeutung, daß man sich bisweilen auch einschließe in diese Behauptungen, hätte ihnen ein ganz anderes Gesicht gegeben.

Daß man es bei alledem mit einem Manne zu tun hat, der sich über Erziehung und Unterricht seine eigenen Gedanken macht, das ist auf jeder Seite zu erkennen. Einzelne Kapitel — ich nenne vor allem das über Willensbildung — kann man sogar mit Vergnügen lesen. Der Ton ist etwas mäßiger, es sind keine Feinde da, die zuerst zur gänzlichen Nichtigkeit zusammengedonnert werden müssen. Das Buch ist auch im gewöhnlichen Sinne nicht langweilig — es müßte einem schon die fast durchweg festgehaltene Berserkerhaltung und Kämpferpose auf die Dauer verleiden.

Um das Verständnis des Mannes etwas leichter zu ermöglichen, will ich die Charakteristik hier wiedergeben, die der auf Seite 244 ausdrücklich als „mein Freund“ bezeichnete Rudolf Pannwitz von Gurlitt entwirft: „Gurlitt hat sich im rechten Sinn des Wortes krank geärgert, geschimpft, gearbeitet. Und hat dabei doch nicht den Grundzug seines Charakters verloren: die derbe Fröhlichkeit. Und das immer wieder Obenaufsein. Es gibt welche, die hielten's für gut, wenn ein

Gurlitt im Ministerium säße. Das ist falsch. Gurlitt gehört in keine abhängige Stellung. Gurlitt würde dabei mundtot. Und er ist dazu berufen durch sein lebendiges Maul zu wirken. Freunde und Gegner haben immer wieder versucht, ihm das Schimpfen abzugewöhnen. Vergeblich. Gurlitt hat ein paar Mal gezeigt, daß er auch ganz ohne Schimpfen auskommen kann. Wie er ja in seiner frühern Zeit auch ohne Schimpfen ausgekommmen ist. Aber das ändert nicht, daß das Schimpfen zu seiner Natur und zu seinem Handwerk gehört. Und daß er großenteils dadurch das leistet, wodurch er unersetzlich ist."*) Diese Freundesschilderung mag uns manches an dem Manne menschlich verständlicher machen.

Eines aber bleibt bestehen: Das Buch ist oberflächlich und flüchtig geschrieben. Behauptungen wie die, daß man die Kraft der Jugend durch Vermeidung von Schmerzen und Mißerfolge für das spätere Leben aufsparen müsse (S. 177), oder daß das Gedächtnis durch Gebrauch wahrscheinlich abgenutzt werde (S. 310), sind doch kaum diskutabel. Auch eine Menge von bloßen Phrasen sind die Folge dieser Oberflächlichkeit, ferner viele Behauptungen, bei denen das Gegenteil genau ebenso richtig sein kann, so z. B.: daß aus strengen Häusern mehr ungeratene Söhne kommen, als aus andern (S. 154). Die Vorrede erklärt da manches: „So entstand in wenigen Wochen diese neue Erziehungslehre, mühelos, kann ich sagen, denn die Gedanken fielen von mir ab wie reife Birnen vom Baum." Diese Reife des Buches rühmt auch der Begleitzettel der Buchhandlung und spricht den Wunsch aus, daß dieses Buch in alle Familien, in die Hände aller Lehrer und aller am Gedeihen des Volkes Interessierten käme; ferner könne jede Mutter „hinlänglichen Rat holen in den schwersten Konflikten und Zweifeln." Das möchte ich nun nicht gerade wünschen, denn das Buch kann gerade bei Frauen, die geneigt sind, dreist auftretenden Behauptungen ohne weiteres zu glauben, nur Verwirrung stiften, die sich dann an den Kindern rächen könnte. Gerade die Reife des Buches zu rühmen ist eine starke Zumutung an die Gutmütigkeit des Lesers.

Man hat Gurlitts Buch und seine Wirkung mit Rousseau's „Emile" vergleichen wollen. Ich glaube nicht, daß das zutrifft. Rousseau schreibt aus einer ganz andern innern Notwendigkeit, aus einem glühenden Haß gegen die tänzelnde und veräußerlichte Rokokowelt heraus, Gurlitt schimpft und poltert, weil das für ihn ein Vergnügen ist. Rousseau's „Emile" entstammt wirklich der Tiefe einer vielfach zerrissenen, durch innere Not und Elend zerschlagenen Menschenseele. Eine Stelle wie die: „Höre auf mich, o Leser: ich sage es jedem voraus, der Gefühl hat und so heilige Pflichten vernachlässigt — bittere Tränen wird er lange Zeit vergießen über seinen Fehler und nie darüber getröstet werden," hätte Gurlitt nie schreiben können; er

*) R. Pannwitz: Das Werk der deutschen Erzieher, S. 200.

ist immer der Vorbildliche, Musterhafte, immer auf der Höhe. Man glaubt ihn oft mit der ihm eigenen Schnoddrigkeit sagen zu hören: „Na, den Kerls, den alten Pedanten, will ich mal den Kopf waschen." Das ist mein persönlicher Eindruck, der durch die Lektüre der beiden Bücher innert kurzer Zeit sich mir aufgedrängt hat. Gurlitts Erfolg ist gewiß kein Sturm und Drang unter den ersten Geistern der Zeit.

Es ist schade um das Buch, schade um das Husarentemperament, das an eine gute und notwendige Sache aufgewandt wird. Aber es fehlen die nachrückenden Truppen, die erst Boden gewinnen können. Der Erfolg wird nur sein, daß der Gegner in seinem Widerstand wachsamer und energischer wird. Diese Truppen werden wohl nachrücken: die durch die Umgestaltung unserer äußern und innern Verhältnisse bedingte Reform der Erziehung wird trotz Gurlitt ihren Gang gehen, aber man möchte wünschen, daß in dem Heere die Zahl der Kombattanten, wie Kerschensteiner, Scharrelmann ꝛc., stets größer sei als die der Trompeter, wie Gurlitt, sonst wird kein Sieg erfochten.

Albert Barth.

---

# Ansprache am 1. Mai 1910

## an die Maifeierversammlung in Reinach (Kanton Aargau).

Werte Freunde und Genossen!

Es ist nicht zufällig, daß die Arbeiter aller Länder gerade am 1. Mai ihren großen Festtag feiern. Die Natur ist aufgewacht von ihrem Schlaf und entfaltet ihre Kraft und Pracht in verschwenderischer Fülle. In tausend Blüten und Blumen offenbart sie ihre Herrlichkeit, und ein Feld überbietet das andere an Farbe und Schönheit. Es ist als wollte sie den Menschen zurufen: Seht wie schön ist doch die Welt!

Sollte all diese Pracht und Herrlichkeit draußen nur für sich selber da sein? Sollte die Erde in ihrem äußern Gewand uns ein Paradies vor Augen malen, ohne die Menschen daran teilnehmen zu lassen?

Den Arbeitern ist der Frühling zum Gleichnis geworden. Freude und Harmonie, welche sich draußen offenbaren, sollen ihren Einzug halten in Herz und Gemüt einer von der Not des Alltags gedrückten Menschheit.

Ist das aber nicht ein eitler, phantastischer Traum und ein Phantasiegebilde, das keine Bedeutung für das Leben hat? Wird der Tag der Hoffnung wirklich einmal anbrechen für die geknechtete Menschheit? und gibt es eine Stunde der Befreiung für das in vielfacher Knechtschaft seufzende Proletariat?

Ja, was wollen wir lange streiten und fragen, ob unser Hoffen berechtigt sei? Liegt nicht in der Hoffnung selber die Ahnung, daß es eine Erfüllung geben muß? Und liegt nicht in dem gewaltigen Kampf

der Arbeiterschaft um ihr Recht ein Erweis des Geistes und eine Gewißheit des Sieges? Was wollen wir streiten um die Möglichkeiten der Zukunft und die Erfüllung von Verheißungen? Es ist genug, daß wir ringen, streben, kämpfen.

Selbst wenn wir mit diesem Hoffen, mit diesem Ringen und Kämpfen bis auf den heutigen Tag nichts erreicht hätten, wenn die Arbeiterschaft ohne die realen Errungenschaften der politischen und gewerkschaftlichen Organisation dastünde, so würde sie durch jene Hoffnung allein groß und stark sein. Auf dieser Fahne der Hoffnung steht geschrieben: Wir sind erwacht! Das ist das Größte, was es geben kann für einen Menschen, der vorher in stumpfer Resignation seinen Weg gegangen ist. Ja die erste große, sittliche Tat für jeden Menschen ist das Erwachen. Dem gegenüber sind alle anderen sittlichen Fortschritte, die er im heißen Ringen gegen die versuchlichen Kräfte des Bösen macht, klein zu nennen.

Und was gibt es Traurigeres in der Arbeiterschaft, als jene Masse, die von diesem großen Erlebnis des inneren Erwachens unberührt ihren Weg in die Fabrik hin und her trottet? Ohne Hoffnung, ohne Glauben seufzt sie doch unter dem Joch unbefriedigender Arbeit, klagt sie nicht minder über Wohnungsnot, über Unsicherheit der Existenz, über die Unfähigkeit, die Kinder ordentlich erziehen zu können und über die unerträgliche Aussicht auf ein Alter in Mangel und Elend.

Kürzlich traf ich einen 67jährigen Vater mit seinem Sohn müde und abgeschlagen aus der Fabrik heimkehren. Ich kannte ihre Gedanken, ich wußte, daß der Sohn seine siebenköpfige Familie bei einem Lohn von Fr. 4.50 nur mit großer Mühe durchbringen konnte. Und ich kannte auch ihre Unzufriedenheit, die nicht erst durch agitatorische Reden in Arbeiterversammlungen hervorgerufen war. Sie hatten sich von solchen ängstlich ferngehalten. Im stillen Familienkreis übten sie dennoch das nutzlose Schelten über ihren Brotherrn und über die ungerechte Behandlung von Vorarbeitern und Werkführern. Aber sie schienen mir eben deshalb doppelt bedauernswürdig, weil sie nichts wollten von jenem frohen Kampf um das eigene Recht und um die eigene Menschenwürde, welche jeden organisierten Arbeiter hebt und freudig stimmt. „Ach, es ist nutzlos, es kann nichts helfen, es muß immer so bleiben.“ Das war das Losungswort des ganzen Proletariates, so lange es keine organisierte zielbewußte Bewegung gab.

Heute ist das anders. Der 1. Mai ist der Tag der Hoffnung geworden für Ungezählte, die früher ebenso stumpfsinnig ihren Weg gingen. Und heute geht diese Hoffnung wie ein Jauchzen, das ein millionenfaches Echo findet, durch die Arbeiterschaft aller zivilisierten Länder. Wir wissen, daß in diesem Erwachen eine Befreiung liegt, die wir in ihrer Größe und Schönheit nur ahnen können.

Habt Ihr auch schon einmal einen gefangenen Löwen gesehen? Unruhig geht er an seinem Gitter hin und her, den trostlosen Blick

sehnsüchtig in die Weite gerichtet. Geduldig läßt er sich gefallen, was der Wärter mit ihm vornimmt. Wie anders wäre die Situation, wenn das Tier erwachen könnte zum Bewußtsein seiner Kraft? Leben und Freiheit stünde ihm offen. Die Arbeiterschaft gleicht dem gefangenen Löwen. Wenn sie wüßte, wie stark sie ist!

Eine stille Angst geht durch die Reihen der bürgerlichen Gesellschaft, die Arbeiterschaft möchte zum Bewußtsein ihrer Kraft kommen. Mit Bangen sehen sie diesem Erwachen entgegen. Mich dünkt, eine vergebliche Furcht, denn sie will nicht erwachen zum Bewußtsein roher Gewalt. Wohl sind in früheren Jahren und Jahrzehnten Maschinen demoliert, Fabriken zerstört worden. Wohl kommen bis auf den heutigen Tag einzelne rohe Exzesse vor, das sind aber nur zufällige Begleiterscheinungen, die mehr und mehr verschwinden. Nein, Eure Macht, Ihr Arbeiter, liegt in den *sittlichen Kräften*, die da zur Entfaltung kommen, wo man mit geistigen Waffen kämpft und aus gedrückter Lage und Unfreiheit sich heraussehnt und ringt um sein Recht.

Sind es Kräfte roher Gewalt und Leidenschaften, welche heute Millionen von Arbeitern in heiliger Begeisterung zusammenführen? Sind die Einigkeit der Arbeiterschaft, die Opferfreudigkeit im Kampf, die begeisterte Hingabe an ein gemeinsames großes Ziel nicht der Ausdruck höherer Kräfte?

Werte Freunde, wir wollen unbedingt daran festhalten, daß unsere Bewegung die höchsten sittlichen Ideale umfaßt und daß sie aus der Tiefe eines nach Glück und Wahrheit dürstenden Menschengeistes kommt.

Wären hinter der organisierten Arbeiterschaft und ihrer imponierenden Macht nicht diese treibenden sittlichen Kräfte, so hätte sie auch keine Aussicht zu siegen.

„Doch,“ so hören wir immer wieder aus den Reihen unserer Gegner, „warum denn diese beständige Aufforderung zum Kampf, diese fortwährend gesteigerten Lohnforderungen, diese ewigen Streiks, die oft nur Kraftproben der organisierten Arbeiter sind, ohne Aussicht auf Erfolg?“

Aber was sind denn die kleinen Errungenschaften an Lohnerhöhungen gegenüber den fortwährenden Steigerungen der Lebensmittel, der Mietzinse und der ganzen Lebenshaltung? Trotz aller Besserungen im Einzelnen hat sich doch das Gesamtbild des Arbeiters und seiner Nöte nicht verändert: Immer noch das alte Wohnungselend wie vor zwanzig Jahren, immer noch die Unmöglichkeit, bei der fast ununterbrochenen Arbeitszeit das Familienleben zu pflegen, immer noch die trostlose Frauenarbeit in unseren Fabriken, durch welche die physische und moralische Gesundheit eines großen Teiles unseres Volkes auf Generationen hinaus untergraben wird. Immer noch gehen durch die Maschine Tausende an Körper und Geist zu Grunde. So lange das so ist, gibt es keinen Stillstand in den Lohnforderungen und keine Ruhe in dem Kampf, und wenn sie drüben noch lange sagen: „Nun

ist's genug, nun machen wir die Tore des Mitleids zu!" Lasset sie doch! Es rüttelt ein stärkerer Geist daran und sprengt sie wieder auf. Der Geist der Gerechtigkeit und des Brudersinnes.

Warum sollen wir also nicht kämpfen? Es gilt ja das Wohl unserer Kinder und unserer Familien.

War es nicht ein heiliger Krieg, als unsere Vorfahren für ihren heimatlichen Herd und Scholle kämpften? Welcher Geschichtsschreiber hätte ihnen dieses Recht je streitig machen wollen? Der war ein Held, der gegen fremde Unterdrücker aufstand und die Freiheit des Landes wenn nötig mit seinem Blut und Leben erkaufen half. Es gilt heute einen nicht weniger gerechtfertigten Kampf gegen den übermächtigen Feind des Kapitalismus, der schwer und drückend wie eine Zentnerlast auf unserem Volke liegt. Kämpft der Arbeiter heute nicht um dieselben heiligen Güter, wie einst seine Vorfahren, um Recht und Freiheit und um das Wohl seiner Familie? Nur die Form des Kampfes ist eine andere geworden und unsern Gegner finden wir nicht mehr in einem bestimmten, persönlichen Feind, sondern in der ideellen Macht, in den geistigen Widerständen, die hinter dem Kapitalismus lauern.

Ein besonderer Stein des Anstoßes ist vielen dieser Kampf der Arbeiter in seiner Eigenschaft als Klassenkampf. Werden hier nicht geradezu die egoistischen Interessen einer besonderen Klasse in einer Weise gezüchtet und gepflegt, die den allgemeinen, sittlichen Anschauungen direkt Hohn sprechen, und entspringen die ewigen Lohnforderungen wirklich so hohen Idealen, wie wir sie eben geschildert?

Wer wollte verneinen, daß in der Arbeiterbewegung nicht auch viele sittlich minderwertige Triebe beständig zum Vorschein kommen? Aber in welcher Bewegung der Geschichte sind solche Motive nicht zu finden? Waren sie nicht auch in der Reformation? Ja, wo sind überhaupt die ganz reinen sittlichen Motive und ist unsere persönliche Moral nichts wert, weil sie sich aufbaut auf dem Interesse für das eigene Glück und Wohlsein? Hat nicht jeder Arbeiter, der für sich sorgt, auch seine Familie im Auge? So baut sich auf dem richtig verstandenen eigenen Interesse auch dasjenige für die Mitmenschen auf. So kämpft zwar das Proletariat für sich. Das Große in der Arbeiterbewegung ist dennoch gerade das, daß sie auf Grund ihrer sozialistischen Weltanschauung über das Klasseninteresse hinaus wächst und zu einer allgemeinen Menschheitsfrage wird. Es hat wohl noch nie eine Bewegung in der Geschichte gegeben, welche so ernsthaft und zielbewußt das Glück und Wohl aller in's Auge faßte, wie der hinter der Arbeiterbewegung und seinen Standesinteressen stehende Sozialismus.

Daß es sich hier nicht nur um die Machtstellung der Arbeiterschaft handelt, dürfte jeder, der die alten sozialistischen Vorkämpfer kennt, zugeben. Sie haben mit einem nie versiegenden Idealismus und mit einer unerhörten Kraft der Begeisterung dieses Menschheitsziel in den Vordergrund gestellt.

Sie waren die Prediger einer neuen ursprünglichen Gottesordnung in der Natur. Sie haben es gewagt zu behaupten, daß die größere Menge von Krankheiten und Uebeln in der Welt nicht auf einen Gott zurückzuführen seien, sondern fortwährend durch die Unvernunft der Menschen entstehe. Sie haben den Mut gehabt, die heillose Unnatur der jetzigen Gesellschaft und ihrer Wirtschaftsordnung für die furchtbare Armut und Not der unteren Klassen verantwortlich zu machen.

Liebe Freunde, wie viel ist es wert, wenn wir endlich anfangen, Menschen und nicht Gott die Schuld für die tausenderlei Lebensnöte beizumessen! Wie träge und schlaff gehen wir einher, wenn wir das Alles aus der Hand eines unbeweglichen Schicksalsgottes entgegen nehmen müssen! Wie hoffnungslos stehen wir in der Welt mit unserer Religion, wenn diese nur Ergebung ist in all' unsere Uebel und in all' unser Unglück.

Dies Alles, was uns schwer macht und die Menschen plagt und drückt, wird freilich nicht gehoben durch einige energische Maßnahmen gegen den Kapitalismus.

Es ist auch mit den höheren Löhnen und mit der äußeren Besserstellung noch lange nicht Alles erreicht. — Da müßten wir einmal unsere Frauen fragen, ob sie mit ihren Kindern den vollen Anteil haben an den Lohnaufbesserungen ihrer Männer. Wird nicht ein großer Teil derselben durch Alkohol und andere Leidenschaften nutzlos vergeudet? In der Tat, wenn wir nichts anderes wüßten, als Forderungen zu stellen, so wären unsere Verheißungen leere Utopien. Nun aber wollen wir etwas viel Größeres. Kommen wir nicht der Sehnsucht und dem Verlangen der ganzen Arbeiterschaft entgegen, wenn wir sagen: Ein größerer Ausgleich der Güter tut's nicht allein, der Sozialismus will eine völlige Um- und Neubildung des Menschenwesens, eine Ueberwindung aller seiner gemeinen und schlechten, niederen Instinkte. Damit allein ist uns geholfen.

Es gibt heute allerdings mancherlei sozialistische Wirtschaftslehren, die uns über die Entwicklung der Zukunft wichtige Perspektiven eröffnen. Dennoch läßt sich über diese kein ganz klares Bild gewinnen und das ist auch nicht nötig. Ob die Gegensätze von Arm und Reich immer größer werden, ob der Großbetrieb die Kleineren nach und nach verschlingen und der Handwerker von der Bildfläche ganz verschwinden wird, ob der kapitalistische Wirtschaftsbetrieb einmal plötzlich zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel übergehen wird, das alles sind Zukunftsbilder, die nicht bestimmend sind für unsere Stellung zum Sozialismus. Es kann Manches anders kommen, als diese Systeme lehren. Uns ist die Hauptsache, daß der Sozialismus auf Grund einer neu zu schaffenden Ordnung, deren Ausbau die Entwicklung lehren wird, der Gesamtheit und dem Einzelnen mehr Leben, mehr Freiheit und Erlösung von äußerem und innerem Druck bringen möchte. Man kann in gelehrten Aufsätzen dem Sozia-

lismus eine wissenschaftliche Basis geben, man kann ihn als eine Lehre behandeln und Schüler für dieselbe gewinnen. Es kann sehr befruchtend für unser Denken und Handeln sein, Vieles von diesen Systemen und Lehren zu kennen; dennoch können wir es nicht laut genug sagen: Der Sozialismus ist in erster Linie weder Theorie, noch Lehre, noch Wissenschaft, sondern ein neuer Glaube an die Zukunft der Menschheit. Wollten wir ihn als Wissenschaft auf den Thron erheben, so wäre es nicht anders, als wenn wir das Wesen und die Schönheit eines gotischen Domes in den gewaltigen Stützmauern und Strebepfeilern bewundern wollten. Um bei diesem Bilde zu bleiben, so ist die wissenschaftliche Wirtschaftslehre Stütze und Halt für den nach oben strebenden Bau der sozialistischen Weltanschauung und den damit verbundenen Menschheitsglauben.

Dieser Glaube leuchtet dem Kampf in der Arbeiterbewegung überall voran. Und was wäret Ihr Arbeiter, in Euren Gewerkschaftskämpfen und Lohnbewegungen ohne dieses hohe Ziel? Was weitet den Blick und was stärkt das Herz mitten in den oft so kleinlichen Reibereien und Lohnstreitigkeiten? Was hilft Euch, daß Ihr trotz der Enttäuschungen, die Euch die Genossen in Euren eigenen Reihen bereiten, immer wieder mutig und kampfesfreudig auf Eurem Posten ausharren könnt? Ohne jenen kampfesfreudigen Optimismus und ohne jenen starken Menschheitsglauben, der uns in den großen Zielen des Sozialismus entgegentritt, würden wir in der Verbitterung der gegenwärtigen Ungerechtigkeiten fast zu Grunde gehen. Ohne diese Hoffnungen müßte der Klassenkampf nur verzweifelten Haß in sich tragen. So aber wissen wir mitten im Kampf, daß es einmal Frieden geben muß und in der Verbitterung werden wir ruhig, weil wir an die Gerechtigkeit glauben.

Ganz gewiß trägt der Klassenkampf große Gefahren in sich. Wer mitten im Kampf steht, wird hin und wieder den richtigen Maßstab in der Beurteilung des Gegners verlieren; dennoch hat auch dieser Kampf, der unter der Arbeiterschaft so ungeheure Dimensionen annimmt, eine große erzieherische Aufgabe.

Wie viel Selbstbeherrschung lernt der Arbeiter gerade bei Lohnkämpfen in seiner Gewerkschaft. Hier gilt es ruhig und geduldig abwarten. Die Erfahrung hat es ihn schon zur Genüge gelehrt, wie durch unübereiltes Handeln aller Erfolg in Frage kam.

Wir hörten es von Arbeitersekretären, kürzlich von einem Fabrikdirektor, daß durch die organisierte Arbeiterschaft Ordnung und Zucht einkehre, und es ist durchaus nicht so, wie die bürgerliche Presse alle Welt will glauben machen, daß durch die Gewerkschaften die Fabrik ein Tummelplatz revolutionärer Elemente und ein Schauplatz gehässiger Kämpfe werde. — Allerdings sind unsere organisierten Arbeiter noch weit entfernt von diesen hohen Zielen. Es gibt gewiß Viele, das werdet Ihr selbst, werte Freunde und Genossen, zugeben müssen, welche sich der Bewegung nicht würdig zeigen. Es muß so weit kommen, daß der

Gewerkschafter der beste Arbeiter ist, und daß jedermann dem schwächeren den Rat erteilen kann: Geh' in die Gewerkschaft, da wirst du etwas. Dieser erzieherische Einfluß der Gewerkschaften hat kürzlich einen Erfolg aufzuweisen gehabt, der den bürgerlichen Kreisen nicht nur Achtung, sondern fast eine gewisse Angst vor ihrer sittlichen disziplinarischen Macht eingeflößt hat. In Berlin demonstrierten dieser Tage mehr als 100,000 Arbeiter mit einer so musterhaften Stille und Ordnung, daß Polizei und Militär müßige Zuschauer blieben.

Fast noch wichtiger als diese äußern in die Augen fallenden Erfolge der Organisation sind die stillen Einflüsse, welche von derselben auf den einzelnen Arbeiter ausgehen. Sie erzieht ihn zu jenem Solidaritätsgefühl, das die Grundlage ist für ein wirklich brüderliches Zusammenhalten in allen Lebenslagen. Wir wissen ja, wie vielfach die Arbeiter unter einander auch in Hader und Streit zerrissen sind. Wie viele gönnen einander nicht den bessern Lohn und säen Neid und Haß um kleiner Vorzüge oder Nachteile willen. Hat da die Gewerkschaft nicht eine große Aufgabe? Sie zeigt, daß alle Arbeiterkategorien vom ungelernten Handlanger an bis zum qualifizierten Vorarbeiter durch ein einziges gemeinschaftliches Ziel und Interesse verbunden sind. Was für eine schöne sittliche Aufgabe ist es für dich, den gutgelöhnten Arbeiter, wenn du nicht für deine eigene Aufbesserung, sondern für diejenige von geringeren Lohnklassen mit in die Streikbewegung treten sollst. Wie mancher Arbeiter dünkt sich groß und hoch über dem andern, weil er einen bessern Lohn hat. Dieser Geist der Absonderung und der selbstsüchtigen Freude an der eigenen Besserstellung hört in der Gewerkschaft auf. Gegenüber dem gemeinsamen Ziel und dem gemeinsamen Feind verschwinden alle die kleinen Unterschiede.

Eine besondere Freude ist es zu sehen, wie diese Solidarität unter der Arbeiterschaft die nationalen Grenzpfähle nicht sehen will. Die große Aussperrung im deutschen Baugewerbe hat unter unseren schweizerischen Gewerkschaftern ein freudiges Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt. Es war wie ein Echo, das aus allen Winkeln unseres Schweizerländchens zurückhallte: Jetzt wollen wir einmal zeigen, daß wir mit unsern deutschen Brüdern einig sind. Wie willig fließen von dem sauer Ersparten die Scherflein für die deutschen Brüder. Oder denken wir an jene 4000 ausgesperrten Schuhfabrikarbeiter in Bordeaux, deren Frauen und Kinder unter den Klängen der Marseillaise von einer zahllosen begeisterten Arbeiterschaft in Paris empfangen und monatelang auf eigene Kosten unterhalten wurden. Sind das nicht Beispiele, die unserer selbstsüchtigen Gesellschaft zeigen können, was wahre brüderliche Liebe ist und vermag?

Es wird noch lange brauchen, bis sie in der gesamten Arbeiterschaft siegreich zum Durchbruch kommt. Aber verlieret dieses große Ziel nie aus den Augen! Denket daran, daß all Euer Kämpfen und Ringen gegen die Mächte des Kapitalismus und eine verkehrte Güter=

verteilung umsonst ist, wenn Ihr nicht diese Kräfte der Liebe und wahren Brüderlichkeit unter einander pfleget.

Und diese Kräfte sind im Grunde keine andern als diejenigen unsres christlichen Glaubens. Man hört viel von dem Haß der Arbeiterschaft gegen die Religion. Ganz gewiß würde dieser Haß bald verschwinden, wenn unsre Gesellschaft mehr von dem Geist wahrer, brüderlicher Liebe besäße, den unser Meister Jesus Christus in die Welt gebracht hat. Dieser Geist muß wieder zu uns kommen, wie er in der Christenheit der ersten Jahrhunderte gewesen ist. Da spielte der Besitz keine Rolle, da stand er nicht so trennend zwischen den Menschen, da errichtete er nicht hohe Mauern, wie es in ihrer ängstlichen kastenmäßigen Abgeschlossenheit unsere besitzenden Stände tun.

Das erst wäre eine neue Religion, der das ganze Proletariat zujubelte, wo Alle in Freud und Leid, in guten und in bösen Tagen als Brüder sich zusammenfinden und wo die Religion ein ganzer Tatbeweis der Liebe zueinander geworden ist.

Und welcher Arbeiter würde einer Religion nicht mit Freuden zustimmen, welche die Menschheit nicht erst im Jenseits, sondern schon auf dieser Erde einem großen Ziele innerer und äußerer Befreiung entgegenführen möchte? Wir glauben Alle an Gott, aber nicht an den Gott, der die Menschen in ihrer sinnlichen Trägheit in den mancherlei Uebeln und Krankheiten sich selber überläßt, sondern an den Gott, der durch seinen Geist sie zu immer neuem Wollen, zu immer besserem Tun und zu immer größeren Zielen erweckt. Tischhauser.

---

# Warum ist Gott verborgen?

Warum gibt sich Gott uns Menschen nicht deutlicher zu erkennen, so daß der Zweifel unmöglich würde? Warum müssen wir ihn immer wieder suchen? Dieses Suchenmüssen ist gar nicht etwa, wie oft gemeint wird, eine Eigentümlichkeit unserer Zeit. Auch in Perioden ungebrochenen Autoritätsglaubens erlebten die Menschen Stunden, wo ihnen Gott entschwand. Solche Stunden können auch für die, welche sich durch theoretische Zweifel siegreich durchgekämpft haben, immer wieder kommen. Das Quälende ist auch gar nicht allein die Frage, ob ein Gott existiert, sondern das Gefühl, daß die Macht, von der wir abhängig sind, kalt und hart auf uns laste; wir können ihr Tun nicht begreifen, keine Liebe drin finden. Warum denn wirft Gott dem Glauben solche Schwierigkeiten in den Weg?

Ehe wir darauf antworten können, müssen wir uns besinnen, was das überhaupt heißt: Gott finden und besitzen. Wir müssen ihn haben als einen l e b e n d i g e n Gott. Das will sagen, einen Gott, der in uns und durch uns etwas s c h a f f t. Wir müssen ihn haben als einen l i e b e n d e n Gott. Das will sagen, einen Gott, der uns

etwas schenkt. Deshalb kann gar nicht jeder, so wie er bisher gewesen ist und gerade jetzt noch ist, Gott finden. Weil es eben heißt, ihn etwas in uns schaffen und uns etwas schenken lassen, heißt es auch: anders werden und aus dem Herzen reißen, was dem Schaffen und Schenken Gottes im Wege steht. Nur dadurch können wir mit Gott in unserm Innersten eins werden und in Gemeinschaft mit ihm treten.

Dazu ist oft ein Zerbrechen unseres bisherigen Glaubens, ein vorübergehendes Verlieren Gottes nötig oder doch ein Erlebnis, das uns zeigt, wie ferne wir ihm in Wirklichkeit noch standen. Wir lebten so dahin, als sei er dazu da, unsere Wünsche zu erfüllen, unsere Bestrebungen zu fördern, uns auf unsern Wegen zu schützen. Und als er diese Erwartungen enttäuschte, erschien uns sein Tun rätselhaft und sein Dasein zweifelhaft.

War aber nun nicht gerade das an unserer Verfassung das Schmerzlichste, daß uns Gott unsicher geworden war? Merkten wir da nicht, wie sehr wir ihn brauchen? Erwachte nicht in den Stunden des Zweifels an Gott auch am leidenschaftlichsten die Sehnsucht nach Gott? Sollte dieses von Gott nicht lassen können aber nicht auch ein Zeichen sein, daß er von uns nicht lassen will? Und in den Stunden, wo wir solches spüren, sind wir auch eher bereit, uns von der Stimme unseres Gewissens sagen zu lassen, wie viel Verkehrtes in allem unserm Wollen und Streben lag, wie sehr wir nur die eigene Person suchten. Wir werden bereit, hinzuhorchen, was er uns jetzt sagen will und unser Herz hinzuhalten, damit er eine Umwertung vieler Werte darin vornehme. Wir merken, wie sehr unser Leben erst dadurch Wert bekommt, daß es nicht bloß für unser kleines, unwichtiges Ich, sondern für den, der hoch über uns steht, gelebt wird, und in seinem Dienste für die Brüder. Das Christusgemäße, das er in uns zur Herrschaft führen will, ist mehr wert als alle die Dinge, die er uns in einer schweren Stunde genommen oder versagt hat. Wohl sträuben wir uns gegen diese Umschaffung unseres Innern. Aber Gott erspart sie uns nicht. Und erst wenn wir sie auf uns nehmen, geht es uns auch auf, wie gerade das Unbegreifliche, das uns Gott zu rauben schien, uns sein Schaffen und Schenken erfahren ließ. Haben wir das erfahren, so kann uns auch das, was uns unbegreiflich bleibt und uns Gott verbirgt, nicht mehr so ängstigen; wir vermögen die Angst durch das Vertrauen zu überwinden.

Gott legt dem Glauben immer wieder Schwierigkeiten in den Weg, damit er im Kampfe damit seine Kraft recht entfalte. Gerade das macht die Würde des Glaubens aus, daß er keine kinderleichte Selbstverständlichkeit ist, sondern eine Aufgabe, für die wir die ganze Kraft der Seele anspannen müssen. Gott finden ist etwas so Großes, so Bereicherndes und Beseligendes, daß es nicht ohne weiteres jedem zu teil werden kann, daß es nur durch ein Suchen und Ringen, durch ein Loskommen von unserm alten Wesen und Hinauswachsen über

uns selbst, durch eine Erlösung gewonnen wird. Und umgekehrt macht gerade diese Mühe und Arbeit, daß es so köstlich ist.

Gott offenbart sich so, daß wir ihn zu suchen anfangen, und er verbirgt sich so, daß wir nicht zu schnell und leicht uns mit dem Gefundenen zufrieden geben und mit dem Weitersuchen nicht aufhören.

R. Liechtenhan.

---

# Zur Abstimmung über die Proportionalwahl.

Es ist gewiß nicht unangebracht und von den Aufgaben unserer Zeitschrift abliegend, wenn wir uns zu der bevorstehenden, für unser Vaterland so wichtigen Abstimmung über das proportionale Wahlverfahren wenigstens in Kürze äußern. Da das Wählen ein so wichtiger Teil des politischen Lebens ist und damit eine so wesentliche Funktion des Volkslebens überhaupt, so darf es uns vom sittlichen Standpunkt aus nicht gleichgültig sein, in welchen Formen sie ausgeübt wird. Es handelt sich um ein bedeutsames Stück öffentlicher Moral. Da wir für eine Unterordnung auch der Politik unter sittliche Maßstäbe eintreten und darin auch eine religiöse Aufgabe erblicken, so hat die kommende Abstimmung für uns eine Bedeutung, die über alle parteipolitischen Erwägungen weit hinausreicht.

Es ist die Ethik der Wahl, worüber wir angesichts der bevorstehenden Abstimmung nachdenken sollten. Das Prinzip der Minoritätsvertretung bedeutet ein Stück Versittlichung der Politik. So meinen es die Besten seiner Verfechter.

Haben sie damit recht? — Der Schreiber dieser Zeilen hat einst das genaue Gegenteil geglaubt und darum früher dagegen gestimmt. Er hat aber in dieser Sache (wie in einigen andern) eine Bekehrung durchgemacht. Einst schien mir die Proportionalwahl eher ein unsittliches als ein sittliches Prinzip zu sein; denn sie schien mir gerade das aufzuheben, was doch die Seele aller Sittlichkeit ist: die freiwillige Tat. Die Gerechtigkeit, die durch sittliche Einsicht und sittlichen Kampf verwirklicht werden müsse, wolle sie, meinte ich, durch einen klug ersonnenen Wahlmechanismus herstellen. Damit wäre vielleicht Ruhe geschafft und jedem das Seine gegeben, aber sittlich nichts gewonnen. In den Gesinnungen der Wähler wäre keine Veränderung vorgegangen, die Gerechtigkeit des Urteils wäre nicht vermehrt. Nur wenn wir in unserem politischen Leben sittlich so weit in die Höhe gekommen wären, daß die Majoritäten freiwillig, aus Gründen der Vernunft und des Gewissens, den Minoritäten ihr Recht gäben, wäre wirklich ein sittlicher und also auch ein politischer Fortschritt erreicht. Denn alle Politik, meinte ich, sollte doch nicht bloß ein Mittel zur Durchsetzung gewisser Zwecke, sondern selbst eine sittliche Betätigung und eine sittliche Erziehung sein. Das sei ihr eigentlicher

Wert. Es sei aber sehr bezeichnend für unser mechanistisches Zeitalter, daß es das, was eigentlich nur eine Frucht der Gesinnung und der sittlichen Anstrengung sein könne, durch eine Maschinerie ersetzen wolle.

Man sieht: es war die Argumentation des politischen Idealismus früherer Tage, dem es vor allem um die politischen Formen zu tun war. In diesen Zusammenhang paßte denn auch die weitere Argumentation, daß es nicht gut sei, das Parteiprinzip gleichsam von staatswegen festzulegen.

Ich habe vor diesem Gedankengang noch immer einen stillen Respekt. Freilich ist das politische Denken unserer herrschenden Partei so stark gesunken, daß man ihm in ihrem Kampf gegen die Proportionalwahl kaum je begegnet. Man muß ihn selbst konstruieren und sich entgegenhalten; in den Zeitungen sucht man ihn vergebens.

Ich bin aber doch von dieser Denkweise abgekommen, aus verschiedenen Gründen. Jener formalpolitische Idealismus hat Bankrott gemacht. Daran ist nichts zu ändern. Unsere Politik ist, besonders soweit das Wählen in Betracht kommt, in den letzten Jahren nicht besser, sondern immer schlimmer geworden. Sie ist immer weniger ein Kampf um die Gerechtigkeit und immer mehr ein Ringen um die Macht geworden, um die Gewinnung oder Erhaltung der Macht. Dabei ist es in den letzten Jahren gerade bei Anlaß von Wahlen oft zu Manipulationen gekommen, die jedem anständigen Menschen ekelhaft sein mußten. Verlogene Allianzen wurden geschlossen, Charakterlosigkeiten begangen, die kaum zu glauben waren. Auch der gläubigste politische Idealist mußte daran verzweifeln, daß dieser Sumpf abgegraben werden könne, daß auf dem Wege der Majoritätswahlen eine Versittlichung der Politik möglich sei. Dabei stellte sich heraus, daß die in der Schweiz allmächtig herrschende Partei immer mehr einer gewissen Korruption verfiel. Sie genoß einen zu sicheren Besitz. Der Spiritus verflog und das Phlegma blieb zurück. Cliquenwirtschaft, ein System persönlicher Begünstigungen, verbunden mit einer schlau berechneten Subventionspolitik, führte zu einer wirklichen Versumpfung. Daß unser politisches Leben in Stagnation geraten und unser politisches Ansehen gesunken ist, daß wir ein sehr mittelmäßig regiertes Land geworden sind und daß schon seit langem von der Schweiz nichts mehr geleistet worden ist, was bahnbrechend gewesen wäre und unserer Demokratie Ehre gemacht hätte — das wissen nachgerade alle Einsichtigen unter uns. Daran ist natürlich nicht nur unser politisches System schuld, sondern auch allerlei andere, tieferliegende Uebel, vor allem unser sittlicher Niedergang. Aber einen Teil der Schuld trägt doch auch der Umstand, daß es in unserem politischen Leben an einer rechten Opposition fehlt. Die Arbeiterschaft ist durch die von der herrschenden Partei geübte Wahlkreispolitik in einer Weise um ihre Vertretung verkürzt worden, die uns zu einer Ausnahme unter den Kulturvölkern macht. Man muß schon zu den Balkanvölkern gehen, wenn man eine verhältnismäßig so geringe Repräsentation der Arbeiterschaft in den

Parlamenten antreffen will wie bei uns in der „demokratischen“ Schweiz, wo die in Handel und Industrie beschäftigte Bevölkerung mehr als zwei Drittel der Einwohnerschaft beträgt. Dieses Unrecht muß beseitigt werden, oder wir werden sehr schlimme Folgen zu gewärtigen haben. Die Ausschließung eines so großen und wichtigen Volksteiles, ja des größten und wichtigsten, von einer irgendwie genügenden Mitarbeit am staatlichen Leben des Gesamtvaterlandes muß zu einer Unterbindung der Lebenstätigkeit des Volkes und zu den gefährlichsten Spannungen führen. Zugleich wird das Parlament der kraftvollen Opposition beraubt, die gerade von dieser Seite her käme. Die steigende politische Macht der Arbeiterschaft ist aber vorläufig überhaupt im höchsten Grade notwendig. Es muß auch der sie wünschen, der nicht Sozialdemokrat ist, wenn anders er will, daß wieder gesundes und frisches Leben an Stelle der Stagnation trete. Damit aber bekommt die Proportionalwahl ihr sittliches Recht. Sie durchzusetzen bedeutet heute einen sittlichen Kampf; einen Kampf gegen faule Zustände. Das ist heute ein Kampf um Gerechtigkeit. Hier muß nun die sittliche Tat getan werden. Der Gegner aber kämpft nicht für ein sittliches Prinzip, sondern nur noch um die Erhaltung seiner Macht um jeden Preis.

Das sind die Gründe, die meine „Bekehrung“ bewirkt haben.

Aber bleibt nicht doch der Einwand, daß die Proporzionalwahl ein mechanistisches Prinzip ist und daß sie das Parteiwesen sanktioniert? Was den zweiten Teil des Arguments betrifft, so verdient er keine ernsthafte Würdigung. Jedermann weiß, daß wir das Parteiwesen auf alle Fälle haben, mit oder ohne „Proporz.“ Wer nach dem Proportionalsystem eine zeitlang gewählt hat, der weiß auch, daß es leichter als das Majoritätssystem die Möglichkeit schafft, Männer in Behörden zu bringen, die man um ihres persönlichen Wertes willen schätzt, da es ja das Anhäufen (Kumulieren) von Stimmen auf eine Person und das Herübernehmen solcher von andern Listen her (das Panachieren) gestattet; während beim heutigen System gegen die Vorschläge der großen Parteien kein Aufkommen ist. So klagen denn diese, d. h. klagt die herrschende Partei, in einem Atemzug darüber, daß der „Proporz“ die großen Parteien (will heißen: die herrschende) zerstöre und wieder, daß er die Bürger in den Parteizwang einschließe.

Also damit ist es nichts. Was aber den allgemeinen Einwand betrifft, so ist die Frage, ob nicht das oben geschilderte politische Ideal zu hoch gespannt und falsch orientiert war. Darf man vom politischen Parteikampf erwarten, daß er sich auf eine solche sittliche Höhe erhebe? Wo finden wir im heutigen Menschenwesen eine solche Freiheit und Gerechtigkeit des Urteils? Dürfen wir warten, bis die Menschen so weit sind? Werden sie auf dem jetzigen Wege so weit kommen? Ist dazu nicht eine Erziehung notwendig? Und ist es richtig, an das staatliche Wesen derartige Maßstäbe anzulegen? Der Staat ruht doch auf dem Recht, nicht auf der Freiwilligkeit. Unsere Gesetze wachsen

ja alle aus dem Prinzip empor, daß es gut und nötig sei, gewisse Rechte und Pflichten mit aller dem Staate zur Verfügung stehenden Macht und Autorität festzulegen, statt sie dem freien Walten der sittlichen Einsicht und Tatkraft zu überlassen — trotzdem es sicher „idealer“ wäre, wenn wir das Letztere tun könnten. Warum sollen wir denn nicht auch gesetzlich das Recht der Minderheiten auf angemessene Vertretung in den Behörden festlegen können, statt es der Gewalt der Majoritäten anheimzustellen? Das ist freilich nicht „ideal“, aber es ist besser als Vergewaltigung oder unmoralischer Machtkampf. Das sittliche Ideal als oberster Maßstab auch für alles staatliche Leben braucht deswegen nicht preisgegeben zu werden. Gerade wie die Tatsache der gesetzlichen Festlegung gewisser Rechte und Pflichten nicht bedeutet, daß nun die Moral sich zur Ruhe legen dürfe, sondern im Gegenteil, daß diese sich nun erst recht höher erhebe, so soll auch die Festlegung des Wahlrechtes nicht eine Abdankung der politischen Moral bedeuten, sondern diese frei machen für höhere Ziele. Sie erklärt, daß die einfache Wahlgerechtigkeit selbstverständlich sei und daß es nun gelte, höhere Formen politischer Gerechtigkeit zu suchen. Sie schließt diese Phase der politischen Entwicklung ab und leitet eine neue, höhere ein. Um auf die Analogie mit dem Recht, dem Zivil- und Strafrecht, zurückzukommen, so ist ja klar, daß dadurch, daß der Staat den Diebstahl mit Strafe belegt, nicht die Ehrlichkeit unnötig wird, oder dadurch, daß er Vergehen gegen die geschlechtliche Sittlichkeit strenger als früher ahndet, nicht die sittliche Reinheitsforderung dahinfällt; im Gegenteil: wenn das Niveau des Rechtes sich hebt, so hebt sich auch das der freien Sittlichkeit. Diese darf sich, da das Recht nun diese Forderung schützt, andere, feinere, schwerere zumuten; sie hat die Augen und die Hände frei bekommen. Dabei ist das Recht ja selbst ein Niederschlag der sittlichen Einsicht, eine Frucht sittlichen Kampfes. So können wir sagen, daß auch die gesetzliche Festlegung des Wahlrechtes der Minderheiten einerseits eine Frucht sittlicher Einsicht ist, anderseits Raum schafft für andere Formen freier sittlicher Arbeit in der Politik.

Welches diese andern Formen sein könnten, will ich nachher noch kurz zu zeigen suchen. Vorher aber soll noch aus dem Gesagten eine gerade für unsere schweizerischen Verhältnisse nicht unwichtige Konsequenz gezogen werden. Was für das staatliche Leben gilt, ist darum noch nicht ohne weiteres auf das kirchliche anzuwenden. Der Staat ruht auf dem Recht, die Kirche auf der Wahrheit — wenigstens sollte beides der Fall sein. In der Kirche sollte es keine Parteien geben, die nach Art der politischen organisiert sind. Der Kampf um die Macht, der im politischen Leben ein bestimmtes Recht hat, hat in der Kirche keins. Keine schlimmere Verderbnis, als wenn die Kirche in den politischen Machtkampf hineingerät. Darum sollte hier das Proportionalsystem prinzipiell nicht angewendet werden. Darüber wird wohl in nächster Zeit noch mehr zu reden sein.

Welches sollen nun aber die höheren Formen politischer Gerechtig-

keit sein, zu denen das Proportionalsystem den Weg bereiten hilft? Nun möchte ich den letzten wichtigen Gesichtspunkt erwähnen, der in dieser Frage zur Geltung gebracht werden muß. Die Argumentation gegen das Proportionalsystem, von der ich ausgegangen bin, setzt eine formale Politik voraus, d. h. eine Denkweise, wonach die politischen Formen als solche zentrale Wichtigkeit haben. Das ist die Denkweise, die den Liberalismus in seiner besten Zeit beherrscht hat. Diesen Sinn der Politik scheint uns auch das Altertum zu lehren. Der Staat ist den griechischen Denkern eine Art Kunstwerk, politisches Leben das eigentliche Leben, etwas an sich Wertvolles. So schienen auch dem Liberalismus (wie übrigens auch dem politischen Konservatismus) die Formen des Staatslebens an sich sittlich von überragender Wichtigkeit. Aber ich glaube, daß darin allmählich ein Umschwung des Denkens eingetreten ist, in Zusammenhang namentlich mit der sozialen und ethischen Bewegung der letzten Zeiten. Wir haben heute viel mehr sachliche Zwecke im Auge, die wir durch politische Betätigung erreichen wollen, vor allem soziale und ethische Reformen. Nicht auf die formale politische „Freiheit“ an sich kommt es uns an, sondern auf die politischen Rechte als ein Mittel, damit inhaltliche Zwecke durchzusetzen. Man kann ja sagen, daß das im Grunde immer so gewesen sei. Das mag sein, aber dann hat man sich früher diesen Sachverhalt selbst teilweise verborgen, während wir ihn offen zugeben. So verlieren die Formen als solche für uns etwas von ihrem idealen Glanze; wir fragen uns, ob sie uns als richtige Mittel dienen können zu inhaltlichen Zwecken. Dabei aber können nun diese sehr idealer Natur sein. Und das ist nun eben der Sinn, der in der Bewegung auf das Repräsentationsrecht der Minderheiten wirkt: es soll der rein politische Kampf eingeschränkt und dafür Raum geschaffen werden für die Arbeit, die die Gegenwart dringend nötig hat, sollen die Kräfte gesammelt werden für diese Arbeit. Und diese Arbeit geht auf „Gerechtigkeit“, soziale Gerechtigkeit und sittliche Reform. Die Versittlichung der Politik rückt von der Peripherie ins Zentrum, vom formalen Staat zum sozialen und sittlichen. Es ist auch ein sittlicher Fortschritt.

Weil aber ein Fortschritt über eine bestimmte sittliche Stufe hinaus das bisher Erreichte nicht aufhebt, so versteht es sich von selbst, daß auch heute und in Zukunft auch die politischen Formen sittlichen Sinn und Wert haben. Sie erhalten ihren Wert von dem Zweck, dem sie dienen. Dieser muß sttlich sein und sittliche Zwecke können nur durch entsprechende sittliche Mittel erreicht werden. Aber das Schwergewicht ist verlegt: es ist von der Form auf den Inhalt übergegangen. Hier arbeitet nun in der Politik der sittliche Gedanke. Wir dürfen an ihn glauben. Hier soll der Idealismus tätig sein.

So, meine ich, bedeute die Bewegung zu dem neuen Wahlverfahren hin etwas Notwendiges und Heilsames, eine wirkliche Versittlichung der Politik. Darum stimme ich am 23. Oktober für die Initiative nicht nur weil sie ein Mittel der Regeneration unseres

politischen Lebens werden kann, sondern auch, weil sie ein sittlicher Sieg wäre, also nicht bloß als Schweizer, sondern auch als Christ.

L. Ragaz.

---

# Ein neuer Eheroman.

Die Ehe ist für den Romanschriftsteller stets ein dankbarer Gegenstand gewesen. Und zwar ebenso für den Dichter, wie für den Schriftsteller zweiten und dritten Ranges. Letztere haben die Ehe gewöhnlich verherrlicht, zu zeigen versucht, wie schön es sei, wenn „Er" „Sie" bekomme oder umgekehrt, nach mannigfachen Schicksalsschlägen oder unerwarteten Wendungen ein Liebespaar zusammenführt. Die Großen dagegen haben die Ehe meist leidenschaftlich angegriffen, sie uns als Unnatur und Unwahrheit in furchtbaren Beispielen vorgeführt, ja sie verantwortlich gemacht für die schwersten moralischen Schäden der Menschheit. Diese Romane kennen wir. Die erste Sorte befriedigt nicht, weil sie der Kunst entbehrt, und die zweite weil sie Einzelfälle verallgemeinert und dadurch unser sittliches Bewußtsein verletzt. Würde Helene Christaller in ihrem neuen Roman, Ruths Ehe,*) eine dieser zwei Bahnen wieder betreten, so brauchten wir von diesem Buche nicht zu reden; allein sie sagt uns Neues über die Ehe.

Ruth Hofmann, die Pfarrerstochter, ist dem Maler Klaus Friedmann in die Ehe gefolgt, zwar nicht gegen den Willen der Eltern, aber nachdem sie den Vikar Willbrand, den Pfarrer Hofmann gerne als Schwiegersohn gesehen hätte, entschieden ausgeschlagen hatte. Durch diese Ehe wird Ruth dem heimischen Boden ganz entwurzelt: aus dem stillen Schwarzwald wird sie in die laute Stadt, aus dem einfachen Pfarrhaus in die reiche Gartenvilla, aus der frommen Atmosphäre des Elternhauses in lustiges oberflächliches Künstlerleben versetzt. Der glaubenslose Künstler nimmt ihr ihren Kinderglauben, aber seine starke Liebe trägt sie ins Leben hinein. Und sie klammert sich immer fester an diese Liebe, weil sie nichts hat außer ihr. Da wird ihr dieses Ein-und-Alles entrissen. Die kleine lebhafte Lotte Weinhold mit der „elfenbeinfarbenen Haut", „den großen Augen voll Feuer und Leidenschaft" und „den feinen nervös bebenden Nasenflügeln" erobert im Sturm das leichtbewegliche Herz des Künstlers. Und wie nun Ruth die junge Künstlerin in Armut und Krankheit in ihre Pflege und in ihr Haus nimmt, da beginnt ihr Glück zu fallen. Zwar kämpfen Klaus sowohl wie Lotte ehrlich gegen die eigene Leidenschaft. Dennoch sieht Ruth von Tag zu Tag deutlicher: sie ist hier die Ueberflüssige. Klaus ist nur noch fröhlich in Lottes Gesellschaft und ihre Glutaugen sind, wenn Ruth nicht hinsieht, stets auf Klaus gerichtet; tritt Ruth unerwartet ins Zimmer, so wagt Klaus, der Lotte Küsse auf den

---

*) Basel 1910 bei Friedrich Reinhardt.

Lippen, nicht mehr, sie anzublicken. Sie leidet lange; dann aber bittet sie Lotte, zu gehen. Lotte geht, aber Klaus reist ihr nach.

So zieht Ruth mit den Scherben ihres Glückes, dem kleinen Bübchen und dem größern Evchen nach Hause, zu den Eltern im Schwarzwald. Dort reißt der Zorn der Mutter über den ungetreuen Ehemann die Wunde jeden Tag frisch auf; der Trost des Vaters, für den sie die Voraussetzung, den alten Kinderglauben verloren, lähmt nur die Spannkraft ihrer Seele. Da zieht sie sich ins Berneroberland zurück; im Ortspfarrer findet sie dort einen Freund, der selbst durch Leid gereift, nun ihre Seele in Arbeit und Gottergebung langsam heilt. Sie schöpft Kraft aus der Ewigkeit; die Kraft, die sie gewinnt, erneuert wieder ihre Liebe zu Klaus. Sie sehnt sich nach ihm; da treffen auf Weihnachten Blumen von ihm ein, nur Blumen. Ein Gruß aus Italien, wo er sich schon wieder von Lotte getrennt hat. Ruth aber sehnt sich weiter. Da kommt im Frühjahr ein Telegramm, das Klaus schwer erkrankt meldet. Sie reist rasch hin, die beste Pflegerin; er kann nur ganz matt lächeln. Erst später fragt er: „Wird es wieder werden wie einst?" Da giebt ihm Ruth die starke Antwort: „Noch schöner wie einst."

Helene Christaller hat damit ein Kunstwerk geschaffen, und zwar in dem Sinn, daß sie nicht nur unsere berechtigten ästhetischen Anforderungen befriedigt, sondern indem sie sich auch hütet, unser sittliches Bewußtsein zu verletzen. Sie hat mächtige Stimmungen geschaffen, die Charaktere gut gearbeitet; sie verfügt über einen meist aber nicht immer fließenden Stil und zeigt auch echten Humor an mancher Stelle. Nicht immer ist die Stimmung packend, aber bei einzelnen Szenen, wie der des ersten Abends, den das Ehepaar im eigenen Heim verbringt, da Klaus seine junge Frau mit seinem Reichtum überrascht und ihre Seele fast erdrückt wird durch die Last dieses Reichtums, oder des Weihnachtsabends im Oberland, da Ruth vermeintlich vergeblich ein Lebenszeichen von Klaus erwartet, dann aber mit seinen Nelken und Rosen überschüttet wird und durch ihren Duft in tiefster Seele gesundet, vergißt man gern auch längere, weniger lebensstarke Partien. Und wenn der Stil in einzelnen Wendungen recht ungeschickt sich dreht, wenn er oft schwer und bockig schreitet, wenn man an Satzstellungen ansteht und über Wiederholungen den Kopf schüttelt, die gute Schriftsteller sich nicht zu Schulden kommen lassen dürften, so denkt man doch all dessen nicht mehr, wenn da mit köstlichstem Humor die Kinderschar des Pfarrer Hofmann aufmarschiert: die Ruth, Elias, Daniel, das Davidle und überdies die Martha, die Maria, Johannes, Jakobus und Paulus als Ruths weitere Geschwister vorgestellt werden. Man wird wie Klaus nur „mit mühsam bewahrtem Ernst" die Schar der Propheten und Apostel begrüßen können. Und ähnlich wirds dem gehen, der mit dem Oberländer Pfarrer beim dortigen Lehrer eintritt, ihn mit Ruth in der fast finstern Küche aufs Christkindchen wartend findet, mit dem ehrwürdigen Lehrer und der

leidgeprüften Frau von den neugebackenen Lebkuchen nascht, um sich dann endlich beim Ertönen der Kuhglocke in die Stube zum hellen Weihnachtsbaum laden zu lassen.

Vor allem aber freut uns Leser dieser Zeitschrift der ethische Gehalt des Buches. Wir schätzen es, daß es uns nicht nur zeigt, wie in der scheinbar glücklichsten Ehe und trotz des besten Willens der Ehegatten, ungeheure Schwierigkeiten entstehen können, sondern auch das andere, wie solche Schwierigkeiten überwunden werden können: durch Arbeit, die Wurzel schlägt in Gott.

Dies Buch redet von Arbeit, von ganz gewöhnlicher Arbeit, aber ganz gewöhnliche Arbeit ist eben soziale Arbeit. Wir sehen wie Ruth zu Hause strenge hatte arbeiten müssen, im Garten des Pfarrhauses sowohl, als bei der Erziehung der Geschwister. Da war sie glücklich gewesen. Dann als Frau Friedland hat sie entschieden weniger gearbeitet, viel mehr genossen. Im äußern vollen Segen aber ist das tiefste Leid über sie gekommen. Nur Arbeit hat sie aus diesem Leid wieder herausgeführt. Als sie der Bergpfarrer zur Arbeit anhielt, zu Krankenwartung und Gemeindepflege, als sie für ihren eigenen Mann am Krankenbette stand, da und dadurch kam wieder über sie das große Lebensglück, nach dem die Besten ringen.

So hatte Ruth Arbeit geleistet. Doch nicht allein soziale, auch sittlich-religiöse. Denn sittliche Arbeit war es, als sie den Kandidaten Willbrand ausschlug und Klaus wählte, gegen die Neigung der Familie, aber weil sie ihn liebte. Sittliche Arbeit war es, als sie an seiner Seite ererbte Religion, die sie doch nicht erworben, fahren ließ und ganz auf seine Liebe baute. Als sie dann dies Vertrauen täuschte, das war allerdings furchtbar schwer. Sie aber verzweifelte nicht, sie tat nun religiöse Arbeit. Sie hatte von der Welt mehr verlangt, als sie geben konnte; jetzt mußte sie sich an Gott wenden. Und sie hat tapfer gerungen und unentwegt gearbeitet, bis sie den erlösenden Trost erworben hatte, der allein bei Gott zu haben ist, bis ihre Seele wurzelte im Erdreich der Ewigkeit. Das war religiöse Arbeit.

So ruft dieses Buch den Heutigen ein mächtiges „Bete und Arbeite“ zu. Nicht ein konventionelles Beten, sondern ein seelengründiges Beten ist gemeint, nicht jenes philisterhafte Arbeiten um Nutzen oder um Zeit tot zu schlagen, sondern die ehrgebietende Arbeit aus Freude am Leben und am Helfen. Ruths Ehe brach bei mangelnder Arbeit, aber große Arbeit hat sie wieder geschweißt zu dauerndem Bunde. Da sie Gott nicht hatte, ging ihr alles verloren, da sie ihn wirklich fand, ward ihr auch alles. John Schneider.

---

# Soziale Rundschau.

**Von der Stuttgarter Polizeiassistentin. Kinderschutz.** Wir haben früher*) das Buch der Stuttgarter Polizeiassistentin Henriette Arendt („Menschen, die den Pfad verloren“) empfohlen und einiges daraus mitgeteilt. Nun ist im Verlag der süddeutschen Monatshefte unter dem Titel „Erlebnisse einer Polizeiassistentin“ eine Fortsetzung erschienen, die leider auch einen Schluß bedeutet. Henriette Arendt hat nämlich ihre Stellung aufgegeben, aufgeben müssen, und das ist auch ein Grund, warum diese zweite Schrift der ersten nicht gleichwertig ist. Das sachliche Interesse an den bedauernswerten und verkommenen Menschen, an denen ihr eine schwere und zuletzt doch dankbare Arbeit zugewiesen war, tritt zurück hinter dem Zweck der persönlichen Verteidigung und des Angriffs gegen ihre Feinde, welche ihr die Arbeit erschwerten und sie schließlich daraus verdrängten. Es fehlt auch hier nicht an ergreifenden Darstellungen von Menschenschicksalen, an Blicken in den ganzen Jammer der Menschheit, welche den Zorn über die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit der Menschen und die Scham über die Mitschuld der Gesellschaft an dem physischen und moralischen Elend gerade ihrer tiefstgesunkenen Glieder ins Gesicht treiben. Es fehlt auch nicht an Beispielen, welche zeigen, daß eine unermüdliche Fürsorge nicht umsonst ist und daß man auch in scheinbar hoffnungslosen Fällen an der Möglichkeit der Rettung nicht verzweifeln darf. Aber die Aufzählung der Fälle erfolgt mehr im Protokollstil, man merkt, daß es der Verfasserin darauf ankam, ihre Leistungen herauszustreichen, ihre Unentbehrlichkeit darzutun. Das ist menschlich ganz begreiflich, aber eben doch bedauerlich. Und einen großen Teil des Buches nimmt überhaupt die Darstellung ihrer Kämpfe ein, die schließlich zu ihrer Demission führten. Das Buch ist eine Art Flucht in die Oeffentlichkeit.

Das Persönliche an der ganzen Geschichte geht uns hier nichts an. Ich habe mir so weit möglich auch die Aussagen des andern Teils verschafft, sehe mich aber außer Stande, mir ein sicheres Urteil zu bilden; Behauptung steht gegen Behauptung, und welcher Teil die Wahrheit redet, kann der Fernerstehende nicht entscheiden, wenigstens nicht so, daß er seine subjektiven Eindrücke öffentlich auszusprechen das Recht hätte. Aber es bleiben doch einige sachliche Gegensätze unzweifelhaft bestehen, die des Interesses nicht entbehren.

Es ist der Verfasserin übel vermerkt worden, daß sie die bestehenden Zustände schonungslos aufgedeckt, auch die Mängel der bisherigen Abhilfsversuche vor der Oeffentlichkeit rücksichtslos erörtert hat. So heißt es in einem Dokument, einem Schreiben des Stadtschultheißenamtes an die unmittelbar vorgesetzte Behörde der Schwester Arendt, das Mißliche an ihrer Schriftstellerei sei, daß sie dadurch die Stadt

*) Februar 1908. S. 57 ff.

Stuttgart in üblen Ruf bringe und „fortgesetzt Material zur Schlechtmachung der bestehenden Gesellschaft liefere. Jeder andere Polizeibeamte könnte das auch, sei aber zu taktvoll dazu und zu gut dienstlich gezogen.“ Auch wurde ihr bedeutet, man habe nichts dagegen, wenn sie auf Mißstände aufmerksam mache, nur solle sie es nicht vor der Oeffentlichkeit, sondern auf dem geordneten Instanzenwege tun. Nun, sie wußte, wie schwer eine Beschwerde auf dem ordentlichen Instanzenwege zum Ziele führt und wollte weitere Kreise mobil machen. Man kann es aus sehr ernsthaften Gründen bedauern, wenn allerlei Schmutz ans Tageslicht gezerrt wird, weil das nur die Sensationslust kitzelt. Anderseits gibt es kein Mittel, grauenhafte Tatsachen zu beseitigen, als wenn man sie in ihrer nackten Wirklichkeit aufzeigt und dadurch den Kampf dagegen in Aktion setzt. Hier macht eben der Ton die Musik, und urteilsfähige Leute merken doch leicht, ob die Freude am Pikanten oder der Wille zur Hilfe die Feder geführt hat. Auch im letztern Falle ist es nicht zu vermeiden, daß einige Sensationslustige ihre Freude an den Enthüllungen haben; ist es aber recht, deshalb zu schweigen? Das wäre dieselbe leider weitverbreitete Logik, wie wenn man die Ausdehnung der Sonntagsruhe Allen vorenthalten will, weil sie Einige mißbrauchen. Und ferner muß ein Unterschied darin gemacht werden, ob es sich um ganz individuelle oder um typische Fälle handelt, d. h. solche, welche ein Licht auf bestehende Zustände, Einrichtungen, Sitten und Anschauungen werfen. Schwester Arendt scheint mir aber durchaus in ihren Büchern solche berechtigte und notwendige Aufklärungsarbeit zu leisten.

Schwester Arendt kämpft auch gegen die schwerfällige Bureaukratie, welche ihr bei ihren Hilfsaktionen öfters hemmend in den Weg trat. Sie erzählt einen Fall, wo Waisenbehörde und Polizei die Fürsorge für ein verlassenes und krankes kleines Kind so lange auf einander abwälzten, bis sein Tod dem Kompetenzstreit ein Ende machte. Sie tat darauf den allerdings ungewöhnlichen Schritt, die beiden Behörden der Staatsanwaltschaft wegen fahrlässiger Tötung zu verzeigen. Hinter diesem Kampf gegen den bureaukratischen Geist steckt der tiefere Gegensatz von Polizeistaat und Kulturstaat. Den Bureaukraten ist es nur darum zu tun, die Elemente, welche das ruhige Funktionieren des gesellschaftlichen Organismus stören, in die Schranken zu weisen; ein anderes Interesse haben sie als Staatsbeamte nicht. Schwester Arendt aber arbeitet an der persönlichen Hebung und Rettung dieser Elemente. Bezeichnend ist es, wenn ihr ein Polizeibeamter, als sie einen ihr von auswärts empfohlenen entlassenen Sträfling in Stuttgart unterbringen wollte, bemerkte: „sie sei verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die Verbrecher von Stuttgart fortgingen, aber nicht befugt, auch noch die auswärtigen Zuchthäusler in die Stadt hineinzulotsen.“ Ist es wirklich notwendig, daß sich der Staat auf diese wesentlich negative Funktion beschränkt? Ich sehe keinen Grund, warum die Gesamtheit, die sich im Staat organisiert, die positive Aufgabe von sich abschieben

sollte, ihre auf eine menschenunwürdige Stufe gesunkenen Glieder zu heben und zu retten und dafür gerade die besten Kräfte, die sie in ihrem Schoße trägt, mobil zu machen, eben die christliche Liebe. Es ist zu bedauern, daß Schwester Arendt mit dieser Auffassung nicht durchgedrungen ist, wobei es dahingestellt bleibe, wie weit sie diesen Mißerfolg durch persönliche Fehler mit verschuldet hat.

Gerade bei diesem Bestreben ist sie mit einer weitern Macht in Konflikt geraten: der konfessionellen Liebestätigkeit, und hier wird der Kampf von beiden Seiten mit besonderer Heftigkeit geführt. Schwester Arendt behauptet, sie sei von jener Seite angegriffen worden, weil sie ihre Rettungsarbeit in einem weitherzigeren Geiste betrieben, keine religiösen Bekehrungsversuche angestellt und die Tätigkeit der konfessionellen Fürsorgevereine scharf kritisiert habe; dort wird versichert, man sei nur wegen mangelnder sittlicher Qualitäten gegen sie vorgegangen. Wie weit man ihr dabei bloß ein ausgesprochen unpietistisches und nach den Anschauungen jener Kreise unweibliches Auftreten verargt hat (sie besuchte das Theater, machte Ausflüge mit Herren, hielt öffentliche Vorträge), wie weit sie sich wirklich sittliche Blößen gegeben hat, können wir nicht beurteilen; auch hier interessiert uns in erster Linie der sachliche Gegensatz. Schwester Arendt wollte die konfessionelle Rettungsarbeit nicht einfach ausschalten; sie hat ihre Schützlinge bald evangelischen, bald katholischen Anstalten, bald solchen der Heilsarmee überwiesen. Aber sie wollte diese ganze Arbeit in der Hand des Staates zentralisieren und einer einheitlichen Oberaufsicht unterwerfen. Und wenn der Staat sich von jener polizeilichen Auffassung losmacht, so weiß ich in der Tat nicht, warum die konfessionelle Liebestätigkeit eifersüchtig über ihrer Selbständigkeit wachen sollte. Speziell auf dem Gebiet der Fürsorge für Entgleiste und des Kinderschutzes ermöglicht die staatliche Autorität ein planvolleres und wirksameres Eingreifen als die private und kirchliche Caritas. Darüber sollte sich diese gerade freuen; allerdings muß sie die Meinung preisgeben, „gerettet“ sei nur, wer sich von ihrem kirchlich-konfessionellen Geist erfüllen läßt. Aber die Organe des Staates brauchen sich auch nicht auf eine religiöse Neutralität pedantisch zu versteifen; sie sollen die vorhandenen Kräfte der Rettung einfach benutzen, ob sie nun von Pietismus, Heilsarmee oder humaner Philanthropie ausgehen, und sollen das ohne Angst vor Verletzung der Parität tun. Die verschiedenen Organisationen sollten aber bei ihrer Rettungsarbeit nur einen Wetteifer, aber keine „Konkurrenz“ kennen; diese ist im Falle Arendt offenbar doch mit im Spiele gewesen.

Ich kann es mir nicht versagen, im Vorübergehen aus der Unterredung der Verfasserin mit einem sie disziplinarisch vernehmenden Beamten einen Passus mitzuteilen. Zu den Anschuldigungen, die gegen sie vorgebracht wurden, gehört auch die eines unerlaubten Verhältnisses zu einem frühern Beamten. Sie weist die Beschuldigung entrüstet zurück und fügt hinzu: „Wenn man mal bei Ihnen und den

andern Herren Beamten Grund machen (d. h. auf den Grund gehen) wollte darüber, wie viele Liebschaften Sie gehabt haben und für wie viele Kinder Sie etwa Alimente zahlen müssen! Ich glaube, wenn das bei den Herren Beamten ein Kündigungsgrund wäre, so würden nicht viele im Dienste bleiben." Worauf er antwortet: „Das ist bei einem Manne eben ganz etwas anderes." Leider wird die Anschauung dieses Beamten noch lange die herrschende bleiben. Ihr Einfluß auf die Gesetzgebung wird erst dann verschwinden, wenn nicht mehr die Männer allein die Gesetze machen und annehmen.

Schwester Arendt verfolgt mit ihrem Buche außer ihrer persönlichen Verteidigung auch noch den Zweck einer Verbesserung des Kinderschutzes, ganz speziell der wirksameren Fürsorge für die oft furchtbar vernachlässigten kleinen unehelichen Kinder. Wenn die Mutter dann heiratet, so beginnt oft das Martyrium im Hause des Stiefvaters erst recht. Die Verfasserin hält die Einrichtung des Pariser Findelhauses, das sie auf einer ihrer Dienstreisen kennen lernte, für mustergültig. Dort ist in großen Buchstaben folgendes angeschlagen:

„Bekanntmachung für Personen, welche die Absicht haben, ihre Kinder zu verlassen. Folgen des Verlassens eines Kindes: 1. Der Unterbringungsort wird keinesfalls mitgeteilt. 2. Jede, auch die indirekte Verbindung mit dem Kinde, ist ausgeschlossen. 3. Nur alle drei Monate wird eine Mitteilung gegeben, und auch nur darüber, ob das Kind lebt oder tot ist. 4. Im Falle das Kind zurückverlangt werden sollte, wird Erstattung sämtlicher oder eines Teils der Unterhaltungskosten verlangt, ferner Ausweis über genügenden Lebensunterhalt und sittliche Führung."

Diese harten Bestimmungen wollen natürlich das leichtfertige Verlassen der Kinder erschweren. Das ist der Verfasserin auch stets entgegengehalten worden: wenn man sich der Kinder zu weitgehend annehme, so befördere man damit nur den Leichtsinn und die Gewissenlosigkeit der Mütter; man dürfe diesen doch die Sorge nicht zu sehr abnehmen. In der Tat liegt hier ein ernstes Problem aller Fürsorgetätigkeit, und Schwester Arendt ist zu sehr geneigt, alle derartigen Bedenken nur für einen Deckmantel der Bequemlichkeit und Selbstsucht zu halten. Aber es ist ihr entschieden beizupflichten, wenn sie in erster Linie von der Frage ausgeht: wie wird dem Kind am besten geholfen? Sie erzählt einen Fall, wo sie der Mutter, um sie sittlich zu heben, die Verantwortung für das Kind aufbürden wollte, diese es aber einfach zu Grunde gehen ließ. Für das Kind ist doch immer noch mehr zu hoffen als für die Mutter. Wenn Schwester Arendt bedenkt, welchem Schicksal das Kind oft in der Umgebung der Mutter, in den Händen einer Engelmacherin, als Opfer der weißen Sklaverei ausgesetzt ist, so kommt sie zu dem Schluß: es ist besser, die staatliche oder private Fürsorge nimmt das Kind der pflichtvergessenen oder unfähigen Mutter ab auf die Gefahr hin, sie in ihrer Leichtfertigkeit zu unterstützen, als daß sie es ihr läßt, um es ihr nicht zu leicht zu machen,

auf die Gefahr hin, daß es zu Grunde geht. Das Interesse des Kinderschutzes muß unbedingt vorgehen, das ist ihre Losung, die sie mit ihrer ganzen Leidenschaft verficht. Aus demselben Grunde können auch die Bedenken gegen die Mutterschutzbestrebungen, daß sie die Liederlichkeit beförderten, nicht aufrecht erhalten werden.

Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, daß die Bestrebungen des Kinderschutzes immer mehr Beachtung und Unterstützung finden. Wir empfehlen zur Orientierung die Schrift von Civilgerichtspräsident Dr. Silbernagel in Basel über „Das schweizerische Zivilgesetzbuch und die Jugendfürsorge." (Bern, Franke. Fr. 1. 50). Der Verfasser verzeichnet zunächst die Fortschritte, welche unser neues Zivilrecht gegenüber den kantonalen Rechten bringt, in erster Linie die leichtere Entziehbarkeit der elterlichen Gewalt. Sodann stellt er verschiedene Forderungen für die kantonalen Einführungsgesetze zum Zivilgesetzbuch und für das neue schweizerische Strafrecht. Am Schluß ist ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben.

Die alten kantonalen Rechte standen noch stark unter dem Einfluß des römischen Rechtes, das vom Interesse des Vermögensschutzes beherrscht war und die väterliche Gewalt im übrigen möglichst unangetastet ließ; war auch die Starrheit dieses Prinzips gemildert, so herrschte doch das vermögensrechtliche Interesse vor. Deshalb war die Wegnahme des Kindes und der Entzug der elterlichen Gewalt an schwere Bedingungen gebunden und in die Kompetenz des Gerichtes gestellt. Jetzt soll sie Sache der Vormundschaftsbehörde werden; darum soll diese, die in der Hauptsache die Verwaltung der Mündelvermögen zu überwachen hatte, anders organisiert, mit der Ueberwachung der persönlichen Wohlfahrt nicht nur der Waisen, sondern der Kinder überhaupt betraut werden; oder es soll eine eigene Instanz, eine kantonale oder Bezirks-Jugendfürsorgekommission ernannt werden, welche die nötigen Kompetenzen zum Schutz der Kinder besäße. Der Gefahr, daß energischer Kinderschutz es gewissenlosen Eltern zu leicht mache, will § 289 begegnen: Durch die Entziehung der elterlichen Gewalt wird die Pflicht der Eltern, die Kosten des Unterhalts und der Erziehung zu tragen, nicht aufgehoben. Ferner fordert Silbernagel, daß die Vormundschaftsbehörde durch Strafbestimmungen in ihrem Vorgehen unterstützt werde. Warm befürwortet er die Einführung der Berufsvormundschaft, auf die wir hoffentlich nicht mehr zu lange warten müssen (Zürich hat sie schon); welche Erfolge sie, wo sie besteht, bei Vaterschaftsklagen und Eintreibung der Alimente zu verzeichnen hat, wird nachgewiesen. Kündigung der unpraktischen internationalen Haager Konvention betreffend Vormundschaftswesen, welche die richtige Fürsorge für in der Schweiz wohnende Ausländerkinder fast illusorisch macht, ist ein weiteres dringliches Postulat des Verfassers. Im Vormundschaftswesen soll das Heimatprinzip aufgegeben und durch das Wohnortsprinzip ersetzt werden; denn wie kann z. B. eine Vormundschaftsbehörde in Sizilien die richtigen Maßnahmen für ein Kind in Zürich treffen?

Was Dr. Silbernagel über die Bestimmungen des Zivilgesetzes mitteilt und was er an neuen Forderungen aufstellt, gibt uns den erfreulichen Eindruck, daß die oben erwähnte Frage: Polizeistaat oder Kulturstaat? entschieden im Sinne des letztern beantwortet wird. Freilich, damit wird erst der Boden geschaffen, auf dem die rechten Personen voll Verantwortlichkeitsgefühl, Hilfsbereitschaft und Einsicht wirksame Arbeit leisten können.

R. Liechtenhan.

# Umschau.

In Frankreich hat eine katholische christlich-soziale Bewegung, die nach ihrem Organ „Le Sillon" als **Sillonisme** bezeichnet wird, mit Lebendigkeit und Frische gearbeitet. Jetzt ist sie durch die päpstliche Verurteilung lahm gelegt und hat das Schicksal der „christlichen Demokratie" in Italien geteilt. Der Führer der Bewegung hat sich löblich unterworfen. Das soll allen denen zu denken geben, welche sich von den christlichen Gewerkschaften Großes versprechen und unsern evangelischen Arbeitern den Anschluß an dieselben zumuten. Mag auch öfters in den freien Gewerkschaften die Freiheit der religiösen Ueberzeugung terrorisiert werden, so ist doch Möglichkeit und Hoffnung vorhanden, daß sie sich auf ihre wahre Aufgabe besinnen und die antireligiöse Propaganda andern Organisationen, Freidenkern 2c. überlassen. Die Aktion der christlichen Gewerkschaften ist hoffnungslos unfrei, weil immer das Damoklesschwert einer päpstlichen Verdammung über ihnen hängt: „Das Seil, an dem er flatterte, war lang, doch unzerreißbar," sagt der Großinquisitor in Don Carlos.

L.

Die **Sozialistischen Monatshefte,** die in voriger Nummer der Neuen Wege von K. v. Greyerz mit Recht empfohlen wurden, bringen in ihrem letzten, dem internationalen Kongreß in Kopenhagen gewidmeten Hefte eine ausgezeichnete Uebersicht über den Stand der sozialistischen Bewegung in aller Welt. Es ist ein Dokument, das viel zu denken geben kann. (Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Berlin.)

L. R.

# Büchertisch.

**Gott und die Seele.** Ein Jahrgang Predigten von Rittelmeyer und Geyer. Verlag von Kerler, Ulm.

Die beiden tapfern Nürnberger Pfarrer, die vor einigen Jahren gemeinsam dieses Predigtbuch herausgegeben haben, sind gegenwärtig von einem wütenden Sturm umtobt, den die altkirchlichen Kreise gegen sie erregt haben. Wer hier in der Schweiz diese Predigten liest, kann das einfach nicht begreifen. Nicht nur legen sie von einer Frömmigkeit Zeugnis ab, wie man sie so tief, persönlich gefärbt und menschlich anziehend selten findet, sie haben auch gar nichts Aggressives oder Destruktives an sich. Die Auseinandersetzung mit den Problemen der Dogmen- und Bibelkritik spielt darin keine nennenswerte Rolle, das ganze Bemühen ist darauf gerichtet, Menschen, die in moderner Atmosphäre leben, Jesus und das Gottesreich nahe zu bringen. Statt der Tendenz, das Alte zu zerstören, finden wir im Gegenteil das Bestreben, seine Wahrheit ins Licht zu stellen. Das geschieht mit einer Zartheit und Ehrfurcht, die nur aus Liebe und tiefem Verständnis fließen kann. Diese Predigten sind positiv im besten Sinne des Wortes; bei uns in der Schweiz würden „positive" Gemeinden sich zu solchen Predigern Glück wünschen. Besonders bei Rittelmeyer finden wir oft eine fromme Mystik, die ihren innern Zusammenhang mit einem Eckhardt und Tauler und andern großen Vertretern einer solchen in der Vergangenheit nicht verleugnet. Kurz: es ist nicht Rationalismus, Liberalismus, moderne Theologie oder dergleichen, was diese Männer verkündigen, sondern die

in Jesus erschienene neue Welt, die Gotteskindschaft, das Gottesreich und das ewige Leben.

Sie tun das vielfach mit neuen Zungen und neuen Methoden. Alles Dogmatische und Didaktische ist in Leben aufgelöst. Die Bildung der Gegenwart, namentlich die Literatur, wird reichlich und mit sicherem Geschmack herbeigezogen, an die Zeitereignisse angeknüpft, auf die Stimmungen der Hörer eingegangen. Eine besondere Meisterschaft besitzt in alledem Rittelmeyer. In seltener Weise verbindet er Zartheit und Kraft. Jede seiner Predigten ist ein Kunstwerk und doch zugleich ein Zeugnis. Dabei keine Spur von Rhetorik oder gar Phrase. Rittelmeyer versteht wie wenige die feinsten und innerlichsten Dinge zu sagen. Seine Sprache ist ein Instrument, das auf die zarteste Empfindung reagiert, die wir Andere nicht mehr in Worte zu bringen vermögen. Und das alles hat er daher, daß er die zwei Realitäten kennt, die der Titel des Bandes nennt: Gott und die Seele.

Es darf uns nicht wundern, daß dieses Predigtbuch schon acht Auflagen erlebt hat. Es ist draußen ganz besonders eine neue Art, wenigstens für viele. Mehr als all dieser „Erfolg“ aber spricht für diese Predigten die Haltung, die die beiden Prediger in dem um sie herum entbrannten Kampf einnehmen. Sie bewahren darin den Geist der Bergpredigt, den Sinn und die Art der Gotteskindschaft. Das ist in theologisch-kirchlichen Kämpfen ein ganz neuer Ton, fast ein Wunder, jedenfalls eine religiöse T a t. Solche wiegen unendlich schwerer als Worte — aber freilich, auf die Worte solcher Männer wird man umso lieber lauschen. Gott segne und stärke sie auf ihrem edlen Wege! L. R.

A n m e r k u n g. Es sei mir erlaubt, bei diesem Anlaß auf R i t t e l m e y e r s andere Schriften aufmerksam zu machen; besonders auf sein herrliches Pfarrerbrevier „Der Pfarrer“ (Vgl. Nr. 8 des vorigen Jahrgangs) und seine Vorträge über Nietzsche und Tolstoi, die zum allerbesten gehören, was über diese Männer gesagt worden ist und dazu noch viel von eigenem Gut schenken. L. R.

**Geschichte des Volkes Israel** von den Anfängen bis zu der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier. Von Hermann Weinheimer. Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe, 1900. Preis Fr. 4. 05.

Der Religionsunterricht kann und soll nicht ein zusammenhängendes Bild der Geschichte Israels geben; er muß sich damit begnügen, einzelne Gestalten derselben vor den Kindern lebendig zu machen. Und doch ist die Geschichte des Volkes, das bei der weltgeschichtlichen Arbeitsteilung einen Reichtum religiöser Erfahrung und Erkenntnis zu sammeln bestimmt war, von dem zum Teil noch wir Heutigen religiös leben, ein Gegenstand, der stärkstes Interesse beanspruchen darf; einige Kenntnis davon ist einfach ein Stück Bildung. Und solche Kenntnis ist auch ein Hilfsmittel, die Schätze von Gottesoffenbarung, die das alte Testament birgt, zu heben. Das klassische Werk von Wellhausen ist aber zu umfangreich, um in weitere Kreise zu dringen. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß der Verfasser auf 180 Seiten in knappen Strichen und allgemein verständlicher Sprache diese Geschichte erzählt. Er tut es mit glänzendem Geschick; er ist frei von der Unart deutscher Gelehrsamkeit, ihre eingehenden Untersuchungen in ihrer ganzen Breite vor den Lesern auszubreiten; er stellt den fertigen Bau vor unsere Augen, und doch merkt man, daß jeder Satz auf Ueberlegung und selbständigem Urteil beruht. Er ist ein Meister in der Beschränkung und in der Kunst der Charakterisierung; wie prächtig weiß er die Königs- und Prophetengestalten herauszuarbeiten! Besondere Beachtung ist den wirtschaftlichen Verhältnissen geschenkt; der Verfasser ist durch die Schule von Marx gegangen. Weil er aber kein Dogma von der Alleinwirksamkeit ökonomischer Faktoren an den Stoff heranbringt, ist sein Bild ungleich lebendiger und wahrer ausgefallen als die Konstruktion Kautskys in seiner „Entstehung des Christentums.“ L.

**Jesus von Nazareth Mythus oder Geschichte.** Von Prof. D. Joh. Weiß in Heidelberg. Tübingen, Mohr. Preis Fr. 2. 70, geb. 4. 05.

Der Verfasser hat sich einer wenig angenehmen, aber verdienstlichen Aufgabe unterzogen: er setzt sich eingehend mit den Angriffen von Drews, Jensen und Kalthoff auseinander. Das war nach den kürzeren Arbeiten, die bisher erschienen waren, doch noch notwendig. Die Trug-

schlüsse, die völlige Abwesenheit jeder soliden Methode werden im Detail nachgewiesen. Wer sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen das Bedürfnis hat, dem wird Weiß vortreffliche Dienste leisten. Wir glauben ihm allerdings gern, wenn er sagt: „ich habe mich aufs Neue überzeugt, daß es die schwerste Aufgabe von der Welt ist, dem Unsinn zu beweisen, daß er Unsinn ist.“ Umso besser, wenn ein Forscher diese Aufgabe den andern abnimmt. Ich bedaure nur, daß nicht auch Kautsky berücksichtigt wird; denn wenn er auch kein solches Geschrei macht wie Drews und Jensen, so ist er doch für Tausende eine Autorität. Und wann erscheint eine Schrift, die sich eingehend mit dem Buch von Maurenbrecher auseinandersetzt, das im Unterschied von diesen zuchtlosen Dilettanten der Forschung wirkliche Probleme stellt? L.

**Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum.** Von Adolf Jacoby, Pfarrer in Weitersweiler i. E. Rel.-gesch. Volksbücher III. 12. Tübingen, Mohr. Preis 70 Cts.

Ich konnte in meinen Artikeln „Aus der Werdezeit des Christentums“ auf diese Publikation noch nicht hinweisen. Sie sei denen, die sich für diese Probleme interessieren, bestens empfohlen. Zu viel gelehrtes Detail ist vermieden, die Hauptpunkte werden herausgehoben, über der Verwandtschaft wird der Kontrast zwischen Christentum nnd Mysterienreligionen nicht vergessen. Am Schluß sind einige antike religiöse Texte in deutscher Uebersetzung beigegeben. L.

**Arme und Reiche.** Soziale Geschichten von W. E. Windegg. Becksche Verlagsbuchhandlung. München 1910.

Das Buch ist eine „frei bearbeitete“ Ausgabe der Mémoires d'un petit homme des Paul Renardin. Nicht nur die Sprache, sondern auch die Situation, die die Geschichten voraussetzen, ist „frei bearbeitet“. Ob eine einfache gute Uebersetzung nicht besser gewesen wäre? Es gelingt dem Verfasser eben doch nicht, konnte ihm nicht gelingen, diese Gedanken und Bilder auf deutschen Boden zu übertragen. Jeder halbwegs kundige Leser denkt trotz der Uebertragung doch an französische Szenerie und französische Zustände und fühlt sich durch die Einmischung deutscher Elemente gestört.— Mein zweiter Einwand gegen das Buch ist sachlicher Natur. Diese Geschichten vertreten den Geist des Patriarchalismus auf sozialem Gebiet. Rechtes Wohltun, Herstellung des alten Handwerker- und Bauerntums, menschlich-gütige Beziehungen zwischen den oberen und niedrigeren Schichten der Gesellschaft, überhaupt mehr soziale Rücksicht im Verkehr der einzelnen Menschen unter einander — das sind die Heilmittel, die, wie es manchmal scheint, beinahe als Lösung der sozialen Frage empfohlen werden. Soweit das der Fall ist, erscheinen diese Ratschläge ebenso untauglich, als es der ganze Patriarchalismus ist, ja geradezu als beschränkt und unwissend. Wenn sie aber nichts anderes sein wollen, als kleine Mittelchen, die die großen ergänzen sollen, dann mag man sie mit Interesse und einigem Nutzen lesen. Mich hat das von anderer Seite laut gepriesene Büchlein mit dem bedeutsamen Titel, offen gestanden, enttäuscht. L. R.

**Dein Leben.** Lebensglück, Lebensaufgaben, Lebenskräfte. Leitgedanken zum Konfirmandenunterricht von Walther Staub, Pfarrer in Wetzikon. Zürich, Schultheß & Cie., 1910.

Nächstens beginnt mancherorts wieder der Konfirmationsunterricht und damit die Verlegenheit vieler Pfarrer, welchen „Leitfaden“ sie dazu benutzen sollen (falls sie überhaupt einen benutzen!). Da erscheint denn gerade noch zur rechten Zeit ein neuer Versuch, der vielen sehr willkommen sein wird. Da ich das Heft erst unmittelbar vor dem Redaktionsschluß bekommen habe, so ist mir nur eine rasche Durchsicht möglich gewesen, aber diese berechtigt mich zu dem Urteil, daß die „Leitgedanken“ von Pfr. Staub zum Besten gehören, was auf diesem Gebiete vorhanden ist. Es werden hier neue Wege versucht, die Wege, die wir heute gehen müssen, wenn diese wichtige Arbeit dem heutigen Geschlecht und dem heutigen Leben Gewinn bringen soll. Das Werkchen sei der Aufmerksamkeit der Pfarrer warm empfohlen. L. R.

**Handbuch des schweizerischen Gemeindesozialismus.** Von Paul Pflüger und Dr. J. Hüppy. 267 Seiten Groß-Oktav, 1910. Verlag der Buchhandlung des Schweizer. Grütlivereins. Preis Fr. 6.—

Das „Handbuch“ ist eine notwendige und unentbehrliche Ergänzung zu dem Wildschen Werk „Veranstaltungen

und Vereine für soziale Fürsorge in der Schweiz". Es ist aufgebaut auf den ausgefüllten Fragebogen aus 110 größern schweizerischen Gemeinden, die von ihren Einrichtungen und Erfahrungen auf dem Gebiet der Kommunalpolitik den Verfassern Mitteilung gemacht haben. Dadurch ist das Buch zu einem vorzüglichen Hilfsmittel für die Praxis geworden. Man sieht, wie vieles schon getan worden ist, wie vieles noch zu tun ist und wie es am besten gemacht wird. Greifen wir aus den 86 Titeln des alphabetischen Sachregisters nur jeweilen das erste Wort eines Buchstabens heraus, so gibt das schon ein Bild von der Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit des Inhalts: Abfuhrwesen, Badanstalten, Desinfektionsanstalten, Eingemeindungen, Familiengärten, Gaspreise, Hauspflege, Jugendheime, Kanalisation, Lebensmittelkontrolle, Meerfischmarkt, Poliklinik, Säuglingsheim, Kampf gegen die Tuberkulose, Volksbäder, Walderholungsstätten. Es ist ein Buch für jeden, der berufen ist, in öffentlichen Angelegenheiten ein Wort mitzureden, nicht nur in größern, sondern auch in kleinern Gemeinden, wo auch noch vieles getan werden kann und muß. Möchte nur allgemein viel gerechter und ehrlicher gesteuert werden! — Das Buch ist mit seinen 30 Abbildungen nicht nur nach seinem Gehalt, sondern auch in seiner Ausstattung sehr gediegen. F. S.

---

# Einladung zur 4. religiös-sozialen Konferenz

## am 24. und 25. Oktober 1910 in Bern.

---

### Montag, den 24. Oktober,

**nachmittags 3 Uhr im Liedertafelsaal des Kasino:**

Eröffnungswort des Präsidenten Pfr. Liechtenhan.

**Referat** von Prof. **Ragaz** über:

**Christentum und Vaterland.**

Diskussion.

**Abends 8 Uhr im grossen Saale des Restaurant des Alpes:**

**Oeffentliche freie Vereinigung.**

Begrüßung durch Redaktor O. Lauterburg in Bern. Die Frage des Verhältnisses von Christentum und Sozialismus soll von verschiedenen Rednern nach verschiedenen Seiten in kurzen Ansprachen erörtert werden. Es werden sprechen: Nat.-Rat **Dr. Rikli** von Langenthal, Großrat **A. de Morsier** von Genf, Frl. **H. von Mülinen** von Bern, Pfr. **W. Hadorn** von Bern und Pfr. **H. Bader** von Degersheim.

### Dienstag, den 25. Oktober,

**vormittags 9 Uhr im Liedertafelsaal des Kasino:**

**Referat** von Pfr. **Th. Schmidt**, Prediger der Brüdergemeinde in Bern:

**Christliche Liebestätigkeit und soziale Arbeit.**

Diskussion.

Zu sämtlichen Veranstaltungen ist jedermann freundlich eingeladen.

**Die Kommission.**

Einige Freiquartiere stehen zur Verfügung; Bitten um solche sind zu richten an Herrn Red. O. Lauterburg, Münzrain 3, in Bern.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Das Ergebnis einer Umfrage.

Untersuchungen und Rundfragen aller Art sind heute an der Tagesordnung. Die Motive, die ihnen zu Grunde liegen und die Gegenstände, die sie behandeln, sind häufig derart, daß man geneigt sein könnte, dieses Umfragen für eine moderne geistige Epidemie zu halten. Es braucht in der Tat kaum des näheren ausgeführt zu werden, wie sehr ungesunde Sensationslust, das „gierige Ausstrecken der Fühlhörner in das Zweideutige" dabei beteiligt sind. Dazu kommt noch das unzarte, taktlose, sich vordrängende Wesen unserer Zeit, dem auch die Geheimnisse des Innenlebens nicht heilig sind, und das Gefühle und Ansichten wie eine Ware auf den Markt bringt.

Scharf heben sich von diesem breiten Hintergrunde einzelne Untersuchungen und Rundfragen ab, die sich durch den Ernst der Beweggründe, denen sie entstammen, auszeichnen, und die taktvoll und würdig gehalten sind. Sie sind für gewisse Richtungen unserer Zeit ebenso charakteristisch, wie die der Sensationslust und dem Spekulationseifer entspringenden Rundfragen und Interviews für das frivole, läppische Wesen breiter Schichten unserer heutigen Kultur oder Unkultur.

Es kommt nämlich in diesen Untersuchungen ein typischer und immer stärker hervortretender Zug unserer Zeit zum Ausdruck. Zunächst einmal der Wille, unserem Jahrhundert den Spiegel vorzuhalten, ehrlich und rücksichtslos sich und seine Umgebung immer klarer und bestimmter zu erfassen, sich über die Lage, in der man sich befindet, die Aufgaben, die zu lösen wären, die Zukunft, die uns bevorsteht, Rechenschaft abzulegen.

Hieraus erhellt zugleich, daß solche Untersuchungen bei aller Würde und Vornehmheit jenseits der Grenzen eines rein objektiven Verhältnisses zur Wirklichkeit und ihren Problemen liegen. Sie entspringen aus stark persönlichem Interesse an den heutigen Lebensfragen. Das gibt ihnen ihre Kraft; das ist es, was sie nicht nur interessant, sondern auch ergreifend macht. Es kommt in ihnen das Bestreben unserer Zeit zum Ausdruck, aus ihrer Zerrissenheit zur Verständigung über die wesentlichen Fragen des Lebens zu kommen; es

lebt in ihnen etwas von ihrer tiefen Sehnsucht, über die Krise, die alle Gebiete des Geisteslebens ergriffen hat, hinauszukommen.

Dazu ist es nötig, tiefe Blicke in die Konflikte zu tun und sich über die Kräfte und Tendenzen zu orientieren, die, noch halb verborgen, vielleicht halb bewußt, gären und kochen, unter der Oberfläche ihr Werk verrichten und erst morgen an die Oeffentlichkeit kommen werden.

Aus solchen Motiven scheint mir eine vor einiger Zeit in Frankreich veranstaltete Untersuchung über das religiöse Problem unserer Zeit hervorgegangen zu sein.*)

Die Frage lautet: „Ist die Religion gegenwärtig in einem Auflösungs- oder in einem Entwicklungsprozeß begriffen?“

Also „medias in res“. So sind die Beantworter gezwungen, auf unmißverständliche Weise zur heutigen Krise der Religion Stellung zu nehmen. Die Möglichkeit einer ausweichenden Antwort fällt weg. Andererseits wird durch die eventuelle Annahme einer Entwicklung den Angefragten möglich gemacht, eine weitgehende Zersetzung oder gar Revolution auf religiösem Gebiet, nicht notwendig als Auflösungsprozeß bezeichnen zu müssen. In der Frage, so kurz und einfach sie ist, steckt der Ernst der Lage und die Aufforderung, sie mit Ernst ins Auge zu fassen. Wir sehen in der Folge, wie die Frage ein tiefes Echo gefunden hat. Die Antworten sind in der Mehrzahl der Beweis dafür. Doch zunächst ein Wort von den Beantwortern. Sie bilden eine buntscheckige Gesellschaft: Philosophen, Staatsmänner, Physiologen, Naturforscher, Maler, Komponisten, Dichter, Geistliche beider Konfessionen, auch Israeliten geben ihre Ansichten kund. In der Auswahl und der Zahl der Angefragten erkennt man das Bestreben, möglichst viele Kreise zur Beantwortung heranzuziehen. Ein kurzer Blick auf das Namenverzeichnis genügt, um sich davon zu überzeugen. Ich nenne: Georg Brandes, Bergson, Björnson, Blondel, Barrès, Richard Dehmel, Charles Dilke, Ferrero, Fogazzaro, Fouillée, Gorki, Gumplowicz, Laberthonnière, Lombroso, Nieuvenhuis, Max Nordau, Novicow, Vilfredo Pareto, Plekhanoff, Virgile Rossel, Saint-Saëns, Paul Seippel, Sighele, Vandervelde, Verhaeren, Siegfried Wagner, Wildeboer, Wolzogen, Ellen Key, Strindberg.

Es muß zugestanden werden, daß eine solche Zusammensetzung etwas Unbefriedigendes hat, vielleicht ein gewisses Mißtrauen einflößen kann.**)

---

*) Sie wurde von der französischen Zeitschrift „Mercure de France“, veranstaltet und ist nun als Buch erschienen. Schon der sehr vornehme und ernste Ton der Zeitschrift, die sich an einen geistig hochstehenden Leserkreis wendet, bürgt für den Ernst der Motive, die der Untersuchung zu Grunde liegen.

**) Es ist zu bedauern, daß von konservativer Seite sehr wenig Antworten zugeflossen sind. Daran sind aber nicht die Veranstalter der Umfrage schuld. Sie bedauern es vielmehr lebhaft und führen es darauf zurück, daß für konservative Kreise schon die Frage an und für sich anstößig gewesen sein muß.
Am besten vertreten sind Frankreich, Italien und Belgien; Deutschland und England sind es leider nur in ungenügender Weise.

„Warum gerade die und so viele andere nicht?“ sagt man sich beim Durchlesen des Verzeichnisses. Das Unternehmen scheint dadurch etwas Dilettantenhaftes, Eklektisches zu bekommen. Ich gestehe, daß ich mit ähnlichen Gedanken an die Untersuchung des reichen Materials ging. Ich kam aber bald zur Ansicht, daß sich beim Einarbeiten gewisse Gesamteindrücke bilden, die sich stetig verstärken, und die gerade bei der Mannigfaltigkeit der herangezogenen Kreise doppelt von Bedeutung sind. Diese Gesamteindrücke und Gesamtergebnisse möchte ich hier in Kürze wiedergeben, ohne dem Stoff Gewalt anzutun, und indem ich der Mannigfaltigkeit und Nüancierung der Ansichten möglichst Rechnung trage.

Der erste Eindruck, der sich dem Leser aufdrängt, ist der eines sehr lebendigen Interesses, das dem Problem von allen Seiten entgegengebracht wird. „Wir haben es nicht nur mit einer Kernfrage der heutigen Zeit, sondern mit einer Lebensfrage der heutigen Menschheit zu tun.“ Ob es gerade herausgesagt wird, oder nur zwischen den Zeilen zu lesen ist, hat hier wenig zu bedeuten. Schon die große Menge von Antworten, welche der Religion eine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft zuerkennen und in ihr eine Grundkraft des menschlichen Wesens erblicken, die erst mit dem letzten Menschen verschwinden wird, ist bezeichnend. Noch bezeichnender ist die Haltung derjenigen, welche die Religion für sich oder die Aufgeklärten überhaupt ablehnen möchten, indem sie sie als eine Stufe ansehen, die zum Teil schon überwunden ist, oder die in der Zukunft überwunden werden soll. Könnte man den Geist eines Freidenkers alten Schlages heraufbeschwören, so wäre es ergötzlich, ihm das Buch vorzulegen. Es ist eine deutliche Illustration davon, wie die Ansicht (wir reden hier im Sinne dieser Art von Aufklärung), die Religion lasse sich durch Aufklärungspropaganda leicht aus der menschlichen Psyche entfernen, kläglich gescheitert ist. Mit großer Klarheit geht daraus hervor, wie tief und wie innig diese Religion — man mag nun zu ihr stehen wie man wolle — mit dem heutigen Geistesleben verbunden ist. „Von etwas Totem und Ueberlebtem würde man nicht so viel reden,“ antwortet kurz ein französischer Akademiker, der im übrigen nicht aufs Einzelne eingeht.

Gehen wir genauer auf den Inhalt der Antworten ein, so können wir das Resultat der Untersuchung kurz folgendermaßen zusammenfassen.

1. Die Religion macht jetzt eine Krise durch, die an Heftigkeit, Umfang und Tiefe die früheren weit hinter sich läßt.

2. Diese Krise ist aber nicht ein Auflösungsprozeß, ein Vorbote des Untergangs, der Todeskampf des religiösen Lebens. Bestimmt und ohne Hehl spricht aus vielen Antworten die Ueberzeugung, daß aus dieser Gärung die Religion — vielleicht mit tiefer Veränderung ihres Wesens und ihrer bisherigen Gestaltungsformen — aber mit verjüngter Kraft, in reinerer Gestalt hervorgehen wird.

Der erste Punkt verdient, etwas ausführlicher behandelt zu werden, schon deshalb, weil er uns die Bedeutung des zweiten erst

in vollem Maße erkennen läßt. Mir scheint es fast das Bezeichnendste an dieser Untersuchung, daß auch da, wo zugegeben wird, alle Werte und historischen Gebilde seien nun nach jahrhundertelangem Bestande in einem Auflösungsprozeß begriffen, der nicht aufgehalten werden könne, an der Fähigkeit der Religion, die Lebensformen, mit denen sie so lang verknüpft war, zu überdauern, nicht gezweifelt wird. Die moderne Krise, die Gefahren, die sie mit sich bringt, die Probleme, vor die sie den modernen Menschen stellt, werden in ihrem vollen Umfang anerkannt. Bewundernswert ist hier, was die Ehrlichkeit des Standpunktes und das Sehenwollen des Uebels anbelangt, die Haltung einiger Katholiken.*)

Im ganzen erblickt man die Grundursache der religiösen Krise in einem tief eingreifenden Konflikt in der heutigen Natur- und Geisteswelt. Nicht die Religion selber, heißt es in vielen Antworten, sondern die Formen, die sie bis heute angenommen und ihre jetzige Gestalt, stehen im Widerspruch zum eigensten Wesen des Modernen. Das lebendige Streben des modernen Menschen nach Emanzipation von äußern Normen bäumt sich gegen die kirchlich-hierarchischen Formen und den autoritären Geist auf. Verzweifeln an alten Werten, allgemeine Umprägung des Bestehenden im Geiste einer neuen, zum Teil erst im Keime vorhandenen Kultur, Konflikt zwischen Dogma und Wissenschaft, zwischen Kirche und sozialem Streben, lauter Momente, die nach der Ansicht der Beantworter zur modernen Krise der Religion geführt haben. „Die schrecklichen Konflikte, die heute die christlichen Völker erschüttern, entstammen nicht allein der Zügellosigkeit und der ungebändigten Gier; an diesen Revolutionen ist auch der Widerstand schuld, den veraltete Lebensformen dem modernen Streben entgegensetzen." Auffallend ist hier, wie viele Katholiken nicht nur zugeben, daß die heutige religiöse Krise an Stärke und Heftigkeit alle bisherigen übertrifft, sondern auch unumwunden gestehen, daß man berechtigt ist, von einem Widerspruch zwischen dem Denken und der Organisation der Kirche und den Anforderungen des modernen Lebens zu reden.

Was, wie bereits angedeutet, den Ergebnissen der Umfrage ihren besondern Charakter verleiht, ist, daß sich diese einschneidende Kritik mit einem sehr lebendigen Glauben an die Fähigkeit der Religion, die Krise zu überleben, verträgt. Man kann sogar von einer innerlich begründeten Einheit dieser beiden Tendenzen reden. „Am Tage, da die Harmonie zwischen dem religiösen Ideal und den neuen Bedürfnissen einer sich stets entwickelnden Gesellschaft wieder hergestellt sein wird, wird sich die Religion wie ein befruchtender Tau auf die ganze Welt ausbreiten," fährt der soeben zitierte Schriftsteller fort.

Es ist auffallend, wie wenige Beantworter den zweiten Teil der

*) Hier bildet eine von Katholiken geführte Untersuchung über die Bedingungen der Rückkehr zum Katholizismus eine wichtige Ergänzung zur Umfrage des Mercure de France. Sie ist jetzt ebenfalls als Buch erschienen. Beide Umfragen wurden allerdings vor den letzten scharfen Angriffen Roms gegen den Modernismus veranstaltet.

Frage bejahen und sich hiemit zum Glauben an eine völlige Zersetzung der Religion bekennen. Ich führe einige der charakteristischsten Antworten an. „Die Entwicklung ist in vollem Gang und bedeutet die Auflösung des religiösen Gefühls“ (Domela Nieuwenhuis, Führer der holländischen Libertären). „Der Fortschritt der Menschheit ist das Todesurteil des religiösen Gefühls“ (Plekhanoff, Führer der russischen Sozialdemokraten). „Die heutige Entwicklung führt uns zur Auflösung der Religion und der alten Gesellschaft, die mit einander stehen und fallen“ (Naquet, Mediziner, Paris).

Solche Urteile stehen vereinzelt da. Als Gegenstück zur Antwort Plekhanoffs führen wir die Antwort Vanderveldes an. Der intellektuell so hoch stehende und charaktervolle belgische Sozialistenführer spricht sich in einer Weise über die Frage aus, die der Vornehmheit seines eigenen Wesens und der Würde des Gegenstandes entspricht. „Ich trage keine Bedenken, zu behaupten, daß wir, was die offizielle, dogmatisch normierte Religion anbelangt, Zeugen einer Zersetzung sind . . . Ich bin aber vollständig überzeugt, daß auch in der sozialistischen Gesellschaft die Probleme, die mit Tod und Leben und mit dem Geheimnis unserer Bestimmung zusammenhängen, nicht aufhören werden, metaphysische Hypothesen und religiöse Anschauungen hervorzubringen. Es wird sie aber niemand im Namen einer Offenbarung als absolute Wahrheiten aufdrängen. Es wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch religiöse Gemeinschaften geben; aber — es wäre denn als archaistische Ueberreste einer entschwundenen Zeit — tyrannische intolerante Kirchen werden nicht mehr bestehen.“ *)

„Glauben, daß das religiöse Gefühl je untergehen kann, heißt dieses Gefühl mit seinen historischen Gestaltungen verwechseln.“ „Glauben, daß sich die Religion auflösen kann, heißt annehmen, daß sich die Menschen nicht mehr um das Problem ihres Ursprungs und ihres Zieles kümmern“ (Woeste, gew. Ministerpräsident, Brüssel). „Die Religion ist eine innere, psychische Funktion; keine äußere (d. h. dem Verfall geweihte) Organisation“ (Gumplowicz). „Die Wahrheit des Evangeliums ist ewig trotz allem, was die Menschen daraus gemacht haben“ (Siegfried Wagner). Sehr interessant ist die Antwort Bergsons, des französischen Philosophen, der gegenwärtig auf den verschiedensten Gebieten einen nachhaltigen Einfluß ausübt. „Das religiöse Gefühl scheint mir nicht der Zersetzung und Auflösung anheimfallen zu können; dies kann nur das Los des Zusammengesetzten sein. Mag sich auch das religiöse Gefühl mit sehr komplizierten Elementen verweben, es bleibt nichtsdestoweniger seinem tiefsten Wesen nach etwas Einfaches, ganz Eigenartiges, das keiner andern Seelenfunktion gleicht.“

Die genauere Untersuchung der Motive, welche diesem Glauben

---

*) In diesem Zusammenhang darf man auch auf einen von einem Beantworter zitierten Ausspruch Jaurès' hinweisen: „Nach der heutigen Krisenperiode wird im engsten Zusammenhang mit den ethischen Problemen die religiöse Frage wieder aufleben.“

an das Weiterleben oder die Renaissance der Religion in der Zukunft zu Grunde liegen, würde eine kleine Arbeit für sich bilden. Wir beschränken uns hier auf die Hauptmomente.

Eine erste Gruppe bilden diejenigen, welche das religiöse Gefühl für die unentbehrliche Grundlage eines kräftigen Gemeinschaftslebens und für die Voraussetzung zu jeder höheren Kultur halten. „Daß die Völker sich von jeder Religion freimachen", schreibt der italienische Anthropologe Sergi, „halte ich für ausgeschlossen; nur wenige vermögen sich zu dieser Stufe zu erheben." „Die Religion", antwortet der Soziologe und Nationalökonom Pareto, „ist der unentbehrliche Zement aller menschlichen Gesellschaften, so weit wir sie kennen. Vielleicht wird die Religion dereinst der einzige Rettungsanker unserer von der Anarchie untergrabenen Völker sein." „Die Religionen sind ein unentbehrlicher Faktor in der Entwicklung der Gesellschaft" (Saint-Saëns). „Ich stehe zum Katholizismus, weil ich die nationalen Interessen vertrete", schreibt Barrès (französischer Schriftsteller und Akademiker.) Aus dem folgenden ergibt sich, daß Barrès den Untergang der Religion für den Tod aller feinen, zarten und vornehmen Seiten der menschlichen Seele hält: „Wenn die neue Generation des Glaubens an den Heiland verlustig geht, wird das Fünffrankenstück ihr Gott werden."

Ich habe absichtlich Nichttheologen zu Worte kommen lassen, damit man sich der Stimmung bewußt werde, die heute vielfach unter Laien herrscht. Es ist höchst interessant, zu sehen, wie Künstler, Schriftsteller, Nationalökonomen, auch solche, die dem Glauben keineswegs sehr nahe stehen, den vollen Wert der Religion für das Geistes- und Gemeinschaftsleben einsehen. Mannigfaltige Strömungen setzen hier das Werk der großen Gegner und Bekämpfer der religionsfeindlichen Tendenzen der Revolution und Aufklärung fort. Namentlich in Frankreich ist diese Strömung sehr stark vertreten. Es versteht sich von selbst, daß die Geistlichen, ganz besonders die katholischen, diese Punkte noch stärker betonen als die Laien.

Eine zweite Gruppe bilden die, welche aus mehr persönlichen Gründen, wegen der innigen Beziehungen der Religion zu den tiefsten Geheimnissen des Daseins und den schwersten Konflikten des Seelenlebens, den Gedanken an den Untergang des religiösen Lebens gänzlich abweisen. Es ist ergreifend, von so verschiedenen Seiten das Geständnis zu vernehmen: der Glaube kann nicht sterben; nichts kann ihn ersetzen. Er allein vermag in das Dunkel der menschlichen Seele Licht zu bringen. Technik und Wissen können die düstern Geheimnisse des Daseins nicht lösen. Nur im Glauben findet die Seele, die an den schweren Konflikten des Lebens zu Grunde gehen würde, die innere Ruhe und die Kraft, zu leben, ohne in Zwiespalt mit sich selber zu zerfallen. „Die Rätsel der Welt und des Lebens werden unserer Vernunft ewig unlösbar bleiben. Ewig wird aber ein Gefühl der Unterordnung, der Ehrfurcht und der Hoffnung im menschlichen Geiste keimen" (Sanz y Escartin, Sekretär der spanischen Akademie der

politischen Wissenschaften). „Das ewige Fortdauern des Geheimnisses betreffs der letzten Ursachen des Universums wird die Auflösung der Religion stets unmöglich machen“ (Sighele, Soziologe, Italien). „Die Wissenschaft wird nie die Religion ersetzen; sie reicht nur bis zu den Beziehungen zwischen den Dingen, nicht bis zum Wesen der Dinge selber. Originalität, Individualität, d. h. im Grunde Sein und Leben, sind ihr ein verschlossenes Gebiet“ (Rabbiner Levy).*)

Diese Stellen sind zur Diagnose der Zeit sehr wichtig. Man erinnere sich an den Sturm, der sich in den gebildeten Kreisen der romanischen Völker erhob, als Brunetière in seinem berühmten Ausspruch vom „Bankrott der Wissenschaft“ dieser das Recht absprach, die letzten Fragen zu lösen und die Kultur zu begründen. Und nun werden wir gewahr, wie gerade in den romanischen Ländern von vielen Seiten Stimmen namhafter Gelehrter laut werden, die bei aller Anerkennung des Wissens, sogar unter Betonung seiner Unabhängigkeit, von aller religiösen Bevormundung für die Selbständigkeit und eigenartige Bedeutung der Religion warm eintreten.**) Die Ausführungen vieler Staatsmänner und Gelehrten stimmen mit dem klassischen Ausspruch eines katholischen Geistlichen überein: „Der Daseinsgrund der Religion liegt im Leben selber und zwar in seinen tiefsten Tiefen.“

So könnte man nach dem Ergebnis dieser Rundfrage die religiöse Krise der Gegenwart als ein Streben der Religion nach tieferer Erfassung ihres eigenen Wesens und Behauptung ihrer Herrenrechte, wo sie allein zu herrschen befugt ist, bezeichnen. Es wurde hervorgehoben, wie die Ansprüche anderer Geistesmächte, die Religion zu ersetzen, auch von Laien scharf zurückgewiesen werden. Ein Mediziner, Grasset, und der originellste Philosoph des modernen Frankreich, Bergson, verkünden laut und entschieden die Autonomie und Unersetzbarkeit der Religion. Dies bringt mit sich, daß das Verhältnis der Religion zu den verschiedenen Lebensgebieten anders bestimmt wird, als es früher der Fall war. Gewöhnlich wird als Ursache der heutigen religiösen Krise die Loslösung der nach Selbständigkeit strebenden Disziplinen: Ethik, Politik, Recht und Wissenschaft von jeglicher religiösen Motivierung bezeichnet. Ein aufmerksamer Beobachter des modernen religiösen Problems wird diese Erklärung für sehr einseitig halten. Bei dieser Trennung von Gebieten, mit denen sie so lange Zeit verbunden, ist die Haltung der Religion keineswegs bloß passiv und negativ. Die Religion ist heute von einem starken Triebe erfüllt,

---

*) Man vergleiche hier die pag. 333 zitierte Ansicht Bergsons, die sich mit dem letzten Ausspruche so nah berührt.

**) Es soll damit weder Brunetières Stellungnahme zum Problem irgendwie als maßgebend bezeichnet werden, noch soll der Unterschied zwischen seinen Positionen und moderneren Fassungen des Problems verwischt werden. Ich weise einfach auf die Tatsache hin, daß heute starke Strömungen vorhanden sind, welche dem Glauben ein Gebiet zuschreiben, das er allein erreichen und behaupten kann.

sich auf ihr eigenstes Gebiet zurückzuziehen, jeden bloß äußerlichen Bund, jede bloß mechanische Verbindung im Interesse ihrer Reinheit und Kraft aufzulösen. In sehr interessanter Weise wird diese Beobachtung durch einige Antworten bestätigt. Die Religion sucht sich von den unreifen Verbindungen mit der Wissenschaft und den politischen Gemeinschaften zu befreien, in denen ihr Wesen nur ungenügend und nicht ungetrübt zum Ausdruck kommen kann.

Diese energische Konzentration und Selbstbesinnung wird aber als die Vorarbeit einer neuen Expansion angesehen. Die geläuterte Innerlichkeit ist die reine Quelle großer Taten. So wacht in der stillen Kapelle der neu zum Ritter Geschlagene bei seinen Waffen, tief in sich selbst versenkt. Beim Morgengrauen aber zieht er kühn und tatenfreudig in die Welt hinaus.

In den Ansichten der Beantworter über die Religion der Zukunft ist ein starker Zug nach Individualität, nach Freiheit von feststehenden, ein für allemal normierten Formen wahrzunehmen. Kühn wird der Primat des Lebens in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und seinen differenzierten Gestalten über die Theorie proklamiert. Der Pragmatismus verbindet sich mit dem Streben nach Individualisierung des religiösen Gefühls und Ausdrucks. „Sogar bei den Katholiken kann sich der Glaube dem Einfluß des Individualismus nicht mehr entziehen," bekennt ein Katholik. Daß die Bande, welche die Religion mit den verschiedenen Gebieten des Lebens verbinden, geistiger, individueller geworden sind, soll keineswegs für die Religion eine Einbuße an schöpferischer Gestaltungskraft bedeuten. Es ist höchst interessant, zu sehen, wie mancher Beantworter, der in der Religion eine innere, persönliche Angelegenheit des Menschen erblickt, das religiöse Gefühl in Beziehung zu den Hauptproblemen der Zeit bringt. Gerade weil die Quelle so rein, an ihrem Ursprung von keiner fremden Zufuhr getrübt ist, strömt sie als junge, frische Kraft in die Welt.

Am typischsten finden wir dies bei zwei hervorragenden Katholiken ausgedrückt, beim Autor des „Santo", Fogazzaro, und beim französischen Philosophen Blondel, dem Verfasser von „L'Action", einem der grundlegendsten Werke der modernen katholischen Philosophie. Für Blondel ist die heutige Krise ein Läuterungs- und Vergeistigungsprozeß und zugleich eine Integration des christlichen Lebensprinzips, das sich in reiner Gestalt auf den verschiedenen Lebensgebieten durchsetzen soll. Klassisch in ihrer Art ist Fogazzaros Antwort: „Wir nahen uns einer religiösen Auffassung, nach der die Beziehungen zwischen Dogma und Vernunft zu einem lebendigen Glauben werden, der alle Lehren weit hinter sich lassen und sich in das Geheimnis vertiefen wird, um daraus Liebe, Kraft und Leben zu schöpfen und sie in Taten umzusetzen."

Ich hoffe, aus diesen Ausführungen gehe mit Klarheit hervor, was das Bezeichnendste am Gesamtergebnis dieser Umfrage ist. Ich glaube, daß wir darin ein wichtiges Symptom der Veränderung, welche das Verhältnis zur Religion erfahren hat, erblicken können. Es ist auffallend, wie sympathisch und ehrfurchtsvoll der Ton der

Religion gegenüber ist. So redet man nur von einer Macht, der man noch eine große Zukunft zuerkennt, und die niemals durch Surrogate ersetzt werden kann. Ja noch mehr, zur objektiven Anerkennung gesellt sich ein subjektiver Drang nach dem Besitze des Lebens und der Kraft, welche allein die Religion zu verleihen vermag. Einzelne Stellen klingen wie ein Lied der Sehnsucht nach der einzigen Macht, die den Menschen in den geheimnisvollen und schwierigen Konflikten des Daseins erhält. Die „Wie herrlich weit haben wirs doch gebracht-Stimmung," die sich vor nicht gar langer Zeit in Frankreich in so widerwärtiger Weise breit machte und jetzt noch keineswegs verschwunden ist, nimmt sich wie ein Fremdling im Kreis der Antworten aus. Frankreich, das wir etwas einseitig als das klassische Land des Gegensatzes zwischen der klerikalen und der antiklerikalen Orthodoxie, als das „rote und schwarze" Frankreich ansehen, redet durch einige seiner größten Vertreter, Laien und Geistliche, eine Sprache, an die wir von dorther nicht gewöhnt sind.*)

Die Bedeutung dieses ersten Punktes wird erst durch eine andere Tatsache richtig beleuchtet. Die Anerkennung des Wertes der Religion für die Menschheit und den Einzelnen, die Abkehr von einer rein rationellen Kultur des Wissens und technischen Könnens ist nicht als Zeichen der Schwäche und Dekadenz aufzufassen. Dies wäre der Fall, wenn die Antworten ein mattes „Zurück" zu veralteten Lebensformen enthielten. Statt dessen nehmen wir einen jugendfrischen Drang nach vorwärts wahr, der bei aller Anerkennung der Schwierigkeit und des Ernstes der modernen Lage ohne Kleinmut und Verzagtheit in die Zukunft schaut. So ist das Ergebnis dieser Umfrage ein kräftiges Zeugnis für das Wiederaufleben nicht nur des Interesses an den religiösen Fragen, sondern des religiösen Dranges selber. Ob man nicht sogar darin ein Zeichen erblicken darf, daß die Nacht schon vorgerückt ist und der Tag zu grauen beginnt?

J. Matthieu.

---

# Neue Wege in der Dienstbotenfrage.

Referat für die Generalversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine in Chur, Oktober 1910, von E. Zehnder, St. Gallen.

Die Dienstbotenfrage ist eines derjenigen Probleme, über die man privatim und öffentlich sehr viel redet und debattiert, ohne daß ernstliche Schritte zu tun versucht werden, um ihren schwierigen Seiten beizukommen und sie zu überwinden. Wir sollten aber endlich zu der Erkenntnis gelangen, daß zur Lösung der Frage etwas getan

*) Sogar ein Philosoph wie Fouillée, der sich keineswegs durch Tiefe und Originalität des Denkens auszeichnet, bekämpft unter deutlichem Hinweis auf die „prachtvolle Gebärde" Vivianis all die modernen Lichtlöscher kleinen und großen Stils.

werden sollte und zwar auf neuen Wegen, wenn die alten nicht mehr viel zu taugen scheinen. Die Hauptfrage ist wohl: Was können wir tun zur Hebung des Mißverhältnisses zwischen Nachfrage und Angebot? In wie hohem Maße dies Mißverhältnis existiert, erfahren vor allem größere Haushaltungen und kinderreiche Familien, also gerade diejenigen Frauen, welche einer Stütze am meisten bedürfen. Dieses Mißverhältnis ist ferner Schuld daran, daß die gesunde stimulierende Konkurrenz zwischen den Vertreterinnen des Dienstbotenstandes durch die zu starke Nachfrage ausgeschaltet wird, so daß den Hausfrauen wohl eine Nachlese, aber keine Auslese mehr möglich ist, welche doch sonst geübt werden kann in geschätzten Arbeitsbranchen.

Woher diese Flucht vor dem Dienstbotenberuf? Sie entspringt dem mehr oder weniger klaren Empfinden unserer Mädchen aus dem Volke, daß sie in diesem Berufe unter Ausnahmebedingungen arbeiten müssen, die heutigen Tages keiner einzigen erwerbenden Klasse mehr zugemutet werden, als den Dienstboten.

Als größte und stärkste Ausnahmebedingung glauben wir bezeichnen zu bedürfen: den für alle Dienstbotenverhältnisse geltenden *absoluten Zwang zur ununterbrochenen häuslichen Gemeinschaft*, obschon in den meisten Fällen kein tieferes seelisches oder geistiges Band die beiden Interessenten verknüpft. Es scheint uns dies die eigentliche Quelle all der kleinen und größern Ungemütlichkeiten des Dienstverhältnisses für beide Teile, also für die Arbeitgeberin, wie für die Arbeitnehmerin zu sein. Bedenken wir, daß in den Städten die häuslichen Gemeinschaften kleiner und enger geworden sind und sich in wenigen und engen Räumen abspielen. Soviel als möglich gehen selbst einander nahestehende Familienglieder den Konsequenzen dieser Tatsachen aus dem Wege. Die ältern Kinder trennen sich von den Eltern, Geschwister lösen sich von einander, Schwieger- und Großeltern suchen ihre eigene Häuslichkeit und ziehen die nicht immer leicht zu ertragende Einsamkeit den Gefahren des zu engen Zusammenlebens vor. In den immer komplizierter werdenden Verhältnissen vertragen sich die Individualitäten viel weniger, als in frühern Zeiten harmlosere und gegenseitig anspruchslosere Menschen es wohl getan haben mögen. In solche Verhältnisse passen auch unsere Dienstboten viel weniger hinein, als in die frühern größern, die ganze Familie umspannenden häuslichen Gemeinschaften, welche in Haus und Hof, Feld und Garten viel freien Spielraum boten, so daß man sich weniger auf die Füße trat in leiblichen und geistigen Dingen. Es ist unsern Dienstboten sehr oft nicht so recht wohl in diesen engen Verhältnissen, unter dem steten Auge der Herrschaft, in Räumen, denen sie täglich all ihre Kraft und Sorgfalt zuwenden müssen, ohne ein bescheidenes Recht auf sie zu haben, in denen sie doch nirgends einen ruhigen Winkel, eine gemütliche Ecke, einen warmen behaglichen Lieblingsplatz ihr eigen nennen können. Ohne selbst recht zu wissen, wieso und warum, tritt der frühere Dienstbote in die Fabrik oder ins Ge-

schäft ein, gründet sich eine mehr als bescheidene Häuslichkeit und findet darin offenbar doch, was ihm fehlte, sein Recht auf Lebensgüter, die stets hohe Ideale für jeden einzelnen Menschen, für Frau und Mann, bleiben werden. Es sind dies die Unabhängigkeit, das Selbstverfügungsrecht und die Selbstverantwortlichkeit, die Rechte eines körperlich reifen und geistig normalen Menschen.

Als zweiten Uebelstand, der das Dienstverhältnis zu einem solchen macht, welches sich unter Ausnahmebedingungen abspielt, ist die ungeregelte und stark ausgedehnte Arbeitszeit zu bezeichnen, welche mit dem Zehn- und Elfstundentag gar wenig gemein hat, vom Achtstundentag ganz zu schweigen. Es ist psychologisch so sehr leicht nachzufühlen, daß unsere auch endlich erwachenden Frauen und Mädchen von den Zeitideen ebenfalls berührt werden und daß sie anfangen, sich zu fragen, warum denn gerade sie, der sogenannte schwächere Teil der Menschheit, von den so hochgepriesenen Segnungen der Arbeitsverkürzung auch so gar nichts zu spüren bekommen sollen? Und wenn man einen Arbeitstag doch reichlich belegen und ausfüllen will und muß, wie viel leichter fällt dies, wenn wir es aus freien Stücken, sozusagen auf eigene Rechnung und Gefahr tun können, als auf das Geheiß einer Herrin! — Die Hausarbeit bietet nun aber besondere Schwierigkeiten für die Regelung der Arbeitzeit. So ist es am Abend schwer, einen frühen Küchenschluß zu erlangen, wenn nicht manches liegen bleiben soll. Da gibt es nur einen billigen Ausgleich zu andern Berufsarten, den freien Nachmittag jede Woche und zwar ohne Vorschriften über dessen Verwendung, der aber noch lange nicht als berechtigte Forderung der Dienenden angesehen wird. Auch der Sonntag muß unbedingt als Ruhetag für die Dienenden gelten, und wenn die Hausfrauen ihren guten Willen und ihren Scharfsinn mehr als bisher an dieses Problem wenden, so werden sie mit dem Prinzip des Vorarbeitens resp. Vorkochens am Samstag und mit Hilfe von Kochkisten 2c. für sich und die Dienstboten in ganz anderm Maße, als es bislang noch an den meisten Orten der Fall ist, dem Sonntag den Stempel eines Ruhetages, einer Oase mitten im Werktagsmühen geben können.

Was vor 25 Jahren schon den englischen Hausfrauen möglich war, das sollte von unsern sonst fast zu praktischen Schweizer Hausfrauen auch erreicht werden können.

Wenn wir so zu gunsten der Arbeitsverkürzung für die Dienstboten eintreten, so gilt es, von vornherein dem Einwand der Hausfrauen zu begegnen, daß sie selbst eben so lange oder noch länger arbeiten müsse, als ihre Magd. Diejenigen, welche so sprechen, würden kaum für einen Tausch zu haben sein, der sie wohl am besten von der Fadenscheinigkeit ihrer Gegengründe überzeugen könnte. Denn die Hausfrau erlaubt sich denn doch hunderterlei, das man einer Magd nie gestatten würde. Kommt ein lieber Besuch, so setzt sie sich stundenlang hin und erholt sich an Leib und Seele in freundschaftlichem Gespräche; oder ist sie stark ermüdet, so wechselt sie die Arbeit

oder gönnt sich völlige Ruhe. Verspürt sie ein Bedürfnis nach frischer Luft an einem schönen Tage, so schiebt sie die Arbeit ein wenig und gönnt sich einen Ausgang u. s. w.

Dazu tritt das ethische Moment! Die Hausfrau wird durch ihre Arbeit der Mittelpunkt der Familie; in gesunden und kranken Tagen ist sie geborgen in der Liebe ihrer Angehörigen, welche noch über den Tod hinaus geht.

Wie leer und nichtig ist also ihre Behauptung, daß sie sich nicht besser stelle als ihre Magd, um mit diesem Argument das Gespenst des freien Nachmittags und anderer humaner Vergünstigungen als ungeheuerliche moderne Forderungen zurückzuweisen. Jede Hausfrau muß aber wissen, daß die leibliche und geistige Gesundheit ihrer Untergebenen, der künftigen Mütter des Volkes, ein ihr anvertrautes Gut ist, welches sie vor körperlichen und seelischen Schädigungen zu bewahren hat. In kleinem Rahmen kann so von jeder Hausfrau die Wohlfahrt des Landes und der künftigen Generation gefördert werden.

Wenn das preußische statistische Landesamt in einer kürzlich herausgegebenen Publikation bekannt gibt, daß die im „häuslichen Dienste“ Stehenden am meisten von Tuberkulose bedroht werden, so wirft dies ein seltsames Licht auf die gesundheitliche Seite des Dienstbotenberufes, der stets als so sehr zuträglich gepriesen wird. Soviel wir wissen, spricht auch die Statistik unserer Spitäler keine dem Dienstbotenberufe sehr günstige Sprache. — Die lange Arbeitszeit, der Mangel an Bewegung in frischer Luft und Arbeitsverhältnisse, welche im allgemeinen sehr viele Pflichten und wenig körperliche und seelische Erholung aufweisen, sind unzweifelhaft Schuld daran.

Der dritte Hauptpunkt, welcher die Ausnahmestellung der Dienstboten kennzeichnet, ist die geringe gesellschaftliche Einschätzung derselben, welche trotz aller gegenteiligen Behauptungen vorhanden ist und die allerdings ihre Ursache darin hat, daß die wenigsten Dienstboten einen gewissen primären Bildungsgrad überschreiten, und zwar aus guten Gründen, da ihnen ja fast jegliche Bildungsmöglichkeiten verschlossen sind. Die paar Näh- und Flickkurse, welche ihnen die Herrschaft etwa aus Freundlichkeit gestattet, sind nicht ernstlich in Betracht zu ziehen. Wie sehr verschieden man die Dienstboten einschätzt im Unterschied zu andern Berufskategorien, zeigt sich nicht zum mindesten in der Art und Weise, wie die Hausfrauen und andere Kreise sich auflehnen gegen den Gedanken einer Organisation der Dienstboten, oder der Bildung eines Dienstboten-Vereins. Und doch wissen wir Alle, daß ein Zusammenschluß von Berufsgenossen in unsern Tagen das allergewöhnlichste Ereignis der Welt ist. — Nur die Dienstboten sollen sich dies ja nicht einfallen lassen! Stehen denn nicht gerade *sie* isoliert da und wissen nie recht, wo sie eigentlich hin gehören? Haben nicht gerade *sie* einen Sammelort nötig, eine Vereinigung, in deren Schoß sie ihre materiellen, geistigen und gemütlichen Interessen pflegen können? Hat man jemals von einer Magd gehört, welche einen Gesangverein

besucht? Und doch kann sich jede jüngere oder ältere Tochter diese Erholung gönnen, wenn sie es wünscht und nicht gerade Magd ist. — Das Lied von dem „bischen Freude“, das unser Schweizer Dichter gesungen hat, sollte es nicht für Alle gelten in unserer menschlichen Gesellschaft? Jeder organisierte Zusammenschluß bringt ein bischen Anregung, ein bischen mehr Kenntnis von der Welt und ihrem Ringen, ein bischen Freude obendrein. — Das gesellschaftliche Vergnügen aber, welches unsern Dienstboten einzig offen steht, ist faktisch der Tanzboden, und dann wundern wir uns noch, wenn dieser oft so gefährliche Ort den Mädchen begehrenswert erscheint und sie betört? Wahrlich, es läßt sich vieles psychologisch nachfühlen, wenn man nur einmal den guten Willen hat und lieber nachdenkt, anstatt zu richten; und — meist mit bittern harten Worten — über den Leichtsinn, die Vergnügungssucht und den schlechten Charakter der Dienstboten zu schelten.

Wenn wir Frauen sie so einschätzen und gesellschaftlich ausschließen, so ist es ferner leicht begreiflich, daß die Mägde so willig den andern Anschluß begrüßen, der ihnen immer offen steht, den Anschluß ans andere Geschlecht, sei's dann ein „Hans“ oder ein „Kunz“. — Die Heiratsmöglichkeiten der weiblichen Dienstboten werden so oft hervorgehoben zur Empfehlung dieses Berufes, gerade in gemeinnützigen Blättern. Ist es nicht angezeigt, etwas vorsichtiger damit zu sein? Geben nicht unsere Dienstboten im allgemeinen etwas wenig darauf Acht, wen und wie sie heiraten, und bezeigen dadurch einen nur zu offensichtlichen Mangel an geschulter Intelligenz, Einsicht und gefestigtem Charakter?

Die Dienstboten, welche unter Ausnahmezuständen leben müssen, welche sie erniedrigen, verlieren dadurch leicht ihre Selbstachtung, wie ihren feinern moralischen Halt und erliegen in ihrem Berufe gerne den an sie herantretenden Versuchungen zur Unehrlichkeit, Schwatzsucht, zur Pflichtvernachlässigung und anderem mehr. So ist es in der Statistik von Deutschland nachgewiesen, daß der so viel empfohlene Dienstbotenstand das weitaus größte Kontingent von verloren gehenden Frauen liefert. Wir müssen solchen Tatsachen fest ins Auge schauen, wenn wir uns ernstlich, aus unserm Gewissen heraus mit der Dienstbotenfrage befassen wollen.

Wir glauben mit dem Gesagten die drei Hauptpunkte berührt zu haben, welche den Dienstbotenstand gleichsam kennzeichnen als minderwertige Berufskategorie trotz aller schönen Reden und der Ermahnungen von allen Seiten, wieder dazu zurückzukehren. (Die Zeiterscheinungen stehen übrigens im Zeichen des Rades, das sich vorwärts bewegt, so auch die Dienstbotenfrage. Von einem „Zurück“ haben wir nichts zu hoffen.)

Wir wollen es unterlassen, anders als in ein paar Worten anzudeuten, welche Uebelstände sonst noch vielfach existieren, wie die Hausfrauen so oft nicht begreifen wollen, daß eine unausgesetzt körperlich arbeitende Person Ersatznährstoffe in größern Quantitäten nötig hat, als eine Dame, daß zwischen dem weiblichen und dem männlichen Arbeiter

in dieser Hinsicht kaum ein Unterschied besteht. Wenn eine Waschfrau, die seit Jahren in einem vornehmen Herrschaftshaus ihren Dienst versieht und sehr früh antreten muß, zum Frühstück Kaffee und Brot erhält, oder wenn ein junges, noch im Wachstum begriffenes Mädchen von Morgens 7 Uhr bis 1 Uhr mittags nichts in den Magen bekommt in dem Hause einer Dame, die an eine einzige Toilette Hunderte von Franken wendet, so sind dies geradezu verabscheuenswerte Praktiken von Frauen gegenüber Geschlechtsgenossinnen, Praktiken, welche sie sich einem männlichen Arbeiter gegenüber nie erlauben würden.

Wir wollen auch nur flüchtig darauf hindeuten, wie die Schlafräume der Dienstboten so oft anfechtbar sind, oft mit kleinen schiefliegenden Fensterchen, welche in Schneegegenden vielleicht mehrere Tage oder wochenlang gar nicht geöffnet werden können. Küchen-Nebenzimmer mit indirekter Lüftung und Belichtung, Treppenhausräume und andere unhygienische Winkel beeinträchtigen den Frohmut, die Gesundheit der Dienenden, jene Gesundheit, welche ihr einziges Gut ist. Was aber erst in der Saison, in der Zeit der Fremdenindustrie, in dieser Beziehung am Dienstpersonal gesündigt wird, ruft nachgerade zum öffentlichen Aufsehen! Eine amtliche Inspektion der Kurhäuser zur gegebenen Zeit würde manches zu tun finden.

Werfen wir auch nur einen flüchtigen Blick hinein in alle jene — im Winter seit der Einführung des Gaskochherdes noch dazu kalten — Küchen, wo an ungeordnetem Tisch eine Magd — hastig, gierig gleichgültig, trübselig — ihre oft auch noch kalt gewordene Mahlzeit verzehrt, einsam und ausgestoßen aus der Tafelrunde, jedem bildenden Wort und Einfluß entzogen, der Sympathie und Geselligkeit entbehrend, welche wir Alle gerade beim Essen suchen, da dies den Menschen unterscheidet von der Kreatur. — Und alles dies fügen Frauen den Frauen zu, in Gedankenlosigkeit meist, in schwachgeistiger Arroganz vielfach, wohl noch unter Berufung auf die von Gott gewollte Weltordnung, nach welcher es eben solche Unterschiede im Lose der Menschen geben muß, speziell im Lose der Frauen. — Man sage nicht, daß auf eine kleine Sache zu viel Wert gelegt werde und daß die Mägde ja lieber in der Küche essen 2c. — Es ist ein schlimmes Zeichen und zwar für beide, Herrschaft und Dienstbote, wenn letzterer wirklich eine so unwürdige Behandlung vorzieht; denn es braucht eben auch Takt und Güte, um ihn am Tische heimisch zu machen, und das gesunde Ehrgefühl des Dienstboten darf noch nicht verloren gegangen sein. An allen bessergesinnten Frauen ist es aber, die Gewissen aufzurütteln und wenn möglich, bessere Verhältnisse herbeizuführen.

Wir werden dies tun, sobald wir begreifen, daß die genannten, nicht auf Vollständigkeit Anspruch machenden Uebelstände, besonders aber die drei erstausgeführten, Schuld sind an der Flucht vor dem Dienstbotenberufe. Und doch stehen unsere jungen Mädchen in viel größerer Zahl im Erwerbsleben drin, als ehedem; wenn trotzdem der Dienstbotenstand schwächer besetzt ist, als früher, so zeigt dies, daß

lohnendere und dankbarere Arbeitsgelegenheiten vorhanden sein müssen, und darüber können wir Frauen uns ja nur freuen.

Da es aber nicht allen Hausfrauen, noch viel weniger den Geschäfts- und Berufsfrauen, möglich ist, ihren Haushalt allein zu besorgen, da auch unsere bürgerlichen Mütter geschützt sein sollten vor Ueberarbeitung und Ueberspannung ihrer Nervenkräfte, da es anderseits nötig ist, Frauen mit hervorragenden Fähigkeiten an den Platz zu stellen, der ihnen am meisten angemessen ist und von dem aus sie Gutes und Schönes wirken können für die ganze Menschheitsfamilie, so ist es mehr als angezeigt, nach Wegen zu forschen, welche imstande sind, den engern häuslichen Arbeiten wieder tüchtige, willige und zufriedene dienende Geister zuzuführen.

Wie können wir nun den drei Hauptübelständen, wie sie gezeichnet worden sind, entgegentreten! Gibt es wirklich neue Wege? Wir wagen es, dies zu bejahen.

Die erste Voraussetzung ist, daß wir mit der Anschauung brechen, Dienstbotenverhältnisse seien nur unter Aufrechterhaltung der häuslichen Gemeinschaft möglich.

Bereits existieren Ausnahmeformen von dieser Regel der häuslichen Gemeinschaft, die aber eher Männern zu gute kommen. In Italien — wohl auch anderswo — ist es nichts Außergewöhnliches, wenn Koch oder Kammerdiener mit ihren Familien leben und morgens ihre Arbeit antreten. Unsere Näherinnen, Schneiderinnen, Wäscherinnen, Krankenpflegerinnen arbeiten unter ähnlichen Bedingungen. Die Krankenpflegerin ist zudem meist organisiert und genießt als Glied einer großen Gemeinschaft eine geachtete Vorzugsstellung. — Warum aber sollen diejenigen, welche die Gesunden pflegen, weniger gut sich stellen, als diejenigen, welche Kranke pflegen? Wir wagen es darum, für die Dienstboten einen ähnlichen Weg vorzuschlagen, wie er sich für die Gewinnung von tüchtigen Krankenpflegerinnen als der einzig richtige ausgewiesen hat.

Denken wir uns Mütterhäuser für Dienstboten, Anstalten, die wir am liebsten „Institute für Hauswirtschaft" nennen möchten, da sie auch sonst eine Zentralstelle für das Hauswirtschaftliche sein sollten. Stoßen wir uns nicht an dem Ausdruck „Institut", als zu großartig; eine Zeit, welche Dienstmännerinstitute, rote Radlerinstitute und andere kennt, darf die Bezeichnung auch für die Hauswirtschaft in Anspruch nehmen.

In diesen Instituten für Hauswirtschaft, mit einem Internat, fänden junge Mädchen in größerer Anzahl ihre praktische Ausbildung; im Gegensatz zu unsern Haushaltungsschulen würden ihnen die häuslichen Fertigkeiten nicht *neben* einander, sondern kursweise *nach* einander beigebracht im Interesse der gründlichen, methodischen Uebung, bis die letzten Wochen die eigentliche Form des Hausdienstes mit sich brächten. Nach wohlbestandener unentgeltlicher Lehrzeit von einem Jahr und absolvierter Prüfung wären diese unterdessen herangereiften

jungen Mädchen die häuslichen Arbeitskräfte, welche, ohne vom Institut sich zu lösen, Tag für Tag ihrem Berufe nachgehen würden, um am Abend wieder in ihr Mutterhaus zurückzukehren, wo sie in gesunden Räumen unter Ihresgleichen ihre Frei- und Sonntagsstunden zubringen könnten, stets unter dem Einflusse eines gebildeten, geordneten Hauses stehend, in welchem alles zu ihrem Wohle bestimmt ist, und durch welches sie zu Anstand, Diskretion und Pflichttreue angehalten werden.

Selbstverständlch könnten nicht alle Dienstboten unter diese Norm gestellt werden; wenn die Herrschaft und der Dienstbote gut zusammen passen und die gebotene private Schlafgelegenheit hygienisch einwandfrei ist, stünde der Umwandlung eines externen Dienstboten in einen internen nichts im Wege; aber immer stände er im Schutze und unter der Kontrolle des Institutes, welches seine Arbeitsbedingungen festsetzt, seine Arbeitszeit regliert, seine Lohnansprüche fixiert, ihm eine geachtete gesellschaftliche Stellung verschafft, in Wiederholungskursen für seine Weiterbildung besorgt ist und im Fall von Krankheit und Alter mit seinen Hilfskräften für ihn eintritt.

Eine solche Verordnung böte sehr viele Vorteile; eine häusliche Kraft könnte entweder ständig oder vorübergehend, für einzelne Ganz- oder Halbtage, oder für Stundendienst engagiert werden unter Anwendung von drei verschieden hohen Tarifansätzen für einfache, mittlere und gute Verhältnisie. Herrschaften, denen es besser paßt, ihre Dienstboten oder besser „Haushälterinnen" (eine veränderte Bezeichnung wäre empfehlenswert) nicht bei sich am Tische zu haben, könnten die Mahlzeiten ablösen gegen mäßige Entschädigung ans Institut 2c. 2c.

Die Dienstboten würden so eine ganz andere Klasse Leute bilden, da sie gute Lebensformen, gewissenhafte Arbeit und durchgebildete Kenntnisse in ihrem Fach aufzuweisen hätten. Den Hausfrauen wäre doppelt geholfen, einesteils durch Vermehrung der zur Verfügung stehenden Kräfte und anderseits durch bessere Qualität derselben. — Daß die bis jetzt bestehende Klasse von Dienstboten deswegen ganz verschwände, ist nicht zu befürchten. Nur soll die starre, alte Form, welche ihrem Zwecke nicht mehr voll genügt, gesprengt werden, um reichere Möglichkeitsformen zu schaffen, eine Tendenz, welche die Gegenwart in allen und jeglichen Gebieten zu fördern suchen muß.

Dem Lande selbst erwüchsen aus der Institution der organisierten Dienstboten eine große Anzahl wackerer Hausfrauen. Denn daß ein solches „Institut für Hauswirtschaft" auf zahlreiche Schülerinnen rechnen könnte, ist soviel wie sicher. Es gäbe wohl auch immer genügend Platz für Nachschub, da die älteren Reihen sich stets lichten würden durch den Uebertritt in interne Verhältnisse, durch Heirat oder sonstige Veränderungen.

Das Institut für Hauswirtschaft hätte aber noch andere Aufgaben zu erfüllen. Was wir brauchten, wäre eine mit ihm verknüpfte Versuchsstation für Ernährungsstudien, ferner eine permanente Aus-

stellung von Haushaltungsartikeln, Maschinen, von Nahrungsmitteln, Kochbüchern und anderer Literatur, eine Ausstellung, wo junge und ältere Hausfrauen, Anfängerinnen und bereits Geübte, Belehrung, Anregung und Rat holen und ihre eigenen Erfahrungen zum Besten geben könnten. Man möge aus diesen Vorschlägen ersehen, wie wir das Haushalten zu einer Art Wissenschaft erhoben sehen möchten, der öffentliche und private Kräfte dienen. Die Hausfrauen selbst dürften endlich aus ihrer Isolation heraustreten und als kräftiger Hausfrauenverband Stellung nehmen zu den Problemen, welche ihre Tätigkeit in Haus und Familie berühren. Das Los der heutigen Hausfrau ist kein leichtes und auch ihr wäre es zu gönnen, wenn mehr als bisher auch etwelche Erleichterung der Lasten für sie abfiele. Praktisch eingerichtete Wohnungen sind, neben einem guten Dienstbotenstand, besonders anzustreben, und es ist schwer verständlich, daß Architekten sowie Gemeindebehörden, welche die moderne kommunale Wohnungspolitik auf ihr Arbeitsprogramm gesetzt haben, ohne Zuzug von verständigen Frauen arbeiten, so daß die eigentlichen Interessentinnen gänzlich ausgeschaltet werden. Ein Hausfrauenverband fände große Aufgaben. Wie viel schwere Arbeit könnte den Dienstboten erspart werden, wenn die organisierten Hausfrauen z. B. einen Druck ausübten zu gunsten der Linoleumböden. Lebte man früher zu viel für die Beine, indem das Strumpfstricken als eine der obersten häuslichen Pflichten galt, so ist nun das Ideal noch tiefer gesunken bei manch einer Hausfrau, welche nur für ihre Böden zu leben scheint. Und es ist durchaus glaubhaft, wenn nach den Versicherungen von Stellenvermittlungsbureaux über dem Bodensee, die Mädchen nicht mehr in die Schweiz herein kommen wollen, weil sie sich die Gesundheit verderben bei dem übertriebenen Kultus unserer Böden.

Unsere speziellen städtischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß auch die Wäsche vom engern Haushaltungsbetrieb abgelöst werden sollte. In großen kommunalen Waschanstalten, welche der Hausfrauenverband anstrengen sollte, könnte die nach Gewicht berechnete Hauswäsche ohne wesentlich größere Kosten dem Großbetrieb übergeben werden, und in Plätteanstalten von der Hausfrau selbst Wäsche in zwei Stunden gebügelt werden, die sonst zehn bis zwölf Stunden braucht. Die größern deutschen Städte kennen bereits solche Einrichtungen. Nicht nur die Dienstboten fänden dabei Erleichterung, sondern die Hausfrauen selbst, welche ihrer konservativen Hauswirtschafterei ohne Schaden etwas Abbruch tun dürften, um dafür ihren Pflichten als Mutter und Erzieherin und ihrer Stellung als dem sittlich und intellektuell gebildeten Mittelpunkt der Familie etwas mehr Rechnung zu tragen.

Rationelle häusliche Einrichtungen, Vereinfachung des Haushaltungsbetriebes und die obengezeichneten neuen Wege in der Dienstbotenfrage sind aber nur möglich, wenn die Hausfrauen aus ihrer Selbstbeschränkung und Passivität heraustreten, sich ebenfalls organisieren und ihre Interessen vertreten vor den Behörden unter An-

spruchnahme der öffentlichen Mittel. Ihre Interessen und diejenigen der Dienstboten decken sich übrigens so stark, daß, wenn der eine Teil sich hilft, auch dem andern geholfen ist.

Darum ist die Dienstbotenfrage ebenso gut eine Hausfrauenfrage, und mit gutem Willen werden beide Lager sich vereinigen können zur Anbahnung von gesunden Fortschritten in ihrem eigensten Arbeitsgebiet. „Miteinander“ nicht „gegeneinander“ ist die beste Devise in der Diskussion über die Dienstbotenfrage und das Gefühl der Verantwortlichkeit, welches die von einem freundlichen Geschick mit einem „größern Pfunde“ bedachte Frau für ihre wirtschaftlich schwächere Mitschwester auf sich nimmt, ist das einzige Licht, welches in all' die Schwierigkeiten des Dienstbotenhaltens erhellend und erwärmend zugleich hineinzuscheinen vermag. E. Zehnder.

---

# Ein philosophisches Buch.*)

Wir haben eine im großen und ganzen genommen unphilosophische Periode hinter uns. Die Philosophie erschien der Masse, auch der sogenannten gebildeten, als eine Art Luxusbeschäftigung für müßige oder träumerische Köpfe, wenn nicht gar als eine ungefährliche Narrheit. Höchstens zu einem bischen Schopenhauer oder Nietzsche reichte es noch da und dort oder auch zu einer respektvollen Verneigung vor dem Schatten Kants; aber nur sehr selten zu einer richtigen philosophischen Schulung oder gar zu philosophischer Leidenschaft. Die Männer der exakten Wissenschaft befürchteten von philosophischem Denken eine Störung ihrer soliden Arbeit durch Hirngespinnste oder willkürliche Spekulationen, während die Theologen durch die an sich sehr notwendige und heilsame Tendenz, die Religion von der Philosophie zu scheiden, von dieser ferngehalten wurden. Es war die Zeit der Technik und der durch sie ermöglichten Erzeugung und Aufhäufung von ökonomischem, wissenschaftlichem und anderem kulturellen Material. Man wollte statt der Begriffe Realitäten, statt einer chimärischen Geistigkeit die soliden materiellen Wahrheiten und Güter; man war stolz auf seine Objektivität, d. h. auf die Verleugnung alles dessen, was dem persönlichen Leben eigentümlich und wertvoll ist, sobald es sich um die Weltanschauung handelte, und erachtete es als Gewinn, die Welt in eine Allmaschine verwandelt zu haben.

Auch diese Wendung des Geisteslebens, dieser Realismus und Materialismus, haben ihr Recht gehabt. Aber sie konnte nur ein

*) Wissenschaft und Philosophie. Ihr Wesen und ihr Verhältnis, I. B.: Wissenschaft. Von Dr. P. Häberlin, Basel. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger 1910.

vorbereitendes Stadium bedeuten und wenn nicht alle Zeichen trügen, streben wir auf allen Lebensgebieten mächtig darüber hinaus. Wir liefen Gefahr, an den Konsequenzen der geschilderten Lebensrichtung zu Grunde zu gehen. Sie hatte freilich eine Fülle von Material aufgehäuft, aber statt daß dieses nun die Macht und Herrschaft des Menschen — auch die über sich selbst — vermehrt hätte, was doch der ursprüngliche Sinn der ganzen Bewegung war, wurde das Material Herr und der Mensch Diener, ja Sklave. Die anschaulichste und revolutionärste Gestalt gewann dieser Prozeß an dem großen Symbol der ganzen Periode: der Maschine. Aus einem Werkzeug der Freiheit, wozu sie doch bestimmt schien, wurde sie ein Mittel ungeahnter ökonomischer und seelischer Sklaverei; und zwar nicht nur für den von ihr direkt abhängigen Arbeiter, sondern auch für ihren Besitzer. Denn die Technik beherrschte uns, nicht wir sie; die Sachen gewannen die Oberhand über den Menschen, die Mittel wurden zum Zweck, das Material erdrückte die Seele, der es dienen sollte.

Dieser Vorgang nun fand nicht nur auf dem ökonomischen, sondern auch auf allen andern Lebensgebieten statt. Wie wir den Erwerb um des Erwerbes willen zur obersten Orientierung der Wirtschaftsordnung machten, so wollten wir überall die Kultur um der Kultur willen — ohne daß wir ihren letzten Zweck: den Menschen, seine Würde, sein Glück, seine Erhöhung, im Auge behalten hätten. Wir bekamen eine sogenannte Bildung, die vor allem auf das Quantum und daneben auf die rasche Verwertbarkeit im sozialen Existenzkampf aus war und die den Geist niederdrückte und abstumpfte, kurz: ihn verbildete, statt ihn zu bilden; wir bekamen eine Kunst, die sich abwechselnd an den bloßen Stoff oder die bloße Form auslieferte; wir bekamen eine Wissenschaft, die an ihrem eigenen unendlich spezialisierten, fabrikmäßig gewordenen Betrieb zu ersticken schien. An Stelle der entthronten Philosophie trat ja „die Wissenschaft". Je verächtlicher man die eine behandelte, desto tiefer verneigte man sich vor der anderen. Mit der Andacht, die man einst der Religion geweiht, hörte man auf ihre Aussprüche, die zu Orakeln wurden. Von ihr erwartete man Wunder und Offenbarungen. Ja, es kam zu einem förmlichen Götzendienst der „Wissenschaft" und dieser zeitigt die gleichen Früchte wie jeder Götzendienst: Hochmut, Fanatismus, Blindheit und Verblödung. Es gibt ein Pfaffentum der sogenannten Wissenschaft, das dem kirchlichen in keinem Punkte nachgibt. Dabei aber gibt man sich nicht im entferntesten Rechenschaft darüber, was die „Wissenschaft" eigentlich ist, was sie kann und was sie nicht kann. Täte man das, so müßte ja dieser Götzendienst sofort aufhören und seine Priester ihren übernatürlichen Nimbus verlieren. Die Wissenschaft selbst verliert dabei aber ihr schöpferisches Leben; sie gerät in den schlimmsten Dogmatismus hinein, der mit jedem kirchlichen wetteifern kann. Noch mehr: man kommt auch um die Philosophie nicht ganz herum. Gerade weil man weder weiß, was Wissenschaft, noch, was Philosophie ist

gerät man mitten in scheinbar wissenschaftlichem Tun ins Philosophieren hinein — und in was für eins! Es wird ein wildes Philosophieren, das seine Resultate für Wissenschaft ausgibt und die Lösung der Welträtsel proklamiert. So sind wir einerseits in einen ebenso blöden wie hochmütigen Spezialismus und anderseits in eine erschreckende Verwirrung des Denkens hineingeraten. Wir sehnen uns nach Klarheit, d. h. nach geistiger Herrschaft über die Dinge — und damit stehen wir vor den Pforten der Philosophie.

Die Rückkehr zur Philosophie, die sich heute vollzieht, ist also nur ein Teil der allgemeinen Neuorientierung des Lebens, in der wir begriffen sind und die den Zweck hat, die Persönlichkeit wieder gegen die Sachenherrschaft zur Geltung zu bringen. Sie will Klarheit schaffen und Freiheit für neue Perspektiven; sie will dem Leben Raum schaffen gegenüber der Schablone. In den Dienst dieser Bewegung stellt sich auch das Buch unseres Mitarbeiters, auf das hinzuweisen der Zweck dieser Zeilen ist. Ob der Autor diese Absicht verfolge, oder nicht — ich nehme an, daß er es tue! — jedenfalls wird das Buch diese Wirkung haben. Schon darum möchte ich es freudig begrüßen. Es besitzt neben seiner sonstigen Bedeutung noch den Vorzug, so ziemlich jedem verständlich zu sein, der nicht überhaupt zu philosophischem Denken unfähig ist. Man spürt überall den Pädagogen. Die Sprache ist einfach und doch schön, vor allem von leuchtender Klarheit. Wo der Gegenstand etwas abstrakter wird, kommen dem Leser wohlgewählte Beispiele zu Hilfe. Die Philosophie verliert hier ganz den schreckenden Nimbus des Unverständlichen, Mysteriösen, ohne damit zugleich die Tiefe einzubüßen. Das Buch ist in all seiner Schlichtheit, ja gerade um ihretwillen, ein Kunstwerk. Das spricht nur in den Augen zunftstolzer Gelehrten gegen seinen Wert: einige der allergrößten und lebendigsten Schöpfungen der Philosophie sind Kunstwerke — wie ja Philosophie und Kunst nahe zusammengehören — und die Philosophie soll keine Geheimlehre sein, sondern ein Bestandteil jeder allgemeinen Geisteskultur, die diesen Namen wirklich verdient.

Aber auch inhaltlich ist es ein bedeutendes Buch. Der erste Band, der bisher allein erschienen ist, enthält das, was man gewöhnlich eine „Erkenntnistheorie“ nennt, wenigstens die Grundlagen einer solchen, im besonderen eine Untersuchung des Wesens und der Aufgabe der Wissenschaft. Es kommen darin also die Grundbegriffe zur Sprache, auf die wir bei allem Nachdenken über das Wesen des Erkenntnisprozesses stoßen: Empfindung, Vorstellung, Begriff, Raum, Zeit, Kausalität, Gesetz, theoretisches und praktisches Erkennen, Weltanschauung, kausale und teleologische Auffassung der Wirklichkeit, Evolutionismus u. s. w. Da und dort öffnen sich auf dem Wege plötzlich überraschende Ausblicke, bei denen aber der Autor nicht selbst verweilt, sondern — echt pädagogisch — den Leser verweilen läßt. So fällt ein rasches und bedeutsames Licht auf eine Anzahl der wichtigsten

Probleme des Denkens und nicht bloß des Denkens, sondern des Lebens überhaupt.

Ueber die philosophische Position des Verfassers will ich nicht viel verraten. Diese Anzeige soll ja nicht die Lektüre des Werkes ersetzen. Nur so viel sei gesagt, daß sie von großer Kühnheit ist. Es ist jener Standpunkt, für den die Welt, theoretisch gesprochen, zunächst als eine Tatsache des eigenen Geisteslebens gegeben ist, als ein „Erlebnis“, wie der Autor sich ausdrückt. Unser Erkennen bildet nicht eine unabhängig von uns vorhandene, sogenannte objektive Wirklichkeit ab, es ist vielmehr einfach eine Verarbeitung unseres Erlebens, ein Ordnen, Rubrizieren, Deuten. Was davon auf weitgehende, mehr oder weniger allgemeine Gültigkeit Anspruch machen kann, ist „Wissenschaft“. Wissenschaft ist Sozialpsychologie.

Das ist — ganz allgemein gesprochen — die These Phänomenalismus, der aber der Autor eine ganz persönliche und konkrete Ausprägung gibt, so daß sie auch auf philosophisch orientierte Leser überraschend wirkt und so „neu“ wird, als solche Dinge überhaupt sein können. Es liegt darin, wie gesagt, eine sehr große Kühnheit, aber ich sehe meinerseits nicht ein, wie ein energisches Denken diesen Konsequenzen entgehen könnte. Vor diesem radikalen Denken stürzen denn freilich eine Anzahl von Götzen des gewöhnlichen Denkens zusammen: die starre Objektivität der Welt, der Materialismus, das Naturgesetz als eine selbständige Größe gedacht, die Ansprüche der sogenannten naturwissenschaftlichen Weltanschauung u. a. m. Aber es ist gut, daß sie fallen. Auch die Aufgabe der Wissenschaft selbst wird bescheidener. Sie darf sich nicht mehr als mystische Orakelspenderin und Welträtsellöserin gebärden, sondern erhält die Rolle zugewiesen, den Reichtum der Wirklichkeit, den oft so verwirrenden, zu ordnen und zwar — wie man wohl im Sinne des Verfassers hinzufügen darf — zum Zwecke seiner geistigen (und technischen) Beherrschung. Rückt sie so auf der einen Seite in die Nähe der Technik, so erhält sie auf der anderen den Glanz der Kunst. Denn das Denken ist im Grunde ein Schaffen der Phantasie, freilich nicht ein frei waltendes.

Man wird vielleicht dem Autor trotzdem vorwerfen, daß er den Wert der Wissenschaft herabsetze. Mit Unrecht: man setzt eine Sache nie herab, wenn man sie von falschen Ansprüchen befreit — im Gegenteil, man hebt sie damit und wäre es auch nur in dem Sinne, daß man sie vor der Opposition der Enttäuschten bewahrt. Daß in dem Verfasser neben der philosophischen auch die wissenschaftliche Leidenschaft lebt, beweist das ganze Buch. Es ist der bekannte Weg, den er gegangen ist: weil er bis ans Ende des Wissens gelangen wollte, stieß er zuletzt auf seine Grenzen. Aber die Grenzen der Wissenschaft sind nicht die Grenzen der „Wahrheit“ oder des Lebens und Erlebens.

Wir hoffen, daß der zweite Band bald erscheinen werde und sind gespannt darauf. Möge der vorhandene nun von Vielen gelesen werden, und zwar nicht nur von Philosophen und Theologen vom

Fach, sondern auch von Medizinern, Juristen, Lehrern aller Art, überhaupt von solchen, die nach Klarheit und Einheitlichkeit des Geisteslebens ringen. Es sei für viele von ihnen noch besonders bemerkt, daß der Verfasser auch eine gründliche naturwissenschaftliche Schulung besitzt. — Ich hoffe, daß von diesem Buche eine Kraft der Freiheit und des Lebens ausgehe. L. Ragaz.

---

# Lesefrüchte.

Was ist schuld daran, daß wir so eigentümlich schwächlich und zerfahren sind? Fehlt es uns an der alten Ehrfurcht vor der Religion oder am sittlichen Lebensernst unserer Väter oder am Eifer für christliche Liebeswerke? Das mag für Viele zutreffen, aber schwerlich mehr als in früheren Zeiten. Hat die Religion viele Gegner, so hat sie ebensoviele Verteidiger; zahlreiche Freunde des Christentums sind eifrig bemüht, ihm aufzuhelfen und es wieder stark zu machen.

Aber wenn nun gerade darin der Hauptfehler läge? Nicht die Menschen sollten der Religion aufhelfen, sondern die Religion den Menschen! Ist die Religion die Kraft, für die wir sie halten, so ist sie es, die das Leben schafft; wir können ihr das Leben nicht geben noch retten.

* *
*

Worauf ist das Christentum gegründet worden? Auf eine Hoffnung! Auf die Hoffnung, daß bald das Reich Gottes kommen wird. Diese Hoffnung ist von Jesus in den Mittelpunkt der Religion gestellt worden, denn er heißt seine Jünger beten: Unser Vater, dein Reich komme! Das Christentum ist ein Bitten, ein Begehren, eine Sehnsucht; es ist das Begehren, daß Gott der König in der Menschenwelt werde, wie er es im Himmel ist. Nicht das Verlangen nach dem eigenen Heil ist das Erste und das Wichtigste, sondern das Verlangen nach der Umwandlung der Welt. Hier haben wir das starke Gemeingefühl, das wir suchten, die lebendige treibende Kraft, die wir in dem heutigen Geschlecht vermissen, den großen Weltgedanken, den wir der „Eitelkeit der Eitelkeiten, dem Nirvanagedanken, der Götterdämmerung gegenüberstellen.

* *
*

Der Sinn jenes Gedankens (vom Reiche Gottes) ist, daß wir nicht selbständige Individuen sind, die von einander und von der Welt losgelöst werden und ein jedes seine eigene Bahn verfolgen könnten, sondern daß wir alle e i n e n Ursprung und e i n Ziel haben, einen Ursprung in dieser Erde und ein Ziel in Gott, und daß jene von Gott geleitete Geschichte, die wir Religion nennen, uns aus dem

dunkeln Mutterboden, in dem wir wurzeln, in die Luft und Sonne Gottes hinaufführen will.

* * *

Sollen wir nun beweisen, daß Jesus recht hat ... mit dem unermeßlich kühnen Gedanken, daß den Kindern dieser armen Erde vorbehalten sei, Gott zu sehen? Das Höchste kann man nicht beweisen, man spürt es oder spürt es nicht. Und wer es spürt, der muß es ergreifen ... Diejenigen, die unter dem Gesetz der Trägheit stehen, wenn sie auch beständig vom Fortschritt reden, die klugen Menschen, die sich an das halten, was sie haben, die Führer des Jahrhunderts, die Adepten aller Menschenweisheit werden uns Schwärmer nennen, weil wir an eine lebendige Kraft hinter dem Weltgeschehen und ein lebendiges Ziel aller Weltentwicklung glauben, werden uns die hoffenden Toren schelten und unsere christliche Utopie verlachen, und wir können ihnen auf ihrem Standpunkt nicht einmal unrecht geben. Wissen doch die meisten Christen nicht, was sie sagen, wenn sie beten: Dein Reich komme! Aber diejenigen, die es wissen, haben das Gefühl, daß von dort für sie ein Lichtstrahl in das Rätsel der Welt und des Lebens fällt. Sie ahnen, daß alles, was sich aus dem Chaos zum Leben und Bewußtsein emporringt, was in dunkelm Drange, mit Kämpfen und Irren zum Lichte aufstrebt, was in der Seele der Menschheit sich suchend und tastend heranbilden will, was in ihr Träume spinnt und Ideale dichtet, daß alles einem Zuge folgt, der die Welt, die sinnliche wie die geistige, einer höhern, einer höchsten Bestimmung entgegenführt, dem Zuge dessen, den Jesus unsern Vater nennt. Sie sehen in Allem, was Entwicklung heiß, in den Wundern der physischen Welt, im Wunder des Lebens, im Wunder des Menschengeistes, die Vorstufen zu dem Bau, der einst die Gemeinschaft freier Geister aufnehmen wird, die mit Gott verkehren. Aber sie wissen, daß es sich hier nicht um ein naturnotwendiges Vonselbst handelt; man muß wollen! Man muß an sich arbeiten, muß kämpfen und stark und reif werden wie ein Mann, und man muß beten wie ein Kind: Vater, Dein Reich komme!

(Aus dem prächtigen Vortrag von B. Duhm: „Das kommende Reich Gottes," den wir unsern Lesern aufs wärmste empfehlen möchten; er ist erschienen bei J. C. B. Mohr in Tübingen, 38 S., zum Preis von Fr. 1.—.)

---

# Soziale Rundschau.

**Die Revision des eidgenössischen Fabrikgesetzes.** Vor einigen Wochen konnte Deutschland das 25jährige Jubiläum seiner großartigen Sozialversicherung feiern — eine deutliche Mahnung an uns schweizer Demokraten, in unserer sozialen Gesetzgebung ein rascheres

Tempo einzuschlagen. Zum Glück liegt heute doch ein Gesetzesentwurf vor uns, der uns wenigstens in einem Gebiet wieder an die Spitze der europäischen Gesetzgebung bringen kann: Die Revision des Fabrikgesetzes.

Das heute noch geltende Fabrikgesetz aus dem Jahr 1877 war ein Ehrendenkmal für unser Volk und vorbildlich für andere Staaten. Allerdings ist es gegen eine geradezu wütende Opposition s. Zt. mit nur 10,000 Stimmen angenommen worden. Wer dieses großzügige und gerechte Gesetz durchliest, begreift heute jene Opposition gar nicht mehr. Dieser Arbeiterschutz kommt uns sehr selbstverständlich und höchst mäßig vor. Es war doch auch ein Glück, daß ein Bundesgesetz dem Dilettieren auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes in den verschiedenen Kantonen ein für allemal ein Ende gemacht hat. Heute nun ist ein soziales Empfinden im Schweizervolk doch soweit vorhanden, daß der neue Entwurf alle Aussicht auf gute Aufnahme hat, dank vor allem der taktvollen und energischen Durchführung des alten Gesetzes durch den ersten schweizerischen Fabrikinspektor Dr. Fridolin Schuler, der kurz vor seinem Tod seine Erfahrungen und Forderungen in einem Artikel „Die Revision des schweizerischen Fabrikgesetzes“ niedergelegt hat.

Die fortschreitende Industrialisierung unseres Landes (von 1882 auf 1907 Zunahme der Betriebe von 2642 auf 7278 und der Arbeiter von 134,856 auf 307,128), die neben sozial ganz rückständigen Fabriken sozial hochentwickelte zeitigte, hätte zu einer Revision des Gesetzes allein schon Anlaß geben müssen. Denn es gilt jene auf das Niveau dieser zu heben, so weit dies möglich ist. Die erschreckende Zunahme der Unfälle (in den den Unfällen am meisten ausgesetzten Industrien Zunahme der Unfälle von 53,4 ‰ im Jahr 1889 auf 62,8 ‰ im Jahr 1908) drängte auf einen wirksameren Ausbau des Arbeiterschutzes. Auch zeigten sich erst bei jahrelanger Handhabung des ersten Gesetzes dessen Mängel und Lücken und endlich mußte es dem Bundesrat selber lieb sein, daß seine zahlreichen Erlasse zum alten Gesetz in einem neuen fixiert würden.

Nun rückten von verschiedenen Seiten die Interessenten auf den Plan, teilweise mit eigenen Gesetzesentwürfen; in einer großen Expertenkommission kamen in 28 Sitzungen ihre auserwählten Vertreter zum Wort. Mit Recht und naturgemäß erhielten die Vertreter der Arbeiterschaft moralisch das Uebergewicht; denn es war ihre Sache, die da verhandelt wurde. Ein Leitmotiv zieht sich durch ihre Forderungen: Ohne gesunde Arbeitsverhältnisse keine gesunde Industrie und keine gesunde Kultur. Das wird hoffentlich auch das Leitmotiv in den kommenden Verhandlungen der eidgenössischen Räte bleiben. Auf Grund des Protokolls der Expertenkommission hat dann der Bundesrat seinen definitiven Entwurf ausgearbeitet, der hier kurz besprochen werden soll. Hemmend und störend wirkte in den Verhandlungen die bevorstehende Neubearbeitung des Obligationenrechts und das Projekt

der Unfall- und Krankenversicherung, indem unbequeme Artikel von den Vertretern der Industrie und des Gewerbes, zum Teil mit Erfolg, auf jene und auf ein künftiges Gewerbegesetz hinübergeschoben werden wollten. Andererseits ist es recht, daß der Bundesrat, entgegen dem Entwurf des Arbeiterbundes, einzig die Fabrik als Geltungsbereich des revidierten Gesetzes bestimmen will. Nur durch die Beschränkung auf ein abgeschlossenes Gebiet kann gute Arbeit geleistet werden; jede Ausdehnung auf Gewerbe und Hausindustrie z. B. würde Unklarheiten schaffen, da die Arbeitsverhältnisse auf den drei Gebieten zum Teil grundverschiedene sind.

Ist das Fabrikgesetz revidiert, dann wird ein Gewerbe- und ein Heimarbeitsgesetz nicht überflüssig, sondern nur dringender sein.

* * *

Wir durchgehen rasch den Entwurf des Bundesrats, soweit er Neuerungen bringt, und versuchen dann die Linie zu zeichnen, auf welcher die Entwicklung des Arbeiterschutzes weiter gehen soll.

So viel ich sehe, enthält der Entwurf des Bundesrats in 80 Artikeln (gegenüber 21 des alten Gesetzes) etwa hundert Bestimmungen, die ganz neu oder mehr oder weniger starke Aenderungen der alten sind.

Als Geltungsbereich wird durch den Titel die Fabrik bezeichnet. Fabrik ist „jede industrielle Anstalt, die eine Mehrzahl von Arbeitern außerhalb ihrer Wohnräume beschäftigt, sei es in den Fabrikräumen und auf den dazu gehörenden Werkplätzen, sei es anderwärts bei Verrichtungen, die mit dem industriellen Betrieb in Zusammenhang stehen“. Diese Fassung ist sehr glücklich gegenüber der mißverständlichen Definition des alten Gesetzes; sie scheidet den Handwerksbetrieb und das Gewerbe aus, und ist doch weit genug, um ein Gewerbe, das in einen industriellen Betrieb übergeht, wie dies häufig geschieht, ohne weiteres in den Bereich des Gesetzes aufnehmen zu können.

Es folgen die Bestimmungen betreffend den Arbeiterschutz. Hier werden mit Recht allzusehr ins einzelne gehende Bestimmungen vermieden, da die Gefahren für Gesundheit und Leben der Arbeiter außerordentlich mannigfaltig sind. Eine Bestimmung sagt, „daß überhaupt alle der Erfahrung und dem jeweiligen Stand der Technik entsprechenden Mittel zur Verhütung von Krankheit und Unfällen angewendet werden sollen, soweit die Verhältnisse es gestatten.“ Wir würden diesen letztern Zusatz gern vermissen, da er zum Faulbett für gleichgültige und habsüchtige Unternehmer und säumige Aufsichtsbehörden werden kann. Unternehmen, die jener Forderung nicht entsprechen können, sollen aus dem industriellen Leben ausgeschaltet werden. In der Industrie ist das Leben der Güter höchstes. Die übrigen Bestimmungen sind gut. Neu wird gefordert, daß den Arbeitern, wenn die Umstände es erfordern, außerhalb der Arbeitsräume passende Eßräume unentgeltlich zur Verfügung zu stellen seien und

daß die Arbeitsräume, sofern ihre Bestimmung es gestattet, in der kalten Jahreszeit geheizt werden sollen. Auch kann der Arbeitgeber angehalten werden, die Raummaße der Arbeitsräume und die danach zulässige Zahl von Arbeitern anzuschlagen. — Ein Artikel bestimmt das allernotwendigste über die Unfälle bis zum Erlaß eines Unfallgesetzes.

In den Bestimmungen über die Fabrikordnung ist neu, daß kein Arbeiter zur Strafe vorübergehend von der Arbeit ausgeschlossen werden darf; auch die Verhängung von Geldbußen ist unzulässig. Der Bundesrat motiviert dies sehr gut: Ein vorübergehender Ausschluß ist eine einseitige Aufhebung des Arbeitsvertrags und es ist ein Unrecht, wenn eine der beiden Parteien befugt ist, eine Strafe aufzuerlegen, während die andere ihren Schutz beim Richter suchen muß. — Gestrichen ist die Bestimmung des alten Gesetzes, wonach der Fabrikbesitzer über die guten Sitten und den öffentlichen Anstand unter den Arbeitern und Arbeiterinnen in der Anstalt wachen soll. Der Bundesrat „will den Fabrikinhaber nicht zum Sittenwächter machen.“ Es ist aber zu bedenken, daß Arbeitsgemeinschaft auch Lebensgemeinschaft ist, die zum mindesten für die vielen unfesten Naturen nicht schädlich sein darf. Allerdings müßte jene Bestimmung ergänzt werden durch eine weitere, daß die Arbeiter über die guten Sitten und den öffentlichen Anstand des Fabrikbesitzers in seiner Beziehung zur Arbeiterschaft zu wachen haben. Daß dies nicht überflüssig ist, beweisen nicht seltene Vorkommnisse, namentlich in Fabriken, wo die Arbeiterschaft nicht organisiert ist. Der Vorschlag des Arbeiterbundes will mit Recht solche Vergehen besonders schwer ahnden und es ist zu hoffen, daß die gute Fassung in seinem Entwurf: „Der Unternehmer ist verantwortlich für die Aufrechterhaltung der guten Sitten innerhalb seines Geschäfts“ — doch noch Aufnahme finde. — In Zukunft würde sich nicht nur die Kantonsregierung, sondern auch das Fabrikinspektorat und, in wirksamerer Weise als bisher, auch die Arbeiterschaft über Genehmigung der Fabrikordnung zu äußern haben. — Gekündet darf in Zukunft nicht mehr werden wegen Ausübung eines verfassungsmäßigen Rechts, wegen obligatorischen Militärdienstes und während einer ohne Verschulden des Arbeiters durch Unfall oder Krankheit verursachten Erwerbsunfähigkeit bis zur Dauer von vier Wochen. Die Motive des Bundesrats betonen erfreulicherweise: „Von den verfassungsmäßigen Rechten kommt vor allem dasjenige betreffend die Bildung von Vereinen, sowie etwa das Stimmrecht in Frage. Die Vereine, um die es sich handelt, sind hauptsächlich die beruflichen Organisationen der Arbeiter. Kündigungen wegen Zugehörigkeit zu solchen sind nichts Seltenes; sie verstoßen gegen das Rechtsbewußtsein und erschweren die kollektive Interessenvertretung. Und doch ist auf diese der Arbeiter angewiesen, wenn er seine Lage verbessern will. Das nämliche Mittel wenden ja, mit demselben Rechte, die Unternehmer an.“

Die Bestimmungen über die Lohnzahlung, im alten Gesetz

ein einziger Artikel, nehmen im Revisionsentwurf sieben Artikel in Anspruch. Sie werden wohl noch viel zu reden geben; namentlich die Abschaffung des Décompte, des Standgeldes, eines Teils des Arbeitslohns, den der Fabrikinhaber heute noch als Kaution dem Arbeiter bis zu dessen Austritt aus der Fabrik vorenthalten darf. Artikel 22 streicht ihn: „Vereinbarungen, nach denen der Fabrikinhaber fälligen Lohn zur Deckung zukünftigen Schadens zurückbehalten darf, sind ungültig.“ — Erfreulicherweise ist die Forderung der schweizerischen Sonntagsvereine, wonach der Zahltag nur ausnahmsweise, aus zwingenden Gründen, auf den Samstag verlegt werden darf, aufgenommen worden. — Die Lohnzahlung hat vierzehntäglich zu erfolgen. — Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die Bestimmungen über das Obligatorium der Einigungsstellen, die überall da zu errichten sind, wo keine freiwilligen existieren. Erscheinen, Verhandeln und Auskunftgeben sind für die Parteien obligatorisch und die Einigungsstelle darf aus eigener Initiative ihre Vermittlung eintreten lassen.

Der Abschnitt über die Arbeitszeit bringt die wichtige Neuerung des Zehnstundentages, der schon 1909 von 63 % der schweizerischen Fabrikbetriebe mit 62,1 % der Arbeiter eingeführt ist. Man muß die Schilderung der Kämpfe um den Elfstundentag in Schulers Selbstbiographie nachlesen und damit die heute voraussichtlich ganz glatte Einführung des Zehnstundentags vergleichen und dann wird man sich über den Fortschritt sozialen Denkens selbst in Unternehmerkreisen herzlich freuen. Der Zehnstundentag ist eine glänzende Bestätigung der sonst gern so hartnäckig überhörten Wahrheit, daß Arbeiterschutz und Hebung der Industrie unlöslich mit einander verbunden sind. Der Zehnstundentag wird namentlich der großen Baumwollindustrie unseres Landes zu gute kommen, in der von 1176 Betrieben immer noch 902 den Elf- und den Zehneinhalbstundentag haben (671 Betriebe lassen 11 Stunden, 231 10½ Stunden arbeiten). Die Bewilligungen für Ueberzeitarbeit werden durch den Entwurf sehr eingeschränkt und werden nach einheitlichem Grundsatz besonders gelöhnt mit einem Lohnzuschlag von mindestens 25 %. Nacht- und Sonntagsarbeit sind nur ganz ausnahmsweise zulässig.

Gelten die erwähnten Schutzbestimmungen für alle Arbeiter, so bedürfen Frauen und Jugendliche eines besondern Schutzes. Der Bundesrat bezeichnet diejenigen Fabrikationszweige und Verrichtungen, zu denen weibliche Personen und Kinder unter 16 Jahren nicht beigezogen werden dürfen. Die Nachtruhe für Frauen und Kinder muß wenigstens 11 aufeinanderfolgende Stunden betragen und die Zeit von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens in sich schließen. Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu besorgen haben, und Personen unter 18 Jahren dürfen zur Ueberzeitarbeit nicht verwendet werden. An den Vorabenden von Sonntagen soll jenen gestattet sein, die Arbeit um Mittag zu beendigen. Wöchnerinnen darf während der gesetzlichen Ruhezeit (6 Wochen nach der Niederkunft) oder auf einen Termin,

der in diese Zeit fällt, nicht gekündigt werden. Schwangere dürfen auf bloße Anzeige hin vorübergehend die Arbeit verlassen. Kinder sind nicht nur, wie bisher bis nach zurückgelegtem 14. Altersjahr von den Fabriken ausgeschlossen, sondern auch wenn und so lang sie über dieses Jahr hinaus primarschulpflichtig sind. — Das Lehrverhältnis ist durch schriftlichen Vertrag zu regeln.

Neu ist der ganze Abschnitt betreffend die mit Fabriken verbundenen Anstalten, die (abgesehen von manchen rühmlichen Ausnahmen) oft mißbräuchlich genannten „Wohlfahrtseinrichtungen" (Wohnungen, Heime, Schlafräume, Küchen, Kantinen). Sie werden der Aufsicht der Fabrikinspektoren und den gleichen Bestimmungen wie die Fabrikordnung unterstellt. Insbesondere, sagt das Begleitwort des Bundesrats, sei darauf zu halten, daß der Arbeiter durch solche Einrichtungen nicht in ein drückendes Abhängigkeitsverhältnis zum Arbeitgeber komme.

Die Strafbestimmungen des Entwurfs sind wohl sein schwächster Teil, weil sie, trotz einiger Präzisierung und Verschärfung, doch die Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte, die überaus häufig ist, zu wenig bekämpfen und weil der Grundsatz, den Schuler s. Zt. aufstellte, „daß die Strafe so hoch sich belaufen soll, daß dem Bestraften kein Vorteil aus seiner Uebertretung erwachsen kann", immer noch zu wenig berücksichtigt ist, zumal wenn man die Gleichgültigkeit vieler administrativer und gerichtlicher Behörden bedenkt. Es ist gut, sich die Worte Schulers ins Gedächtnis zu rufen: „Was hat doch eine Buße für einen Sinn, wenn sie gegenüber dem erzielten Gewinn gar nicht in Betracht kommt. Ich könnte einen Fall anführen, wo 40 Franken Buße verhängt wurden, weil der Arbeitgeber ein paar hundert Personen drei Wochen lang unerlaubte Ueberzeit hatte arbeiten lassen. Der Bestrafte gab mir getrost zu, daß er eine zehnfache Buße mit Vergnügen bezahlt hätte, da ihm die ungesetzliche Arbeit doch viele Tausende Vorteil gebracht hätte." ... „Die Bestimmung ausländischer Fabrikgesetze, daß die Buße so viel mal verhängt werden müsse, als Personen an der Uebertretung beteiligt gewesen seien, ist nur gerecht". ... „Beim zweiten Rückfall dürfte wohl Gefängnisstrafe vorgeschrieben werden." ... „Für Nichterstellung oder Beseitigung verlangter Sicherheitsvorrichtungen oder Nichtbeseitigung sanitarischer Schädlichkeiten nach einem gewissen, von den Aufsichtsbehörden gestellten Termin, würde mit vollem Recht das englische Beispiel, allerdings mit mäßigerem Strafansatz, nachgeahmt, das für jeden weitern Tag eine Buße bis zu 50 Franken verlangt." ... „Wenn die Uebertretungen aufhörten, lukrativ zu sein, würde sich ihre Zahl sicherlich rasch vermindern." Hoffen wir, daß, wenn nicht die Beratung, so doch die Vollziehungsverordnungen den Wunsch des erfahrenen Mannes erfüllen werden.

* * *

Dies sind die wichtigsten Neuerungen des Entwurfs, dessen sozialen Geist und feines Verständnis für die Arbeiterseele der Heraus-

geber der „Sozialen Praxis“, Prof. Dr. E. Francke, rühmt, und von dem er sich einen starken Anstoß für den sozialpolitischen Fortschritt in andern Ländern verspricht. Gewiß wird er in den Räten noch Aenderungen erfahren; hoffentlich aber nicht nur in unternehmer-, sondern auch in arbeiterfreundlichem Sinn. Er wird nicht nur dem Arbeiter als Persönlichkeit, sondern auch dem Fortschritt der Industrie förderlich sein, wenn er Gesetzeskraft erlangen wird. Serbelnde Unternehmungen, die sich nur durch Ausnützung der Arbeitskräfte schmarotzerartig erhalten können, werden durch das neue Gesetz ein klein wenig rascher dem wünschenswerten Untergang entgegengetrieben; lebensfähige werden sich, weil sie sich auf der körperlichen und geistigen Gesundheit der Arbeiter aufbauen, kräftiger entwickeln. Das Gesetz wird auch die Achtung vor dem Arbeiter und seine Selbstachtung steigern.

Gewiß sind auch in diesem guten Entwurf nicht alle Forderungen des Arbeiterschutzes berücksichtigt. Unter diesen sind zu unterscheiden, die deren Einführung in das Gesetz zurzeit wünschenswert und möglich sind und solche, die Richtlinien für die künftige sozialpolitische Arbeit bilden. Wünschbar und möglich wäre heute schon die Ausdehnung der Haftpflicht auf Berufskrankheiten, die nachweislich Folge der Fabrikarbeit sind. Diese Ausdehnung ist um so notwendiger, „als die schlimme Wirkung solcher bei der Erfüllung der Pflicht in fremdem Dienste entstandenen Erkrankungen meistens weit empfindlicher ist als die der kleinen Unfälle, die doch unter dem Schutz der Haftpflicht stehen (Benz). Die Kodifizierung einer solchen Bestimmung sollte nicht von dem unsichern Schicksal der Kranken- und Unfallversicherung abhängig gemacht werden. Das gleiche gilt von dem Verbot für Wöchnerinnen, vor Ablauf von sechs Wochen in die Fabrik zurückkehren zu dürfen. Diese Bestimmung hat heute in sehr vielen Fällen den Charakter einer grausamen Gedankenlosigkeit, gleichsam einer Strafe (statt eines Lohnes) für die schwerste und verdienstlichste Arbeit, die eine Frau der Menschheit leisten kann: die Mutterschaft. Irgendwie muß den Wöchnerinnen schon in diesem Gesetz eine Vergütung für den durch die Mutterschaft erwachsenden Lohnausfall zugesprochen werden. — Die Anstellung weiblicher Inspektorinnen ist wünschenswert, aber noch diskutierbar. Aber zwei Forderungen Schulers sollten doch noch Aufnahme finden: Die Anstellung von Inspektionsgehilfen aus der Mitte der Arbeiterschaft zur Entlastung des Fabrikinspektors und zur Ermöglichung einer strikten Durchführung seiner Weisungen und die Erweiterung der Kompetenz des Inspektors, daß er, „wenn er auf Kinder stößt, die allzu schwächlich oder kränklich aussehen, um zum Fabrikdienst angehalten zu werden, ein ärztliches Zeugnis verlangen darf, ob das betreffende Kind unbeschadet seiner Gesundheit beschäftigt werden dürfe.“ Auch Art. 74 des Entwurfs des Arbeiterbundes: „Den Arbeiterinnen, die Mütter sind, ist ein besonderer Raum, der außerhalb der Betriebs-

räume gelegen sein muß, vom Unternehmer unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, wo sie ihre Säuglinge stillen und wo diese während der Arbeitszeit untergebracht werden können. Ein Lohnabzug darf für die Zeit des Stillens nicht gemacht werden" dürfte Aufnahme finden. — Ebenso die Forderung des Verbots der schwarzen Listen und aller ähnlichen unehrlichen Waffen im Arbeitskampf überhaupt.

Im übrigen gilt vom Entwurf des Arbeiterbundes: „Qui trop embrasse mal étreint". Es wäre ein Glück, wenn das revidierte Fabrikgesetz glatt durchginge. Scharfe Opposition ruft, auch wenn sie nichts erreicht, doch der heimlichen Resistenz in der Ausführung. Aber klar ist, daß die Entwicklung nach Annahme des neuen Entwurfs nicht still stehen darf. Sie wird ungefähr folgende Ziele im Auge haben: Allmähliche Reduktion des Zehnstundentags auf den Neunstundentag; Einführung von Minimallöhnen und des obligatorischen Tarifvertrags; Erhöhung des Schutzalters für Jugendliche von 14 auf 15 Jahre (womit freilich die obligatorische Fortbildungsschule verbunden werden müßte) und der Achtstundentag für Jugendliche unter 18 Jahren.

Soll das revidierte Fabrikgesetz wirklich Gesetzeskraft erlangen, so wird dazu besonders nötig sein neben der Gewissenhaftigkeit der Exekutivbehörden die Aufsicht seines Vollzugs durch die Gewerkschaften und durch das soziale Gewissen der Gesamtheit. Fr. Sutermeister.

---

# Die religiös-soziale Konferenz

vom 24. und 25. Oktober in Bern hat einen sehr erfreulichen Verlauf genommen. Nicht zum mindesten ist das der sorgfältigen Vorbereitung durch unsere Berner Freunde, die Herren Lauterburg und Schmidt, zu verdanken. Die Berner Konferenz hat sich von den frühern in Zürich und Basel vor allem durch die stärkere Beteiligung der Frauen und der welschen Gesinnungsgenossen unterschieden. In Bern arbeitet ja eine rührige Frauengruppe unter der Führung von Fräulein von Mülinen, Frau Pieczynska u. a. an der sozialen Hebung und Befreiung ihres Geschlechts; wir sind ihnen für ihre Mitarbeit herzlich dankbar und hoffen, daß auch ihnen die Konferenz für ihre Bestrebungen einige Anregung, Ermutigung und Kraftzuwachs gebracht habe. Die engere Berührung, die sich mit den welschen Freunden, Herrn de Morsier und seinen Mitarbeitern, angeknüpft hat und, wie nachher beschlossen wurde, weiter gepflegt werden soll, möge auch beiden Teilen zum Gewinn ausschlagen. Die Situation ist ja nicht für beide Teile dieselbe und darum ist auch die Art ihres Vorgehens verschieden. Während die welschen groupes des chrétiens sociaux politische Arbeit leisten möchten, hat sich die Konferenz bloß die Aufgabe gestellt, Verständnis der sozialen Erscheinungen zu fördern, Gewissen zu wecken, Gesinnungen

zu pflegen, und überläßt es dem Einzelnen, wie und wo er sich politisch betätigen will. Diese Verschiedenheit ist aber kein Hindernis der Gemeinschaft des Geistes, die in Bern gesucht worden ist und ferner sich immer fester knüpfen möge.

Ein neuer Versuch war die öffentliche freie Vereinigung am Abend des 25. Oktober, wo wir an Stelle eines Referates mit folgender Diskussion eine Reihe von Ansprachen darboten. Es läßt sich dabei ja nicht vermeiden, daß einzelne Gedanken sich wiederholen und andere sich stoßen und widersprechen. Aber das sind mehr Nebensachen, und man darf, auf das Ganze gesehen, wohl urteilen, daß gerade die Verschiedenheit der Redner nach Gedankengang und Temperament eine schöne Harmonie ergeben hat. Wie Nationalrat Dr. Rikli religiöse und soziale Gedanken eines Arztes aussprach und dabei den Tatsachen eine beredte Sprache einzuhauchen wußte, wie Herr de Morsier seinen Appell an den citoyen chrétien richtete, die politische Arbeit als Christenpflicht zu erfassen, wie Fräulein von Mülinen davon sprach, wie die Kirche sich selbst geschadet habe, als sie die Frauen in engen Schranken hielt und sie nicht zur Mitarbeit heranzog, wie Pfarrer Hadorn zeigte, daß gerade die Seelenarbeit des Pfarrers zu sozialen Forderungen führen muß, und wie zum Schluß Pfarrer Bader unsere religiösen Motive und Hoffnungen darzustellen und eindrücklich zu machen wußte, all das konnte nicht ohne Eindruck bleiben. Möge es vom Eindruck nun auch zur Auswirkung kommen!

Ueber die Vorträge und Diskussionen soll hier nicht ausführlich referiert werden. Professor Ragaz sprach über Christentum und Vaterland; wir hoffen, daß seine Ausführungen im Druck einem weitern Kreise zugänglich gemacht werden, und auch die Hörer werden sich gern in seine Gedankengänge nochmals ruhig vertiefen. Er verstand es ausgezeichnet, die Probleme und Konflikte, die mit den Worten Patriotismus und Internationalismus bezeichnet sind, auf ihre tiefsten Grundlagen zurückzuführen und die paradoxe Doppelstellung zu zeigen, in der sich der Christ dem Vaterland gegenüber befindet, wie überhaupt dem ganzen natürlichen Leben gegenüber; es ist etwas Gottgegebenes und doch zu Ueberwindendes, ein Arbeitsfeld, aber kein letztes Ziel; der Christ steht ihm in seinen letzten Zielen innerlich frei und doch in seiner gegenwärtigen Arbeit innerlich gebunden gegenüber. Der landläufige christliche Patriotismus, welcher in einer religiösen Weihe des nationalen Egoismus und nationaler Selbstverherrlichung besteht, wurde abgelehnt; gerade dadurch, daß das Gottesreich, das der Christ sucht, hoch über den Weltreichen liegt, wird der Patriotismus geläutert zu einem Gefühl der Solidarität in Schuld und Dienst, zu einer Verpflichtung zur Arbeit für den göttlichen Beruf des eigenen Volkes. Zum Schluß kam Ragaz auf die Konflikte zu sprechen, in die der Christ durch den Zusammenstoß seiner Ideale mit der unidealen Wirklichkeit gerät. Er zeigte, wie man da kein Gesetz über die

Grenze der unentbehrlichen Kompromisse aufstellen darf, sondern jedem sein Gewissen und sein Glaube den Weg zeigen muß. Freilich, diejenigen, die den Widerstand der Wirklichkeit gegen das Ideal an ihrer Person willig erdulden, werden auch am meisten zum Sieg ihres Ideals beitragen.

Leider bewegte sich die Diskussion nicht auf der Höhe des Vortrags. Umso lebendiger und erfreulicher war sie am folgenden Morgen nach dem ausgezeichneten Vortrag von Pfarrer Schmidt über Christliche Liebestätigkeit und soziale Frage. Man spürte es seinen Worten wohl an, daß hier einer redete, der das ganze Problem nicht bloß durchdacht, sondern durchlebt hat. Auf die Liebestätigkeit werden wir ja immer hingewiesen, wenn wir von der sozialen Aufgabe der Kirche reden, und doch hören wir es immer wieder, wie sie von Seiten der sozialistischen Arbeiterschaft nicht als Beweis des guten Willens der christlichen Gesellschaft anerkannt, sondern bloß als bequeme Abschlagszahlung beurteilt wird, die von der Erfüllung der ganzen Pflicht dispensieren sollte. Schmidt verfiel weder in die eine noch in die andere Einseitigkeit; er zeigte klar, in welchen Fällen und bis zu welchem Grade das ungünstige Urteil des Sozialismus zutrifft; nämlich überall da, wo die Liebestätigkeit in einseitiger Weise allein für die Seele sorgen will, sodaß sie zuletzt nicht allein gegen den Leib, sondern auch gegen die Seele selbst unbarmherzig wird. Ferner da, wo sie als Beruhigung des sozialen Gewissens dienen, das Gefühl erwecken soll, es geschehe ja etwas, oder wo sie nicht begreift, daß der vierte Stand Rechte und nicht Wohltaten fordert. Auch die Wohlfahrtseinrichtungen industrieller Betriebe, die den Arbeiter an dieselben fesseln, fallen unter dieses Verdikt. Schmidt zeigt aber auch, wie ungerecht es ist, wenn man alle diese Vorwürfe generalisiert, wie sie gerade bei denen, die an maßgebender Stelle wirklich etwas leisten, nicht zutreffen, und wie die Liebestätigkeit immer noch ihre Aufgabe hat und noch lange behalten wird. Aber ebenso klar wies er die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, die Notwendigkeit ihrer Ergänzung durch soziale Arbeit nach. Wir stehen eben dem kapitalistischen System gegenüber, das die wohlwollend patriarchalischen Betriebe unaufhaltsam verschlingt und vor dem die Liebestätigkeit ihre Hilflosigkeit erkennen muß. Daß der Wohnungsnot gegenüber einzig eine zielbewußte Bodenpolitik helfen kann, wurde besonders betont. Nachdrücklich unterstützt sei hier der auch in der Diskussion mehrfach laut gewordene Appell an die Laien, diese Arbeit nicht allein den Pfarrern zu überlassen. Ich hatte den Eindruck, daß in diesem Punkte unsere welschen Freunde uns entschieden voran sind. Wir sind der deutschen Pastorenkirche ein bedeutendes Stück näher, während in der französischen Schweiz die kalvinischen Traditionen noch lebendiger sind.

Aus der Diskussion möchte ich zwei Punkte herausgreifen. Mehrfach wurde die Frage aufgeworfen, wie denn der Widerstand gewisser christlicher Kreise gegen die soziale Arbeit zu erklären sei, und

manche Gründe wurden dafür angeführt. Da wäre auch der zu nennen, daß eben nur die Liebestätigkeit den Nimbus des frommen Werkes, der Betätigung christlicher Gesinnung genießt, während alles, was mit Politik zusammenhängt, zur Sphäre der Welt, der unheiligen Dinge, gerechnet wird. Darin kommt ja im tiefsten Grunde der Gedanke zum Ausdruck, den schon Ragaz in seinem Vortrag ausgeführt hat, daß dem Christen das staatliche Leben zu „der vorübergehenden Gestalt dieser Welt“ gehört, aber in völlig entstellter Form. Diese Scheidung zwischen heiligen und unheiligen Dingen zu bekämpfen und die Wahrheit einzuprägen, daß die höhern geistigen und innerlichen Werte nur durch die Arbeit im Reich der konkreten Dinge gewonnen werden, ein Funke sind, der nur aus dem Gestein der harten irdischen Welt herausgeschlagen werden kann, das ist darum eine wichtige Aufgabe. Und das zweite, was ich betonen möchte, ist die Bedeutung des Glaubens an ein vorwärts führendes Walten Gottes, ist die Hoffnung auf den Sieg der Sache Gottes. Ohne solche Hoffnung wird es auch kein starkes, durch Mißerfolge und Enttäuschungen nicht erschütterliches Wollen geben. Wo Hoffnung ist, da ist Mut, wo Mut ist, ist Kraft, und wo Kraft ist, kommt auch etwas zu stande. Die Verknüpfung des Religiösen mit dem Sozialen liegt für uns nicht nur auf dem Gebiet der Motive, sondern ebensosehr in diesem Punkt der Hoffnung.

Es wäre noch manches Wort, das da gefallen ist, der Erwähnung wert. Ich nenne nur kurz das Votum eines Arbeiters, der sagte: Dadurch, daß ein Mensch durch Liebestätigkeit sich helfen läßt, wird er innerlich nicht gehoben; dazu hilft ihm erst die Organisation. Natürlich darf man das nicht allzusehr generalisieren; aber es ist eine Erfahrung, die man denen entgegenhalten muß, welche die Organisation für die Wurzel alles Bösen ansehen; der welcher es gesprochen hat, ist durchaus nicht ein Feind des Christentums, sondern Mitglied eines evangelischen Arbeitervereins. Ich schließe mit dem Wunsche, daß der ausgestreute Same bald und kräftig aufgehe. R. Liechtenhan.

---

# Umschau.

**Der 23. Oktober** ist für die Schweiz ein bedeutungsvoller Tag gewesen. Die Verhältniswahl hat nach allgemeinem Eindruck gesiegt, trotz der formellen Niederlage. Damit ist ein neues Prinzip für unser politisches Leben proklamiert, ein Prinzip, für das der „Proporz“, der es einerseits durchsetzen hilft, anderseits nur ein Symptom ist, und das uns noch allerlei andere Umgestaltungen bringen wird. Einen Schlag hat jedenfalls das brutale Macht- und Gewaltprinzip empfangen. Der „Majorz“ stellt die Dinge auf des Messers Schneide. Einige Stimmen Mehrheit können der einen Partei alles geben und der andern alle Vertretung rauben. So reizt er zu einem Kampf um die Macht mit allen Mitteln, zu skrupelloser persönlicher Befehdung, unschönen Allianzen und dergleichen. Alledem wird durch die Verhältniswahl der Boden sehr stark entzogen. Die Parteien müssen ihre Kraft mehr in ihrer S a c h e suchen. Weil die neue

Wahlform jeder das Ihrige gibt, wird die Parteileidenschaft gemindert. Der Weg ist für die Sachenpolitik freier geworden. So bleibe ich dabei: Die Verhältniswahl bedeutet die Erreichung einer höheren Stufe politischen Denkens und Fühlens, eine Verinnerlichung und Versittlichung der Politik, sie bezeichnet die bedeutsame Wendung, die diese zu nehmen begonnen hat und immer entschiedener nehmen wird: Sie wird aus Machtkampf immer mehr gemeinsame Arbeit zur Schaffung besserer menschlicher Zustände.

Der 23. Oktober bedeutet auch eine scharfe Lektion für die bisher herrschende Partei. Auch das ist das Urteil aller Ehrlichen und Verständigen. Er ist ein Gericht über diese Partei. Sie hätte es durch rechtzeitige Selbstkritik vermeiden können, hat es aber vorgezogen, die Kritik niederzuschreien. Ob sie nun aus dem Abstimmungsergebnis die richtigen Lehren ziehen wird, bleibt abzuwarten. Auf alle Fälle ist nun der Geist der Sattheit gewichen und das neue Leben, auf das wir schon lange hoffen, das Leben aus tieferen Quellen, hat freieren Raum. Der Anfang einer Erneuerung ist gemacht. Sie wird, vielleicht unter manchen Stürmen, vorwärts gehen. Das Eis ist gebrochen.

Wer dazu auch nur ein wenig beigetragen hat, darf sich freuen, auch wenn es ihn etwas gekostet hat. Mein Artikel über die Proportionalwahl in den Neuen Wegen war freilich nicht in der Meinung geschrieben worden, daß er im Abstimmungskampf eine Rolle spielen werde; er war eine subjektive Meinungsäußerung, für die Leser der Neuen Wege, nicht die politischen Tagesblätter, bestimmt. Er wollte die Frage von einigen allgemeinen, politisch-ethischen Gesichtspunkten aus beleuchten. Nun hat er in der freisinnigen Systemspresse einen gewaltigen Sturm erregt. Ich schließe daraus, daß er einen wunden Punkt berührt und die Wahrheit gesagt hat. Zu einer Antwort auf all die Angriffe, die zum Teil bloße Wutergüsse waren, sehe ich mich um so weniger veranlaßt, als die gleiche Presse nachträglich alles Wesentliche meiner Kritik selbst zugibt. Dagegen wäre es vielleicht angebracht, die Frage aufzuwerfen, ob denn wir, die wir nicht Berufspolitiker sind, insbesondere „wir Pfarrer", etwas Unerhörtes tun, wenn wir über wichtige vaterländische Angelegenheiten eine Meinung nicht nur haben, sondern auch aussprechen. Es haben dies ja eine Anzahl getan (besonders eifrig hat sich der „Essor" am Kampfe beteiligt) und so ziemlich alle haben sich sagen lassen müssen, daß das ihnen nicht anstehe; ziemlich alle haben den Zorn der Berufspolitiker erregt. Haben diese ein Monopol auf die nationalen Angelegenheiten? Das „freie Wort" ist jedenfalls in dieser Sache schändlich vergewaltigt worden. Es zeigt sich darin, wie wenig wir bis jetzt gewagt haben hervorzutreten und im öffentlichen Leben unsern Mann zu stellen. Das wird anders werden, wenn wir uns dieses Recht allgemein nehmen. Selbstverständlich kann es sich nicht um ein Dreinreden in alles und jedes handeln — eine gewisse Zurückhaltung ist gerade hierin am Platze — aber es gibt politische Dinge von großer allgemeiner Bedeutung, über die wir ein Urteil haben können und sollen, und da sollen wir unter Umständen auch reden, gerade wenns gefährlich ist. Das ist einfach unsere Pflicht, nicht nur unser Recht. Denn die Politik ist eines der wichtigsten Gebiete des sittlichen Lebens. In Deutschland ist das selbstverständlich (von England und Amerika zu schweigen), sollte es in der demokratischen Schweiz verboten sein? Es ist nun ein Anfang gemacht, und auch in dieser Beziehung mag der 23. Oktober eine Wendung bedeuten.

Er ist ein reinigendes Gewitter gewesen, das nötig war. Leicht wäre es möglich, daß man später diesen Tag als Markstein für den Beginn eines neuen Abschnittes in unserem politischen Leben betrachten wird. L. R.

**Paul Brandt** †. Zum Gedächtnis Paul Brandts sollen auch in den Neuen Wegen wenigstens einige Worte gesagt werden. Er verdiente freilich eine ausführliche Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Werkes.

Paul Brandt ist der erste schweizerische Pfarrer (ob nicht auch der erste europäische?) der zur Sozialdemokratie gegangen ist. Er hat es getan ohne viel Worte, in dem schlichten, tapferen Sinn, der ihm eigen war. Diesen Schritt hat er trotz allem Schweren, das er ihm brachte, nie zu bereuen gehabt. Denn

er hat sein Leben reich und bedeutend gemacht, zu einem Segen für sehr viel mehr Menschen, als er zu erreichen vermocht hätte, wenn er Pfarrer geblieben wäre. Sein ganzes Wesen und Wirken als Arbeiterführer ist eine wirksamere Predigt gewesen, als die meisten unter uns zustande bringen.

Brandt war eine Gestalt von seltener Reinheit; ich möchte sagen: ein wirklicher Idealist, wenn das Wort nicht zu verbraucht wäre; ein Mann, der das Rechte und Schwere als etwas Selbstverständliches tat. Der Schreiber dieser Zeilen hat ihn nicht näher gekannt, aber er hat von den intimsten Freunden des nun Verstorbenen stets nur das begeisterte Zeugnis gehört, daß hier einmal ein Mann ohne Falsch und ohne Mackel vor uns stehe — eine große Erquickung für den Glauben an die Menschen! Und dieses Zeugnis hat Brandt eigentlich von jedermann erhalten. Die Reinheit seines Wesens war zu deutlich, um auf die Länge verkannt werden zu können.

Brandt hat die Verbindung von Christentum und Sozialismus vollzogen, die auch unsere Losung und Aufgabe ist. Er hat im recht verstandenen Sozialismus eine Erfüllung des Christentums gesehen. Wie er diese Beziehung sich genauer gedacht hat, weiß ich nicht. Es wäre sehr interessant, darüber von einem besser Bewanderten Bestimmteres zu hören. Eines ist gewiß, daß Brandt beides festhielt: Christentum und Sozialismus, daß sein soziales Wollen aus tiefen religiösen Wurzeln erwuchs und von dort aus sich nährte im Kampf und schwerer Erfahrung.

Der das schreibt, hat Brandt vor allem als Redaktor des „Grütlianer“ kennen gelernt. Das hat genügt, um ihm einen tiefen und dauernden Eindruck zu machen. Hier zeigte sich die sittliche Höhe des Mannes in bewundernswerter Weise. Nie wurde eine ignoble Behandlung des Gegners gestattet, geschweige denn, daß Brandt selbst ihrer fähig gewesen wäre. Nie wurden demagogische Künste geübt, dagegen der Arbeiterschaft ruhig und entschieden die Wahrheit gesagt, aus einer Liebe heraus, die keine Furcht kannte, weil sie nicht das Ihre suchte. Dabei trug jeder seiner Artikel das Gepräge selbständigen Denkens und geschlossener persönlicher Eigenart. Man konnte denen, die die Arbeiterbewegung gerne moralisch richten, besonders in ihren Führern, diesen Mann zeigen und sie fragen: „Was könnt ihr da aussetzen?“ ohne daß man ihn deswegen zu einem korrekten Tugendmuster hätte machen oder andere herabsetzen wollen. Der „Grütlianer“ war unter ihm sicher das nobelste der Tagesblätter der deutschen Schweiz und hat auch seither diese Tradition nicht verleugnet.

So viel Licht kann von einem einzigen Menschen ausgehen, der g a n z das Rechte tut. Uns sei seine Gestalt eine Ermunterung und noch mehr, eine Mahnung, eine Beschämung! Er soll nicht von uns vergessen werden, weil er sich selbst so sehr vergaß ob seinem Werk und seinen Brüdern! L. R.

Am 12. Oktober sprach in Basel Prof. Forel über **„Sexuelle Probleme und sozialen Fortschritt“.** Einen Bericht will ich nicht darüber schreiben, nur kurze Reflexionen daran knüpfen. Ueber manches mußte man sich von Herzen freuen. Diejenigen, die eine Sensation und Pikanterien, eine verblüffend neue Moral oder einen Freibrief für jede Leidenschaft zu hören bekommen wollten, sind absolut nicht auf ihre Rechnung gekommen. Wenn ein Mann wie Forel die Prostitution als Schmutz und Schweinerei und die Monogamie als das durchaus Natürliche bezeichnet, so macht das nun einmal mehr Eindruck, als wenn unsereiner dasselbe sagt. Daß wir keinen Grund haben, dem Orden für Ethik und Kultur, für den Forel am Schluß Propaganda machte, einen Mißerfolg zu wünschen, wurde in unserem Blatt schon früher ausgesprochen. Und wohltuend berührte die entschiedene Absage an diejenigen Freidenker, die bloße Maulhelden sind und nichts leisten. Verblüffend und deprimierend war es aber, wie Forel für seine „freie“ Ethik dadurch Propaganda machte, daß er von der religiösen Ethik eine Karrikatur zeichnete. Glauben die Herren Freidenker wirklich an ihre Behauptung, daß die religiöse Ethik als Motiv einfach den verheißenen Lohn im Jenseits verwende? Haben sie sich wirklich noch nicht die Mühe genommen, sich ein wenig über Sinn und Wesen des Ewigkeitsglaubens zu informieren und zu erkennen, daß wir auf etwas Besseres als bloß Lohn und Entschädigung hoffen? Oder wie kann Forel immer wieder von der Erwartung

der Christen sprechen, daß Gott miserablen Eltern herrliche Kinder gebe? Haben wir es bei solcher Polemik mit einem Nichtwissen oder einem Nichtsehenwollen zu tun? Wenn wir uns so etwas erlaubten, man würde uns sofort schlimm über den Mund fahren. L.

**Der „Freie Schweizer Arbeiter“** hat seinen vierten Jahrgang begonnen. Es war schon lange unsere Absicht, auf dieses treffliche Blatt diejenigen unserer Leser aufmerksam zu machen, die es noch nicht kennen sollten. Er ist zunächst das Organ der „evangelischen Arbeitervereine“ der Schweiz, aber seine Aufgabe greift über diesen nächsten Zweck hinaus: er will in den christlich-bürgerlichen Kreisen soziales Verständnis schaffen. Das tut er durch ökonomische und religiöse Beleuchtung des sozialen Problems und zwar so, daß er jeweilen auch den Tageskämpfen nachgeht und durch regelmäßige Uebersichten über den Stand der sozialen Bewegung orientiert. Die Art und Weise, wie dies alles geschieht, hat sich in steigendem Maße den Beifall Vieler errungen. Entschiedenheit und Besonnenheit, Betonung des religiösen Zentrums und Anerkennung der umfassenden Bedeutung auch der sozialen Probleme gerade für das christliche Leben werden von der Redaktion und den hauptsächlichen Mitarbeitern in glücklichster Weise verbunden. Es ist jedesmal eine Freude, das Blatt zu lesen.

Es ist aber auch ein trauriges Zeichen für unsere Zustände, daß ein solches Blatt über Abonnentenmangel klagen muß. Man möchte es in die Hände von Tausenden wünschen. Zu diesem Zwecke wäre vielleicht gut, wenn es sich auch äußerlich auf eine breitere und unabhängigere Grundlage stellte. Freilich, wenn die Leiter über den Mangel an aktiver Teilnahme aus dem Leserkreise betrübt sind, so geht es ihnen genau wie uns andern. Wir Schweizer sind ein schwer bewegliches Volk, wenigstens in solchen Dingen. Zum „Schimpfen“ reichts vielleicht noch, aber zum eigenen Anfassen nicht.

Wir von den Neuen Wegen betrachten den „Freien Schweizer Arbeiter“ als unseren populäreren Bruder. Es ist uns lieb, wenn er uns immer mehr einen Teil unserer Arbeit: die Beleuchtung des sozialen Tageskampfes, abnimmt. Wir können uns dann desto mehr auf unsere besondere Aufgabe: die Bearbeitung der sozialen und ethischen Hauptfragen und vor allem das religiöse Pfadsuchen, konzentrieren, was wir von Herzen wünschen.

Wir möchten unsere Leser und Freunde bitten, für die Verbreitung des „Freien Schweizer Arbeiters“ in ihren Kreisen etwas zu tun, natürlich nur unter der Voraussetzung, daß sie das Blatt selber kennen und schätzen. Es erscheint in Bern (Buchdruckerei Fischer, Falkenweg 3). Das Abonnement beträgt 4 Fr. im Jahr. Geleitet wird es von unseren Gesinnungsgenossen Otto Lauterburg und Pfr. Theodor Schmidt in Bern. L. R.

---

## Redaktionelle Bemerkung.

Leider mußten wir einen Artikel, der sich zu der von Dr. Herm. Müller in Nr. 7 erörterten Frage der Bekämpfung der Prostitution äußert, noch zurückstellen. Wir hoffen aber, noch einige weitere Stimmen über diese und verwandte Fragen bringen zu können. Einige Mitarbeiter müssen wir wieder um ein wenig Geduld bitten. Das Bestreben, die einzelne Nummer möglichst vielseitig zu gestalten, verbietet es, die Beiträge nach der Reihenfolge ihres Eingangs bei der Redaktion abzudrucken.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Der Kampf um Jesus Christus.

III.

Wir haben in den zwei vorausgehenden Aufsätzen*) untersucht, was sich aus dem Sturm und Streit, der gegenwärtig die Gestalt Jesu Christi umbraust, für unser Verständnis Jesu und unsere Stellung zu ihm ergebe. Es schien uns daraus die Notwendigkeit eines neuen Verständnisses Jesu zu folgen. Die ganze Bewegung schien uns nur ein Symptom einer Auferstehung Jesu zu sein, die sich heute vollziehe oder vorbereite. Freilich mußten wir auf der andern Seite feststellen, daß nur eine neue Offenbarung der Wahrheit und des Lebens Christi die große Krise überwinden könne.

Aber eine Frage blieb uns noch unbeantwortet, die sich aus diesem Zusammenhang ergibt, oder wir haben sie doch bloß gestreift: Wie können wir denn erkennen, was Jesus ist und will? Können wir das überhaupt?

1. Es scheinen sich in dieser Beziehung aus der heutigen Lage große, wirkliche oder scheinbare, Schwierigkeiten zu ergeben. Sie bestehen freilich in ihrer ganzen Not nur für die verhältnismäßig Wenigen, die der Arbeit der geschichtlichen Erforschung der Bibel, insbesondere ihrer auf das Leben Jesu bezüglichen Bestandteile, gefolgt sind; aber Einiges von den Ergebnissen dieser Arbeit dringt gerade infolge der früher geschilderten Bewegungen in die Masse — oft in sehr übertriebener und entstellter Form.

Was war Jesus? Was wollte er? — Es scheint, daß es schwer, ja unmöglich sei, darauf eine Antwort zu geben, die auch nur ein wenig auf allgemeine Zustimmung hoffen dürfte. Als Harnack sein Buch über das „Wesen des Christentums" veröffentlichte, schien eine solche Antwort gefunden zu sein. Es erhob sich allerdings sofort Opposition, doch war diese anfangs noch wenig zuversichtlich. Aber sie ist seither immer lauter und allgemeiner ge-

*) Vergleiche Nr. 4 und 5.

worden und heute liefe man in manchen Kreisen Gefahr, ein spöttisches Lächeln hervorzurufen, wenn man dieses Buch als eine annähernd genügende und endgiltige Darstellung des Christentums und im Besonderen als richtige Auslegung der Botschaft Jesu hinstellte. An Stelle des Bildes Jesu, das trotz aller Verschiedenheit der Auffassungen, die stets vorhanden war, doch vor früheren Geschlechtern in gewaltiger Einheitlichkeit der Grundzüge dastand, scheint ein Nebel von Hypothesen und Problemen getreten zu sein. Man sagt uns, die Erforschung des Neuen Testaments habe uns gezeigt, daß darin nicht nur ein Bild von Jesus, eine Auffassung des Evangeliums enthalten sei, sondern mindestens drei: die der Synoptiker (d. h. der drei ersten Evangelien), die des Paulus und die sogenannte johanneische, wobei dann wieder zwischen der des Evangeliums und der Briefe des Johannes einerseits und der der sogenannten Offenbarung Johannis anderseits zu unterscheiden wäre. Daneben gebe es aber noch eine Anzahl Variationen dieser großen Typen. Welche dieser Auffassungen sei es nun, woran wir uns halten sollen?

Aus dieser ersten Verlegenheit scheint uns freilich die geschichtliche Forschung selbst zu befreien, indem sie uns zeigt, daß die Synoptiker die ursprüngliche Gestalt des Lebensbildes und der Botschaft Jesu uns am reinsten aufbewahrt hätten, während Johannes mehr eine Deutung als eine Darstellung Jesu Christi biete — freilich eine großartige und tiefsinnige Deutung. Aber angenommen, daß dies ein endgiltiges Ergebnis der Forschung sei, so ist uns damit doch nicht geholfen, sondern es tauchen sofort neue Schwierigkeiten auf. Welcher der Synoptiker gibt nun das richtigste Bild Jesu und seiner Botschaft? Denn die Synoptiker stimmen wieder untereinander nicht völlig überein. Jeder bedeutet wieder eine besondere Variation des Evangeliums. In Markus, dem wahrscheinlich ältesten, findet man mehr den Geist des Paulus, in Matthäus mehr Zusammenhang mit der sogenannten judenchristlichen Art, in Lukas wieder ein starkes Hervortreten des ebjonitischen Momentes, d.h. des Zuges zu den Armen, Geringen und Verlorenen, der sozialen Bußpredigt. Welcher steht nun Jesus am nächsten, welcher am fernsten?

Aber ist denn die Sache nicht einfach so zu entscheiden, daß wir die Worte und Taten Jesu richtig zusammenstellen und so ein einheitliches Bild schaffen? Ja, wenn wir wüßten, welches Jesu wirkliche Worte und Taten sind! Aber hier liegt ja eben die allergrößte der Schwierigkeiten. Die sogenannte Kritik hat uns in dieser Beziehung, wie es scheint, in die größte Unsicherheit gestürzt. Die Kritik hat die Evangelien scheinbar in einen Trümmerhaufen verwandelt und sucht nun in dem Schutt und Wust nach Stücken des echten Bildes Jesu. Es ist nach und nach so weit gekommen, daß es fast kein Stück der evangelischen Ueberlieferung mehr gibt, von dem nicht irgend ein namhafter Theologe erklärte, es sei „unecht", d. h. es enthalte keinen geschichtlich genauen Bericht von einem Begebnis aus dem Leben

Jesu oder sei kein echtes Wort aus seinem Munde. In neuester Zeit ist diese ganze Sachlage noch verschärft worden durch die sogenannte religionsgeschichtliche Methode. Diese sucht zu zeigen, wie auch im Neuen Testament viele Anklänge aus andern Religionen zu finden seien in Sprache und Gedanken, wie das Evangelium überall mit der antiken Welt zusammenhange. So scheinen sogar gegen das Heidentum hin seine Grenzen zu zerfließen und der Zerstörungsprozeß vollends zu Ende geführt zu sein. Und auf einer solchen Trümmerstätte soll die Christenheit Andacht halten? Wäre da nicht viel mehr Anlaß zu einer großen Klage, wie sie die Juden an den Resten ihres alten Tempels abhalten?

Zu diesen historischen oder wissenschaftlichen Nöten gesellen sich endlich noch solche, die zunächst aus den Kämpfen und Problemen der Gegenwart stammen. Wir möchten von Jesus und seiner Botschaft eine Orientierung für unser heutiges Tun haben. Uns bewegen die Probleme des heutigen ethischen und wirtschaftlichen Lebens, die religiösen Streitfragen der Zeit. Wir möchten dafür am Evangelium eine feste Grundlage, eine sichere Richtschnur haben. Wir kommen zu ihm gegangen und geraten statt dessen in einen Nebel von Hypothesen und endlosen theologischen Disputationen. Ist das Evangelium individualistisch oder sozialistisch? Geht es mehr auf das Jenseits oder das Diesseits, einseitig auf das innere oder ebenso stark auf das äußere Leben? Ist es mehr monistisch oder mehr dualistisch? Bejaht oder verneint es die Welt, d. h. ist es optimistisch oder pessimistisch? Für alle nur möglichen Theorien sucht man Jesu Autorität zu gewinnen und findet sie auch. Aber wer alles ist, ist zugleich nichts. Es scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als daß wir unseren Weg suchen, ohne Jesus zum Führer zu haben.

Es scheint eine verzweifelte Sachlage zu sein. Vielleicht zürnt mir dieser oder jener Leser, daß ich sie auf diese Weise darstelle. Aber er darf nicht *mir* böse sein; denn ich sage nur, wie die Dinge sind, d. h. wie sie sich uns auf den ersten Blick darbieten. Wir müssen den wirklichen oder scheinbaren Schwierigkeiten ehrlich und tapfer ins Gesicht schauen, wenn wir sie besiegen wollen. Das ist ja freilich klar: Wenn die geschilderte Sachlage das letzte Wort wäre, dann hätten wir keine Ursache, Weihnachten zu feiern. Ein Nebel von Hypothesen kann uns nicht selig machen, eine Trümmerstätte die Welt nicht erlösen. Dann täten wir aber wohl auch besser, das Christentum zu den Dingen zu legen, die gewesen sind. Denn es wäre eine Sache, von der doch niemand wüßte, was sie eigentlich sei.

Aber nehmen wir an, die Lage wäre etwas leichter. Die Evangelien könnten uns vielleicht doch ein recht genaues Bild Jesu und des Evangeliums geben, aber es müßte allerdings durch mühsame gelehrte Arbeit ans Licht gefördert werden. Wenn die Dinge sich so verhielten — was wäre die Folge? So ziemlich das Gleiche, wie im ersten Falle. Jesus ginge der lebendigen Religion verloren. Wir wären für seine

Erkenntnis auf die Gelehrten angewiesen und zwar auf ganz wenige. Denn nur wenige hätten in dieser Sache Autorität genug, um ein entscheidendes Wort zu sprechen. Und dazu müßten wir warten, bis sie unter sich ein wenig einig geworden und zu sicheren Ergebnissen gelangt wären, das heißt: wir müßten warten bis ans Ende der Tage. Denn wir haben es schon früher ausgeführt: die Wissenschaft ist nie fertig; immer von neuem wird sie vom Zweifel überfallen. Der Zweifel ist beinahe ihre Pflicht, jedenfalls gehört vorsichtig kritisches Abwägen und Zurückhalten zur besondern wissenschaftlichen Geistesverfassung. Aber die Religion lebt von Gewißheit, der Glaube ist das Dennoch, das „den Zweifel bricht".

Und wenn auch endlich, endlich ein wissenschaftlich sicheres Ergebnis zustande käme — inzwischen wären wir in Not und Tod versunken.

2. Gibt es einen Weg aus dieser Not heraus? Es gibt freilich einen einfachen und bequemen; wir haben uns mit ihm in den früheren Aufsätzen ausführlich beschäftigt: Jesus als unsern Führer aufzugeben und die Wahrheit, deren wir bedürfen, in der Welt der Gegenwart, im unmittelbaren Erleben zu suchen. Jesus könnte dann ja immer noch als „Symbol" dieser Wahrheit gebraucht werden, sogar für den Fall, daß seine ganze Geschichte bloß Dichtung wäre. Diesen Weg hat neuerdings der Göttinger Theologe Bousset am Berliner Weltkongreß empfohlen. Einige von den führenden Männern der deutschen Theologie nnd des deutschen Christentums, darunter ein religiös so tiefer Mann wie Pfarrer Traub in Dortmund, halten ihn für den (vorläufig wenigstens — so darf man wohl Traub auslegen?) einzig gangbaren.

Wir können ihn nicht gehen, so sehr wir das teilweise Recht dieser ganzen Bewegung anerkennen. Wir verlören damit nicht viel weniger als alles. Uns kommt es nicht auf Ideen an, sondern auf Kräfte, nicht auf Symbole, sondern auf Gottestaten. Und die Kraft von Gott, die unsere Geisteswelt trägt, die Gottestat, in der wir Gott erkennen, erleben als den Gott, der uns *hilft*, ist allein Jesus, der wirkliche Jesus des Neuen Testaments, der uns zugleich der gegenwärtige Christus sein muß, dies aber auch sein kann.

Also gilt es für uns, einen andern Weg zu suchen. Und ich meine, daß es einen solchen gebe.

Es ist *auch* ein einfacher Weg. Wir stellen jetzt nämlich die eigentlich sehr selbstverständliche, aber doch für Manche vielleicht überraschende Frage, ob denn die Lage wirklich so ist, wie sie oben dargestellt wird. Ich für meine Person leugne dies sehr entschieden. Ich halte diese Not, wie so manche andere, nicht für eine mit den Sachen selbst notwendig gegebene, sondern bloß durch eine einseitige und nur zeitweilige Denkweise erzeugte. Sie ist ein Bestandteil der heutigen Krise und wird mit dieser vergehen; sie erzeugt also nicht die Krise, sondern ist vielmehr selbst deren Erzeugnis. Sie ist ein Nebel, aber

der Nebel wird vor der Sonne zerfließen. — Diese Zuversicht möchte ich nun zu begründen versuchen.

Zunächst eine Vorbemerkung, die uns auf den richtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung unseres Problems bringen kann. Ist es nicht merkwürdig, daß achtzehn Jahrhunderte von der Not, worin wir uns heute befinden, so wenig empfunden haben? Auch ein Augustinus, ein Bernhard von Clairvaux, ein Luther, Fox, Wesley, Zinzendorf haben das gleiche Neue Testament, die gleichen Evangelien gelesen wie wir; so auch die Waldenser, Hussiten, die Wiedertäufer und all das Volk, dem die Reformatoren die Bibel wiedergeschenkt; ebenso die angelsächsischen Puritaner, die deutschen Pietisten, Livingstone und General Gordon, Kierkegaard und Tolstoi; alle haben sie unser Neues Testament vor sich gehabt — haben sie etwa auch das Gefühl gehabt, es trete uns daraus keine deutliche Wahrheit, kein verständlicher Christus entgegen? Auch sie fassen Jesus verschieden auf, gewiß, auch sie streiten wohl mit Andern über den Sinn des Evangeliums, aber diese Verschiedenheit der Auffassungen ist so wenig ein Beweis gegen die Erkennbarkeit Jesu als etwa die verschiedenen Auffassungen Kants oder Platos (und es gibt deren viele!) gegen die Möglichkeit sprechen, den echten Sinn der kantischen oder platonischen Philosophie zu verstehen, und die Rätsel und Meinungsverschiedenheiten, die übrig bleiben, sind die, welche jeder ganz großen Erscheinung anhaften. Weil Jesus aber die größte Erscheinung der Menschengeschichte ist, so muß auch die Verschiedenheit seiner Erfassung entsprechend größer und das Rätsel, das übrig bleibt, desto tiefer sein. Jesus völlig erkannt haben, hieße ja so viel, als die Wahrheit Gottes und des Menschen bis auf den Grund verstanden haben.

Vielleicht aber ließe sich gegen diese Ueberlegung einwenden, frühere Zeiten hätten eben keine historische Kritik besessen, überhaupt keinen ausgebildeten geschichtlichen Sinn gehabt und daher vieles nicht gesehen, wofür uns die Augen aufgegangen seien. Aber ob die Sache nicht auch eine andere Seite hat? Wie, wenn sie vielleicht so läge, daß unsere sogenannte Kritik auch nur eine sehr einseitige Art wäre, die Dinge zu sehen? Wenn sie uns zwar die Augen schärfte, aber doch das Sehen auch wieder verdürbe? Wenn sie uns lehrte, das Kleine scharf, allzuscharf zu sehen und das Große darob zu übersehen, die Unterschiede zu beachten und die Einheit zu vergessen? Es ist meine Ueberzeugung, daß sie das tut. Und darin, meine ich, haben die Früheren einen Vorzug gehabt. Sie haben sicher auch Augen gehabt, in mancher Hinsicht sogar bessere als wir. Sie haben z. B. in ästhetischen Dingen richtiger gesehen. Und so wohl auch in religiösen. Ich meine: sie haben doch wohl ein stärkeres Gefühl dafür gehabt, was religiös zusammen stimme oder nicht. Sie hätten es sicher bemerkt, wenn das Bild Jesu Christi, das uns aus dem Neuen Testament entgegentritt, so „unstimmig“ wäre, so vieldeutig, so undeutlich. Aber es ist ihnen nicht in den Sinn gekommen. Sie fanden in ihm Heil

und Leben. Daraus ziehe ich den Schluß, daß es sehr wohl an unseren Augen fehlen könnte, wenn wir Jesus so anders sehen oder gar nicht recht sehen.

Ich will aber diesen Gedanken noch bestimmter gestalten und damit auf einen Gesichtspunkt zurückkommen, den ich schon in meinen früheren Aufsätzen gelegentlich geltend gemacht habe: Ich halte nämlich dafür, daß die Erkenntnis Jesu Christi gar nicht in erster Linie eine Sache der Wissenschaft ist, sondern eine Sache des religiösen Verstehens.

Ich bitte, diesen Satz nicht zu forcieren. Es gibt gewisse Gebiete, auf denen die Wissenschaft den unbedingten Vorrang hat oder die unbestrittene Herrin ist; das ist der Fall in der Quellenforschung, der Vergleichung der Texte, der grammatischen Untersuchung, der Feststellung bestimmter geschichtlicher Tatsachen. Hier soll der Wissenschaft nicht dreingeredet werden, so lange sie auf ihrem Gebiete bleibt, obschon auch für diese Arbeit etwas mehr nötig ist, als wissenschaftlicher Handwerkersinn. Anders aber liegt die Sache, wo es gilt, eine geschichtliche Erscheinung, besonders eine religiöse Gestalt oder religiöse Bewegung nach ihrem eigentlichen Wesen und Wollen zu verstehen. Hier hilft nur religiöses Verstehen, und dieses kann nur aus kongenialem Wesen und Erleben stammen. Hier kann die größte Gelehrsamkeit völlig blind sein, ja man ist versucht, gerade auf einige modernste Kritiker der Evangelien das Wort des Herodes Agrippa anzuwenden: „Paulus, du rasest; deine große Gelehrsamkeit macht dich rasend." Hier kann der Blick eines ganz ungelehrten Menschen, der etwas vom Leben mit Gott und vom Wesen und Walten des Reiches Gottes versteht, zehnmal richtiger sehen als der des größten Gelehrten, und kann der schlichteste Laie die Wahrheit sonnenklar schauen, wo der berühmteste Theologe im Dunkel tappt. Ich weiß, daß ich mit dieser Meinung Vielen sehr unwissenschaftlich vorkomme, weiß aber auch, daß ich recht habe. Nicht die großen Gelehrten haben uns geschenkt, was wir von Erkenntnis Jesu besitzen, sondern die großen Frommen. Die Nachfolge Christi ist und bleibt der einzige Weg zu einer wirklichen Erkenntnis Christi.

Wir müssen religiös besser sehen lernen, müssen einen neuen Blick bekommen für Wesen und Wahrheit Christi. Dann entsteht Klarheit, wo vorher Nebel lag, Ordnung, wo nichts als Trümmer und Chaos waren. Dann können wir auf einmal unterscheiden, was wesentlich ist und was unwesentlich, dann erkennen wir erstaunt und erfreut eine innere Einheit, wo wir vorher nur Widersprüche sahen.

Rede ich damit von Dingen, die ich bloß wünsche und hoffe? Dann wäre mein Standpunkt freilich sehr unsolid. Aber ich rede von etwas, das wenigstens teilweise schon da ist. Ich darf das sagen, ohne mich der Anmaßung schuldig zu machen, da nicht ich es bin, der dieses neue Licht bringt oder gebracht hat. Ich nehme ja bloß teil an etwas, das uns Allen geschenkt worden ist.

Ich halte also dafür, daß wir mit aller Klarheit, die nötig ist, aus den Evangelien zu erkennen vermögen, was Jesus ist und will. Es kommt bloß darauf an, daß wir richtig sehen und suchen.

Wir dürfen vor allem an den Evangelien keine Dogmen irgendwelcher Art suchen, weder alte noch neue, weder religiöse noch ethische. Daß wir das tun, ist die Hauptursache der gegenwärtigen Verwirrung. Es liegt uns eben tief im Blute der Dogmatismus, der die Jahrtausende beherrscht hat. Wir suchen im Neuen Testament entweder den „positiven" Jesus oder den „liberalen", wir suchen sozialistische oder individualistische Dogmen; wir suchen Systeme, Theorien, religiöse oder ethische Sätze — und geraten in pfadloses Dickicht. Denn wir finden vielleicht diese Sätze wohl, daneben aber noch andere, ihnen fremde oder widersprechende. Ganz anders würde sofort das Bild, wenn wir uns entschlössen, darin nur Eins zu suchen, das, was das Christentum, besser: das Evangelium wirklich ist: die von Israel her kommende, durch Jesus vollendete Lebensbewegung, die auf das Reich Gottes auf Erden geht. Darum handelt es sich, nicht um Dogmen und Theorien. Solche Theorien sind auch da, aber sie sind Nebensache, sind nur Versuche, dieses Leben zu fassen, zu beschreiben. Sie können sich auch ruhig widersprechen und doch bleibt deßwegen gleich deutlich, was das Evangelium ist. So hat Paulus z. B. über den Tod Christi eine Reihe von Theorien aufgestellt, die durchaus nicht zusammenstimmen, aber welches die Wahrheit sei, die er darin fand, wird deswegen nicht ungewiß.

3. Treten wir mit diesem Lichte an das Neue Testament, insbesondere die Evangelien, heran, so ändert sich mit einem Schlag die Sachlage. Es kommt eine große Einheit in die bunte Fülle des Lebens, das sich darin entfaltet. Diese Einheit ist das Reich Gottes, das da kommen soll. Davon redet Jesus, nur davon, durchaus von nichts anderem. Seine Gleichnisse (die ja sehr oft mit der Formel beginnen: „Das Himmelreich ist gleich u. s. w."), seine einzelnen Sprüche und längeren Reden, das Unservater, auch seine Taten, haben nur diesen Gegenstand: das Reich Gottes zu bringen und seinen Sinn und sein Wesen zu erklären, die Gabe, die es bringt, die Gesinnung, die es fordert, die Art seines Kommens, seine Entwicklungsgesetze, sein Wachstum, seine Vollendung. Und diese Botschaft tritt in sehr deutlicher und einheitlicher Gestalt hervor. Alle ihre wesentlichen Züge sind durchaus klar. Wir erkennen leicht, daß es die Botschaft der großen Propheten Israels ist, die nur in Jesus ihre volle Höhe und Tiefe erreicht. Wir sehen, daß es die Botschaft ist von der Erlösung der Welt von allem Uebel und aller Knechtschaft unter die Welt- und Todesmächte zur Freiheit und zum ewigen Leben der Kinder Gottes durch das Leben, die Macht und Liebe, die vom Vater her kommen. Wir sehen ebenso deutlich — nur Voreingenommenheit kann es leugnen — daß dieses Reich auf die Erde kommen („Dein Reich komme zu

uns!“), daß es nicht erst jenseits des Grabes anbrechen soll, aber freilich auch, daß es nicht von dieser Welt ist, sondern von oben her kommt und daß es nicht eine bloße Verklärung der Welt ist, sondern ihre Besiegung und Verwandlung durch Gottes Kraft und Herrlichkeit — die Ueberwindung des Todes inbegriffen. Wir sehen, daß es ein kommendes Reich ist, also eine große Hoffnung, nicht eine bloße Anweisung zur Abfindung mit der vorhandenen Welt, aber wir sehen ebenso gut, daß es auch schon ein gegenwärtiges ist für Jeden, der es zu ergreifen vermag. Wir sehen klar, daß es beim Inneren des Menschen ansetzt, seiner Gesinnung, seinem Herzen und Gewissen, und eine völlige Umkehr („Buße“) fordert, aber nicht minder klar sehen wir, daß es von innen (und von oben) her alle Lebensverhältnisse ergreifen will, den Leib wie die Seele, die materiellen wie die spirituellen Dinge, auf daß alle des Vaters Reich werden. Es ist ganz deutlich, daß in dieser Botschaft ein allerkühnster und allertiefster Individualismus enthalten ist: die Gotteskindschaft oder -Sohnschaft ist aller Freiheit denkbar höchstes Wort, aber ebenso deutlich, daß damit verbunden ist ein Sozialismus, wie er völliger nicht gedacht werden kann: denn durch Gott ist das Gotteskind mit dem Bruder absolut verbunden, es kann nichts von sich aussagen, das es nicht auch von ihm aussagen müßte, nichts sein eigen nennen, was nicht auch ihm gehörte. So ist das Evangelium weltbejahend in einem höheren Sinne: es bejaht die Welt, wie Gott sie will, aber zugleich weltverneinend, denn es verneint damit die vorhandene Welt — also reicht es über den gewöhnlichen Optimismus und Pessimismus hinaus, indem es beide auf höherer Stufe verbindet. Es ist dualistisch, da es einen Kampf zwischen Gott und Welt, Geist und Fleisch, Gut und Böse fordert und für nötig hält und es ist doch monistisch, indem es auf den vollen Sieg Gottes und des Guten wartet und eine Welt im Auge hat, da Gott alles ist und in allem.

So verschwinden alle die verwirrenden scheinbaren Widersprüche, die man in der Botschaft Jesu zu finden meint, sobald wir einmal den zentralen Punkt gefunden haben, aus dem all sein Leben fließt, sobald wir es überhaupt als Leben, organisch wachsendes Leben fassen und nicht als eine Summe von Theorien. Es bleiben immer noch Gegensätze übrig, Antinomien, aber es sind die Gegensätze, die das Leben immer erzeugt, die des Lebens Spannung bilden; das Evangelium bleibt paradox, scheinbar widerspruchsvoll, aber es ist geistlos, die Paradoxie, die doch auch wieder das wirkliche, organische Leben kennzeichnet, mit dogmatischen oder logischen Schablonen zu mißhandeln. Gerade in der Paradoxie drückt sich starkes und geschlossenes Leben aus.

Freilich ist es jetzt noch Vielen nicht möglich, diese große innere Einheit des Evangeliums zu sehen. Sie treten noch zu sehr mit den alten Denkweisen zu ihm, lesen es mit den alten Brillen, dogmatischen, philosophischen, theologischen; aber ich glaube, daß wir Alle auf dem Wege zu dem neuen Licht und der neuen, lebendigen und einheitlichen Erkenntnis der Botschaft Jesu sind.

Von diesem einheitlichen Mittelpunkt aus wird alles übrige einheitlich, bei aller Mannigfaltigkeit und allen scheinbaren Widersprüchen. Einheitlich wird das Verständnis Gottes, das uns Jesus erschließt. Wir dürfen nur von ihm keine systematische Lehre von Gott erwarten, dürfen nicht in schlechter Theologenmanier versuchen, die Aussagen Jesu über Gott in ein logisch widerspruchsloses System zu bringen, sondern müssen wissen, daß es sich um Offenbarungen des Lebens handelt, das eben nie in unsere intellektuellen Systeme geht, daß es Strahlen eines Lichtes sind, das wir nicht in unsere Begriffe fassen können. Dann wird uns klar, daß Jesus immer nur Eines will: uns Gott als den Lebendigen und zwar als den Vater klar machen. Dann zerfließen die theologischen Nebel und die Sonne scheint. Und ebenso klar ist, wie Jesus den Menschen als Gottes Kind oder Sohn deutet: seine Höhe, seine Freiheit, seinen Kampf mit der Welt, seine Siegesverheißung. Es ist ein sehr deutliches Bild des „höheren Menschen“, des Gottesmenschen, das uns hier entgegenstrahlt. Und ebenso deutlich ist das Bild vom Bruder. Strahlend helle Stellen der Evangelien [1]) belehren uns darüber so genau, daß für den Zweifel kein Raum mehr bleibt. Sehr deutlich ist auch das sogenannte große Gebot der Gottes- und Bruderliebe, das den Mittelpunkt der sittlichen Forderung Jesu bildet [2]); sehr deutlich, daß diese Liebe vor allem den Geringsten der Brüder gilt [3]), daß sie sich im Dienen vollendet und daß Dienen vor allem Mittragen ist, besonders fremder Schuld [4]). Es kann auch kein Zweifel darüber sein, welches der „Gottesdienst“ (oder die „Religion“) ist, die Jesus fordert, nämlich der Menschendienst in Liebe und Reinheit und Vertrauen. Im Menschen dient man Gott und in Gott dem Menschen [5]).

Diese große Einheit darf man sich auch nicht dadurch verwirren lassen, daß man etwa aus Jesu moralischen „Weisungen“ (wie sich Wilhelm Herrmann ausdrückt) ein System macht. Wir wissen es heute glücklicherweise, daß dies durchaus nicht Jesu Absicht entspricht. Seine „Weisungen“ sind fast immer Gelegenheitsworte, durchaus der individuellen Art des vorliegenden Falles angemessen. Er will nie etwas anderes, als die Gesinnung des Gottesreiches illustrieren, aber nicht aus seinen Worten und Taten ein neues gesetzliches Joch machen. Es ist Aufgabe derer, die ihn verstanden haben, aus der Grundwahrheit des Gottesreiches sich selbst ihr „Gesetz“ für ihr Handeln zu schaffen, sowohl im Allgemeinen, als von Fall zu Fall. Darum ist es auch

---

[1]) Ich erinnere nur an Matth. Kap. 15, Vers 7 und 9, Vers 21—26, Vers 38—48, Kap. 7, Vers 1—5, Vers 12, alles Stellen der Bergpredigt; dazu an die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter (Luk. Kap. 10, 25—37); vom Schalksknecht (Matth. Kap. 15, 23—35); vom Weltgericht (Matth. Kap. 25, 31—44); vom reichen Mann und armen Lazarus (Luk. Kap. 16, 19—30).

[2]) Matth. Kap. 22, 34—40.

[3]) Matth. Kap. 25, 40.

[4]) Matth. Kap. 20, 20—28.

[5]) Matth. Kap. 5, 23—26; 25, 31—46.

so falsch, wenn man vom Evangelium erwartet, daß es alle möglichen Detailanweisungen gebe für das industrielle, wissenschaftliche, politische und ökonomische Leben. Als ob wir dazu nicht selbst Verstand und Einsicht erhalten hätten! Aus Jesu Botschaft strömt uns die Erkenntnis der Wahrheit Gottes und des Menschen, hier öffnet sich uns die große Hoffnungsperspektive, aber in diesem Lichte sollen wir nun selbst arbeiten, auch an der Fortbildung der sittlichen Erkenntnis arbeiten. Gott ist lebendig; er ist auch heute da, uns zu erleuchten und zu führen; Gottes Reich ist lebendig und erfährt immer neue Entfaltungen. Also auch hier stammt die Verwirrung daher, daß wir in den Evangelien Dogmen, Theorien, Systeme suchen, statt lebendige Wahrheit. Auch in dieser Beziehung müssen wir aus der dogmatisch-kirchlichen Periode in die des persönlichen Lebens hinein, müssen Jesus, den lebendigen und persönlichen, auf lebendige und persönliche Weise suchen.

Ein moderner englischer Prediger hat für diese Art des Evangeliums ein sehr sinnreiches Bild gebraucht. Er vergleicht das Evangelium mit einem Zauberzelt, von einer Fee einem König geschenkt. Dieses vermag je nach Bedürfnis verschiedene Größe anzunehmen. Wird es in des Königs Saal gestellt, so hat es auf einem Tische Platz; wird es in den Hof gebracht, so überspannt es den ganzen Platz; auf dem Feld draußen aber dehnt es sich so weit, wie des Himmels Zelt, daß Städte und Länder darunter Platz haben und Armeen darunter kämpfen können. So umspannt das Evangelium das individuelle Leben, aber auch das Weltleben. Es ist so reich, als man es braucht. Es sind ja nur wenige Worte. Sie haben in einem bescheidenen Büchlein Platz. Aber diesen Worten eignet eine innere Unendlichkeit und unbegrenzte Zeugungskraft. Man muß es nur einmal versucht haben, die Gedanken Jesu im Zusammenhang darzustellen: jedesmal wenn man das tut, ist man aufs Neue überrascht von dem Wunder dieser Fülle, die aus unerschöpflichen Tiefen quillt und jedes Maß überflutet. Wie arm muß der sein, der diesen Reichtum nicht sieht!

Sobald das Alles einmal begriffen ist, verlieren auch die letzten Schwierigkeiten der durch die Bibelforschung geschaffenen Lage ihre entscheidende Bedeutung. Es hat dann nicht mehr so gar viel zu sagen, ob z. B. der stärkere soziale Ton des Lukasevangeliums der ursprünglichen Art des Evangeliums näher komme als die andern Evangelien oder nicht. Der soziale Grundcharakter des Evangeliums bleibt sich in den Hauptzügen gleich. Es ist dann sogar nicht einmal mehr so über alles wichtig, ob ein Wort der Evangelien mehr oder weniger genau in der vorliegenden Form oder überhaupt nicht aus Jesu Mund stamme. Es ist doch alles von dem Glanz durchdrungen, der von ihm stammt, und daneben gibt es Stellen genug, wo auch aus der überlieferten Form sehr deutlich eine Person spricht, die einzige Person, die so sprechen konnte. Je mehr wir uns in den lebendigen Mittelpunkt des Evangeliums zu stellen vermögen, desto mehr gehen

uns auch die Augen auf für ihn selbst, für seine Art, den Sinn seiner Worte, ihren sehr individuellen und konkreten Charakter. Der Nebel der „Ideen", des „Mythus" verfliegt und die am klarsten umrissene Gestalt der Menschengeschichte steht vor uns. Denn es bleibt bei dem Worte Rankes, daß wir, was sein Wesen und Wollen betrifft, von Jesus mehr und Genaueres wissen, als von irgend einer Gestalt des Altertums. Wir wissen bei diesen vielleicht mehr vom Detail ihres Lebensganges, aber keinem können wir so nahe kommen, keinem so ins Herz schauen wie Jesus.

Doch bleibt uns noch ein Punkt zu erledigen übrig. Wir haben bisher fast nur an die Gestalt und Botschaft Jesu gedacht, wie sie uns aus den Synoptikern entgegentritt. Von ihnen werden nun Viele zugeben, daß sie eine gewisse Einheit darstellen. Aber das Evangelium Johannis, dazu Paulus und das übrige Neue Testament? Beginnt nicht hier doch die große Verwirrung? Müßten wir uns also, um ihr zu entgehen, auf die drei ersten Evangelien beschränken?

Ich kann natürlich nicht auf die Fülle der geschichtlichen Probleme eingehen, die mit diesem Gegenstand verbunden sind. Das mag ein andermal und vielleicht durch Andere, Berufenere, geschehen. Nur einen Gesichtspunkt will ich geltend machen, der mir ganz durchschlagend zu sein scheint. Die scheinbare Verwirrung im Neuen Testament kommt davon her, daß darin ein „doppeltes Evangelium" enthalten ist, wie sich Harnack neuerdings ausgedrückt. Wir haben hier nämlich auf der einen Seite die Botschaft vom Reich Gottes und auf der andern die vom Bringer dieses Reiches, von Jesus, dem Christus. Nun verhält es sich so, daß die drei ersten Evangelien vorwiegend vom Ersten reden, vom Reiche Gottes, dagegen Johannes und das übrige Neue Testament vorwiegend vom Zweiten, von seinem Bringer. Man könnte den Sachverhalt auch so ausdrücken: die Synoptiker reden mehr von Jesus, das übrige Neue Testament aber mehr von Christus, d. h. die Synoptiker berichten mehr von der bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit Jesu von Nazareth, das übrige Neue Testament aber deutet mehr das Geheimnis dieser Persönlichkeit, das in ihm offenbare gottmenschliche Wesen. Nun frage ich: Ist das ein Widerspruch? Stören diese zwei verschiedenen Auffassungen der gleichen Sache die Einheit des Neuen Testaments? Ist die Sache nicht im Grunde auch einfach? Das Reich Gottes ist die große Kunde, die das Neue Testament enthält; in Jesus aber ist dieses Reich Mensch geworden. Durch seine Tat hat es einen entscheidenden Sieg errungen; er ist der Christus — der Anfänger einer Christuswelt, die eben das Reich Gottes ist.

Sobald man so sieht, erkennt man im ganzen Neuen Testament die große Einheit bei aller Mannigfaltigkeit der Formen und freut sich der einen wie der andern. So haben frühere Zeiten gesehen, so werden wir wieder sehen lernen müssen. Auch dazu ist freilich ein religiöses Weiterkommen, eine neue „Auferstehung Christi" nötig.

Dann wird vieles lebendig werden, was jetzt tot scheint. Wir müssen aus den jetzigen Schablonen heraus, die halb „positiv“, halb „freisinnig“ sind, aber in allen Fällen ungenügend. Dann wird das neue Testament, wie die ganze Bibel, neu und eine Quelle frischen, bei aller Fülle der Gestalten doch einheitlichen Gotteslebens.

Dazu hilft zuletzt wohl auch die sogenannte religionsgeschichtliche Methode. Sie scheint auf den ersten Blick freilich die Zerstörung vollständig zu machen; ich glaube aber, daß das Endergebnis der Bewegung ein ganz anderes sein wird: man wird zwar erkennen, daß das Evangelium zwar die Erfüllung dessen ist, was alle Religion suchte und sucht, aber daß es doch eine Eigenart besitzt, die gerade dann erst recht hell aufleuchtet, wenn man es in den Zusammenhang der ganzen religiösen Geschichte der Menschheit hineinstellt. Ich stelle damit nicht bloß Vermutungen auf, sondern hoffe, dafür bald einmal den ausführlichen Beweis liefern zu können.*)

4. Versuchen wir zum Schlusse uns noch die Konsequenzen des Gesagten klar zu machen. Wir glauben, daß wir zu erkennen imstande sind, wer Jesus ist und was er will; wir glauben — um dies noch hinzuzufügen — daß gerade die neue Lage uns eine neue Erkenntnis gebracht hat und bringt. Wir glauben, daß das neue Testament eine Wahrheit von großartiger Einheitlichkeit in der Mannigfaltigkeit enthält und daß diese Wahrheit reich genug ist für alles menschliche Bedürfen und lebendig genug für alle Zeiten.

Diese Erkenntnis aber, fahren wir fort, ist nicht nur für Theologen und andere Schriftgelehrte, sondern für alles Volk. Es kann sie Jeder fassen, vorausgesetzt, daß er dafür das innere Licht besitzt, das religiöse Verständnis. Das Christentum bleibt Laienreligion. Freilich hat die gelehrte Forschung daneben auch ihre Aufgabe und es ist gut, daß ihre einigermaßen gesicherten Ergebnisse allem Christenvolk vermittelt werden. Nur darf diese Arbeit nicht überschätzt werden. Der ewige Jesus und das ewige Evangelium werden zu allen Zeiten auch ohne weitere Hilfsmittel denen verständlich sein, die dafür das geöffnete Auge besitzen.

Die Sache liegt übrigens auch nicht so, daß der Weg zu Jesus nur über das Neue Testament führen müßte. Einmal erfordert es schon ein Entgegenkommen, Entgegenwachsen des innern Lebens, damit das Verlangen nach Jesus und die Möglichkeit, ihn zu erfassen, entstehe. Der Christus in uns muß uns zu Jesus, dem Christus, führen. Der Weg zu Jesus hat, wie der Weg zu Gott, seine bestimmte Ordnung. Er ist an sittliche Bedingungen gebunden. Er muß gesucht werden und zwar reinen Herzens. Sodann aber ist es ein alter Gedanke, daß Christus uns entgegentreten und verständlich werden muß in Menschen, die etwas von seinem Geist und seiner

---

*) Ich verweise übrigens auf das ausgezeichnete Buch von Hauri: Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht.

Art an sich tragen. Das sind die rechten Evangelien, die jedermann leicht verstehen und denen keine „Evangelienkritik“ etwas anhaben kann. Das Reich Gottes und Jesus Christus sind nicht eine Buchsache, sondern eine Lebenssache und sollen es immer mehr werden, ob die geschilderten Entwicklungen nicht auch diesen Sinn haben? Darum sagen wir auch am Schlusse dieses dritten und letzten Teils unserer Ausführungen über das große Thema: Jesus Christus wird den Menschen wieder in dem Maße erkennbar und verständlich, als wir eine Menschenwelt bekommen, die sein Bild an sich trägt. So werden wir aus den theoretischen Ueberlegungen hinausgetrieben in die Praxis. Anfang und Ende aller Dinge ist die Tat.

* * *

Damit also seien diese Ausführungen über den „Kampf um Jesus Christus“ geschlossen, vorläufig wenigstens. Denn sie wollten nicht einen Abschluß geben, sondern neue Prospektiven zeigen. Es ist nicht ihre Meinung, daß die große Krise schon vorüber sei, oder doch in Bälde vorüber sein werde. Wir können vielleicht heute ein Stück weit schon einen Weg erspähen in den Nebeln des Chaos, aber wir können nicht wissen, wie die Gestalt der Dinge sich genauer darstellen wird, wenn einmal das Neue in Reife und Klarheit dasteht. Es können ungewohnte, über Erwarten mächtige Entwicklungen kommen.

Also wollen wir uns vor zu eiligen Festlegungen hüten und Eins kräftig festhalten: Wir haben eine neue Erkenntnis Christi nötig. Wir glauben auch zu sehen, daß sie kommt. Die Welt sehnt sich nach dem Antlitz Christi. Aber es soll nicht bloß ein geschichtlicher, ferner, sondern ein lebendiger und naher Christus sein, und nicht bloß ein ungewöhnlicher Mensch, sondern ein wirklicher Christus, der Gott nnd Mensch zusammenbringt. Die gewaltige Unruhe und Gährung der Zeit geht einem neuen Erwachen Christi und der Christenheit voraus. Denn das steht uns fest: Jesus Christus wird erst recht das Zeichen der kommenden Zeit sein!

L. Ragaz.

---

# Zur Frage der Prostitution.

Herr Stadtarztassistent E. H. Müller hat in Nummer 8 der Neuen Wege in einem sehr lesenswerten Artikel auf ein dunkles Blatt unseres Volkslebens hingewiesen. Er hat von der Unzucht gesprochen und Vorschläge gemacht, wie ein spezielles Gebiet derselben, die Prostitution am erfolgreichsten bekämpft werden könne. Mit großem sittlichen Ernst hat er sich über die vorwürfige Frage verbreitet und mir Mut gemacht zu einer kurzen persönlichen Meinungsäußerung über dieses heikle Gebiet. Unter seinen Vorschlägen begrüße ich besonders

denjenigen, welcher das Schutzalter für Mädchen auf das 18. Altersjahr festsetzen möchte; im übrigen gehe ich mit ihm darin einig, daß die polizeiliche und strafrechtliche Behandlung der Prostitution großenteils Bankrott gemacht habe und daß auf dem Wege der Fürsorgetätigkeit das meiste zur Sanierung bestehender Uebelstände beigetragen werden könne. Dieser Erkenntnis verdankt wohl das neugeschaffene Institut einer städtischen Polizeiassistentin seine Existenz. Die Aufgabe derselben besteht unter anderem darin, Töchtern, welche sich vergangen haben, helfend und ratend zur Seite zu stehen, sodaß sie den Weg wieder finden, um auf ehrbare Weise sich durchs Leben zu schlagen. Im schweizerischen Frauenkalender 1911 entwickelt die gegenwärtige Inhaberin der Stelle unter dem Titel „Mädchenschutzbestrebungen" nach einem vorangegangenen geschichtlichen Exkurs ihre Grundsätze. Sie sind eine beachtenswerte Ergänzung zu den Ausführungen von Herrn Dr. Müller. Von der Ansicht aus, daß es besser sei, Krankheiten zu verhüten als zu heilen, redet sie auch bei den Mädchenschutzbestrebungen den vorbeugenden Maßregeln das Wort. Selbstverständlich erwartet sie von denselben nicht alles, aber doch viel. Die Beobachtung, wie schwer es ist, ein Mädchen, das einmal auf eine abschüssige Bahn gekommen ist, wieder einem geregelten Leben zuzuführen, bringt sie zu der weitern Erkenntnis, daß alles getan werden sollte, um den ersten verderblichen Schritt zu verhüten. Sie wendet sich deshalb an das weibliche Geschlecht und ruft vorab die Mutter als erste und berufenste Hüterin auf den Plan. „Diese soll in die Seele des Kindes solche Gefühle und Eindrücke pflanzen, aus denen es später die Kraft und die Einsicht schöpft, verderblichen Verlockungen zu widerstehen." Und sie hat recht. Man merkt es jedem Kinde an, das in seiner Jugend nichts verspürt hat von dem wärmenden Hauch der mütterlichen Liebe. Nach einer vorliegenden Statistik haben im Jahr 1907 in Deutschland 179,177 Personen unehelich geboren. Ich bin überzeugt, daß eine Untersuchung darüber, wie viele von diesen Töchtern selber unehelich zur Welt gekommen, als verschupfte Kinder eine trübe Jugend gehabt oder keine Mutter ihr eigen genannt, weil die Notwendigkeit, den Erwerb außer dem Haus zu suchen, oder sogenannte gesellschaftliche Verpflichtungen eine rechte Erziehung verunmöglichten, ein verblüffendes Resultat ergeben würde. Wir müssen der Fürsorge von Müttern, welche unehelich geboren haben, sowie ihren Kindern noch größere Aufmerksamkeit schenken als bis dahin. Mancher Kindsmord könnte verhütet, mancher gewissenlose Vater, der sich feige drückt, zur Alimentation beigezogen und manche Tochter davor bewahrt werden, daß sie ihrer Gemeinde weitere uneheliche Kinder schenkt, wenn nach dem ersten Fall jemand da wäre, der sich der unglücklichen Mutter in Liebe annehmen würde. Der Amtsvormund der Stadt Zürich — ebenfalls ein neugeschaffenes Institut — wüßte davon viel zu erzählen. Im allgemeinen ist zu sagen, daß zum Schutz und zur Hebung des Weibes nie zu viel getan werden kann. Wo die Frau, welche in die

Ehe getreten ist, nicht die Fähigkeit besitzt und die Zeit dazu findet, den Platz auszufüllen, den Pestalozzi der Mutter zuschreibt, da sind gewaltige Schädigungen der Volksgesundheit unausbleiblich. Wir wollen die Frau, welche aus diesem oder jenem Grunde nicht in die Ehe tritt, so ausrüsten, daß sie im wirtschaftlichen Kampf nicht unterliegen muß, zugleich aber auch der Mutter helfen, daß sie wirklich Mutter sein kann. Je mehr wir an der Hebung des weiblichen Geschlechtes arbeiten, und je größer die Zahl der Männer wird, welche hoch von der Bestimmung des Weibes denken, umso kleiner muß die Zahl derer werden, welche Weibesleiber verkaufen oder zu kaufen begehren. Das Wort: In Christo Jesu gilt weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, sie sind allzumal eins! steht wohl in der Bibel, aber es steht noch nicht in unserer öffentlichen Moral und unsern gesetzlichen Bestimmungen. Unsere Strafgesetze und unsere Anschauungen sind so einseitig orientiert, daß, trotzdem bei der Prostitution immer zwei sein müssen, der Mann gewöhnlich leer ausgeht, während die Frau polizeilich überwacht, untersucht und bestraft werden soll. Man mag uns Moraltrompeter nennen, die kein Verständnis haben für die Bedürfnisse des Mannes. Solcher Spott darf uns aber doch nicht abhalten, den Grundsatz immer wieder neu zu betonen, daß es kein besonderes Recht für den Mann und keine besondere Moral für das Weib gebe. Man redet davon, daß die Prostitution nicht auszurotten sei, man ruft die Geschichte zur Hilfe und sucht durch sie den Beweis zu erbringen, wie alle Völker, so bald sie zur Städtekultur vorgeschritten, diese Erscheinung aufzuweisen haben und glaubt, dieser „Naturnotwendigkeit" gegenüber, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, bald in der Kasernierung, bald im Bordell, bald im Logierhaus mit scharfer staatlicher Reglementierung und Einschreibepflicht für die betreffende Prostituierte das beste Mittel gefunden zu haben, das überhaupt möglich sei. Die furchtbar große Zahl der Geschlechtskranken hat zum Aufsehen gemahnt. Durch die ärztliche Untersuchung soll diesen begegnet werden, von ihr erwartet man das Heil. Es kann aber nachgewiesen werden, daß die unter Kontrolle stehenden Prostituierten die höchsten Erkrankungsziffern aufweisen, was uns folgende Tabelle zeigt:

| Jahr | Einwohnerzahl von Berlin | Unter Kontrolle stehende Dirnen | Von venerisch. Erkrankungen zur Charité geschickt | % der Kontrollierten |
|---|---|---|---|---|
| 1860 . . | 528,900 | 989 | 1056 | 107 |
| 1865 . . | 657,690 | 990 | 1148 | 117 |
| 1870 . . | 760,000 | 1606 | 899 | 56 |
| 1875 . . | 964,538 | 2241 | 1016 | 45 |
| 1880 . . | 1,123,749 | 3186 | 1407 | 44 |
| 1885 . . | 1,315,610 | 3598 | 1101 | 31 |
| 1886 . . | 1,362,465 | 3006 | 1129 | 37 |

| Jahr | Einwohnerzahl von Berlin | Unter Kontrolle stehende Dirnen | Von venerisch. Erkrankungen zur Charité geschickt | % der Kontrollierten |
|---|---|---|---|---|
| 1887 . . | 1,414,046 | 3063 | 1174 | 38 |
| 1888 . . | 1,470,232 | 3392 | 1577 | 42 |
| 1889 . . | 1,520,000 | 3713 | 1855 | 50 |

(Vergleiche Johannes Gaulke „Die Prostitution“, Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, Heft No. 36).

Nach einer in Frankreich aufgenommenen Statistik erkrankten unter 100 kasernierten Prostituierten in den Jahren 1872 bis 1888 im Durchschnit 40 pro Jahr, dagegen erkrankten in demselben Zeitraum unter 100 isoliert wohnenden Prostituierten im Jahresdurchschnitt 13 (vergleiche ebendaselbst Johannes Gaulke „Die Prostitution“, pag. 10). Es soll mit diesen Angaben nicht zu viel bewiesen werden, sie sollen nur zeigen, daß in der vielgerühmten Reglementierung das Allerweltsheilmittel nicht gefunden ist. Bei allem kann ich die Frage nicht unterdrücken: Wäre es denn nicht vom Standpunkt der Gleichberechtigung von Mann und Weib aus gerechtfertigt, daß wie man vom Weib, das sich prostituieren läßt, verlangt, daß es sich der Einschreibung und der ärztlichen Untersuchung unterziehe, die gleiche Pflicht auch auf den sie besuchenden Mann ausdehnt? Geschlechtskrankheiten können vom Mann so gut übertragen werden, wie vom Weibe und wenn man von letzterem die polizeiliche Kontrolle verlangt, so wüßten wir nicht, warum nicht eine gleiche Forderung an den Mann gestellt werden könnte. Mancher „Ehrenmann“, der sich nicht schämt, mit einer Dirne „ein Fleisch“ zu werden, würde vielleicht doch etwas weniger „Bedürfnisse“ in sich verspüren, die notwendig ihre Befriedigung verlangen, wenn er fürchten müßte, daß sein Name und sein Treiben bekannt würden. Ich könnte verschiedene Beispiele aus meiner Amtserfahrung anführen, da Familienväter, die zu Hause den zärtlichen Gatten und guten Vater spielen, an 16—17jährigen Mädchen sich vergangen haben, oder sie ihren Absichten dienstbar zu machen suchten, als man ihnen aber auf die Spur gekommen, aus lauter Angst, sie könnten an der Oeffentlichkeit diskreditiert werden, und Frau und Kind könnten Kenntnis erhalten von der Handlungsweise, die sie vom Standpunkt der eignen Herrenmoral aus als selbstverständlich betrachteten, alle Hebel in Bewegung setzten, um ohne öffentliche Brandmarkung wegzukommen. Das Verhalten solcher Leute zeigt uns doch zur Evidenz, daß ihr besseres Selbst, wenn wir es so nennen dürfen, ihre Lebensführung verurteilt. Es geht nicht an, daß der Mann das Weib nur als Werkzeug der Lust betrachtet und behandelt. Wir haben christliche Luft eingeatmet und können die Einflüsse von dieser Seite her nicht verleugnen, ohne uns den Vorwurf zuzuziehen, daß wir uns moralisch und kulturell rückwärts bewegen. Es ist Tatsache, daß unsere Städtekultur Er=

scheinungen in sich birgt, die man mit dem Namen modernes Heidentum bezeichnen möchte. Die Art, wie man vom Leben und von seinen Mitmenschen denkt, vom Lebensziel und Lebenswert und wie man vom Recht, ja der Pflicht des ungehinderten „sich Auslebens“ redet, ohne jegliche Rücksicht auf die Rückwirkung solchen Verhaltens auf die Gesamtheit, erinnert in vielen Stücken an das Leben in der römischen Kaiserzeit, unmittelbar vor dem Auftreten des Christentums. Man kann nicht ohne Schamröte Worte lesen wie diese: Wie es an sich keine Schande ist, wenn ein reifer Mann seinen Oberarm, seine Beine oder sein Gehirn für eine bestimmte Tätigkeit gegen Barzahlung vermietet, gerade so wenig dürfte es einem reifen Weibe verargt werden, wenn sie ihren Schoß verkauft, vorausgesetzt, daß es mit vollem Bewußtsein, mit freiem Willen, in einer wirklichen Notlage oder mit Vorteil geschieht. (Vergleiche Robert Hessen „Die Prostitution in Deutschland“, pag. 66.) Solche Aussprüche von Männern, welche in der Behandlung der Prostitution als Autoritäten gelten, sind sprechende Zeugnisse von der niedern Einschätzung des Lebens auch bei vielen Gebildeten.

Wir dürfen aber dennoch nicht der Dunkelseherei verfallen, welche die ganze Welt als ein großes Sodom und Gomorra betrachtet, nur weil ein Ausschnitt derselben sexuell in der Irre geht. Es ist ja wohl schrecklich, wenn nach Dr. Blaschko jeder Deutsche, der nach dem dreißigsten Jahr heiratet, durchschnittlich zweimal Gonorrhoe gehabt haben soll; daß eine solche Beobachtung auf unsere schweizerischen, speziell auch ländlichen Verhältnisse nicht zutrifft, könnte leicht nachgewiesen werden. Man darf Professor Heim ruhig recht geben, wenn er — gewiß auch im Blick auf die Stadt — bezeugt: „Es ist eine Lüge, daß es heutzutage keinen Jungen mehr gebe, der rein in die Ehe trete; ich weiß, daß dies eine Lüge ist. Ich kenne manche, die diese Behauptung Lügen strafen. Es sind ihrer mehr als man gewöhnlich annimmt. Die Behauptung, die geschlechtliche Abstinenz sei schädlich, ist eine bloße Fabel, erfunden von denjenigen, die ihr eigenes Laster zur Tugend stempeln möchten.“

Ist auch die Sittlichkeit auf dem Lande nicht überall eine vorbildliche, so weiß doch jeder Kenner ländlicher Verhältnisse, daß die Anschauungen auf dem Sexualgebiet hier im Großen und Ganzen viel strenger sind, als in gewissen städtischen Kreisen, da durch eine leicht geschürzte Theater-, Tingeltangel- und Romankost oder durch Schriften, welche über die intimsten Vorgänge in schamlosester Weise berichten, eine dauernde Sexualatmosphäre geradezu gezüchtet wird. Ich habe während meiner zehnjährigen Amtstätigkeit in einer großen Landgemeinde Gelegenheit gehabt, die Volksseele zu studieren und dabei die Beobachtung gemacht, wie das Urteil des Bauern selten so scharf ausfällt, wie bei Verfehlungen auf sexuellem Gebiet. Vielleicht können andere Kollegen Grund haben, meine Beobachtungen nicht zu unterschreiben, typisch ist mir aber doch ein Fall, da ein vorher

angesehener Mann, nachdem er mit einer Witwe Verkehr gepflogen, der nicht ohne Folgen geblieben, dem Urteil der öffentlichen Meinung weichen und unter allgemeiner Verachtung die Gemeinde verlassen mußte. In der Stadt, wo die gegenseitige Kontrolle fehlt und der einzelne unbeobachtet und unerkannt seine Wege gehen kann, da wäre ein solches Gericht unmöglich. Es könnte aber doch der Beweis angetreten werden, daß da, wo es gelingt, eine starke öffentliche Meinung zu bilden, das Laster weichen muß. Eine Gefahr erkennen, und sie mutig beim Namen nennen, heißt, sie schon halb überwunden haben. Wir wollen uns deshalb nicht scheuen, Licht auf die dunklen Stellen werfen zu lassen. Wenn ich speziell an unsere zürcherischen Verhältnisse denke, so ist nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahren eine merkliche Zunahme der Prostituierten speziell auf den Straßen zu beobachten ist. Herr Dr. Müller gibt die Zahl derselben nicht an. Ich will sie auch nicht nennen, obschon mich bei einer approximativen Schätzung durch eine amtliche Persönlichkeit ein leiser Schauer befiel.

Wo wohl die Gründe der Zunahme liegen? Man sagt uns, Zürich werde immer mehr Fremdenstadt, wobei dann gleich kalkuliert wird, wie bei der Debatte im Großen Stadtrat über die Einführung der Polizeistunde. Da hieß es unter anderem, die Rücksicht auf die Fremden und ihre Bedürfnisse mache es uns zur Pflicht, die Wirtschaften die ganze Nacht hindurch offen zu halten, was mit andern Worten heißt: Mag die physische und psychische Gesundheit von Einheimischen und Fremden den größten Schaden leiden, die Hauptsache ist, wenn Geld einläuft und der Ruf Großstadt zu werden, wächst. Nach Großstadtluft riecht es allerdings — nebenbei gesagt — wenn man hört, daß auswärtige Dirnen, nach neuester Gepflogenheit, für ein paar Wochen in Zürich ihre Gastrollen geben, um dann, wenn nicht bereits alles in Luxus und eitlem Tand aufgegangen ist, mit gespicktem Beutel unser Limmatathen wieder zu verlassen.

Wir wollen aber nicht dem Pharisäer gleichen, der da spricht: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, Räuber, Ungerechte und Ehebrecher rc.! Es gibt fremde Elemente, die kein guter Sauerteig sind für unser Volk. Die Lebensführung vieler südländischer und slavischer Musensöhne verläuft augenscheinlich nach dem bekannten: Jugend hat keine Tugend! Es will mir aber vorkommen, wir Schweizer und Zürcher haben deutlich auch die Früchte von Bäumen zu kosten, die im eignen Lande gepflanzt und gepflegt worden sind. Maxim Gorki sagt in seinem Buche: „Die Zerstörung der menschlichen Persönlichkeit!“ folgendes: „Eine wahre pornographische Epidemie hat unsere Schriftsteller erfaßt, in Rußland ist ein neuer Schriftstellertyp entstanden: Der Gesellschaftsclown, der das zerstreuungssüchtige Bürgertum amüsiert; die Führer und Propheten des Volkes sind in die Schenke gegangen und in das öffentliche Haus.“ Paßt dieses Urteil nicht auf viele unserer Schriftsteller, auch auf solche, die den Doktortitel tragen? Man darf sich nicht verhehlen, daß Bücher

und Broschüren über die sexuelle Frage, wie sie in Legionen auf den Büchermarkt geworfen werden, in alle Geheimnisse des geschlechtlichen Lebens einweihen und dabei einer völligen Ungebundenheit des Individuums auf diesem Gebiete das Wort reden, einen ganz enormen Schaden anrichten. Diese Schriften werden viel mehr gelesen als man gewöhnlich meint und die Saat wuchert bereits in voller Ueppigkeit. Seriöse Aerzte erheben denn auch auf Grund der in ihrer Praxis gemachten Erfahrungen ihre Mahnstimme. Ich weise als Beleg dafür auf die aus einer warmen Liebe zum Volk geschriebene Broschüre von Frauenarzt Dr. H. Häberlin hin, betitelt: „Die Ethik des Geschlechtslebens“, welche so lange Vorrat bei mir gratis bezogen werden kann.

Ich möchte aber, um die Zunahme von Prostitution und Unsittlichkeit überhaupt zu erklären, noch auf den engen Zusammenhang zwischen der Wohnungs- und Sittlichkeitsfrage aufmerksam machen. Ich behaupte, daß viele Klagen, welche laut werden, auf diesen Konto zu schreiben sind. Ich kann denen nicht beistimmen, welche die wirtschaftliche Not allein für das Vorhandensein der Prostitution verantwortlich machen; es spielen da noch ganz andere Faktoren mit. Es sind mir Ladentöchter bekannt, die Fr. 150.— Monatslohn beziehen und sich dennoch preisgeben, nur um die Lust zu befriedigen und Geld zu bekommen, um es den Modedamen gleichtun zu können. Aber sicher ist, daß den äußern Verhältnissen eine große Bedeutung zuzumessen ist. Man vergegenwärtige sich nur kurz folgendes: In unserer Stadt müssen Mietzinse bezahlt werden, welche beinahe unerschwinglich sind und zu einer schweren, drückenden Last für ganze Volksklassen werden. Der Broschüre von H. Schatzmann: „Kommunale Wohnungsfürsorge mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Zürich, 1910“, entnehme ich, daß im Jahr 1878 der m² eines Grundstückes an der Bahnhofstraße, also an vorzüglichster Geschäftslage, Fr. 183.—, im Jahr 1899 aber sage Fr. 1460.— gekostet hat und im Jahr 1862 an der Badenerstraße (Arbeiterquartier) der m² auf Fr. 6.—, im Jahr 1904 aber auf Fr. 306.— zu stehen kam. Auf solch teurem Boden erstehen naturgemäß auch sehr teure Wohnungen und während ein paar Wenige einen sehr großen Gewinn machen, haben die Mieter die Preissteigerung zu bezahlen. So nimmt nachgewiesenermaßen die Ausgabe für den Mietzins dem lohnarbeitenden Mieter der Dreizimmerwohnung je nach beruflicher Qualität 30—50 % seines Jahreseinkommens weg. Der Mangel an kleinen Wohnungen nötigt den Arbeiter, die Leute aus dem Mittelstand und besonders auch Witwen, welche aus dem Pensionsbetrieb leben, gar oft zum Bezug von größeren Wohnungen, und um den Zins für dieselben aufzubringen, kommen sie manchmal dazu, dubiose Personen bei sich aufzunehmen. Am Anfang schaut man vielleicht noch streng auf einen guten Leumund der Logisherren oder der Logisfräulein; da steht aber aus diesem oder jenem Grunde ein Zimmer längere Zeit leer, es sollte aber gezinst werden; wie groß ist da die Versuchung, Personen von zweifelhaftem Ruf

Aufnahme zu gewähren, besonders wenn sie noch besser bezahlen als andere! Während ich dies schreibe, steht eine mehr als 60jährige Witwe in meinem Zimmer; sie hat sich bis jetzt mit Gott und in Ehren durch die Welt gebracht. Sie hat zwei ineinandergehende Zimmer zu vermieten. Schon einigemale hat sie Offerten erhalten von Damen mit üppigem Leib und auffallendem Kleid, sie würden doppelt so viel bezahlen als verlangt wird. Die Witwe gibt einen abschlägigen Bescheid, sie duldet nichts Unerlaubtes in ihrer räumlichen Behausung, dafür aber stehen die Zimmer leer, aus deren Ertrag sie leben sollte. Tapferes Weib, wie viele mögen dir folgen?

Man halte sich vor Augen, wie viel Familiensinn, Schamgefühl und Sittenreinheit verloren geht in den durch Aftermiete überfüllten Wohnungen und welchen Eindruck das offene Zusammenleben in sogenannten Verhältnissen auf die Jugend machen muß, und man wird der Regelung der drückenden Wohnungsnot und der damit verbundenen Prostitution auf staatlichem und genossenschaftlichem Wege näher treten müssen. In den Wohnungen, welche die Stadt Zürich baut und weiter zu bauen gedenkt, ist die Aftermiete vertraglich ausgeschlossen und damit Leuten, welche gewerbsmäßig Unzucht treiben, von vorneherein die Türe verriegelt: gewiß eine rationelle und auch aussichtsreiche Bekämpfung der Prostitution.

* * *

Zum Schlusse möchte ich noch auf zwei Punkte aufmerksam machen, die meines Erachtens der Diskussion wert sind. Der eine ist mehr allgemeiner Natur, der andere bezieht sich mehr auf unsere stadtzürcherischen Verhältnisse.

Bei der Frage, aus was für Elementen sich die Leute rekrutieren, welche ihr Fleisch zu Markte tragen, stoßen wir wohl auf Personen aller Stände, besonders auf schlechtbelöhnte Fabrikarbeiterinnen, Näherinnen, Verkäuferinnen und Dienstmädchen. Das Hauptkontingent liefern aber die Kellnerinnen. Diese stehen in den Statistiken über die Geschlechtskrankheiten gewöhnlich im zweiten Rang. Die folgende aus dem Jahre 1907 stammende, von den Aerzten Lion und Loeb aus den Erfahrungen von Mannheim aufgestellten Angaben, dürften auch auf andere Städte zutreffen. Nach denselben wurden von 594 erkrankten Männern angesteckt durch:

| | |
|---|---|
| Dirnen . . . . . . . . . . . . . . | 278 |
| Kellnerinnen, Buffetdamen . . . | 130 |
| Dienstmädchen . . . . . . . . . . . | 60 |
| Bürgerstöchter, Frauen . . . . . . . | 45 |
| Ladentöchter . . . . . . . . . . . | 37 |
| Arbeiterinnen . . . . . . . . . . . | 20 |
| Näherinnen, Wäscherinnen . . . . . . | 17 |
| Künstlerinnen . . . . . . . . . . . | 7 |

Der Kellnerinnen-Beruf ist der mühsamste und gefährlichste

Beruf des Weibes. Durch die Entziehung des Schlafes, durch den beständigen Aufenthalt in den zur Erzeugung von Durst überheizten, tabakgeschwängerten Räumen und durch die Zumutungen, welche ihnen von den Gästen beständig gemacht werden, gehen die meisten nach ein paar Jahren körperlich und seelisch zu Grunde. Es braucht eine große Kraft der Seele, um den Intimitäten und Zärtlichkeiten der Herren Stammgäste gegenüber stark und rein bleiben zu können. Nur eine verschwindend kleine Zahl vermag dies, indem sie nach Erkenntnis der Gefahr sich in einen andern Beruf hinein flüchtet; die übrigen verfallen nach einem kurzen Frühling dem Siechtum, nachdem sie vielleicht noch vorher als Prostituierte manchem Vertreter des männlichen Geschlechtes ein dauerndes Andenken mit auf den Weg gegeben haben. Bin ich nun Utopist, wenn ich gestützt auf diese Beobachtungen, wie es kürzlich in der Zeitschrift „Frauenbestrebungen", Jahrgang 1910, Nummer 8, gefordert wurde, der gänzlichen Abschaffung des Kellnerinnenstandes das Wort rede? Sollte denn das, was in Italien, Frankreich und einzelnen Teilen der Vereinigten, Staaten schon längst besteht, nicht auch bei uns durchführbar sein? Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben! lesen wir von der Hagar in der Wüste; wir aber könnten untätig zuschauen, wie in einem Berufe Töchter ihre Gesundheit opfern, die Anspruch haben auf unsern Schutz, und, wenn sie einmal, weil verblüht, ausrangiert sind, eine Gefahr für die Volksgesundheit werden können? Im Frühling dieses Jahres haben 125,000 Frauen unter der Leitung der Frau Camilla Jellinek in Heidelberg die deutsche Reichsregierung mit folgender Petition begrüßt: „In Schankräumen von Gastwirtschaften und Schankstellen dürfen Gäste nicht durch Personen weiblichen Geschlechtes bedient werden. In Orten unter 5000 Einwohnern, sowie für Wirtschaften ohne Alkoholausschank und für die Ehefrau des Wirtes kann die höhere Verwaltungsbehörde den örtlichen Verhältnissen Rechnung tragen, Ausnahmen von dieser Regel gestatten; die Erlaubnis kann jederzeit widerrufen werden. Personen, die beim Inkrafttreten des Gesetzes schon im Kellnerinnenberufe stehen, sind von diesem Gesetze ausgenommen."

Es wäre zu wünschen, es würde eine solche Bewegung auch in unserem Lande eingeleitet; sie würde vielen Hindernissen begegnen, diese dürfen uns aber nicht zurückschrecken; sie sind vielmehr da, daß man sie mit tapferem Sinne überwindet.

Bis auf weiteres und Hand in Hand mit dieser Bewegung sollte, bis dieselbe Erfolg hat, eine vermehrte Fürsorgetätigkeit den Kellnerinnen gegenüber stattfinden. Wir besitzen Herbergen für Dienstmädchen, Ladentöchter, Fabrikarbeiterinnen u. s. w., wir haben in Zürich ein Kellnerheim, wäre nicht auch ein solches ebenso nötig für Kellnerinnen? Warum überläßt man die Stellenvermittlung beinahe ausschließlich den Privatbureaus? Schwester Henriette Arendt, gewesene Polizeiassistentin in Stuttgart, redet in ihrem Buche: „Menschen

die den Pfad verloren", pag. 38 und 39 von der segensreichen Tätigkeit des Stuttgarter Vereins zur Fürsorge von Gasthofgehilfinnen, der für die letztern ein eignes Heim besitzt und in beständiger Fühlung mit dem städtischen Arbeitsamte steht. In der gleichen Stadt hat sich auch ein Kellnerinnenverein organisiert, der sich das Ziel setzt, den eignen Stand zu heben, das Selbständigkeitsgefühl zu wecken und die Berufsinteressen nach außen hin zu vertreten. Eine Eingabe an die Regierung, in der sie unter anderem verlangen, daß unter 21 Jahren kein Mädchen zum Kellnerinnenberuf zugelassen werde, daß sie einen festen Gehalt bekommen, eine bestimmte Kündigungsfrist erhalten, ebenso Wohnung im Hause rc., geben Zeugnis vom Ernst ihres zielbewußten Strebens.

Und nun sei zuletzt noch eine Frage berührt, welche speziell unsere Zürcher Verhältnisse betrifft. Es ist einleitend davon die Rede gewesen, wie bei uns die Tendenz besteht, die polizeiliche Tätigkeit, welche beständig nach kalten Paragraphen und Strafbestimmungen handeln muß, in Fürsorgetätigkeit ausmünden zu lassen. Es muß durchaus anerkannt werden, daß bei den obersten Organen unserer Sittenpolizei der aufrichtige ernste Wille vorhanden ist, nicht bloß mit dem Strafkodex auf die Opfer der Unzucht loszustürzen, sondern in ihnen den Menschen zu suchen und ihnen zu einer neuen Lebensführung zu verhelfen; aber was können sie ausrichten, wenn ihnen überall die Hände gebunden sind? Herr Professor L. Köhler hat ganz recht, wenn er in einem Artikel betitelt: „Der Zürcher Narreninspektor", der mir dieser Tage zufällig in die Hände fiel, erklärt: „Es wird wieder eine Zeit kommen, da man eine Laterne anzünden und das Herz wieder suchen wird, das Herz, ohne das keine Not sich wahrhaft heilen läßt, das Herz, das kein Verstand, keine Organisation und keine Zentralisation ersetzen kann." Aber wie, wenn das Herz, das gern helfen und retten möchte und auch das bestimmte Gefühl hat, es könnte geholfen werden, in der Durchführung dessen, was es will, zu einer lähmenden Halbheit verurteilt wird, nur weil die finanziellen Mittel fehlen, um das Erhoffte zu erreichen? Polizeikommissär und Polizeiassistentin kommen täglich in den Fall, sich mit Töchtern abzugeben, welche, wenn sie geschlechtskrank sind, dem Kantonsspital zur besondern Behandlung zugewiesen werden, und wenn eine Krankheit nicht konstatiert ist, in einem andern für solche Personen bestimmten Lokal Aufnahme finden.

Wie sieht es nun aber in dem für Geschlechtskranke bestimmten Zimmer aus? Man hat mir abgeraten, davon zu reden, ich muß es aber tun, auch auf die Gefahr hin, daß man mir die Einmischung in Verhältnisse vorwerfe, die mich nichts angehen. Sie gehen mich aber gerade so viel an, wie die Not des Bruders, der als Mensch Anspruch auf erbarmende Liebe hat. In diesem Zimmer, das manchmal überfüllt ist, stehen 10 Betten; hier werden einlogiert und ärztlich behandelt Dirnen, die zu wiederholten Malen geschlechtskrank ge-

wesen, jegliches Schamgefühl verloren haben und nach ihrem Cynismus in Rede und Benehmen zu schließen, unter die Stufe des Tieres gesunken sind, und neben diesen liegt vielleicht eine 16jährige Tochter, welche durchaus ehrbar gewesen, aber von einem Wüstling verführt und angesteckt worden ist; ja das Kinderfürsorgeamt hat schon Kinder wegnehmen müssen, welche in dieses Zimmer gebracht worden waren. Man muß alle Patienten ohne Unterschied des Alters und der moralischen Beschaffenheit im gleichen Raume unterbringen. So kann es vorkommen, daß die Insassen wegen eigentlicher Radauszenen gemaßregelt werden müssen. Die Aerzte sind ohnmächtig. Seit Jahren sollen ihre Reklamationen mit dem Hinweis auf die beschränkten Raumverhältnisse des Spitals abgewiesen worden sein. Solche Zustände nenne ich einfach unhaltbar, ja skandalös. Bedenkt man denn nicht, was für ein Gift aus einem solchen Zimmer ausgehen kann aufs Volk, auch wenn die Insassen desselben für den Augenblick dasselbe wieder körperlich gesund verlassen? Manches Mädchen hat mir bekannt — Beweise liegen vor — daß es in innerer Scham und Reue dieses Zimmer betreten habe, daß aber die Gefühlsrohheiten, mit denen ältere Dirnen ihre vielfachen Erfahrungen zum besten gegeben, die aufkeimenden besseren Regungen einfach zum Schweigen gebracht haben. Da muß Remedur geschaffen und mehr individualisiert werden. Typhus- uud Pockenkranke isoliert man, man nimmt sie von den übrigen Kranken weg, Geschlechtskranke aber heilt man physisch, läßt sie aber moralisch zu Grunde gehen. Zu dieser Bemerkung bringt mich folgende Erwägung: Man gestattet wohl die religiöse und moralische Beeinflussung dieser Kranken; bei solchen Besuchen kann man manchmal Zeuge davon sein, wie besonders bei jungen Mädchen ein eigentliches Verlangen nach der Rückkehr in geordnete Verhältnisse und einem neuen Leben zu konstatieren ist. Aber was helfen alle diese guten Vorsätze, wenn mit dem Tage der Entlassung der Kampf mit dem versuchungsreichen Leben wieder beginnt, ein solches Mädchen ohne Existenzmittel, manchmal auch ohne rechte Kleider und weitere persönliche Anleitung sich selbst überlassen ist; wie unendlich groß ist da die Gefahr, daß ein solch armes Wesen schwach und verzagt wird, enttäuscht aufs Neue fällt, nur weil keine rettende Hand sich gezeigt hat? Da fehlt eine Zwischenstation zwischen Verhaftzelle und Spitalpflege einerseits und dem Leben und seinem rauhen Kampfe andererseits. Was wir für unsere städtischen Verhältnisse dringend bedürfen, das ist das vom Polizeikommissariat längst gewünschte sogenannte Refugium, d. h. eine Zufluchtstätte, in der sich die Töchter so lange aufhalten können, bis sie eine gewisse Gewähr für innere Festigkeit bieten und sie in eine bestimmte berufliche Beschäftigung zurückkehren können. Es ist dies nicht nur ein Gebot der Liebe, sondern auch ein Gebot der Klugheit und des Selbsterhaltungstriebes des Staates. Die Kosten, welche daraus erwachsen, zahlen sich bei weitem zurück durch das, was durch die Verhütung weiterer Erkrankungen oder sonstiger Verirrungen erspart werden kann. Eine

im Anfang des 19. Jahrhunderts in England lebende Trinkerin und Vagabundin hat nach genauen Erhebungen eines Arztes eine Nachkommenschaft von 839 Personen gehabt, unter diesen waren 100 unehelich geborene, 181 Prostituierte, 142 Bettler, 64 Armenhausinsassen und 76 schwere Verbrecher und sie haben alle den Staat und die Armenverbände ungefähr 5 Millionen gekostet. Denken wir daran, was für eine Vergiftung und Degeneration von einer einzigen geschlechtskranken Person ausgehen kann in ihren mannigfachen Verzweigungen auf Kinder und Kindeskinder und welche Kosten eine Person den Gemeinwesen auferlegt, welche durch unsere Hilfe hätte gerettet werden können, aber aus Mangel an Mitteln, wie man sagt, die nötige Fürsorge nicht erhalten hat! Nach dem Grundsatz: Strenge gegen die Sünde, aber Milde gegen den Sünder, heißt es hier eingreifen und handeln. Wo gesetzliche Strenge nichts vermag, da kann die erbarmende Liebe — sagen wir das Herz — Wunder wirken. Die armen Mädchen sind ungemein dankbar für jene Liebe, welche nimmer aufhört und an das Göttliche im Menschen glaubt. Diese Liebe, welche des Gesetzes Erfüllung ist, macht eine Arbeit leicht, welche allerdings eines besonderen Taktes bedarf, und ihren Zweck ganz verfehlt, wenn sie in einem richtenden, pharisäisch selbstgerechten Geiste getan wird.

Man redet vom Alkoholelend; dieses ist vorhanden, aber ebenso groß sind die sexuellen Notstände. Mit dem bloßen Klagen über bestehende Uebelstände kommen wir nicht weiter, sondern es heißt auch da im Dienste der fürsorglichen Liebe handeln nach dem Wort: Arbeiten und nicht verzweifeln!

J. Spinner.

---

# Rundschau.

**Tolstois Tod** ist nicht nur ein willkommener Gegenstand für schreiblustige Literaten, sondern ein Ereignis von wirklicher innerer Größe. Zwar scheint es gerade bei einem solchen Mann wenig zu bedeuten, ob er leiblich noch unter uns sei oder nicht, da er auf alle Fälle eine lebendige Macht bleibt und diese Macht des lebendigen Geistes den Tod zu einem bloß nebensächlichen Geschehnis macht. Und doch fühlen wir, daß wir ärmer geworden sind. Er war doch ein ganz Großer, Einer, der es nicht für ein Märchen hielt, ein Leben im heroischen Stil zu führen. Solcher gibt es ganz Wenige. Unsere Zeit scheint den Menschen die Lust und den Mut dazu immer mehr zu rauben. Es wird immer mehr Donquichoterie in ihren Augen. Da war es eine große Erquickung, zu wissen: ein solcher Mensch, ein Mensch, der das Leben noch für etwas Tiefes hält, der heroisches Leben für natürlich und selbstverständlich hält, der wirklich Großes gewagt hat und immer noch wagt, lebt wirklich unter uns, atmet die gleiche Luft mit uns. Darum sind wir jetzt beraubt. Und doch, wie dankbar müssen wir sein, daß wir diesen Mann gehabt haben! Denn nichts war vor einigen Jahrzehnten weniger selbstverständlich, als daß ein solcher Mensch möglich sei. Wer von uns es noch erlebt hat, wie die Kunde von der großen Wendung seines Lebens zu uns kam und welche Wirkung sie tat, der weiß es: es war ein W u n d e r. Mitten in eine noch

vom Glanz ihrer Kultur berauschte oder dadurch doch eingeschüchterte Zeit trat dieser Mann, vielleicht der größte Geist seiner Zeit, erklärte diese ganze Kultur für Schwindel und stellte ihr den russischen Bauern als Vorbild hin! In eine Zeit, die mühsam einen matten religiösen Glauben aufrecht erhielt, rief er die Botschaft hinein, daß die Bergpredigt das wahre Leben beschreibe und daß sie gelebt werden könne und müsse. Ja, ein Wunder war es, und wie man im Einzelnen von Tolstois Botschaft denken möge, man wird gestehen müssen, daß diese Gestalt den Beginn einer neuen Lebensperiode der Menschheit bezeichnete — nicht sie allein, aber sie stärker als die meisten andern.

Und nun ist er auf eine Weise von hinnen gegangen, die zum Großartigsten und Erschütterndsten gehört, was die ganze Menschengeschichte uns berichtet. Diesen Eindruck dürfen wir uns durch den Lärm der Zeitungsartikel nicht verwischen lassen. Dieser zweiundachzigjährige Mann macht sich auf, um noch am Rande des Grabes in letzter Gewaltanstrengung das Ideal zu erreichen, das Ideal leben zu können, das ersehnte, so schmerzlich geliebte Ideal; aus aller Umklammerung des Endlichen flieht er zum Ewigen und im Tod bricht die Ewigkeit über ihn herein. Welch ein großer Schluß eines großen Lebens! Wie auch dieser letzte Schritt menschlich und psychologisch erklärt werden mag — das Ereignis bleibt auf alle Fälle bedeutsam als Symbol.

Es ist auch ein Symbol für unser ganzes Geschlecht. Geht nicht auch durch unsere Seele dieser Zwiespalt zwischen unserem Ideal und unserer Wirklichkeit? Will er nicht auch uns fast ersticken? Wird dieser Konflickt mit dem fortschreitenden Erwachen des Christentums nicht immer härter werden? Und dann? Dann wird mit der Christenheit geschehen, was mit Tolstoi geschehen ist: die Macht des Ewigen wird sie aus der Umklammerung der Welt herausreißen dem Ideal entgegen, freilich nicht zum Tode, sondern zum Leben, zu neuem Leben!

L. R.

**Die Synode von Baselstadt** hat den Entwurf der **neuen Kirchenverfassung** durchberaten und einstimmig den Stimmberechtigten zur Annahme empfohlen. Die wichtigsten grundsätzlichen Bestimmungen finden sich naturgemäß in denjenigen Paragraphen der Staatsverfassung, welche das Verhältnis von Staat und Kirche regeln. Wir haben uns schon bei Gelegenheit der Abstimmung darüber (April 1910) geäußert. In entscheidenden Punkten war also der Weg für die Kirchenverfassung gewiesen. Aber es waren noch allerlei wichtige Fragen zu entscheiden.

Zuerst die Bekenntnisfrage. Die Freunde einer Bekenntniskirche mußten sich freilich von vornherein über die Aussichtslosigkeit jedes Versuches, ein formuliertes Glaubensbekenntnis der neuen Kirche zu Grunde zu legen, klar sein. Nicht nur wären die kirchlich Freisinnigen geschlossen dagegen gewesen, sondern auch die Mehrzahl der Positiven trug kein Verlangen danach. Es fragte sich also bloß, ob die Anhänger eines Bekenntnisses sich der neuen Kirche anschließen oder sich als Freikirche konstituieren würden. Es ist nicht zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gelangt, wie weit die Frage überhaupt erwogen worden ist; jedenfalls stehen wir vor der Tatsache, daß die bekenntnisfreundliche Gruppe nicht den geringsten Versuch gemacht hat, durch Drohung mit ihrer Separation in dieser Frage einen Druck auszuüben.

Aber auch der andere Weg wäre denkbar gewesen, daß man aus Angst vor dem Aufrollen der Bekenntnisfrage überhaupt jede Bestimmung über Wesen und Aufgabe der Kirche weggelassen hätte. Auch das wäre meines Erachtens ein Fehler gewesen. Die Kirche soll deutlich sagen, was sie will und darf nicht aus Angst, daß sonst irgend jemand ihr fern bleiben könnte, ihre Ziele ganz unbestimmt stecken; nur das ist nicht ihre Sache, über den Glauben und die Aufrichtigkeit der Einzelnen zu richten und irgend jemand von sich auszuschließen. Der Kirchenrat hat durchaus den richtigen Weg gewählt und die Diskussion hat auch daran keine grundsätzliche Kritik geübt, sondern bloß die Formulierung in Einzelheiten geändert; folgender Wortlaut ist aus den Beratungen hervorgegangen.

Wie die Bundesverfassung mit den Worten „Im Namen Gottes des Allmächtigen“ beginnt, so ist auch hier folgendes Votum vorangestellt worden: „Im Namen und zur Ehre Gottes, unseres Schöpfers und Vaters, der uns Jesus

Christus als unsern Heiland und Erlöser geschenkt und uns durch ihn berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte. Amen.“ Darauf folgt als § 1 folgende Definition des Wesens der Kirche:

„Die evangelisch-reformierte Kirche des Kantons Baselstadt ist ein Glied der allgemeinen christlichen Kirche. Sie ist Erbe und Rechtsnachfolgerin der in Basel am 8. Februar 1529 kraft Beschluß des Volkes und der Behörden auf Grund der heiligen Schrift erneuerten Kirche, zählt sich zu den wie sie selbst aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen und pflegt besonders enge Beziehungen zu den reformierten Kirchen der Schweiz. Als Volkskirche steht sie allen im Kanton Baselstadt wohnenden Protestanten offen.

Die Grundlage ihrer Lehre ist Jesus Christus und sein Evangelium, das sie aus der Bibel unter der Leitung des christlichen Gewissens, der christlichen Erfahrung und der Wissenschaft erforscht, verkündet und im Leben zu verwirklichen trachtet. Getreu den Grundsätzen des Protestantismus erwartet sie, daß ihre Mitglieder in den evangelischen Grundwahrheiten sich eine persönliche auf Ueberlegung und Erfahrung gegründete Ueberzeugung bilden. Sie will ihnen darin nach Kräften helfen und sie als Glieder eines Leibes, dessen Haupt Christus ist, vereinigen im Geiste göttlicher Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Ihr Ziel ist, zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden beizutragen durch das Evangelium, als die unversiegbare Quelle ewigen Lebens und persönlichen wie gemeinschaftlichen Fortschrittes.“

Diese ganze Fassung scheint mir recht glücklich. Unverkennbar sind die geschichtlichen Grundlagen betont, erstens Jesus und sein Evangelium und zweitens die Reformation. Die Kirche wird aber nicht an eine dogmatische Formulierung der Vergangenheit gebunden, die Selbstständigkeit der religiösen Ueberzeugung wird erstrebt, die Förderung des Reiches Gottes und Weckung religiösen *Lebens*, nicht bloß irgendwelcher *Lehre*, als das Ziel festgehalten, und daß das Evangelium auch im menschlichen Gemeinschaftsleben Verwirklichung finden muß, ist deutlich ausgesprochen. Mögen diese Bestimmungen nicht bloß auf dem Papier stehen!

Daß die Kirche kein Mittel erhält, jemand von sich auszuschließen, vielmehr jeden protestantischen Einwohner des Kantons ohne Weiteres als Mitglied betrachtet, solange er nicht sich selbst von ihr ausschließt, mag manchen befremden; es liegt aber durchaus in der Konsequenz der Auffassung, welche die Kirche einfach als Institution zur Auswirkung der Kräfte des Evangeliums betrachtet und bewußt darauf verzichtet, die sichtbare Organisation genannt Kirche zu einer „Gemeinschaft der Gläubigen“ zu gestalten; daß wir diese Auffassung, welche schon von der Staatsverfassung gefordert wird, entschieden vertreten, haben wir früher ausgeführt. Es ist auch kein Versuch gemacht worden, daran zu rütteln. Eine Neuerung ist es, daß das Stimmrecht auch auf die Ausländer (nach einjährigem Aufenthalt) ausgedehnt wird; es war wirklich kein sachlicher Grund vorhanden, es ihnen vorzuenthalten und in der Kirche nationale Schranken aufzurichten. Das Frauenstimmrecht ist noch nicht eingeführt, kann aber jederzeit ohne Verfassungsrevision durch die Synode bewilligt werden. Man wollte nicht die ganze Vorlage durch sofortige Einführung des Frauenstimmrechts gefährden.

Die Gefahr einer Absplitterung gewisser Gruppen soll dadurch vermieden werden, daß Minoritäten entweder ein Mitbenutzungsrecht an kirchlichen Gebäuden und Geräten oder, wenn gewisse Bedingungen erfüllt sind, sogar Beiträge aus der kirchlichen Zentralkasse erhalten. Daß nicht jede Sekte von diesem Recht Gebrauch macht, wird dadurch vermieden, daß der Minoritätspfarrer sich an die Bestimmungen der Kirchenordnung halten und sich der kirchlichen Visitation unterziehen muß. Diese Weitherzigkeit gegenüber den Minoritäten ist sehr zu begrüßen, und es darf erwartet werden, daß die Separation dadurch nicht befördert, sondern verhütet wird. Insbesondere wird, wenn man solche Minoritäten sich nicht ganz von der gesamten Volkskirche loslösen läßt, die zweite Generation den Weg zu dieser zurück leichter finden.

Der kirchenrätliche Entwurf hatte die Organisation stark zentralisiert mit der Begründung, daß dies bei einer Kirche, welche sich nur über ein kleines Stadtgebiet erstreckt, das Gegebene sei. Die Synode hat etwas dezentralisiert, indem

sie die Gemeinden als Synodalwahlkreise wieder herstellte, denselben ausdrücklich das Recht zuerkannte, Sammlungen für ihre kirchlichen Zwecke zu veranstalten und den Kirchgemeindeversammlungen das Recht der Antragstellung an Synode und Kirchenrat verlieh. Daß die einzelne Gemeinde nicht die finanzielle Selbständigkeit erhielt, sondern eine kirchliche Zentralkasse die Bau- und Besoldungskosten bestreitet, ist bei der großen Verschiedenheit der finanziellen Leistungsfähigkeit der Gemeinden billig. Da sich aber das kirchliche Leben wesentlich in der Gemeinde abspielt und sich in der einen Gemeinde Bedürfnisse geltend machen, die in der andern nicht empfunden werden, so muß die Zentralisation ihre Grenze haben. Daß die Tendenz auf Bildung kleinerer, übersehbarer Gemeinden in der Verfassung ausgesprochen wird, ist sehr zu begrüßen.

Der Grundsatz, daß sowohl Synodalvertreter als Mitglieder der Kirchvorstände proportional gewählt werden sollen, ist erst bei der zweiten Lesung zur Sprache gekommen. Als aber Reg.-Rat Burckhardt-Schatzmann erklärte, daß nur beim Proporz „den Bedürfnissen der Minderheiten angemessener Spielraum gewährt sei“, wie es die Staatsverfassung verlangt und darum bei Streichung der Verhältniswahl die Genehmigung der Kirchenverfassung durch die Regierung nicht erfolgen könne, trat man auf eine eingehende Diskussion nicht ein. Gegenüber der Klage, daß der Proporz einen in kirchlichen Dingen bedenklichen Parteizwang herbeiführe, wurde betont, daß er freiwillige Vereinbarungen, wie sie bei den letzten Synodalwahlen stattfanden, keineswegs ausschließt.

Zu einem Schicksalsparagraphen drohte die Bestimmung zu werden, daß den Kirchenvorständen das Recht zugesprochen werden sollte, bei Pfarrwahlen die Kandidatensuche in die Hand zu nehmen und Vorschläge zu machen. In der übrigen Schweiz wird man nicht begreifen, wie dagegen so starke Opposition erstehen konnte, vor allem auch nicht, wieso dieses Verfahren undemokratisch sein soll. Aber in Basel war bis jetzt bei Pfarrwahlen der Kirchenvorstand völlig untätig; die Vorschläge gingen von Parteivereinen oder ad hoc gebildeten Wahlkomites aus, und diese Gepflogenheit, diese entscheidende Rolle der Parteiorganisation bei der Pfarrwahl erscheint vielen Leuten als das Ideal, das sie sich nicht rauben lassen wollen. Weil aber auf diese Weise der Gewählte jeweilen bloß als Beauftragter einer bestimmten Gruppe in der Gemeinde, nicht als Gemeindepfarrer erscheint, weil also die bisherige Wahlsitte eine Konservierung des bisherigen Parteiunwesens begünstigt, beantragte ich im Einverständnis mit dem Kirchenvorstand von St. Matthäus und unterstützt von Leuten aus beiden Lagern, die Wahlvorbereitung in die Hände des Kirchenvorstands zu legen. Daß wir jemals eine Befragung der Gemeinde hätten umgehen wollen, ist durchaus unrichtig. Das schließliche Ergebnis der Diskussion bei der ersten Lesung war der Satz: „Die Kirchenvorstände haben ein Vorschlagsrecht bei Pfarrwahlen.“

Darin erblickte Herr Prof. v. Orelli eine bedenkliche Wendung. In einem Artikel des „Kirchenfreunds“ Nr. 23 warf er den Freunden des Vorschlagsrechtes vor, daß sie die Einheit der Kirche auf Kosten der Freiheit erstrebten. Diesen Vorwurf hätte man allerdings nicht erwartet aus der Feder eines Mannes, von dem man scharfe Polemik gegen alle freiheitlichen Bestrebungen innerhalb der deutschen evangelischen Kirche zu lesen gewohnt ist. Der Artikel schrieb uns eine ganz andere Absicht zu, als wir verfolgt hatten: nicht die Ueberwindung der schroffen Gegensätzlichkeit und der Spaltung in zwei getrennte Parteikirchen, nicht die Verständigung zwischen den verschiedenen Gruppen durch Betonung des Gemeinsamen, sondern die Verdrängung der äußersten Rechten aus der Kirche. Daß es uns bei Gewährung der Rechte der Minoritäten nicht ernst gewesen sein könne, ließ der Artikel deutlich durchblicken. Dabei mußte der von mir gebrauchte ungeschickte Ausdruck, daß der Kirchenvorstand der Nomination „extremer“ Kandidaten vorbeugen könne, herhalten; ich will also nicht alle Schuld an der entstandenen Beängstigung ableugnen. Aber das darf ich doch sagen, daß Herr Prof. v. Orelli als Redaktor eines kirchlichen Blattes meinen kirchenpolitischen Standpunkt so weit kennen muß, um mir einen solchen Terrorismus nicht zutrauen zu dürfen. Hätte ich geahnt, daß nun auch durch eine im gleichen

Sinn gehaltene öffentliche Erklärung in der gesamten Basler Presse ein weiteres Publikum beunruhigt werde, so hätte ich sofort Verwahrung gegen diese Auslegung meiner Worte und Absichten eingelegt. Uebrigens, wenn ich auch diese Pläne gehabt hätte, so konnte Herr Professor v. Orelli doch unmöglich im Ernst glauben, daß sie von der ganzen Mehrheit, die mit mir gestimmt hatte, geteilt würden.

Als aber der „Verein christlicher Gemeinschaft" die erwähnte Erklärung erließ, hielten wir es für besser, der nun einmal entstandenen Beunruhigung allen Anlaß zu nehmen. Die ganze Frage war uns nicht so wichtig, deshalb peinliche Wirrungen heraufzubeschwören, und so erklärten wir unsern Verzicht auf die ausdrückliche Nennung des Vorschlagsrechtes in der Verfassung, die als Empfehlung seiner Benutzung aufgefaßt wurde. Daß dieses Recht in keiner Weise beschränkt ist, auch ohne extra ausgesprochen zu werden, hatte man uns vom Kirchenrat aus deutlich zugestanden. In der Erklärung, die wir zu Protokoll gaben, wiesen wir die erfahrene Mißdeutung unserer Absichten entschieden zurück: unter extremen Elementen seien solche verstanden die durch verletzende Schroffheit und Rücksichtslosigkeit ihres Auftretens, unangenehme Charaktereigenschaften, Mangel an religiösem Ernst den Frieden in der Gemeinde gefährden, also nicht etwa Anhänger einer bestimmten Richtung als solche. Wir erklärten aber auch mit aller Deutlichkeit, daß der Verzicht auf diese Verfassungsbestimmung nicht im Geringsten auch den Verzicht darauf bedeute, trotz der theologischen und kirchlichen Richtungsgegensätze, die wir gar nicht verwischen wollen, auf religiöse Verständigung und Gemeinschaft hinzuarbeiten. Im Gegenteil hat uns gerade dieser Zwischenfall, dieses tiefe Mißtrauen und dieser entschiedene Widerstand gegen unsere Aktion gezeigt, wie fern wir diesem Ziele noch sind und welche große Arbeit noch zu leisten ist. Freilich ist zu unserer Ermutigung auch das zu Tage gekommen, daß jene Gruppe, welche den Sturm entfacht hat, sich keineswegs mit den „Positiven" deckt und die Entwicklung, die wir ersehnen, leider wohl aufzuhalten, zum Glück aber nicht zu hindern vermag. Es ist uns von einer im Uebrigen uns sympathisch gesinnten Seite vorgehalten worden, es sei eine Illusion, durch gesetzliche Bestimmungen eine Entwicklung erzwingen zu wollen; sie müsse sich von selbst machen. Wir glauben freilich, sie hätte befördert werden können; aber eine Wahrheit, mit der wir uns trösten dürfen, liegt darin: wenn auch offenbar Basel für diesen Fortschritt noch nicht reif ist, so dürfen wir doch — nicht untätig, sondern tätig — warten auf die Zeit, wo man die Leute nicht mehr fragt, ob sie positive oder freisinnige Christen sein wollen, sondern wo diejenigen immer zahlreicher werden, welche nichts als einfache evangelische Christen sein möchten.

Die übrigen Bestimmungen sind sehr einfach: die Synode, bestehend aus 70 von den Gemeinden gewählten Mitgliedern und zwei Abgeordneten der französischen Gemeinde, ist die gesetzgebende Behörde, berät das Budget und die Jahresrechnung, entscheidet über die Abgrenzung der Gemeinden, die Schaffung von Pfarrstellen und Errichtung von kirchlichen Gebäuden. Sie wählt die ausführende Behörde, den neun Mitglieder zählenden Kirchenrat. Der Kirchenvorstand besitzt die Kompetenz für die Gemeindeangelegenheiten. Mehrfach trat die Bemühung hervor, in der Verfassung Sicherheitsventile gegen das Vorherrschen der Pfarrer in diesen Behörden anzubringen, aber es ließ sich nicht überall leicht durchführen. Einiges gab auch die mehrfach vorkommende Bezeichnung „Geistliche" zu reden, da sie als katholisch empfunden wird. Der Protestantismus kennt prinzipiell keinen Unterschied zwischen einem geistlichen und einem weltlichen Stand, er anerkennt den Grundsatz des „allgemeinen Priestertums". Aber es ließ sich einfach kein allgemein verständlicher, gleichbedeutender Ausdruck finden, Pfarrer bedeutet nur die amtierenden, Geistliche alle Ordinierten, die im Kantonsgebiet wohnen. Interessieren dürfte noch, daß für die Pfarrer das System der fakultativen Wiederwahl beibehalten ist: wenn es ein Zehntel der Stimmberechtigten acht Wochen vor Ablauf der sechsjährigen Amtsdauer verlangt, muß eine Wahl angeordnet werden.

Natürlich müssen alle diese Fragen so gut als möglich gelöst werden. Aber selbstverständlich hängt das religiöse Leben

und Gedeihen nicht von diesen Organisationsfragen, sondern von den lebendigen Personen ab, die vom rechten christlichen Geist erfüllt sind. R. Liechtenhan.

# Büchertisch.

Wir haben die Freude, unsern Lesern mitzuteilen, daß die Predigtsammlung unseres Redaktors Professor **Ragaz, Dein Reich komme!** soeben in zweiter Auflage erschienen ist (Verlag Helbing & Lichtenhahn in Basel; Preis Fr. 6.50). Unsere Leser haben es ja kaum nötig, daß ihnen dies Buch besonders empfohlen wird, und viele werden die erste Auflage schon kennen. Ihnen sei mitgeteilt, daß die zweite Auflage um zehn Predigten bereichert ist, so die Abschiedspredigt, die noch einmal das kräftig zusammenfaßt, was dem Prediger am meisten am Herzen liegt. Ich möchte nur kurz betonen, was mir überhaupt an den Predigten von Ragaz als charakteristisch erscheint: das liebevolle Eingehen auf die Bewegungen des gegenwärtigen geistigen und religiösen Lebens, das Achten und sich Bereithalten für das Schaffen Gottes in unserer Zeit; nicht das Heil des Einzelnen, sondern die Zukunft der Sache Gottes unter den Menschen steht im Zentrum. Daneben der unerbittliche Kampf gegen alles Scheinwesen und vor Allem die feste Hoffnung.

Auf ein zweites empfehlenswertes Predigtbuch möchte ich noch kurz aufmerksam machen. Von den beiden Nürnberger Pfarrern **Geyer** und **Rittelmeyer,** deren Sammlung „Gott und die Seele" Ragaz neulich warm empfohlen hat, ist ein neuer Band von 68 Predigten erschienen: **„Leben ist Gott"** (Verlag Heinrich Kerler in Ulm. Preis Fr. 8.10). Bis jetzt kam ich erst zu einigen Stichproben und möchte später darauf zurückkommen. Die beiden Verfasser haben ein besonderes Charisma, die unvergänglichen Wahrheiten in die Sprache unserer Zeit zu fassen, immer zu fesseln und sich nicht in ausgefahrenen Geleisen zu bewegen.

Es gibt immer Leute, welche sich lieber zu Hause an gedruckten Predigten erbauen; sie werden diese Sammlungen freudig begrüßen. Aber auch solche, welche sonst dem Grundsatz huldigen: „Predigtbücher liest man nicht", werden hier eine freudige Ueberraschung erleben: sie werden eine Lektüre finden, die sie zu packen und zu fördern vermag. L.

**Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der schweiz. Heimarbeit.** Im Auftrage des Organisationskomitees als Schlußbericht herausgegeben von Jakob Lorenz, 2. Heft, 1. Hälfte: Die Heimarbeit in der Seidenindustrie.

Es sei in Bezug auf diese Publikation auf die Anzeige in Nr. 9 (S. 262) verwiesen. Diese zweite Lieferung behandelt in sehr eingehender Weise die Zustände der Heimarbeit in einer der für sie wichtigsten Industrien der Schweiz. Unterabteilungen der Arbeit sind: „Die Seidenbandweber in Baselland" von Dr. F. Mangold und: „Die städtischen Heimarbeiter der Basler Seidenbandindustrie" von Frl. M. T. Schaffner (unsrer Mitarbeiterin). Diese Namen, wie der des Herausgebers, bürgen für eine gründliche, interessante und objektive Behandlung. Diese Hefte sind, meines Wissens, auch einzeln zu haben, bei der Buchhandlung des Grütlivereins in Zürich. L. R.

**Grütlikalender 1911,** herausgegeben vom Schweiz. Grütliverein.

Wir nennen aus dem Inhalt: Die genossenschaftliche Internationale von Dr. Hans Müller. Kometen und Weltuntergang von Dr. H. Schwarz. Durchs Prätigau nach Davos ins Albulatal von Robert Seidel. Erzählungen von Clara Viebig, Rosegger und W. Behrendt. Die sozialpolitische Rundschau ist merkwürdig summarisch und knapp. Aufgefallen ist mir, wie stark die Tendenz religiöser Aufklärung sich geltend macht. Pfr. Pflüger schreibt über „Die Entstehung der heiligen Schrift". Wir sind ferne von der Behauptung, die von ihm mitgeteilten Tatsachen „gehörten nicht vor das Volk", und über einige Ungenauigkeiten sehen wir hinweg. Aber wenn davon berichtet wurde, hätten wir gerne eine eingehendere und anschaulichere Darstellung gelesen. Damit, daß die Evangelien nicht von Aposteln verfaßt sind, ist doch recht wenig

gesagt. Seidel stellt die beiden Schöpfungsgeschichten in 1. Mos. 1 und 2 einander gegenüber, aber die Scheidung ist ganz unrichtig vorgenommen. Es berührt ganz eigentümlich, mit welchem Pathos gesagt wird, die Bibel sei Menschenwerk. Ist es denn wirklich noch so, wie Seidel behauptet: „Da wird von den Lehrern die Naturwissenschaft vorgetragen, wonach sich Alles entwickelt hat, und von den Geistlichen wird Religion und biblische Geschichte gelehrt, wonach die Welt in sieben Tagen vom lieben Gott geschaffen worden sein soll“ und „wer in der Schule noch diese fabelhafte Weltschöpfung als unfehlbares Gotteswort lehrt . . .“ Das kann man doch unmöglich mehr in dieser Allgemeinheit behaupten. Aber wenn ein Mann wie Seidel bei den Geistlichen ohne weiteres solche Zumutungen voraussetzt und sich gegen einen Feind echauffiert, der nicht mehr, wenigstens nicht in diesem Maße da ist, ist da nicht vielleicht auf unserer Seite ein gewisses Drumherumreden schuld, bei dem wir unser Gewissen salvieren, aber niemand merkt, wie wirs meinen? Aber die Schuld liegt nicht nur an uns. Vergl. unsere Bemerkungen zu dem Vortrag von Forel in voriger Nummer. L.

**Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus,** von G. Prezzolini, Eugen Diederichs, Jena 1909.

Ein Buch, unentbehrlich für denjenigen, der sich mit dem Studium der modernistischen Bewegung befaßt. Prezzolini steht außerhalb der katholischen Kirche, ein Umstand, der dem Werk einen besondern Wert gibt. Natürlich wird es dem Einzelnen nie möglich sein, von einer religiösen Bewegung ein objektives Bild zu geben. So können wir zum Beispiel die Auffassung des Verfassers über das Wesen des Christentums nicht teilen. Huppert.

---

# An unsere Leser.

Am Schluß unseres vierten Jahrgangs angelangt, möchten wir vorerst den Lesern und Mitarbeitern, die bisher mit uns gegangen sind, unsern herzlichsten Dank für das Vertrauen aussprechen, das sie uns entgegengebracht haben. Wir hoffen, daß wir ihnen auch öfters einen Dienst haben leisten können, daß sie durch uns hie und da Anregung, Klärung, Ermutigung empfangen haben. Wir bitten sie, es auch weiter mit uns zu probieren und mitzuhelfen, daß sich der Kreis derjenigen erweitert, zu denen unsere Stimme dringen kann. Unsere Leser sind ersucht, sich der beigelegten Adreßkarte zu bedienen.

Es ist selbstverständlich, daß wir manches besser machen möchten als bisher. Wir unterlassen es aber, durch allerlei schöne Versprechungen Reklame zu machen; wir wissen nur zu gut, wie schwer es oft ist, das, was man sich vorgenommen, auch zu verwirklichen, und wie wir Redaktoren allein nicht im Stande sind, das zu leisten, was uns als Ideal für unser Blatt vorschwebt. Wenn wir doch einiges nennen, was im neuen Jahrgang anders werden sollte, so tun wir es im Sinn des Appells an alte und neue Mitarbeiter, uns bei diesen Bemühungen nach Kräften zur Seite zu treten.

Wir führen den Untertitel: „Blätter für religiöse Arbeit.“ Damit ist gesagt, daß uns die religiöse Frage die zentrale ist, die alle andern in sich einschließt und von der aus sie alle beleuchtet werden müssen.

Gott in seinem lebendigen Wirken und Schaffen zu verstehen, die Augen und Ohren dafür zu öffnen, die Herzen dafür zu erschließen, Vorurteile und Mißverständnisse, die dem im Wege stehen, wegzuräumen, das ist und bleibt unsere fundamentalste Aufgabe. Wir wollen uns Alle Mühe geben, für Laien zu schreiben, nicht Theologenprobleme zu behandeln. Freilich für Laien, die wissen, daß diese Fragen Alle angehen und nicht einfach den Theologen sollen überlassen bleiben. Es war nun nicht immer zu vermeiden — manchmal aus ganz äußerlichen Gründen — daß andere Fragen, solche ethischer und sozialpolitischer Art mehr in den Vordergrund traten. Diejenigen, die sich darüber etwa beschwert haben, möchten wir herzlich ersuchen, statt der Vorwürfe uns lieber zu helfen, daß wir in diesem Punkt unserm Programm treu bleiben, das richtige Gleichgewicht herstellen können.

Wir wünschten, daß vom Recht der Diskussion mehr Gebrauch gemacht werde — freundschaftliche Diskussion, welche nur zu fördern bestrebt ist, nicht Gezänk soll es sein, das unter allen Umständen Recht behalten möchte. Also ein bloßer Sprechsaal sollen wir werden? Nein, wir denken, diese Diskussion sei wohl möglich, ohne daß unsere Grundrichtung irgendwie verdunkelt wird; denn in diesen vier Jahren dürfte sie genügend an den Tag getreten sein. Wir versprechen selbstverständlich nicht, daß wir jede Aeußerung aufnehmen, sondern behalten uns das Urteil darüber vor, ob sie darauf Anspruch machen dürfe, gehört zu werden. Aber auch dem Gegner, wenn er nur etwas Ernsthaftes zu sagen hat, stehen unsere Spalten offen.

Eine Monatsschrift kann sich nicht vornehmen, ihren Lesern Neuigkeiten aufzutischen und in diesem Sinne aktuell zu sein. Aber sie kann doch das, was sich ereignet und die Gemüter bewegt, von ihren Grundsätzen aus beleuchten und Stellung dazu nehmen. Sie kann die Bewegungen des geistigen Lebens beobachten, in ihren innersten Tendenzen zu verstehen suchen. In dieser Weise möchten wir im neuen Jahrgang besser als bisher unsern Freunden Dienste leisten. Wir beabsichtigen deshalb, die Rubrik der Rundschau etwas planvoller auszubauen und uns zu den wichtigsten Fragen des religiösen, sittlichen, politischen und sozialen Lebens, zu Fragen der Erziehung, zu wissenschaftlichen Erscheinungen zu äußern. Vielleicht gelingt es uns, dieses und jenes Problem, das von der Tagespresse mehr nach parteipolitischen Gesichtspunkten beurteilt wird, in eine tiefere grundsätzliche Beleuchtung zu stellen. Das würden wir gern leisten für das politische wie für das kirchliche Leben. Daß wir uns dabei völlige Parteifreiheit wahren, sei wieder einmal klar betont. Wir können es natürlich niemand wehren, uns als eine neue Partei zu bezeichnen. Tatsächlich werden wir es für unsere Pflicht halten, in manchen Fragen ganz entschieden „Partei zu nehmen." Das ist aber etwas völlig Anderes als die Arbeit für die Interessen, die Macht und den Einfluß einer bestimmten Gruppe innerhalb von Staat oder Kirche. Von solcher Arbeit werden wir unsere Hände auch weiterhin fern-

halten. Daß uns auch immer der sittliche Fortschritt und die Sache der Gerechtigkeit über dem materiellen Vorteil stehen wird, sei noch hinzugefügt. Wir freuen uns, daß wir für diese Aufgabe auf die Mitarbeit der Herren Pfarrer Sutermeister und Dr. Albert Barth rechnen dürfen. Jeder weitere Mitarbeiter auf diesem Gebiete wird uns willkommen sein.

Daß wir unsere religiöse Aufgabe in den Vordergrund stellen, soll uns doch nicht hindern, bestimmte praktische Fragen auch weiter in Angriff zu nehmen. Wir wissen freilich, daß uns Macht und Einfluß abgeht, sogleich Aktionen in die Wege zu leiten. Aber wir haben doch die Zuversicht, daß es uns gegeben ist, hier und dort die Augen zu öffnen für Gefahren, für Uebelstände und Ungerechtigkeiten, für notwendige Aufgaben und Ziele. Es wird uns doch hin und wieder möglich sein, Anregung und Anstoß zu geben. Und wenn es uns gelingt, so ist das nicht minder religiöse Arbeit als die Erörterung religiöser Probleme. Es ist ja keineswegs nur religiöses Interesse, was uns not tut — das ist ja freilich wertvoll — sondern religiöses Leben, religiöse Tat. Wir glauben auf dem Weg von der Theorie und den Prinzipienfragen zur Praxis im letzten Jahrgang einen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Auch hier sind wir auf energische Mitarbeit der Sachkundigen angewiesen.

Einschränken möchten wir hingegen die Rubrik „Bücherschau“. Wir haben, ohne eine Verpflichtung einzugehen, in der Hauptsache das besprochen, was uns von den Verlegern zur Rezension zugesandt wurde. In Zukunft möchten wir nur noch solche Bücher besprechen, die wir unsern Lesern empfehlen dürfen, weil sie einen Gewinn davon haben werden; wir brauchen uns dann auch nicht solche dürftige Kürze aufzuerlegen. Damit hoffen wir einen größern Dienst zu leisten, als wenn wir über alles Mögliche kurz unsere Kritik abgeben.

Wir waren bisher gar oft in der Lage, um der leidigen Platznot willen wertvolle Arbeiten länger hinausschieben zu müssen oder die einzelne Nummer nicht mannigfaltig genug gestalten zu können. Wir hoffen, durch eine Erweiterung der einzelnen Nummer auf 2¼—2½ Bogen (36—40 Seiten) einigermaßen Abhilfe schaffen zu können. Da wir aber schon von 1½ auf 2 Bogen gestiegen sind, ohne das Abonnement zu erhöhen, können wir nun eine Erhöhung auf Fr. 5.— nicht umgehen. Wer es vorzieht, halbjährlich Fr. 2.60 zu bezahlen, ist ersucht, es der Expedition mitzuteilen. Wir hoffen, daß uns trotz dieser bescheidenen Erhöhung die alten Freunde treu bleiben und neue gewonnen werden.

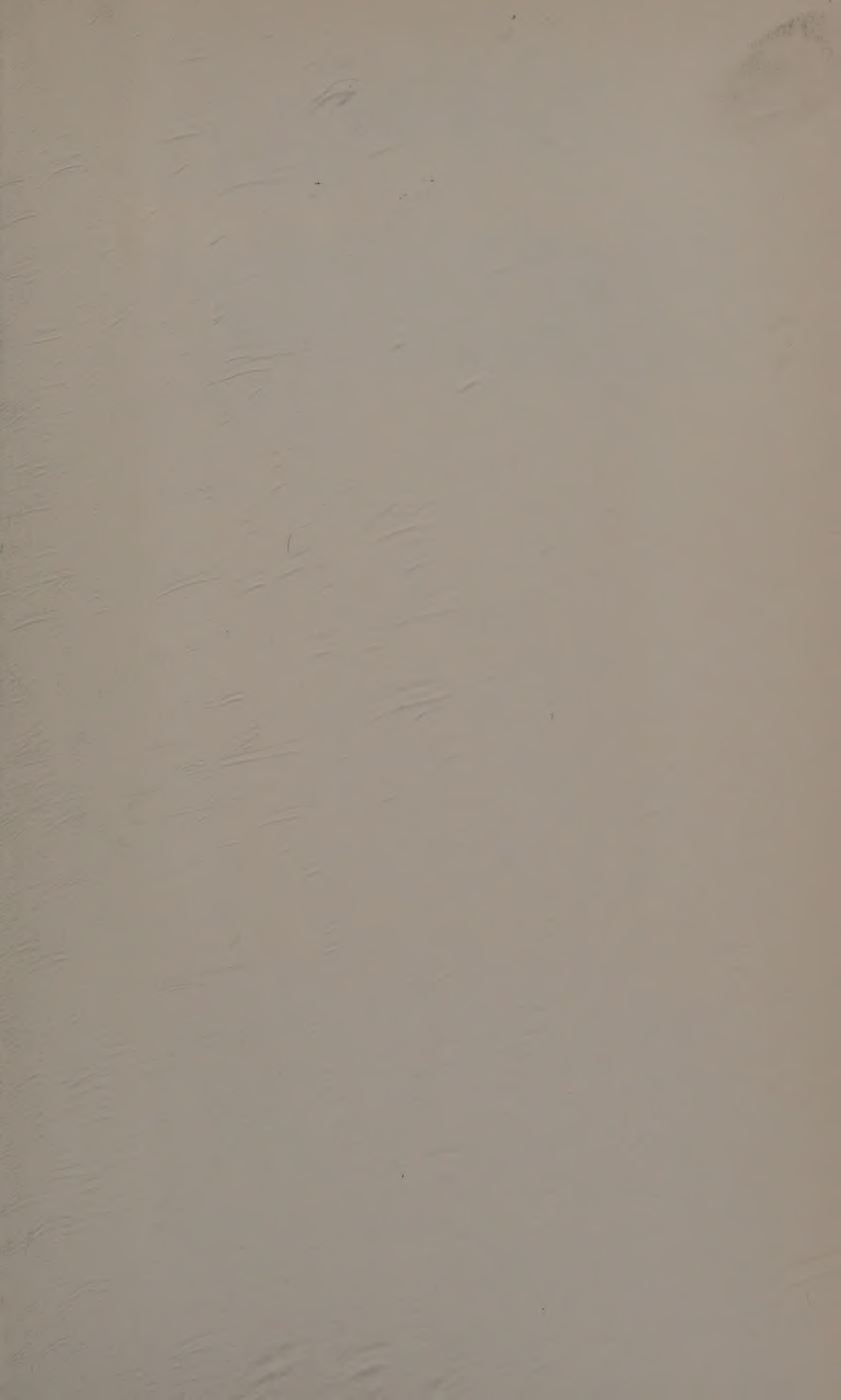
**Die Redaktion.**

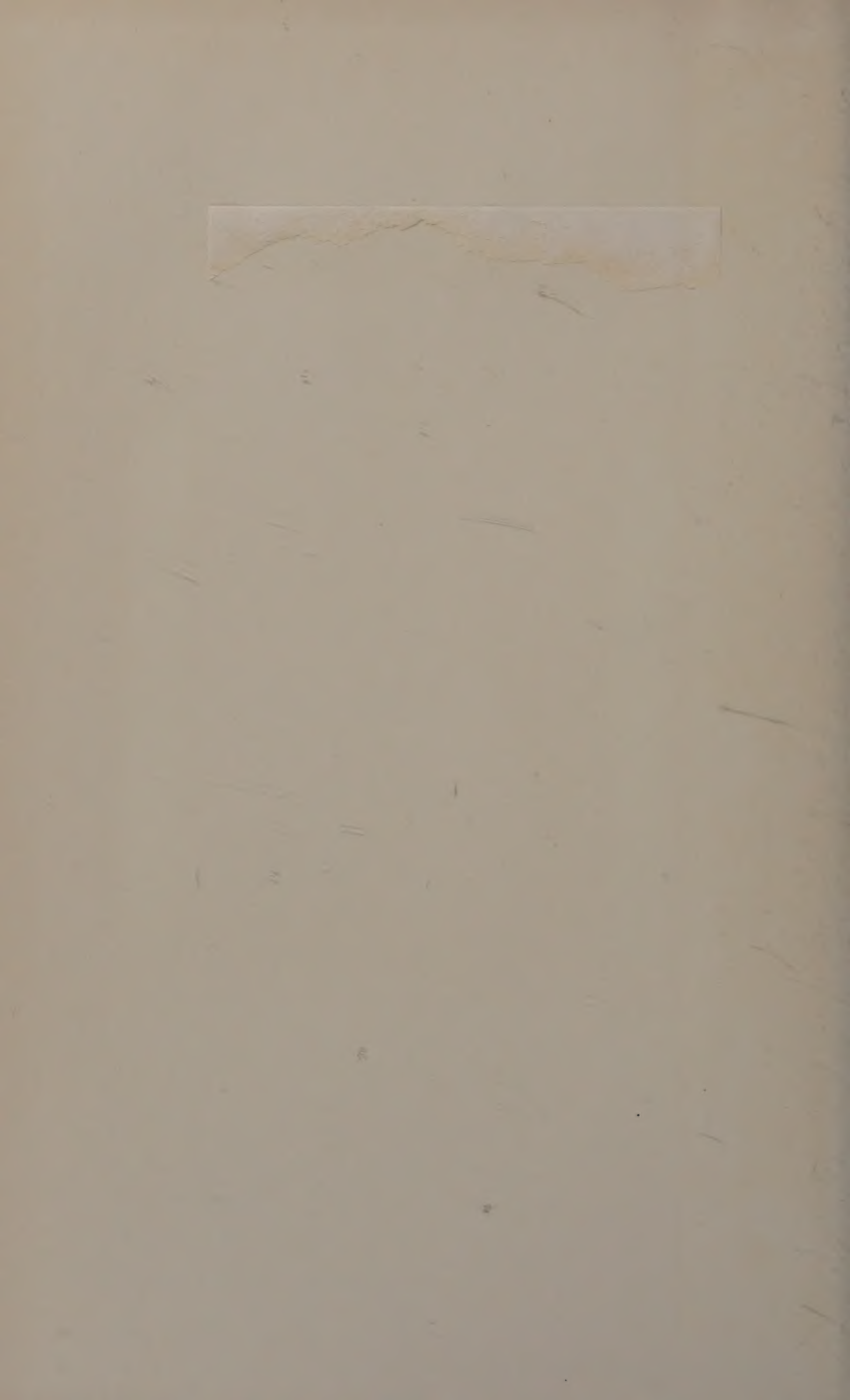
---

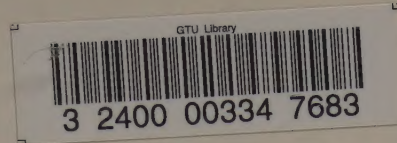
Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.










GTU Library
3 2400 00334 7683

